A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Dritter Band.

Illustrirtes
Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von A. E. Brehm.

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von R. Kretschmer.

Dritter Band.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1866.

Zweite Abtheilung.

Die Vögel.

Erste Hälfte.

Knacker und Fänger.



Arara Macao.

Erste Reihe.

Knacker (Enucleatores).

In den meisten Lehr- und Handbüchern der Vogelkunde wird die gestaltenreiche Welt der gefiederten Rückgratthiere mit den häßlichen, stumpfgeistigen Geiern eröffnet; einzelne Forscher hingegen haben nach dem Vorgange von Cabanis in den Singvögeln die Höchststehenden der Klasse zu erkennen geglaubt. Auf die einen oder die anderen Vögel folgt dann das bunte Heer in bunter Reihe, je nach der Anschauung des betreffenden Forschers. Einheitliche Auffassung, gleichmäßige Ordnung des Ganzen ist zur Zeit noch ein Gegenstand frommer Wünsche: ein allgemein giltiges System der Vögel gibt es noch nicht.

Ich sehe mit Illiger, Kaup, Bonaparte und Anderen in den Papageien oder Sittichen die höchststehenden, weil am gleichmäßigsten entwickelten Vögel und halte sie allein für würdig, die Reihen und Ordnungen der Klasse zu eröffnen. Die Gründe für meine Ansicht werden weiter unten ihre Stelle finden; zunächst handelt es sich für uns darum, die nächsten Verwandten der Sittiche kennen zu lernen. Das System dient wesentlich dem Zwecke, Verwandtschaften, welche uns natürlich scheinen, hervorzuheben, zum Behuf, uns die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern: ein zuverlässiger Führer aber, wie es sein soll, ist es zur Zeit noch nicht. Wir sind noch weit entfernt, das Gesetz der verschiedenartigen Ausbildung einer Grundgestalt erkannt zu haben; wir sprechen zwar von Schöpfungsgedanken, müssen aber, wenn wir ehrlich sein wollen, zugestehen, daß wir darunter zunächst unsere eigenen gemeint haben wollen. Die Natur ist die Einheit: wir sind es, welche diese zersplittern, indem wir begrenzen und theilen. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß jedes System mehr oder weniger ein künstliches und mangelhaftes ist, — mehr oder minder ein Spiegelbild der Kenntniß Dessen, welcher es aufstellte. Es erleichtert aber das Erfassen des Ganzen und hat deshalb seine Berechtigung.

Mehr als eine solche Berechtigung beansprucht die von mir befolgte Eintheilung der Vögel nicht. Sie trennt die gesammte Klasse in einzelne Theile, welche unter sich eine bezügliche Gleichmäßigkeit zeigen, und läßt gewisse Schöpfungsgedanken, Weisheitspredigten, mathematische Schlußfolgerungen und dergleichen beschränkt nützliche Lehren und Meinungen einzelner Weltweisen auf sich beruhen.

Die verschiedenen Vogelkundigen haben hinsichtlich einer Feststellung der Verwandtschaftsgrade der Sittiche mit anderen Vögeln widersprechende Ansichten bekundet. Sie haben diesen Vögeln daher entweder eine so vereinzelte Stellung gegeben, wie sie in der Natur wahrscheinlich nicht begründet ist, oder sie mit anderen Vögeln zusammengestellt, denen sie entschieden nur wenig ähneln. Erst der geistvolle Reichenbach, dessen umfassende Arbeiten weit weniger gewürdigt werden, als sie verdienen, stellte diejenigen Vögel, welche auch ich für die nächsten Verwandten der Sittiche halten muß, diesen

zur Seite und bildete die Abtheilung der Knacker, in denen wir die Mitglieder unserer ersten Reihe kennen lernen werden. Diese Reihe umfaßt außer den Sittichen die Sperlingsvögel im engeren Sinne und die Rabenschnäbler.

Ueber die enge Verwandtschaft der beiden letztgenannten Gruppen ist keiner der ordnenden Thierkundigen unklar geblieben; die Verwandtschaft der ersterwähnten aber hat eben erst Reichenbach herausgefunden, aus dem sehr einfachen und schlagenden Grunde, weil er das Hauptsächliche nicht über dem Nebensächlichen vergaß. Billig muß man sich wundern, daß beide Gruppen nicht schon längst so eng, als zulässig, verbunden wurden. Nicht ohne Grund trägt ein Sperlingsvogel den Namen „Tannenpapagei“, nicht ohne Ursach heißen gewisse Sittiche „Sperlingspapageien“. Man hat die thatsächlich bestehende Aehnlichkeit beider herausgefühlt und sich durch die Klammern des Systems nicht beengen lassen.

Festzuhalten ist bei einer derartigen Auffassung allerdings, daß man es hinsichtlich dieser Verwandtschaften mit Ordnungen, nicht aber mit Familien zu thun, also nur das Gesammtgepräge der Gestalt und die Summe der Lebensäußerung oder mit anderen Worten der Erläuterung der Gestalt zu berücksichtigen hat. Ein Kakadu, ein Sperling und eine Elster erscheinen uns als sehr verschiedene, also durchaus nicht verwandte Geschöpfe, während der Gesammtheit der Papageien die Menge der Sperlingsvögel und diesen die Rabenschnäbler entschieden ähnlich sich zeigen.

Zwischen den gedachten drei Gruppen bestehen viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten. Die Einen, wie die Andern sind durchgängig gedrungen gebaute Vögel mit mittellangen Flügeln, kurzen, kräftigen Beinen, verhältnißmäßig dickem Kopf und kurzem gewölbten und dann oben hakig übergebogenen oder einfach kegelförmigen Schnabel. Der Schwanz ist, wie bei den Vögeln überhaupt, verschieden gestaltet: er kann sehr lang oder sehr kurz, stufig zugespitzt oder leicht ausgeschnitten sein; er besteht aber stets aus verhältnißmäßig weichen, nicht eigentlich schnellkräftigen Federn. Besondere Ausbildung einzelner Steuerfedern findet statt; häufiger aber ist eine reiche Entwickelung oder Wucherung der Schwanzdeckfedern. Das übrige Gefieder ist dicht, nicht aber eigentlich reich zu nennen; die einzelnen Federn pflegen groß und hart zu sein. Lebhafte Färbung des Gefieders wird häufig, große Pracht nicht selten beobachtet. Der innere Leibesbau stimmt in allem wesentlichen überein. Das Geripp ist einigermaßen plump gebaut; die Muskeln sind kräftig. Die Zunge ist bei allen mittellang, wenig oder nicht vorstreckbar, aber sehr beweglich; die Speiseröhre erweitert sich bei vielen zum Kropfe; der Magen pflegt dickwandig, d. h. von kräftigen Muskeln umgeben zu sein. Die Sinne sind ziemlich gleichmäßig entwickelt, Gesicht, Gehör und Gefühl bei allen in hohem Grade, Geruch bei einzelnen, Geschmack bei anderen.

Alle Knacker sind, leiblich wie geistig betrachtet, als hochbegabte Geschöpfe zu bezeichnen. Sie sind kluge, muntere, regsame Vögel, der Geselligkeit zugethan, anderen Klassenverwandten aber nicht eben freundlich gesinnt. Ihr hoher Verstand ermöglicht ihnen ein behagliches Leben selbst unter mißlichen Umständen; ihre leibliche Ausrüstung erleichtert ihnen den „Kampf um das Dasein“.

Nur die Sittiche sind auf den warmen Erdgürtel beschränkt, die Uebrigen Weltbürger. Ihr Wohngebiet wird im wesentlichen durch den Baumwuchs bedingt; denn weitaus die meisten Knacker sind Baumvögel. Sie treiben sich in einem verhältnißmäßig beschränkten Gebiete umher, und nur die, welche in kalten Gegenden leben, wandern; ein eigentlicher Zug, d. h. eine regelmäßig, zu gleicher Zeit und auf annähernd gleiche Entfernungen unternommene Reise findet blos ausnahmsweise statt.

Die Knacker sind vorzugsweise Pflanzenfresser. Ihr starker Schnabel befähigt sie zum Zerkleinern harter Nahrung, namentlich zum Aufknacken der Körner, welche für andere Vögel ungenießbar, weil unverdaulich sind. Außerdem gehen sie Früchte und Blattknospen an. Kerbthiere werden nebenbei von vielen, größere Thiere nur von sehr wenigen verzehrt.

Hinsichtlich der Fortpflanzung läßt sich im allgemeinen wenig sagen. Fast sämmtliche Knacker leben in Einweibigkeit und in geschlossener Ehe auf Lebenszeit. Fast alle brüten mehr, als ein Mal im Jahre. Das Nest ist ein sehr verschiedener Bau; die Anzahl der Eier stets eine mittlere. Das

Weibchen bebrütet die Eier gewöhnlich allein, wird aber währenddem vom Männchen unterhalten und bei vielen Arten auch zeitweilig abgelöst. In die Azung und Erziehung der Jungen pflegen sich beide Eltern zu theilen.

Wegen ihrer räuberischen Einfälle in das Besitzthum des Menschen machen sich viele Knacker sehr verhaßt. Doch überwiegt der von ihnen verursachte Schaden selten den durch sie gestifteten Nutzen. Durch Auflesen von Unkrautsamen, durch Wegfangen von schädlichen Kerbthieren leisten sie Ersprießliches, ganz abgesehen von dem Vergnügen, welches sie dem Menschen bereiten durch ihre belebende Gegenwart in Wald und Feld, durch ihre Schönheit, ihren Gesang, ihre leichte Zähmbarkeit und andere gute Eigenschaften. Zudem ist das Fleisch der meisten Knacker eine schmackhafte und gesunde Speise oder das Gefieder einzelner ein ebenso verbreiteter als wirksamer Putz. So sind diese Vögel in mehr als einer Hinsicht unserer Beachtung würdig.

Erste Ordnung.

Die Papageien (Psittacini).

Die Papageien sind befiederte Affen. Dies findet nicht blos der Laie heraus, sondern muß auch der Forscher anerkennen. Wenn es irgendwie zulässig ist, gewisse Thiere einer Klasse mit denen einer andern zu vergleichen, ist die Berechtigung obiger Worte erwiesen. Ich halte einen derartigen Vergleich für zulässig, will aber keineswegs durch ihn es rechtfertigen, daß ich gerade die Papageien als die höchststehenden Vögel betrachte. Sie rechtfertigen solche Stellung durch sich selbst.

Mit Ausnahme der oben genannten Naturforscher glauben die übrigen in den Papageien Vögel zu erkennen, denen ein nur untergeordneter Rang innerhalb der Klasse zugestanden werden darf. Sie haben sich beirren lassen durch ein einziges Merkmal unserer Vögel, welches andere, wirklich wenig begabte Klassenmitglieder mit ihnen theilen: — durch den Fußbau. Papageien, Spechte, Kukuke, Pfefferfresser, Nageschnäbel, Bart- und Glanzvögel nämlich sind „Paarzeher", oder „Klettervögel", d. h. solche, bei denen zwei Zehen des Fußes nach vorn, die beiden andern aber nach hinten gerichtet sind. So wenig Gewicht nun auch im ganzen auf den Bau des Fußes gelegt zu werden pflegt: in diesem Falle ist es geschehen und somit eine Ordnung gebildet worden, welche die allverschiedensten Vögel in sich vereinigt. Dem größten Theile der so gewaltsam gekuppelten Thiere ist nur das eine Merkmal gemeinsam, keins weiter, — immer vorausgesetzt natürlich, daß man Thiere ein und derselben Klasse im Auge behält; denn im entgegengesetzten Falle könnte man die gefiederten Paarzeher auch von den behaarten (Kusus) oder beschuppten (Chamäleons) unterscheiden wollen. Die Paarzeher im bisher giltigen Sinne müssen somit als eine unnatürliche Ordnung angesehen werden: sie bilden eben durchaus nicht eine sich ähnliche, nach außen hin abgeschlossene Gruppe der Vögel. Sie selbst aber beweisen auch, daß auf den ihnen eigenthümlichen Fußbau keineswegs besonderes Gewicht gelegt werden darf. Spechtmeise, Baumläufer und eine große Anzahl anderer Vögel klettern ohne sogenannte Kletterfüße mit den „Klettervögeln" um die Wette, und die dreizehigen Spechte klettern nicht im geringsten ungeschickter, als die übrigen paarzehigen Arten. Man wird, glaube ich, die Bedeutung des Kletterfußes der Vögel nicht unterschätzen, vielmehr dem wahren Werthe nach würdigen, wenn man ihn mit dem Wickelschwanz der Säugethiere vergleicht. Diesem Befestigungswerkzeug entspricht der paarzehige Vogelfuß: er befähigt seinen Inhaber zu einem vollkommneren Baumleben in dieser oder jener Hinsicht; er erleichtert oder ermöglicht ein festes Anklammern an das Gezweig, an die Aeste oder an den Stamm der Bäume, beschränkt sich aber, wie der Wickelschwanz auch, keineswegs auf natürliche Verwandte, sondern begabt sehr verschiedenartige Baumvögel in einer ihrem Leben zweckdienlichen Weise. Uebrigens ist dieser Klammerfuß keineswegs so gleichartig gebaut, als gewöhnlich angenommen wird, sondern kaum minder verschieden, als die

Vögel selbst es sind. Der Papageifuß zumal weicht von dem paarzehigen Fuße anderer „Klettervögel“ sehr wesentlich ab, hauptsächlich wegen der eigenthümlichen Entwickelung des Mittelfußknochens, welcher mehr, als bei jedem andern Vogel handartig gebildet ist.

Solche Anschauung trennt die Papageien unwiderruflich von anderen „Klettervögeln“, am weitesten gerade von den ausgezeichnetsten derselben, von den Spechten. Mein lieber Freund Weinland findet allerdings auch im Bau der Papageien- und Spechtzunge eine große Aehnlichkeit und glaubt deshalb enge Verwandtschaftsbanden beider Thiergruppen annehmen zu dürfen, übersieht aber dabei, daß die Tastfähigkeit der Zunge, welche er als beiden eigenthümlich hervorhebt, nicht für, sondern gegen seine Meinung spricht, weil gerade diese Begabung mindestens in demselben Grade auch anderen Vögeln, namentlich Schwimmvögeln geworden ist. Die Zunge des Papageien unterscheidet sich von der Spechtzunge ungefähr ebenso, wie die Affenzunge von der fadenähnlichen Zunge des Ameisenfressers. Dazu kommt, daß gerade für die Paarzeher im allgemeinen der Zungenbau eher ein trennendes, als verbindendes Merkmal ist, eben weil von Gleichmäßigkeit des Baues im Ernst kaum gesprochen werden darf. Auch die Zergliederung der betreffenden Thiere rechtfertigt ihre Vereinigung nicht; sie scheidet vielmehr mindestens die Papageien und die Spechte als gesonderte, selbständige Gruppen von den übrigen Paarzehern aus. Damit ist auch die Bedeutung der Gruppen klar genug bestimmt.

Die Papageien oder Sittiche bilden eine in sich abgeschlossene, nach außen hin scharf begrenzte Ordnung der Vögel. Ihr wesentliches Merkmal ist der Schnabel, welcher mit keinem anderen Vogelschnabel verwechselt werden kann, so groß auch seine Aehnlichkeit mit diesem oder jenem erscheinen will. Staude, Einer von den Vielen, welche versucht haben, ein natürliches System der Vögel zu gründen, nennt die Papageien „Kugelschnäbler“ (Globirostres), und dieser Name ist gar nicht schlecht gewählt. Bei der ersten rohen Betrachtung scheint der Papageischnabel dem der Raubvögel zu ähneln; er ist jedoch bedeutend dicker und stärker, verhältnißmäßig höher und im ganzen übereinstimmender geformt. Beachtenswerth ist das Vorkommen einer Wachshaut, d. h. einer unbefiederten, aber auch nicht hornigen, durch ihren Namen bezeichneten Stelle, welche wie ein Sattel auf der Wurzel des Oberschnabels liegt. Ueber den Bau dieses Schnabels und den Leibesbau der Papageien überhaupt mag uns Burmeister belehren, dessen klare, allgemein verständliche Beschreibungen ich für unübertrefflich halten möchte. „Auf dem Oberschnabel der Papageien“, so sagt er, „bemerkt man einen, wenn auch nur schmalen, so doch scharf abgesetzten Rückenstreif, von welchem nach beiden Seiten die mäßig gewölbten Flächen dachartig herablaufen. Hinten verlieren sie sich in die kurze, besonders unter dem Nasenloch mit steifen Borstenfedern sparsam bedeckte Wachshaut, welche gegen den Mundwinkel hin sich zurückzieht. Das Nasenloch liegt nach oben in der Wachshaut; es ist kreisrund und von einem aufgeworfenen Rande umgeben. Die Mundränder des Oberschnabels haben gewöhnlich einen stumpfen, aber starken, zahnartigen Vorsprung in der Mitte, welcher nach vorn schärfer abgesetzt ist, als nach hinten. Die hakige Spitze ist sehr lang und auf der unteren leicht vertieften Fläche feilenartig gestreift. Der beträchtlich kürzere Unterschnabel hat ein dickes, korbartiges Ansehen, ist nur wenig niedriger oder selbst höher, als der obere, und in der Mitte häufig mit einer schwachen Längskante versehen, welche den Kinnwinkel anzeigt. Neben ihr verlaufen im ziemlichen Abstande noch zwei Seitenkanten, welche etwas vorwärts sich vereinigen und die breite, hohe und scharfe Endschneide des Unterschnabels abgrenzen. Vor derselben ist der Mundrand beiderseits, dem Zahn des Oberschnabels entsprechend tief ausgebuchtet und wird von da nach hinten allmählich höher. Die Seiten des Unterschnabels sind mehr oder weniger gewölbt.“

Minder bezeichnend, aber immer noch eigenthümlich genug, ist der Bau anderer Gliedmaßen und des inneren Leibes der Papageien. „Die Beine sind dick, stark, fleischig, aber nie hoch; der Lauf ist viel kürzer, als die Mittelzehe und stets nur mit kleinen Schuppentäfelchen bekleidet. Die ziemlich langen Zehen haben eine starke Sohle, aber nur an der Spitze einen besonderen Ballen; sie sind auf der Oberseite wie der Lauf bedeckt; doch werden die Schuppen gegen die Spitze hin allmählich größer

und gehen auf dem letzten Gliede vor der Kralle in kurze Tafel- oder Gürtelschilder über. Die Krallen sind nicht lang, aber stark gebogen und ziemlich spitz, jedoch nie kräftig. Der innere Vorderfinger hat gewöhnlich die kleinste Kralle, und die des Daumens pflegt nicht viel größer zu sein; die größte sitzt an dem vorderen Außenfinger, doch steht ihr die Kralle des hintern Außenfingers nur wenig nach."

Sehr übereinstimmend sind die Flügel gebaut. Die Armknochen sind mittellang, aber kräftig, die Schwungfedern verhältnißmäßig zahlreich (20 bis 24). Uebrigens sind die derben Schwingen selten lang, aber so geordnet, daß der ausgebreitete Fittig gewöhnlich spitz erscheint. Die Schwanzfedern schwanken sehr, ebensowohl hinsichtlich ihrer bezüglichen Länge, als hinsichtlich ihrer Gestaltung.

Das Gefieder zeichnet sich durch Derbheit aus. Es besteht aus wenigen Federn, welche deshalb an und für sich groß zu sein pflegen; nur die Federn des Kopfes machen hiervon eine Ausnahme. „Das Auge umgibt in vielen Fällen eine nackte Stelle, welche im Leben weiß gepudert zu sein pflegt. Die Zügel (oder die zwischen Schnabel und Augen liegenden, oft wegen besonderer Färbung bandartig erscheinenden Stellen) sind bei den meisten Arten befiedert und namentlich die Backen neben dem Unterkiefer sehr dicht mit Federn bekleidet, welche zum Theil nach vorwärts gewendet sind. Auf der hinteren Seite hat jede Leibfeder einen großen, dunigen Afterschaft."

Die Färbung des Gefieders muß bei aller Verschiedenheit im einzelnen als eine für die Glieder der Ordnung sehr übereinstimmende bezeichnet werden. Ein mehr oder minder prächtiges Blattgrün ist vorherrschend; doch gibt es ebenso auch hiazintblaue, purpurrothe, goldgelbe und düsterfarbige Papageien. Bezeichnend ist die Vertheilung der Farben auf dem Papageigefieder: das Vorhandensein von Farbenfeldern, wie wir es vielleicht nennen können, das häufige Vorkommen von Ergänzungs- oder Gegenfarben auf Ober- und Unterseite (Bläulichviolett, Dunkelblau, Hellblau, Grün oben, Hellgelb, Orangegelb, Zinoberroth, Purpur unten), welches sich sogar auf ein und derselben Schwung- oder Steuerfeder ausspricht; nicht minder eigenthümlich ist das Verdecktsein brennender Farben durch weniger lebhafte, wie sich dies z. B. bei einzelnen Kakadus zeigt, deren zinoberrothe oder gelbe Federwurzeln und Dunen wegen der weißen Federspitzen kaum zur Anschauung kommen.

Der innere Bau der Papageien ist ebenfalls sehr beachtenswerth; er bietet besonders im Knochengerüste manche Eigenthümlichkeiten dar. „Die merkwürdigste derselben", fährt Burmeister fort, „ist ohne Frage die Gelenkverbindung zwischen Oberschnabel und Stirn, welche nur bei den Papageien vorkommt. Ebenso eigenthümlich ist die Gelenkverbindung des Unterkiefers mit dem Paukenbein, indem dasselbe einen in die Länge gezogenen Gelenkkropf hat, welchem an der Innenseite des Unterkiefers eine Längsgrube entspricht. Auch dürften der völlig geschlossene, knöcherne Augenhöhlenrand und die sehr beträchtliche Größe der Gaumenbeine nicht leicht bei andern Vögeln ihres Gleichen finden. Merkwürdig ist die Kleinheit des Gabelbeins: es liegt frei über dem Kamm des Brustbeins und verschwindet bei manchen Arten (Sperlingspapageien und Breitschwanzsittichen) gänzlich. Das Brustbein ist ziemlich groß, am Ende abgerundet und öfters gar nicht mit Busen versehen; der hohe Kamm tritt nur wenig nach vorne vor. Im Fuß will Prinz von Wied einen Knochen mehr, als bei anderen Vögeln gefunden haben."

„Unter den weichen Theilen ist die dicke, fleischige, stumpfkegelförmige Zunge wohl das merkwürdigste Organ. Mitunter hat sie noch hörnige Zacken oder Stacheln am Rande. Der Schlund erweitert sich zu einem Kropf; der drüsige Vormagen ist durch eine glatte Strecke (den Zwischenschlund) vom eigentlichen Magen getrennt und letzterer blos schlaffwandig, auf der Innenseite fast zottig; die Gallenblase und die Blinddärme fehlen; der Darm ist gewöhnlich mehr als doppelt so lang, als der Leib." Die Bauchspeicheldrüse ist doppelt, die Milz klein, die Niere tief dreilappig. Zu beachten ist nach Giebel ferner das Vorkommen zweier Halsschlagadern, das bisweilige Fehlen der Bürzeldrüse ꝛc. Die Luftröhre hat am untern Kehlkopf drei Muskelpaare.

Wir mögen also die Papageien ansehen wie wir wollen, immer werden wir in ihnen eine durchaus selbständige, von den übrigen Klassenverwandten wohl unterschiedene Vogelgruppe erkennen müssen.

Und eine solche Gruppe nennen wir eben Ordnung, d. h. ein in sich selbst geordnetes Ganze, welches anderen Abtheilungen füglich nicht eingereiht werden darf.

Die selbständige Stellung der Papageien zeigt sich aber nicht blos in ihrem Leibesbau, sondern auch in ihrem Leben: in ihrem Treiben und Wesen, in ihren Sitten und Gewohnheiten. Wir müssen von vornherein annehmen, daß dieses Leben mit dem Leibesbau im innigsten Einklange stehen, also ein ebenso eigenthümliches sein muß, wie die Gestalt selbst; wir werden aber durch genauere Betrachtung des Betragens der Papageien Fingerzeige erhalten für den Werth jener Stellung, welche gerade wegen Nichtachtung des Lebens so arg verkannt worden ist. Bisher haben wir uns nur mit Aeußerlichkeiten unserer Vögel beschäftigt; nunmehr dürfte es geboten sein, auch die Sinnesthätigkeiten und die sogenannten geistigen Fähigkeiten einer Prüfung zu unterziehen, ohne welche das Leben der Thiere uns unverständlich bleiben müßte.

Im ersten Theile dieses Werks habe ich die Säugethiere mit Oken als „Allsinnsthiere" bezeichnet und hervorgehoben, daß die Einhelligkeit und gleichmäßige Entwickelung der Sinne eine hohe Stellung bekundet. Wenden wir diese letztere Behauptung auf die Vögel an, so finden wir, daß gerade die Papageien — außer ihnen nur wenig andere Vögel noch — vor ihren Klassenverwandten durch gleichmäßige Entwickelung der Sinne sich auszeichnen. Bei ihnen ist kein einziger Sinn verkümmert, wie sonst so oft bei den Vögeln, kein einziger auf Kosten der übrigen in auffallender Weise entwickelt. Der Falke zeichnet sich aus durch sein alle anderen Sinne überwiegendes Gesicht, die Eule durch dieses und durch ihr in gleicher Weise ausgebildetes Gehör, der Rabe durch seinen scharfen Geruch, die Ente wahrscheinlich durch ihren feinen Geschmack, der Specht durch sein Tastgefühl, viele andere Vögel durch feines Empfindungsvermögen. Der Papagei sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt und tastet ungefähr gleich scharf. Hinsichtlich der Entwickelung seines Gesichtes und Gehörs bedarf es keines Beweises: die Ausbildung der übrigen Sinne aber bekundet das Niesen des Papageien nach eingezogenem Rauch, die überraschende Kenntniß wohlschmeckender Waldfrüchte oder einfach ein irgend welchem gezähmten Papagei vorgehaltenes Stück Zucker, die Beobachtung des mit seiner Zunge tastenden Vogels oder endlich eine leise Berührung seines Gefieders. Erst wenige Stunden vor der Niederschrift dieser Zeilen habe ich mich von dieser Allsinnsthätigkeit unserer Vögel wiederum hinlänglich überzeugt; sie ist nicht weg zu leugnen.

Aber noch weniger zu bestreiten ist die rein geistige Entwickelung der Papageien. Das geistige Wesen, nicht die Gestalt dieser Thiere ist es, welches sie als die Affen unter den Vögeln erscheinen läßt. Wir erkennen den Affen im Papagei erst dann, wenn wir diesen geistig kennen gelernt haben. Er hat, auf das Vogelgepräge übertragen, alle Eigenschaften und Leidenschaften des Affen, die guten Seiten desselben, wie die schlechten, das Liebenswerthe, wie die Unarten. Er ist der klügste Vogel, welchen wir kennen, bleibt aber immer Affe, — launenhaft, wetterwendisch. In diesem Augenblick ist er der liebenswürdigste, angenehmste Gesellschafter, im nächsten Augenblick ein unerträgliches Geschöpf. Der Papagei ist verständig, acht- und bedachtsam, vorsichtig, listig; er unterscheidet sehr scharf, er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und ist deshalb der Belehrung im hohen Grade zugänglich, also bildsam; er ist selbstbewußt, stolz, auch muthig; er ist anhänglich, ja hingebend zärtlich gegen geliebte Wesen, treu bis zum Tode; er ist dankbar, mit Bewußtsein dankbar; er läßt sich erziehen, zum folgsamen artigen Thiere umwandeln — wie der Affe. Aber er ist auch jähzornig, boshaft, tückisch, hinterlistig, er vergißt ihm angethane Beleidigungen ebenso wenig, als empfangene Wohlthaten, er ist grausam, rücksichtslos gegen Schwächere, mit seltenen Ausnahmen lieblos gegen Unbehilfliche oder Unglückliche — wie der Affe. Sein Charakter ist ein Gemisch von allen möglichen Eigenschaften. Eine so große Vielseitigkeit darf nicht unterschätzt werden: sie ist immer ein Beweis der Hochgeistigkeit eines Geschöpfes.

Daß ein so befähigter Vogel von seinen leiblichen Begabungen den besten Gebrauch zu machen versteht, läßt sich erwarten. Man hat die Papageien anderen Vögeln gegenüber zurückstellen wollen, weil man bei ihnen die Beweglichkeit vermißt, welche jene theilweise zeigen. Sehr richtig ist, daß ein

Falk besser fliegt, ein Specht gewandter klettert, ein Huhn rascher läuft, eine Ente sicherer schwimmt, als ein Papagei. Dasselbe ließe sich aber auch zum Nachtheile der Menschen sagen! In Wahrheit sind die Papageien sehr bewegungsfähige Thiere. Die großen Arten fliegen scheinbar schwerfällig auf, dann aber im raschen Zuge dahin. Die kleinen Arten fliegen wundervoll, so wundervoll, daß ich getröstet war über einen mir entfliehenden Wellensittich, als ich ihn fliegen gesehen. Wie ein Edelfalk jagte er durch die Luft, wie eine Schwalbe strich er dahin! „Die Araras", sagt Prinz von Wied, „haben einen langsamen Flug, schlagen schwer mit ihren Flügeln und der lange Schweif liegt wagrecht nach hinten hinaus; die Maracanas und Perekittos fliegen außerordentlich rasch, schnellen kräftig mit den Flügeln, durchschneiden pfeilschnell die Luft. Die eigentlichen Papageien fliegen mäßig langsam und schlagen sehr schnell mit ihren kurzen Flügeln, um den dicken, kurzen, schweren Körper fortzutreiben." Sehr viele Papageien scheinen fremd zu sein auf dem Boden und humpeln hier mehr, als sie gehen; es gibt aber auch Erdpapageien, welche ebenso schnell und geschickt laufen, wie ein Strandvogel: der australische Erdpapagei wird mit einer Schnepfe verglichen; von einem Graspapagei berichtet Gould, daß er über den Boden dahin renne, wie ein Regenpfeifer! Hüpfen im Gezweig fällt den Papageien schwer, keineswegs aber ein Sichbewegen im Geäst. Weitere Zwischenräume überfliegen, geringere überklettern sie und zwar rasch genug, so schwerfällig Das bei einzelnen auch aussehen mag. Sie helfen sich mit dem Schnabel und den Füßen fort, andere Vögel beziehentlich mit den Füßen allein: — Das ist der ganze Unterschied. Das Schwimmen verstehen sie freilich nicht besser, als ein Huhn oder eine Drossel, und tauchen können sie gar nicht; so viel ist aber sicher, daß sie ihre Glieder wohl zu benutzen wissen — eins sogar weit umfänglicher, als alle übrigen Vögel: ihren Fuß nämlich. Er wird fast zur Hand; sie gebrauchen ihn wenigstens nach Art der Hände. Der Schnabel, welcher bei den meisten Vögeln die Hand vertreten muß, ist bei den Papageien weit beweglicher, als bei irgend einem anderen Mitgliede ihrer Klasse; er wird auch in vielseitigerer Weise gebraucht, als von den übrigen Vögeln. Seine Benutzung als Kletterwerkzeug ist den Papageien eigenthümlich; gerade dieser Art der Benutzung halber nennt man den Kreuzschnabel Kieferpapagei.

Die Stimme der Papageien ist stark, oft kreischend, aber doch nicht alles Wohlklanges bar. Sie ist sehr biegsam und entschieden ausdrucksvoll. Einige Arten, der Wellensittich z. B., schwatzt seinem Weibchen ein so allerliebstes Liedchen vor, daß man ihn zu den Sängern zählen würde, wäre er kein Papagei; andere Arten lernen Lieder pfeifen, mit solcher Reinheit, daß sie einen Gimpel beschämen. Die Begabung der Papageien für Nachahmung menschlicher Laute und Worte ist bekannt. Sie übertreffen hierin alle übrigen Thiere; sie leisten Bewunderungswürdiges, Unglaubliches; sie plappern nicht, sondern sie sprechen: sie wissen, was sie durch Worte ausdrücken!

Es ist, um die Stellung der Papageien im System zu beweisen, unnöthig, nach Vorstehendem noch Etwas zu sagen. Die Papageien sind auch hinsichtlich ihrer Stellung die Affen unter den Vögeln, d. h. die menschlichsten und höchststehenden von allen. Es gibt nur einen Platz für sie: sie müssen an die Spitze ihrer Klasse gestellt werden.

Nun sagt aber Cabanis, unbedingt einer der kenntnißreichsten Vogelkundigen, gerade von den Papageien, daß die große Schwingenzahl und die netzartige Hautbekleidung des Fußes eine niedere Stellung bekunde, weshalb man die Papageien als niederste Familie der Paarzeher oder Klettervögel zu betrachten habe! Da das von dem genannten Gelehrten aufgestellte System die Vögel in fortlaufender Reihe ordnet, ihre höhere oder niedere Ausbildung also berücksichtigen will, erhalten die Papageien eine so tiefe Stellung, daß ein Gimpel ihnen gegenüber als ein erhabener Vogel aufgefaßt werden müßte. Die Papageien, sie die klugen, lebhaften, wohlgebildeten Vögel, stehen nach der Ansicht des gedachten Forschers nicht blos unter Kukuken und Spechten, sondern auch unter den dummen Nageschnäbeln, den trägen Glanzvögeln, den mißgestalteten Bartvögeln! Und warum? Weil die Horntafeln, welche ihren Lauf bekleiden, klein, weil die Schwungfedern, welche ihren Flügel bilden, zahlreich sind! Cabanis hat entdeckt, daß die angegebenen Merkmale bei wirklich tief stehenden Vögeln sich finden und folgert daraus, daß die entgegenge-

setzten Merkmale (große Schuppentafeln, wenig Schwungfedern) eine höhere Entwickelungsstufe der Vögel bekunden. Es ist unmöglich, einseitigere Merkmale zur Kennzeichnung einer ganzen Klasse aufzustellen, unmöglich, hartnäckiger, als hier geschehen, in dieser Einseitigkeit zu beharren. Mit gleichem Rechte, wie Cabanis rücksichtlich seiner Ansicht, dürfen wir sagen: eben weil die Papageien als unbestreitbar hochstehende Vögel die gedachten Eigenthümlichkeiten des Fuß- und Flügelbaues zeigen, sind diese als Merkmale einer tieferen Entwickelungsstufe nicht anzusehen, in der ihnen zugesprochenen Bedeutung also nicht anzuwenden, — und eine Widerlegung unserer Behauptung dürfte schwer sein! Mögen todte Vogelreihen im Glasschrank die Papageien immerhin in den Augen dieses oder jenes Forschers zu Parias herabwürdigen: das Leben, welches, wie schon einmal bemerkt, die beste Erläuterung der Gestalt ist, hilft unseren Vögeln über das ihnen angedichtete Elend hinweg. „Vögel", sagt Kaup, „bei welchen das vollkommenste Auge, mit einem Knochenringe ganz oder fast ganz umschlossen, bei denen das größte Gehirn, der größte Vogelverstand sich findet, sind die „Kopf-, Augen- oder Sinnenvögel." Und diese dürfen wir doch wohl so gar niedrig nicht stellen, da wir ja sonst nach dem Gehirn und bezüglich den Sinnen die gesammte Thierwelt ordnen. Mir gelten scharfe Sinne mehr, als Hornschuppen an den Füßen, geistige mit der Gehirnentwickelung im Einklange stehende Thätigkeiten mehr, als Schwanz- und Flügelfedern; mir gilt aber vor Allem die Manchfaltigkeit oder Vielseitigkeit der Begabung: sie ist es, welche die Vollkommenheit bekundet.

Die Papageien bewohnen, mit Ausschluß Europa's, alle Erdtheile und zwar vorzugsweise die Gleicherländer. Eine amerikanische Art verbreitet sich nach Norden hin bis zum 42. Grad der Breite, eine andere findet sich auf der südlichen Halbkugel sogar in den „unheimlichen Oeden" des Feuerlandes (53 Grad südlicher Breite); Kakadus herbergen auf Neuseeland und andere selbst auf dem Macquarie-Eilande unter dem 52. Grad südlicher Breite. In Asien und Afrika halten sich die Sittiche mehr in den heißen Gürteln. So kommen sie in China nur bis zum 27. Grade der nördlichen Breite, in Indien höchstens bis zum Fuße des Himalaya vor. In Westafrika überschreiten sie kaum den 16. Grad nördlicher Breite; in Ostafrika finden sie sich nach meinen Erfahrungen nicht nördlich des 15. Grades, während sie in der Südhälfte sich weiter vom Gleicher entfernen. Im allgemeinen sind sie an die Wälder gebunden, obwohl keineswegs ausschließlich, weil einzelne Arten auch die baumlosen Ebenen, die Steppen z. B., bewohnen, andere in den Andes in Höhen über den Holzgürtel, bis zu 11,000 Fuß über das Meer, emporsteigen. In Nord-Ost-Afrika ist mir aufgefallen, daß sie so gut wie ausschließlich da vorkommen, wo auch Affen leben, daß sie gewissermaßen als unzertrennliche Gefährten von diesen betrachtet werden müssen. Je großartiger die Wälder sind, d. h. je reicher die Pflanzenwelt ist, um so häufiger treten sie auf. „Die Papageien", sagt Prinz von Wied, „machen in den tropischen Wäldern einen großen, ich möchte sagen, den größten Theil der befiederten Schöpfung aus." Dasselbe gilt für Australien, für manche Gegenden Indiens und theilweise auch für Afrika. Hier treten sie so häufig auf, wie bei uns zu Lande die Krähen, dort sind sie so gemein, wie in Deutschland die Sperlinge.

Und sie verstehen es, sich bemerklich zu machen. Sie schmücken die Wälder und erfüllen sie mit ihrem Geschrei. „Papageien", sagt der Prinz, „verschönern mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die dunklen Schatten der tropischen Wälder." — „Es ist unmöglich", versichert Gould, „das Zauberhafte des Anblicks zu beschreiben, welchen gewisse Papageien, zumal die hochroth gefärbten Arten, gewähren, wenn sie sich in Flügen in den silberblätterigen Akazien Australiens umhertummeln. Ihr herrliches Gefieder sticht wunderbar ab gegen die Umgebung." — „Die Kakadus", ruft Mitchell begeistert aus, „verwandeln die Höhen, in denen sie leben, zu Gefilden der üppigsten Wonne". — „Ich habe", berichtet Audubon, „Baumzweige von ihnen so vollständig bedeckt gesehen, als es nur möglich sein konnte." — „Morgens und abends", bestätigt Schomburgk, „sieht man die unzählbaren Mengen von Papageien in bedeutender Höhe unter unerträglichem Geschrei dahin ziehen. Eines Nachmittags sah ich solch einen riesigen Zug auf die Uferbäume sich niederlassen; die Zweige bogen sich tief herab unter der Last der

Vögel.“ — „Man muß in diesen Ländern, besonders in den heißen Thälern der Anden gelebt haben“, bemerkt Humboldt, „um es für möglich zu halten, daß zuweilen das Geschrei dieser Vögel das Brausen der Bergströme, welche von Fels zu Fels stürzen, übertönt.“ Was wäre einer jener wunderbaren Wälder unter den Wendekreisen ohne sie? Der todte Garten eines Zauberers, ein Gefilde des Schweigens, der Oede. Sie sind es, welche das Leben wachrufen und wachhalten, sie sind es, welche Auge und Ohr in gleicher Weise zu beschäftigen wissen.

Außer der Brutzeit leben die Papageien in Gesellschaften oder in oft äußerst zahlreichen Scharen. Sie erwählen sich einen Ort des Waldes zur Siedelung und durchstreichen von ihm aus tagtäglich ein großes Gebiet. Die Gesellschaften halten treuinnig zusammen und theilen gemeinsam Freude und Leid. Sie verlassen gleichzeitig am frühen Morgen ihren Schlafplatz, fallen auf ein und demselben Baume oder Felde ein, um sich von den Früchten derselben zu nähren, stellen Wachen aus, welche für das Wohl der Gesammtheit sorgen müssen, achten genau auf deren Warnungen, ergreifen alle zusammen oder wenigstens kurz nach einander die Flucht, stehen sich bei Gefahr treulich bei und suchen sich gegenseitig nach Kräften zu helfen, kommen zusammen auf ein und demselben Schlafplatze an, benutzen ihn so viel als möglich gemeinschaftlich; sie brüten auch, falls es irgendwie angeht, in Gesellschaft.

„Schon bei dem ersten Schimmer der heiteren tropischen Morgensonne“, erzählt uns der Prinz, „erheben sie sich von ihrem nächtlichen Standorte, trocknen die vom Thau der Nacht stark benetzten Flügel, üben sie, scherzend und laut rufend, manchfaltige Schwenkungen über dem hohen Walde beschreibend, und ziehen dann schnell dahin, ihrer Nahrung nach. Am Abend kehren sie unfehlbar auf ihren Stand zurück.“ Auch Tschudi beobachtete in Peru die täglichen Wanderungen der Papageien. Eine der dort lebenden Arten wird wegen der Regelmäßigkeit, mit welcher sie täglich vom Gebirge herabkommt und dahin wieder zurückkehrt, vom Landvolke der „Tagarbeiter“ genannt.

Le Vaillant fand, daß der im südöstlichen Afrika wohnende Papagei in kleinen Scharen nach Nahrung ausflog, gegen Mittag badete, während der glühenden Sonnenhitze im Schatten des Laubes sich verbarg, gegen Abend nochmals sich zerstreute, abends oft wiederum badete und dann derselben Nachtherberge zuflog, von welcher er am Morgen ausgezogen war.

Der Schlafplatz selbst ist verschieden. Er kann eine dichte Baumkrone, eine durchlöcherte Felsenwand, eine Baumhöhle sein. Letztere scheint besonders bevorzugt zu werden. „Ihr Schlafplatz“, sagt Audubon von dem nordamerikanischen Perekitt, „ist ein hohler Baum, oder die von den größeren Spechtarten ausgemeiselten Nistlöcher, falls diese nicht von den rechtmäßigen Eigenthümern selbst bewohnt sind. In der Dämmerung kann man starke Flüge der Papageien um alte hohle Sikomoren oder ähnliche Bäume sich versammeln sehen. Unmittelbar vor der Höhlung hängen sich die Vögel an die Rinde, und einer nach dem andern schlüpft ins Innere, um hier die Nacht zu verbringen. Wenn solch eine Höhle für die Menge nicht ausreicht, hängen sich die übrigen mit Klau und Oberschnabel vor dem Eingang an die Rinde an. Es sieht dann aus, als ob der Schnabel allein die Last des Leibes tragen müßte; ich habe mich aber zu meiner Beruhigung mit Hilfe des Fernglases vom Gegentheil überzeugen können.“ — Auch ich habe in den Urwäldern am blauen Strome die Papageien in der Dämmerung wiederholt in Höhlen einschlüpfen sehen und andere so regelmäßig auf den vielfach durchlöcherten Adansonien beobachtet, daß mir eine derartige Nachtherberge nach Art der Spechte wohl glaublich erscheint. In Indien schläft der Halsbandsittich, wie uns Layard mittheilt, in Bambusdickichten. „Alle Papageien, Bienenfresser, Grakeln, Krähen der Umgegend, einige Meilen in die Runde, nächtigen gesellschaftlich in größeren Bambusbeständen, und das dumpfe Geräusch, welches man vernimmt, von Sonnenuntergang an, bis es dunkel, und vom ersten Grauen im Osten bis lang nach Sonnenaufgang, kommt dem Beobachter vor, als ob eine große Anzahl von Dampfmaschinen in Gang wäre. Viele von den Schwärmen kehren erst spät abends von ihren Ausflügen zurück und fliegen dabei so niedrig über dem Boden dahin, daß

sie eben über die Hindernisse wegkommen — wenn auch nicht immer; denn mehrere Nächte nach einander wurden Papageien gefunden, welche gegen Mauern und andere feste Gegenstände angeflogen und in Folge davon getödtet worden waren."

Eine sehr lebendige Schilderung des Lebens und Treibens an solchem Schlafplatze gibt Layard von dem Alexandersittich, welcher auf Ceylon sehr häufig ist. „Zu Chilaw habe ich solch massenhafte Flüge von Papageien zu ihren Schlafplätzen, Kokosnußbäumen, welche den Markt beschatteten, kommen sehen, daß das durch sie hervorgebrachte Geräusch das babylonische Stimmenverwirrsal der Käufer vollständig verschlang. Man hatte mir vorher von den Schwärmen erzählt, welche zu diesem Platze kämen, und ich stellte mich deshalb eines Abends auf einer nahe gelegenen Brücke auf, in der Absicht, diejenigen Flüge, welche von einer einzigen Richtung herkämen, zu zählen. Ungefähr um vier Uhr nachmittags begann der Zuzug: zerstreute Schwärme wendeten sich heimwärts. Ihnen folgten bald stärkere, und im Verlauf einer halben Stunde war der Zug in vollem Gange. Ich fand sehr bald, daß es mir unmöglich wurde, die Flüge noch zu zählen; denn sie vereinigten sich zu einem lebendigen brausenden Strome. Einzelne flogen hoch in der Luft bis gerade über ihre Schlafplätze und stürzten sich dann plötzlich unter verschiedenen Wendungen bis auf die Kronen der Bäume herab; andere schwärmten längs des Bodens dahin, so dicht über ihn, daß sie fast mein Antlitz streiften. Sie eilten vorüber mit der Schnelligkeit des Gedankens, und ihr glänzendes Gefieder leuchtete mit prächtigem Schimmer im Strahl der Sonne. Ich wartete auf meinem Schaupunkte, bis der Abend hereinbrach und konnte, nachdem ich Nichts mehr zu sehen vermochte, noch lange die ihrer Herberge zufliegenden Vögel vernehmen. Als ich einen Schuß abfeuerte, erhoben sie sich mit einem Geräusch, gleich dem Rauschen eines gewaltigen Windes; bald aber setzten sie sich wieder fest, und es begann nun solch ein Getöse, daß ich es niemals vergessen werde. Das schrillende Geschrei der Vögel, das flatternde Geräusch ihrer Schwingen, das Rasseln der Blätter auf den Palmen war so betäubend, daß ich mich herzlich freute, als ich, glücklich entronnen, mein Haus wieder erreicht hatte."

Nächst einem gesicherten Schlafplatze sind dichte Baumkronen ein Haupterforderniß für das Wohlbehagen der Papageien. Es kommt ihnen weniger auf Schutz gegen die Witterung, als auf gute Versteckplätze an. Allerdings lieben sie die Wärme vor Allem; sie scheuen jedoch auch die Kühle nicht gerade und noch weniger die Nässe, wenigstens zeitweilig. „Bei den heftigen tropischen Gewitterregen, welche zuweilen die Luft verdunkeln", sagt der Prinz, „sieht man die Papageien oft unbeweglich auf den höchsten dürren Astspitzen der Bäume sitzen, und munter erschallt ihre Stimme, während das Wasser von ihnen herabfließt. Dichtes Laub und dicke Baumäste, wo sie Schutz finden könnten, mögen in der Nähe sein; allein sie ziehen den warmen Gewitterregen vor und scheinen sich darin zu gefallen. Sobald aber der Regen vorüber ist, suchen sie sogleich ihre festen Federn von der Nässe zu befreien." Anders ist es bei gutem Wetter. Dann bevorzugen sie die dichtesten Bäume entschieden, sei es, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sei es, um sich zu verbergen. Das letztere thun sie gewiß, sobald sie irgend welche Gefahr ahnen. Sie wissen, welchen Schutz ihnen, den in die Blattfarbe Gekleideten, eine dichtbelaubte Baumkrone gewährt. Es ist gar nicht leicht, in ihr Papageien zu bemerken. Man weiß, daß vielleicht ihrer funfzig auf einem Baume versammelt sind und sieht keinen einzigen! Beim Versteckenspielen kommt nicht blos die Blätterfarbe des Gefieders, sondern auch die fast allen Papageien eigene List zur Geltung. Sie wollen nicht gesehen werden. Einer der Gesellschaft hat den sich nahenden Feind rechtzeitig bemerkt; er gibt ein Zeichen, alle übrigen schweigen sofort still, ziehen sich in die Mitte der Krone zurück, gewinnen, lautlos weiter kletternd, die dem Feinde entgegengesetzte Seite des Wipfels, fliegen weg und lassen erst, wenn sie bereits gegen hundert Schritte zurückgelegt haben, ihre Stimme vernehmen, — wie es scheinen will, mehr zum Hohne des glücklich getäuschten Widersachers, als um Andere der Gesellschaft zu locken. Solch feines Spiel treiben sie namentlich dann, wenn sie sich, um zu fressen, auf einem

Baume versammelt haben, wie denn überhaupt ihre diebischen Einfälle stets mit großer List und Vorsicht ausgeführt werden.

Die Nahrung der Papageien besteht vorzugsweise in Früchten und Sämereien. Viele Loris ernähren sich aber fast oder ganz ausschließlich von Blüthenhonig, Blüthenstaub und vielleicht noch von den Kerbthieren, welche in den Blüthenkelchen sitzen; die Araras und Perekittos fressen neben den Früchten und Körnern wohl auch Knospen und Baumblüthen und einzelne Kakadus nehmen gern Kerbthierlarven, Würmer und dergleichen zu sich. Ueberhaupt ist es mir gar nicht unwahrscheinlich, daß die großen Arten der Ordnung weit mehr thierische Nahrung verzehren, als wir glauben. Dafür scheint der Blutdurst gewisser Papageien zu sprechen, ebenso auch die Gier, welche Gefangene nach Fleischkost an den Tag legen, sobald sie einmal daran gewöhnt wurden. Papageien, welche ich gefangen hielt, überfielen Andere ihrer Art, bissen ihnen den Schädel auf und entleerten das Hirn — ob sie dasselbe auch fraßen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ein anderer Papagei, welcher aus- und einflog, machte sich, wie sein Besitzer mir erzählte, ein besonderes Vergnügen daraus, junge Sperlinge oder andere vor kurzem ausgeflogene Vögel zu beschleichen, fing sie, rupfte sie sehr hübsch, fraß sie an und warf sie dann weg. Er war freilich als Gefangener an allerlei Kost gewöhnt! Wie Dem übrigens auch sein möge, unbestreitbar ist, daß pflanzliche Nahrung für fast alle Papageien die Hauptsache bleibt.

Es ist ergötzlich, die Papageien bei ihren diebischen Einfällen auf Fruchtbäume und Felder zu beobachten. Sie zeigen sich auch hierin, wie überhaupt in der Art und Weise, sich zu ernähren, wiederum so recht als befiederte Affen. Die List und Verschlagenheit, mit welcher sie ihre Räubereien betreiben, fällt jeden Beobachter auf. Ein mit reifen Früchten beladener Baum, ein gerade ergiebiges Feld zieht sie von weitem herbei. „Manche Lieblingsfrucht“, sagt der Prinz, „lockt die sonst äußerst scheuen Araras weit hinaus an die Grenzen der Waldungen.“ Die pinselzüngigen Lorikits fand Gould ausschließlich auf Eukalypten, deren Blüthen ihnen die von ihnen erwählte Nahrung in hinreichender Menge gewähren; auf andern Bäumen sah gedachter Forscher sie nie. Alle großen Arten sind höchst vorsichtig beim Aufsuchen ihrer Nahrung; sie thun auch im Walde, als ob sie stehlen wollten. „In Flügen“, so berichtet Pöppig, „fallen die großen goldgrünen Araras der Anden auf die hochrothen Erythrinen und gelben Tachien nieder, deren Blüthen sie gern verzehren. Furchtbar ist ihr Geschrei; allein ihre List lehrt seine Gefährlichkeit kennen, wenn sie die Plünderung eines reifenden Maisfeldes beginnen. Jeder bezwingt dann seine Neigung zum Lärmen, und nur unterdrückte murrende Laute sind hörbar, während das Werk der Zerstörung unglaublich rasch vorschreitet. Nicht leicht vermag der Jäger oder der erbitterte Indier die schlauen Diebe zu beschleichen; denn stets bleiben ein Paar der ältesten als Wachen auf den höchsten Bäumen ausgestellt. Dem ersten Warnungszeichen antwortet ein allgemeiner halblauter Ruf der gestörten Räuber, beim zweiten Krächzen entflieht unter betäubendem Geschrei der ganze Haufen, nur um nach der Entfernung ihres Feindes sogleich ihre verderbliche Thätigkeit von neuem zu beginnen.“ Schomburgk bestätigt diese Mittheilung durch seine eigenen Beobachtungen und fügt ihr hinzu, daß die Gegenwart einer zahlreichen Menge von Papageien gewöhnlich nur durch das Herabfallen der ausgefressenen Hülsen verrathen wird, welche, wenn sie auf die breiten Blätter der Gesträuche des Unterholzes stürzen, ein weit hörbares Geräusch verursachen. Le Vaillant erfuhr das Verstummen der Papageien bei Ankunft eines verdächtigen Wesens gelegentlich ihrer Massenversammlungen während der Mittagszeit. „Sie halten sich dann“, sagt er, „so stille, daß man auch nicht das leiseste Geräusch von ihnen hört, wenngleich sie zu Tausenden versammelt sind. Fällt aber zufällig ein Flintenschuß, so erhebt sich plötzlich der ganze Haufen mit wüthendem Geschrei in die Luft.“ Ganz anders benehmen sie sich da, wo sie erfahren haben, daß die Gutmüthigkeit des Menschen sie unbehelligt läßt, auch wenn sie, wie überall, ihm lästig werden. In Indien kommen sie, nach Jerdon, nicht nur dreist bis in die Städte herein, sondern setzen sich auch ungescheut auf die Firste der Häuser nieder, und plündern dann wahrscheinlich von hier aus Gärten und Felder.

Unglaublich groß und die ernsteste Abwehr seitens des Menschen rechtfertigend, sind die Verwüstungen, welche Papageien im Felde und Garten anrichten. Vor ihnen ist wenig sicher, Nichts eigentlich geschützt. „Sie und besonders die großen Araras", sagt der Prinz, „zersplittern mit ihrem riesenhaften, kräftigen, beweglichen Schnabel die härtesten Früchte und Nüsse"; aber ebenso gut verarbeiten sie auch eine schlüpferige Frucht oder ein kleines Korn. Die Riefen im Oberschnabel erleichtern ihnen das Festhalten glattschaliger oder kleiner Nahrung ungemein, und die bewegliche Zunge hilft dabei geschickt mit. Im Nu ist eine Nuß zerknackt, eine Aehre entkernt, ein Samenkorn enthülst. Reicht der Schnabel allein nicht aus, dann wird auch der Fuß noch zu Hilfe genommen, und gar geschickt führen sie die mit ihm festgehaltene Speise zum Munde. Wie die Affen, verwüsten sie weit mehr, als sie verzehren. Die Unmassen, welche vereint auf die Felder oder Fruchtbäume fallen, fressen dort so viel sie können, beißen noch mehr ab, tragen wohl auch noch einige Kornähren auf die Bäume, um sie dort mit größerer Ruhe für ihren vielbegehrenden Magen zu verwerthen. Sie erscheinen in Obstgärten, untersuchen jeden Baum, welcher in Frucht steht, pflücken von dieser nach Belieben, beißen sie an, werfen sie, falls sie nicht allen Ansprüchen solcher Schlecker genügt, auf den Boden herab und nehmen dafür eine andere. Während des Fressens klettern sie allgemein von unten nach oben; sind sie auf der Spitze des Wipfels angekommen, so schweben sie, meist ohne Flügelschlag, einem zweiten Baume zu, um dort dieselbe Verwüstung zu beginnen. In Nordamerika oder in Chile überfallen sie die Obstbäume, auch wenn deren Früchte noch unreif sind, der milchigen Kerne wegen; — man kann sich denken, was sie dabei vernichten! Die Feimen im Felde sind ihnen, nach Audubon's Erfahrungen, zuweilen äußerst erwünscht. Sie setzen und hängen sich außen an, ziehen mit dem Schnabel die Kornähren aus den Garben und ersparen dem Bauer dafür das Dreschen. Die Einen haben für diese, die Andern für jene Feld- oder Gartenfrucht eine besondere Vorliebe: gefährdet ist also Alles, was der Mensch zu eigenen Gunsten sät und pflanzt, und an Freundschaft zwischen ihm und den Vögeln ist selbstverständlich nicht zu denken.

Nach eingenommener Mahlzeit fliegen die Papageien zur Tränke und zum Bade. Sie trinken viel, nach Audubon und Schomburgk auch Salz- oder wenigstens Brackwasser. Außer gelegentlichen Regenbädern nehmen sie auch solche in Lachen. Wie Le Vaillant uns mittheilt, baden sie sich, „daß die Tropfen sie wie in einem Regen einhüllen". Nach Audubon's Beobachtungen paddeln sie sich gern im Sande, wie die Hühner, und stäuben dabei ihr Gefieder ordentlich ein, kriechen auch wohl in die Nisthöhlen der größeren Eisvögel, um Dasselbe zu erreichen. Salzhaltige Erde suchen sie auf; bei Sulzen im Walde erscheinen sie regelmäßig.

Die Fortpflanzung der Papageien fällt in die Monate, welche in ihrer Heimat unserm Frühling entsprechen und der Fruchtreife vorausgehen. Die größeren Arten scheinen nur einmal im Jahre zu brüten und blos zwei Eier zu legen; die australischen Graspapageien und die anderen Breitschwänze überhaupt weichen jedoch von dieser Regel ab; sie legen regelmäßig drei bis vier, ja einzelne sogar sechs bis neun Eier und brüten, wie aus Beobachtungen an Gefangenen zu schließen, zwei bis dreimal im Jahre. Auch die Sittiche und Kakadus legen regelmäßig mehr als zwei Eier, brüten aber nur einmal. Die Eier selbst sind immer weiß von Farbe, glattschalig und rundlich.

Baumhöhlen sind die bevorzugten, nicht aber ausschließlichen Nistplätze der Papageien. Einige amerikanische Arten brüten in Felsenhöhlen, indische Sittiche nach Jerdon häufig in den Höhlungen alter Gebäude, in Pagoden, Grabmälern, Häusern rc.; die Erdpapageien legen die Eier auf den nackten Boden. Audubon versichert, daß mehrere Weibchen in ein und dieselbe Nesthöhle legen; ich halte diese Angabe jedoch für irrthümlich. So viel ist aber richtig, daß die Papageien gern in größeren Gesellschaften und zuweilen in ungeheuren Scharen vereinigt nisten. Schon Molina erzählt von einer zahlreichen Ansiedelung nistender Papageien in Chile; Pöppig schildert sie, wohl die derselben Art, ausführlicher. „Die Ungewohnten", sagt er, „mögen diese geselligen Niederlassungen sehr überraschen. Man nähert sich bei einer mühsamen Streiferei um die Mittagsstunde einer senkrechten Fel-

senwand und glaubt sich ganz allein; ringsumher herrscht die tiefste Stille, welche in allen wärmeren Gegenden Amerikas die Mitte des Tages bezeichnet, wo die meisten Thiere in Schlaf versunken sind. Eine Art von Knurren wird von allen Seiten her hörbar; allein man sieht sich umsonst nach den Thieren um, welche es hervorbringen könnten. Plötzlich ertönt der Warnungsruf eines Papageien; er wird von vielen anderen beantwortet, und ehe man noch recht das Ganze begreift, ist man von Scharen jener zänkischen Vögel umringt, die mit augenscheinlichem Zorn in engem Kreise um den Wanderer fliegen und auf ihn zu stoßen drohen. Aus der Menge von Löchern in der mürben Felswand blicken, possirlich genug, die runden Köpfe der Papageien hervor, und was von ihnen nicht umherfliegt, stimmt wenigstens durch lautes Schreien in den Aufruhr ein. Jede Oeffnung bezeichnet ein Nest, das von den Eignern in den Thonschichten, welche sich zwischen den Felswänden befinden, ausgehöhlt wird, und gar nicht selten mag man von ihnen einige hundert zählen. Immer sind aber solche Ansiedelungen so klug angelegt, daß weder von unten noch von oben ein Raubthier sich ihnen nähern kann." Derartige Gesellschaften können sich im Walde nicht sammeln, weil hier die Schwierigkeit der Nestanlage größer ist. Alte Bäume mit vielen Höhlungen werden hier sehr gesucht, — in Mittelafrika vor Allen die Adansonien, auf oder in denen selbst dann Papageien nisten, wenn die Riesenbäume außerhalb des Waldes stehen. So fand ich eine vereinzelte Gruppe von Affenbrodbäumen in der kordofanischen Steppe von Papageien bevölkert, obgleich die Bäume noch nicht einmal ihren Blätterschmuck angelegt hatten. Ohne ihre Höhlungen wären sie ganz sicher gemieden worden!

Nicht immer finden die Papageien einen Nistbaum, dessen hohles Innere ein geschickter Specht oder ein freundlicher Zufall erschloß, sondern sie selbst müssen oft genug die ihnen nöthige Kinderstube herrichten. Dann beweisen sie, wie vielseitig ihr Schnabel verwendet werden kann. Mit ihm arbeitet der Papagei und zwar hauptsächlich, nicht aber ausschließlich, der weibliche Gatte des Paares, ein kleines Loch, welches einen versprechenden Einblick in das morsche Innere gestattet, zweckmäßig aus. Der Vogel zeigt sich dabei sehr geschickt. Er hängt sich wie ein Specht an der Rinde an und nagt mehr, als er schneidet, mit dem Schnabel einen Holzspan nach dem andern ab, bis das Haus gegründet. Das währt manchmal wochenlang; aber Ausdauer erringt das Ziel. Uebrigens ist die Höhle die Hauptsache: auf das Nest selbst kommt es nicht an. Ein paar Späne unten auf dem Boden genügen zur Unterlage der Eier. Selbst eine Höhle, welche viel zu wünschen übrig läßt, befriedigt die bescheidenen Anforderungen des brütenden Papageien. „An dem weißen Stamme einer Irimipalme", schildert Pöppig, „wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, welcher dort beschäftigt ist, ein Spechtloch mit seinem starken Schnabel zum Nesten zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange Schmuck auch beim Brüten heraushängt." Das Weibchen brütet in der Regel allein, wird aber, so lange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen gefüttert und durch kosendes Schwatzen unterhalten. Eine Ausnahme von dieser Regel macht das Männchen des Haubensittich (Nymphicus) aus Neuholland, welcher sich aber dafür der Mühewaltung des Brütens nicht entzieht, sondern seine Gattin ordentlich ablöst. Bei kleineren Arten, wie z. B. bei dem Wellensittich, beträgt die Brutzeit sechszehn bis achtzehn Tage; von andern Papageien sind neunzehn, dreiundzwanzig, fünfundzwanzig Tage vermerkt worden; wie lange Araras brüten mögen, ist unbekannt. Die Jungen entschlüpfen dem Ei als äußerst hilflose Wesen; ihre Entwickelung geht aber überraschend schnell vor sich. Sie sind anfänglich mit Flaum sehr spärlich bekleidet; nach fünf bis sechs Tagen brechen die ersten Federstoppeln hervor; am achten oder zehnten Tage ihres Lebens öffnen sie die Augen. Wellensittiche verließen am 33. Tage ihres Daseins das Nest und flogen zwei Tage später umher. Bemerkenswerth ist, daß sich im Schnabel einzelner jungen Papageien zahnartige Gebilde entwickeln, welche später wieder verschwinden, indem sie ausfallen und durch Knorpelmasse ersetzt werden. Man nimmt an, daß diese Zähne nichts Anderes sind, als die mit Hornwarzen bedeckten Enden jener Blutgefäße und Nerven, welche den Aufbau des Schnabels ermöglichen und regeln.

Beide Eltern tragen den Jungen Nahrung zu und äzen sie auch einige Zeit nach dem Ausfliegen noch. Die Nahrung wird, wenn sie aus Körnern besteht, vor dem Verfüttern im Kropfe der Alten aufgeweicht und den Jungen in den Schnabel gespieen. Schomburgk beobachtete, daß ein Paar, welches in der Nähe seines Lagerplatzes im Walde genistet hatte, seine Jungen nur zwei Mal des Tages fütterte und zwar um 11 Uhr Vormittags und um 5 Uhr Nachmittags. „Sobald sie ankamen, setzten sie sich erst auf einen Ast in der Nähe des Loches, und bemerkten sie, daß sie beobachtet wurden, so blieben sie ruhig sitzen, bis ihnen die Gelegenheit günstig schien, unvermerkt in die Oeffnung zu schlüpfen". An zärtlicher Sorge für das Wohl ihrer Kinder lassen es die Eltern nicht mangeln. Sie vertheidigen ihre Sprossen bei drohender Gefahr mit aufopferndem Muthe auch in der Gefangenschaft und gegen den sonst von ihnen geliebten Pfleger. Einzelne Arten nehmen sich mit derselben Zärtlichkeit, welche sie ihren eigenen Kindern widmen, Verwaister an, und nicht blos Hilfloser ihrer eigenen Art, sondern auch Fremder. „Der Wundarzt des Schiffes Triton, unser Reisegefährte zwischen Neuholland und England", so erzählte Cunningham, „besaß einen blauen Bergpapagei und einen anderen sehr schönen, kleineren, welchen er so jung aus dem Neste gehoben hatte, daß er seine Nahrung noch nicht selbst zu sich nehmen konnte. Der Aeltere übernahm es, ihn zu füttern, sorgte eifrig für seine Bedürfnisse und bewachte ihn mit der größten Zärtlichkeit. Die gegenseitige Freundschaft der Vögel schien mit der Zeit zuzunehmen; sie brachten den größten Theil des Tages mit Liebkosen zu, schnäbelten sich, und der Aeltere breitete seine Flügel aufs zärtlichste über den kleinen Schützling aus. Ihre Freundschaftsbezeugungen wurden aber am Ende so laut, daß man sie trennte, um den Reisenden keinen Anlaß zur Klage zu geben. Der Jüngere wurde also zu mehreren anderen in meine Kajüte versetzt. Nach einer zweimonatlichen Trennung gelang es dem blauen Bergpapagei, zu entkommen, und siehe da, die Stimme seines jungen Freundes leitete ihn gerade in meine Kajüte, wo er sich an jenen Käfig anklammerte. Nunmehr wurden die beiden Freunde nicht wieder getrennt; aber vierzehn Tage später starb der Jüngere an den Folgen einer Verletzung, welche der Fall des Käfigs ihm verursacht hatte. Sein Freund war seitdem stumm und folgte ihm bald nach." — Freilich wird auch das gerade Gegentheil solcher Freundschaft beobachtet: ich selbst erfuhr, daß ein von uns gezüchteter Wellenpapagei sofort nach seinem Eintritt in die Welt des Gesellschaftsbauers von Anderen seiner Art überfallen und so arg gebissen wurde, daß er in Folge dieser Mißhandlung zu Grunde ging!

Durchschnittlich scheinen die Papageien bereits im zweiten Jahre ihres Lebens die volle Pracht ihres Gefieders erlangt zu haben und fortpflanzungsfähig zu sein. Die kleineren Arten der Ordnung sind erfahrungsmäßig schon im ersten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig. Dem ungeachtet leben sie lange Jahre. Man hat an Gefangenen wunderbare Erfahrungen gemacht. Sie haben die Familie, in deren Mitte sie die Jugendzeit ihres Lebens verbrachten, lange überdauert; sie haben, wie in Amerika eine Sage geht, ein ganzes Volk dahinsterben und vergehen sehen. „Es ist wahrscheinlich", bemerkt Humboldt, „daß die letzte Familie der Aturer erst spät ausgestorben sei. Denn in Maypures lebt noch ein alter Papagei, von dem die Eingebornen behaupten, daß man ihn darum nicht verstehe, weil er die Sprache der Aturer rede. Dieser Aturenpapagei ist der Gegenstand eines lieblichen Gedichtes geworden" — eines Gedichtes, von welchem wenigstens einige Verse hier folgen mögen, weil es vielleicht nicht allen meinen Lesern bekannt sein dürfte:

„In der Orinokowildniß
Sitzt ein alter Papagei,
Kalt und starr, als ob sein Bildniß
Aus dem Stein gehauen sei.

Unten, wo die Wogen branden,
Hält ein Volk die ew'ge Ruh,
Fortgedrängt aus seinen Landen
Floh er diesen Klippen zu.

Und es starben die Aturen,
Wie sie lebten, frei und kühn;
Ihres Stammes letzte Spuren
Deckt des Uferschilfes Grün.

Der Aturen allerletzter
Trauert dort der Papagei;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.

Ach, die Knaben, die ihn lehrten
Ihrer Muttersprache Laut,
Und die Frauen, die ihn nährten,
Die ihm selbst das Nest gebaut:

Alle liegen sie erschlagen,
Auf dem Ufer hingestreckt,
Und mit seinen bangen Klagen
Hat er Keinen aufgeweckt!" —

Es ist wahrscheinlich, daß die meisten größeren Papageien der Last des Alters, nicht aber ihren Feinden erliegen. Feinde haben auch sie, doch keinen schlimmeren als den Menschen. Den Raubthieren entgehen viele, Dank ihrer Klugheit; andere mögen den Räubern, welche im Stande sind, sie zu verfolgen in ihrer sicheren Höhe, wohl auch zu schaffen machen. Die kleineren Arten fallen wohl oft den Falken oder den kletternden Raubsäugethieren zum Opfer; die größeren wissen ihren Schnabel auch als Waffe mit Erfolg zu benutzen. Dem Menschen gegenüber nützt ihnen freilich weder List noch Wehrhaftigkeit. Sie müssen der einen oder der anderen seiner unzähligen Listen schließlich doch erliegen.

Die Papageien werden allerorten verfolgt und mit einer gewissen Leidenschaft gejagt. Es geschieht Dies ebensowohl, um sie zu nutzen, als um sich ihrer zu entwehren. Letzteres macht sich überall nothwendig, wo Pflanzungen an Wälder stoßen, welche von Papageien bewohnt werden. „Man bilde sich nicht ein", sagt Audubon, „daß alle die Uebergriffe, welche sich die Papageien zu Schulden kommen lassen, seitens der Pflanzer ohne ernste Vergeltung hingenommen werden. Im Gegentheil! — Die Vögel werden während ihrer räuberischen Einfälle in das Besitzthum des Bauers von diesem massenhaft abgeschlachtet. Mit dem geladenen Gewehr in der Hand schleicht sich der erboste Landmann herbei, und acht oder zehn von den Räubern erliegen dem ersten Schusse. Die Ueberlebenden erheben sich, schreien laut auf, fliegen vier oder fünf Minuten lang in Kreisen umher, kehren zu den Leichen der Gefallenen zurück, umschwärmen sie mit lautem klagenden Geschrei und fallen als Opfer ihrer Anhänglichkeit, bis schließlich so wenige übrig bleiben, daß sie der Bauer nicht für zahlreich genug hält, sein Kraut und Loth fernerhin an sie zu wenden. Ich habe im Laufe weniger Stunden mehrere Hunderte von ihnen in dieser Weise vertilgt und Körbe mit den Erbeuteten gefüllt. Die Angeschossenen wissen übrigens sich ihrer Haut zu wehren; sie bringen mit ihrem scharfen Schnabel gefährliche Wunden bei." Die Chilesen sprengen, wenn sich die Vögel auf den Feldern niedergelassen haben, mit größter Schnelligkeit unter sie, und schlagen mit Ruthen unter den auffliegenden Schwarm. Die Australier scheuchen sie von ihren Schlafplätzen auf und schleudern ihre Wurfhölzer in die umherwirbelnden Scharen. Kühne Waghälse lassen sich an den Felsenwänden, in denen südamerikanische Arten brüten, herab und ziehen die Jungen mit Haken aus den Nesthöhlen. Sonntagsschützen und zünftige Jäger versuchen sie zu beschleichen, während sie fressen. Die Jungen werden, wenn die Nestbäume unersteiglich sind, durch Fällen derselben gewonnen; es werden Netze, Leimruthen und dergleichen gestellt ꝛc. Das Fleisch der erbeuteten Papageien wird, obgleich es hart und zäh ist, doch gern gegessen, mindestens zur Herstellung kräftiger Brühen verwendet. Schomburgk rühmt die Papageisuppen nach eigener Erfahrung als ein ganz vorzügliches Gericht; die Chilesen sind

förmlich erpicht auf dasselbe. Auch die Indianer Amerika's oder die Wilden Australiens stellen den Papageien ihres Fleisches wegen eifrig nach.

Noch öfterer werden die Vögel ihrer schönen Federn halber gejagt. „Es ist Nichts natürlicher", sagt der Prinz, „als diese einfachste und schönste Art des Putzes, worauf der Wilde sogleich verfallen mußte. Wie schön sind die rohen Federarbeiten völlig ungebildeter Völker, wovon die Reisenden in den verschiedenen Theilen unserer Erde Nachricht gegeben haben! Viele der Urvölker von Brasilien haben sich in dieser Hinsicht ganz besonders ausgezeichnet! Man hat ihnen die Kraft zugeschrieben, das Gefieder der Papageien mit Hilfe des Blutes eines Frosches bunt zu machen". Der Prinz hält diese Angabe jedoch für ein Märchen, das möglicherweise auf Unwahrheiten fußen mag, welche die Wilden selbst erfanden und gläubigen Europäern erzählten. Die Vorliebe der Urvölker für Papageienfedern ist uralt und allgemein. „In lang vergangenen Zeiten", berichtet Pöppig, „brachten die Bewohner der wärmeren Waldgegenden den Inkas die Federn der Araras als Frohngabe zur Schmückung ihrer Paläste, und die früheren Geschichtsschreiber Perus melden, daß diese Federn und die Koka die einzigen Erzeugnisse waren, welche die Urbarmachung und Anvölkerung der gefürchteten heißen Wälder ehemals veranlaßten." So wurden die Papageien Ursache zu einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Und dieser Fall steht nicht vereinzelt da; denn gerade diese Vögel wirkten, unwillentlich freilich, später noch einmal bedeutungsvoll ein auf eine der weltgestaltenden Umwälzungen. Ein Flug Papageien half Amerika entdecken. Pinzon, der Begleiter und Untergebene des großen Genuesers, hatte diesen dringend gebeten, den bisher festgehaltenen Lauf der Schiffe zu ändern. „Es ist mir", versicherte er, „wie eine Eingebung, daß wir anders steuern müssen." „Die Eingebung aber und was das Herz ihm sägte", so belehrt uns Humboldt in seinem Kosmos, „verdankte Pinzon, wie den Erben des Kolumbus ein alter Matrose erzählt, einem Flug Papageien, den er abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuthen konnte, in einem Gebüsch am Lande zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt. Man konnte sagen, er habe entschieden über die ersten Ansiedelungen im neuen Kontinent über die ursprüngliche Vertheilung romanischer und germanischer Menschenrassen."

Es liegt mir fern, diese zufällige Großthat der Papageien ihnen zuschreiben und auf Rechnung ihres Nutzens für die Menschheit stellen zu wollen; ich habe nur gemeint, daß die Erwähnung jenes Geschehnisses in ihrer Geschichte nicht fehlen dürfe. Der Nutzen, welchen die Papageien uns bringen, ist genau derselbe, welchen wir den Affen abzugewinnen wissen. Außer der Verwendung des Fleisches und Kleides der Vögel dienen sie uns als gern gesehene Gesellschafter im Zimmer. Wir gewinnen sie lieb, trotz ihrer Unarten; wir vergeben ihnen die Beleidigungen unseres Gehörs und den nur zu häufigen Mißbrauch ihres zerstörungsfähigen Schnabels, welcher, so unglaublich Das auch klingen mag, nicht einmal das Eisen verschont, weil wir uns durch ihr schönes Gefieder bestechen, durch ihre Klugheit einnehmen lassen.

Die Zähmung der Papageien erinnert in gewisser Hinsicht an die Unterjochung unserer Hausthiere. Sie ist uralt. Bereits Alexander der Große, der bekannte Thierfreund, oder möglicherweise einer seiner Feldherren, brachte von seinem Weltzuge zahme Papageien mit aus Indien. Er fand sie dort also jedenfalls schon als Hausgenossen der Eingeborenen vor. Später kamen die Vögel häufig nach Rom. Ihre Schönheit und Klugheit befreundete sie den Römern so, daß diese Liebhaberei auf öffentlichem Markte gerügt wurde. „O unglückliches Rom", rief der strenge Censor Marcus Portius Cato aus, „in welche Zeiten sind wir verfallen, da die Weiber Hunde auf ihrem Schose ernähren und die Männer Papageien auf der Hand tragen!" Man setzte sie in Käfige von Silber, Schildpatt und Elfenbein, ließ sie von eigens bestellten Lehrern unterrichten, lehrte sie hauptsächlich, das Wort „Cäsar" auszusprechen und bediente sich eines besonderen Werkzeuges zu ihrem Unterrichte. Der Preis eines sprechenden Sittichs überstieg oft den Werth eines Sklaven. Ovid fand einen Papagei würdig, von ihm besungen zu werden; Heliogabal glaubte, seinen Gästen nichts Köstlicheres vorsetzen zu können, als Papageiköpfe. Noch unter Nero's Regierung

kannte man wahrscheinlich nur indische Arten; später mögen wohl auch die afrikanischen Papageien eingeführt worden sein. Um die Zeit der Kreuzzüge schmückten sie die Käfige in den Häusern reicher Leute unseres Vaterlandes und wurden auch hier zum Sprechen abgerichtet, wie Christian von Hameln mittheilt, welcher singt:

„Ich wolte, daz der anger sprechen solte
als der sytich in den glas.“

In Amerika fanden die ersten Entdecker gezähmte Papageien in den Hütten der Eingeborenen, wie Dies heutigen Tages auch noch der Fall. Von Schomburgk erfahren wir, daß man die Vögel in ihren Heimatsländern frei fliegen läßt, ohne ihnen die Flügel zu stutzen. „Ich sah mehrere“, schreibt er, „welche sich des Morgens unter die Flüge der wilden mischten, die über das Dorf hinwegflogen und bei der Rückkehr am Abend sich wieder auf die Hütte ihres Herrn niederließen.“ — „Wir sahen“, heißt es an einer andern Stelle des anziehenden Werkes dieses ausgezeichneten Reisenden, „mehrere vereinzelte Bäume, welche mit ungewöhnlich großen gelben Blüthen bedeckt zu sein schienen. Schon wurde die Hoffnung in mir rege, daß meiner hier eine neue botanische Entdeckung harre, als ich plötzlich bemerkte, daß sich die vermeintlichen Blüthen bewegten und ihren Standort veränderten: — es waren zahme Kessi-Kessi-Papageien (Conurus solstitialis), die sich bei unserer Annäherung unter einem wahren Höllenlärm erhoben und nach einer der nahen Hütten flogen.“ Aus Schomburgk's Erzählungen geht hervor, daß zu den indianischen Niederlassungen im Walde die Papageien gehören, wie zu unsern Bauernhöfen die Hühner. Nur nehmen die Affenvögel weit innigeren Antheil an dem menschlichen Treiben, als unser Hausgeflügel Dies zu thun pflegt. „Auffallend ist die Zuneigung der zahmen Papageien und Affen gegen Kinder. Ich habe selten einen Kreis spielender Indianerkinder bemerkt, dem sich nicht auch Affen und Papageien beigesellt gehabt hätten. Diese lernen bald alle Stimmen ihrer Umgebungen nachahmen, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Weinen der Kinder, Lachen ꝛc.“

Im Vergleich zu solchem Gefangenleben hat der für Europa bestimmte Papagei freilich ein trauriges Loos. Am übelsten ergeht es ihm, bevor er den Ort seiner Bestimmung erreicht. Der Indianer des Urwaldes, welcher ihn fing, um ihn gegen die Erzeugnisse Europas zu vertauschen, übergibt ihn in der ersten besten Hafenstadt den Händen eines Matrosen, welcher weder von der Pflege, noch von der einem derartigen Vogel ersprießlichen Nahrung das geringste weiß. Kaum mehr, als die Hälfte aller Papageien, welche an Bord eines Schiffes gebracht werden, überstehen die weite Seereise, und von denen, welche glücklich in Europa angelangt sind, gehen auch noch viele in den dunklen, schmuzigen, verpesteten Buden der Händler zu Grunde. Erst wenn der Vogel in geeignete Pflege kommt, bessert sich sein Schicksal: er ist dann aber oft leuteschen, mißtrauisch, heftig und unartig geworden und verliert erst nach längerer Behandlung das Herbe seines Wesens.

Aber er ist klug und lernt es noch immer bald genug, sich in die veränderten Umstände zu finden. Zunächst gewöhnt er sich an allerlei Kost. Anstatt der saftigen Früchte und der Körner seiner heimatlichen Wälder werden ihm die Nahrungsmittel des Menschen geboten. Sie behagen ihm um so besser, jemehr von ihnen er kennen lernt. Anfänglich genügt ihm Hanf oder Kanariensamen, bald aber wird er lecker. Durch Darreichung von Süßigkeiten wird er zum verwöhnten Schlecker, welcher mit einfacher Nahrung sich nicht mehr begnügt. Man kann ihn an fast alle Stoffe gewöhnen, welche der Mensch genießt, auch an Kaffee, Thee, Wein, Bier und dergleichen: er berauscht sich sogar durch Genuß geistiger Getränke. Blos auf die kleinen australischen Graspapageien paßt vorstehende Schilderung nicht; sie verschmähen außer ihrem Körnerfutter und Kräuterblättern andere Nahrung. Es wird behauptet, daß Fleischnahrung, welche man unsern Vögeln reicht, die Ursache einer Unart derselben ist. Viele gefangene Papageien nämlich ziehen sich selbst ihre Federn aus, rupfen sich zuweilen vollständig kahl. Sie verfolgen die hervorsprossende Feder mit einem gewissen Eifer und lassen sich durch keine Strafe, gegen welche sie sonst höchst empfindlich sind, von ihrem Beginnen abschrecken.

Ich weiß nicht, wie groß der Einfluß unpassender Nahrung auf solches Gebahren ist, habe aber niemals beobachtet, daß Papageien, denen man einfaches Futter vorsetzt, gegen sich selbst wüthen, halte jene Behauptung also nicht für unwahrscheinlich. Erfahrungsmäßig genügen den meisten größeren Papageiarten Hanf, hartgekochter Reis, Hafer, Mais, Salat, Kohl und Früchte, den kleineren Hirse, Kanariensamen, Salat und Pflanzenblätter. Bei solchem Futter befinden sie sich wohl und gedeihen. Bittere Mandeln und, nach Versicherung Rüte's, auch Petersilie werden ihnen verderblich; sie sterben rasch nach dem Genusse dieser Stoffe, welche für sie Gift sind.

Wie unter allen hochstehenden Thieren gibt es auch unter den Papageien, ich meine innerhalb ein und derselben Art, mehr oder minder Gelehrige oder, was dasselbe sagen will, höher oder geringer Begabte. Der Eine lernt rasch und viel, der Andere langsam und wenig, der Dritte gar Nichts. Doch vermag ein regelrechter Unterricht viel, sehr viel. Ihr vortreffliches Gedächtniß kommt ihnen dabei sehr zu statten. Sie bewahren sich empfangene Eindrücke jahrelang auf. Ihr Gedächtniß ist für das Sprechenlernen ebenso wesentlich, als die Beweglichkeit ihrer Zunge, welche ihnen das Nachahmen menschlicher Laute ermöglicht. Sie erfassen einen Begriff, erlernen ein Wort; zu dem einen erwerben sie sich mehrere, und ihre Fähigkeit wächst, jemehr sie dieselbe beanspruchen. So nimmt das Kind des Urwaldes im Umgange mit dem Menschen mehr und mehr von diesem an und wird nach und nach zu einem Wesen, welchem wir eine gewisse Achtung zollen, Anerkennung mindestens nicht versagen. Der Papagei wird gewissermaßen menschlich im Umgange mit Menschen, sowie ein Hund durch Erziehung gebildet, ich möchte sagen, gesittet wird. Aber ebenso wie jedes andere Wesen, welches von einem höher stehenden Lehre annehmen soll, verlangt er einen regelmäßigen Unterricht und bei aller Liebe in der Behandlung auch milden Ernst. Sonst läßt er sich wohl verziehen, nicht aber erziehen. Uebergroße Zärtlichkeit in der Behandlung verdirbt ihn ebenso sicher, als übergroße Strenge. Einzeln stehende Frauen, welche Papageien pflegen, ziehen sich oft in ihnen ganz unleidliche Thiere heran, weil sie ihre Zöglinge allzugut, allzunachsichtig behandeln. Bedingung zur Erziehung ist, daß der betreffende Vogel anfangs in engem Gewahrsam bleibe, damit sein Pfleger im Stande ist, sich jederzeit mit ihm zu beschäftigen. Läßt man ihn frei in einem größeren Raume umherfliegen, so wird er selten zahm und lernt noch seltener sprechen. Große Freiheit darf man ihm erst gestatten, wenn der ihm gewordene Unterricht fast beendet ist.

Dagegen verlangen die Papageien eine gewisse Freiheit, wenn sie einem Wunsche der wahren Liebhaber entsprechen, nämlich brüten sollen. Letzteres geschieht in der Gefangenschaft gewiß einzig und allein aus dem Grunde selten, weil man den Vögeln die erforderlichen Bedingungen nicht gewährt. Es liegen gerade genug Erfahrungen vor, um zu beweisen, daß es eigentlich gar nicht so schwer ist, gefangene Papageien zur Fortpflanzung zu bringen. Erstes Erforderniß ist und bleibt, dem Pärchen, von welchem man erfuhr, daß es sich verträgt, Raum, Ruhe und einen genügenden Nistbaum zu geben. Ein halbwegs geräumiges Zimmer, in welchem die Vögel jahraus, jahrein ungestört verweilen können und ein ausgehöhlter mit entsprechendem Schlupfloch versehener, sonst aber geschlossener Baumstrunk einer weichen Holzart: das sind die Bedingungen, welche erfüllt sein müssen, bevor man hoffen darf, Papageien zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Sie sind gewiß leicht befriedigt, diese Vögel, welche sich, mehr als andere, in die verschiedenste Lage des Lebens zu finden wissen!

Ich meinestheils gestehe gern, daß mir Papageien, welche im bunten Durcheinander einen großen wohnlichen Gesellschaftsraum beleben, ungleich lieber sind, als die im engen Käfig eingesperrten, selbst wenn diese prächtig sprechen sollten. Während ich diese Zeilen schreibe, kann ich beobachtende Blicke thun in einen derartigen Raum, in welchem mindestens zwanzig und sehr verschiedene Papageien mit doppelt so vielen Finken, Lerchen, Drosseln und anderem Kleingeflügel gemeinschaftlich hausen, und ich muß sagen, daß dieses Gesellschaftszimmer für mich ungemein anziehend ist. Ich habe die Wahl der Papageiarten allerdings mit großer Sorgfalt getroffen und lauter Verträgliche zusammengesperrt. Deshalb auch lebt die ganze Einwohnerschaft des Raumes in Frieden und Freund-

schaft zusammen, und Störungen dieses Verhältnisses kommen nicht vor. Die kleineren Arten haben alle Bruträume in Beschlag genommen, einzelne sofort sich gepaart und mehrere Paare Eier gelegt.

In dieser Weise gedenke ich später die Papageien des hamburger Thiergartens zur Schau zu stellen. Bisher wurden sie auch in diesen Anstalten, welche für die Hebung der Thierpflege außerordentlich genützt haben, arg vernachlässigt. Man setzte sie, wie in den Thierschaubuden, angekettet auf Holzgestelle oder stellte sie reihenweise in Käfigen neben einander. Es war und ist noch für die Besucher eines zahlreich bevölkerten Papageienhauses mit wirklicher Qual der Gehörwerkzeuge verbunden, in solchem Hause längere Zeit zu verweilen. Papageien, welche gewöhnt sind, ihres Gleichen und andere Vögel in einer gewissen Ordnung zu sehen, erheben, sobald diese Ordnung gestört wird, ein Zetergeschrei. Sie zeigen dem Wärter ganz unfehlbar jedes von dem alltäglich Gewohnten abweichende Ereigniß durch furchtbares Schreien an, und unterstützen dieses noch besonders durch lebhafte Geberden, durch Schlagen mit den Flügeln, schnelles, wiederholtes Verneigen des Kopfes und dergleichen Zeichen ihrer Erregtheit. Genau ebenso benehmen sie sich, wenn ein ihnen auffallender Mensch in ihren Wohnraum tritt, und wenn ein Mal Einer zu schreien begann, stimmen die Andern gewiß sofort mit ein. Dann ist es in ihrer Gesellschaft wirklich kaum zum Aushalten, und alle die Einwendungen, welche gegen das Gefangenhalten von Papageien gäng und gäbe sind, werden laut. So kommt es, daß die Papageienhäuser in den Thiergärten beinahe gemieden werden, während die Vögel doch, wie wir sahen und noch sehen werden, insgesammt einer regen Theilnahme wohl würdig sind.

Die Eintheilung der Sittiche hat ihre besonderen Schwierigkeiten ebensowohl wegen der großen Anzahl der bekannten Arten, als auch wegen der überraschenden Uebereinstimmung aller wesentlichen Merkmale sämmtlicher Mitglieder der Ordnung. Scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Familien sind kaum zu ziehen, obwohl sich das bezeichnende Gepräge der einen anderen gegenüber nicht verkennen läßt. Meiner Ansicht nach erleichtert es die Uebersicht, wenn man drei größere Gruppen oder Zünfte annimmt: die Kurzschwänze oder Papageien im engeren Sinne, die Kakadus und die Langschwänze oder eigentlichen Sittiche. Jede dieser Zünfte kann in engere Abtheilungen zerfällt werden, welche man als Familien betrachten darf, weil jede einzelne derselben wieder mehrere Sippen umfaßt. Eine derartige Eintheilung wird nachstehend befolgt werden.

Die kurzschwänzigen Papageien sind Vögel von sehr übereinstimmendem Gepräge, aber sehr verschiedener Größe. Einzelne Arten kommen etwa einer Krähe, die meisten einer Taube, die kleineren einem Finken an Größe gleich; das kleinste aller hierher zu zählenden Mitglieder, der kleinste Papagei überhaupt, ist zeisiggroß. Der Leib ist gedrungen und erscheint wegen des kurzen Schwanzes plump; der Kopf ist groß, der Schnabel kräftig, jedoch nicht unförmlich, der Fuß stark, mittelhoch und langzehig; die Flügel erreichen fast das Schwanzende; der Schwanz ist keineswegs gleichartig gestaltet, jedoch immer kurz und nicht stufig; seine Federn sind bald breit und gerundet, bald schmäler und spitz. Ausnahmsweise verlängern sich die beiden mittleren Steuerfedern in ungewöhnlicher Weise. Mit der Breite der Schwanzfedern scheint das übrige Gefieder in gewissem Einklange zu stehen: die einzelnen Federn sind kurz, breit, schuppenförmig; ihre Anzahl ist beträchtlicher, als bei anderen Zünften. Eine Familie zeichnet sich übrigens durch lockeres Gefieder aus; die Federn sind hier weitstrahlig, fast zerschlissen. Schopfartige Verlängerung einiger Hauptfedern gehört ebenfalls zu den Ausnahmen; in der Regel ist das ganze Federkleid sehr gleichmäßig entwickelt. Die grüne Färbung tritt auch bei den kurzschwänzigen Papageien vorwaltend auf; doch kommt auch brennendes Roth, Blau, Gelb oder Grau, Braun, Grauschwarz zur Geltung.

Die Zunft ist über alle warmen Erdtheile verbreitet und namentlich in Afrika und Indien zahlreich vertreten. Letztgenanntem Lande und den benachbarten Inseln des großen Weltmeeres gehört die eine Familie ausschließlich an.

Die kurzschwänzigen Papageien gelangen sehr häufig als Gefangene zu uns und sind als geschätzte Gesellschafter des Menschen gut beobachtet worden — aber nur im Zimmer, nicht in ihrem Freileben. Ueber dieses wissen wir, von einigen amerikanischen Arten abgesehen, noch auffallend wenig. Der Jako z. B., welcher schon seit dem sechszehnten Jahrhundert und zwar mit jedem von Westafrika auslaufenden Schiffe nach Europa gebracht wird, hat bis heutigen Tags noch keinen Beobachter seines Lebens und Treibens im freien Walde gefunden; wir sind über den erst vor wenig Jahrzehnten entdeckten, ungemein beschränkten Kakapo weit besser unterrichtet, als über ihn, den wir bei jedem Händler jederzeit kaufen können. Ganz ähnlich verhält es sich rücksichtlich anderer Arten unserer Zunft. So können wir höchstens sagen, daß die Kurzschwänze, wie die meisten Mitglieder ihrer Ordnung überhaupt, als echte Baumvögel in Wäldern leben und diese nur verlassen, wenn sie zeitweilig an deren Rändern sich aufhalten und vonhieraus lockende Fruchtfelder erblicken, welche zu einem Raubzuge geeignet erscheinen. Viele von ihnen verlassen die dichten Waldungen kaum jemals, andere, namentlich die kleineren Arten, lieben mehr die lichteren Buschwälder und offenen Gegenden. Gesellig sind wohl alle; doch bilden sie nicht immer große Flüge, sondern oft nur wenig zählende Trupps; sehr starke Schwärme kommen freilich auch vor. Sie bevorzugen gewisse Gegenden und in ihnen bestimmte Bäume, welche man ihre Lieblingsbäume nennen kann; zu ihnen kehren sie oft zurück.

Ueber ihre Bewegungen ist weiter oben soviel gesagt worden, als mir selbst bekannt war; hinsichtlich der höheren Fähigkeiten brauche ich nach dem bereits Mitgetheilten nur zu erwähnen, daß die kurzschwänzigen Papageien als die klügsten oder geistreichsten von allen betrachtet werden müssen.

Bezüglich der Nahrung ist hervorzuheben, daß eine hier einzuordnende Familie sich wesentlich von anderen Verwandten dadurch unterscheidet, daß sie vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, Honig oder süße Pflanzensäfte überhaupt zu sich nimmt. Die gewöhnliche Kost der Papageien findet jedoch auch innerhalb unserer Zunft ihre Liebhaber, und deshalb werden die Mitglieder derselben den Pflanzern europäischer Abkunft nicht minder verhaßt, als andere Arten der Ordnung. Dieser Haß ruft denn auch gegen sie eine eifrige Verfolgung wach. Daß letztere erfolgreich ist, geht aus allen Berichten der Reisenden, noch mehr aber aus den vielen Gefangenen hervor, welche zu uns gelangen. Man erlegt die armen Schelme zu Tausenden und fängt sie zu Hunderten — wie eigentlich, wissen wir noch nicht.

In allem übrigen muß das oben Gesagte auch für die erste unserer Zünfte gelten.

Die erste Familie umfaßt die Papageien ohne jede weitere Nebenbezeichnung (Psittaci). Sie entsprechen dem weiter oben gezeichneten Bilde der Gesammtheit und zeichnen sich durch ihr derbes, breitfederiges Gefieder aus. Der Schnabel ist mittellang, stark und fast im Halbkreise gekrümmt; der Lauf ist sehr kurz; die Zehen sind lang. Bei vielen umgibt das Auge eine nackte Stelle, welche bei einzelnen bis zum Oberschnabel sich erstreckt.

Afrika und seine Inseln, verschiedene Eilande des großen Weltmeeres und Südamerika sind die Heimat der hierher zu zählenden Vögel. Die Familie ist sehr reich an Arten, und diese spielen in allen innerhalb derselben vorkommenden Größen. Wir heben von den vielen nur wenige hervor, weil einfache Beschreibung des Gefieders unserem Buche selbstverständlich fremd bleiben muß, über das Leben der verschiedenen Arten aber kaum Andeutungen vorliegen.

Man kann in Zweifel sein, ob man den Papageien überhaupt die erste Stellung unter den Vögeln einräumt, dagegen braucht man sich wohl kaum zu bedenken, wenn man die Reihe der Affenvögel selbst mit dem Jako, dem grauen, oder rothschwänzigen Papagei (Psittacus erithacus), eröffnet. Ihn darf man gewissermaßen als das Urbild seiner ganzen Sippschaft betrachten, und darin sind wohl auch

die meisten Naturforscher einig, weil sie ihm den uralten Namen Psittacus belassen haben. Demungeachtet findet man, daß die meisten Forscher nicht ihn, sondern die plumpen Araras unter allen Papageien obenan stellen. Es geschieht Dies mit demselben Rechte, mit welchem man die Geier über die Edelfalken stellt, obgleich sie von diesen in jeder Hinsicht überboten werden. Die Araras haben vor den übrigen Papageien Nichts weiter voraus, als ihre Größe, in jeder andern Hinsicht stehen sie weit hinter den meisten Arten zurück. Der rothschwänzige Papagei dagegen vertritt seine Ordnung durchaus würdig. Er ist allerdings weder der besten Flieger noch der schönstgefärbten Papageien einer: aber



Der Jako (Psittacus erithacus).

er ist derjenige, welcher die gleichmäßigste Ausbildung aller Fähigkeiten zeigt. Er ist, wenn man so sagen darf, der Mensch unter diesen Vögeln. Nicht Zufall, sondern gerechte Würdigung dieser Fähigkeiten ist es, welche ihn vor allen übrigen Papageien unsere dauernde Zuneigung erworben hat und erhält.

Der graue Papagei ist leicht beschrieben; denn er zeigt eigentlich nur zwei Hauptfarben auf seinem Gefieder. Der Schwanz ist blutzinnoberroth; alle übrigen Federn sind aschgrau oder graublau, etwas lichter gerandet. An Kopf und Hals treten diese Ränder stärker hervor, als im übrigen, und deshalb erscheinen diese Theile lichter. Außerdem gibt es heller oder dunkler gefärbte Papageien dieser Art, solche, welche aschgraubläulich und hellmohnblau und solche, welche schieferschwarzblau, ja fast

schieferschwarz erscheinen. Die dunkleren sind jüngere, die lichteren ältere Vögel. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß grauschwarz, der Augenstern hellbraun, die nackte Stelle um das Auge weißlich gefärbt. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung, wohl aber, obgleich unbedeutend, durch die Größe. Das Männchen ist größer, als das Weibchen. Zwölf Zoll Länge und 25 Zoll Breite darf als Durchschnittsmaß angenommen werden. Die Länge des Schwanzes beträgt 3 Zoll, die Länge des Fittigs vom Bug des Flügels bis zur Spitze 8½ Zoll. Die zusammengelegten Flügel überragen den Schwanz um einige Linien.

Es ist mehr als auffallend, daß man über das Freileben des rothschwänzigen Papageis noch so wenig weiß. Er ist weitaus der häufigste seiner Ordnung, welcher von den Schiffern nach Europa gebracht wird, und wahrscheinlich kommt kein einziges Schiff von der Westseite Afrikas nach irgend einem europäischen oder amerikanischen Hafen, welches nicht einen oder mehrere dieser Vögel an Bord hätte. Durch Heuglin's Forschungen wissen wir, daß sich das Vaterland des Jako von der Westküste Afrikas an bis tief in das Herz des Erdtheils erstreckt: gedachter Forscher fand ihn in zahlreicher Menge im Lande Wau und Bongo unter dem 8. Grad nördlicher Breite auf. Weiter nach Osten hin scheint er nicht vorzukommen; im Ost-Sudahn wenigstens fehlt er gänzlich. Wie weit er nach Norden hinauf oder nach Süden hinabreicht, ist zur Zeit noch unbekannt.

Der Erwähnung werth ist, daß dieser Papagei von Guinea aus nach den Maskarenen verpflanzt wurde, dort sich einbürgerte und ungemein vermehrte. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts soll der Vogel auf Mauritius und Bourbon zur Landplage geworden sein. Man mußte große Jagden veranstalten, um seiner sich zu entwehren.

Auch Heuglin berichtet Nichts über das Freileben, und so bleibt uns blos übrig, zu muthmaßen, daß der Vogel da, wo er lebt, sehr häufig ist, also wohl in Scharen und zahlreichen Flügen getroffen wird. Fast unbegreiflich erscheint es, wie es trotzdem möglich ist, so viel dieser Papageien zu fangen; denn Nachstellungen machen bekanntlich alle klugen Vögel bald in hohem Grade vorsichtig und scheu; Junge aber, welche aus dem Nest genommen und aufgezogen sein könnten, befinden sich unter denen, welche nach Europa gelangen, immer nur in geringer Anzahl. Höchstwahrscheinlich fängt man viele mit Hilfe gezähmter, welche man in einem Käfig ausstellt und die Wildlinge herbeilocken läßt: auf der sogenannten Locke also.

So ungenügend nun auch unsere Kenntnisse von dem Freileben des theilnahmswerthen Vogels sind, so genau hat man ihn in der Gefangenschaft beobachtet. Er ist, wie schon bemerkt, einer der beliebtesten aller Stubenvögel, und er verdient die Gunst, welche er seitens des Menschen genießt, denn er besitzt eine Sanftmuth, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit an seinen Herrn, welche Bewunderung erregt. Sein Ruhm wird so zu sagen in allen Sprachen verkündigt; von ihm erzählt jede Naturgeschichte, ja jedes Buch überhaupt, welches einen Theil des Thierlebens behandelt. Eine Menge von anmuthigen Geschichten von ihm sind aufgezeichnet worden. Schon Le Vaillant erzählt sehr ausführlich von einem dieser Papageien, welcher in der Gefangenschaft eines Kaufmanns in Amsterdam lebte, und rühmt die guten Eigenschaften des Vogels. „Karl, so hieß dieser Papagei, sprach fast so gut wie Cicero; denn ich würde einen ganzen Band mit den schönen Redensarten anfüllen können, welche er hören ließ und welche er mir, ohne eine Silbe zu vergessen, wiederholte. Dem Befehle gehorsam, brachte er die Nachtmütze und die Pantoffeln seines Herrn und rief die Magd herbei, wenn man sie im Zimmer brauchte. Sein bevorzugter Aufenthalt war der Kaufladen, und hier erwies er sich nützlich; denn er schrie, wenn in Abwesenheit seines Herrn ein Fremder eintrat, solange, bis Jemand herbeikam. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß und lernte ganze Sätze und Redensarten des Holländischen vollkommen genau. Erst im sechzigsten Jahre seiner Gefangenschaft wurde sein Gedächtniß schwach und er vergaß täglich einen Theil von Dem, was er schon konnte. Er wiederholte nie mehr als die Hälfte einer Redensart, indem er selbst die Worte versetzte oder die eines Satzes mit denen eines andern mischte."

Le Vaillant hat mit Vorstehendem keineswegs eine erschöpfende Beschreibung unseres Vogels gegeben. Nach ihm haben Viele über den Papagei berichtet und mehr oder minder wichtige Beobachtungen gemacht. Aus ihnen geht zur Genüge hervor, daß fast alle Gefangenen im wesentlichen dieselben Eigenschaften besitzen. Doch gibt es unter ihnen Ausgezeichnete, und ein solcher, vielleicht der ausgezeichnetste aller Papageien überhaupt, lebte Jahre lang in Wien und Salzburg und fand zum Glück treue und fleißige Beobachter. Die Mittheilungen derselben sind bereits wiederholt gedruckt und auch schon früher von mir benutzt worden, demungeachtet müssen sie hier ihre Stelle finden. Lenz hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß vielleicht niemals, seit Vögel auf Erden leben, ein Papagei oder sonst ein Vogel Höheres in Kunst und Wissenschaft geleistet habe, als gedachter Papagei, Jako zugenannt. Das Wunderthier wurde im Jahre 1827 von dem k. k. Ministerialrath Andreas Mechletar im Auftrage des Domkapitulars Josef Marchner zu Salzburg von einem Schiffskapitain zu Triest für 25 Gulden erkauft und kam im Jahre 1830 in den Besitz des Domceremoniarius Hanikl. Dieser gab ihm täglich vormittags von neun bis zehn oder abends von zehn bis elf regelrechten Unterricht, beschäftigte sich außerdem viel mit ihm und bewirkte so die hohe Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten. Nach Hanikl's Tod wurde der Papagei für 150 Gulden verkauft, im Jahre 1842 für 370 Gulden zum zweiten Male. Ein Freund meines verstorbenen Vaters, der Graf Gourcy Droitaumont, war der Erste, welcher im Jahre 1835 in Oken's Isis einen Bericht über den Vogel gab, welcher überall Staunen erregte. Diesen Bericht hat der letzte Besitzer, Präsident von Kleimayrn auf Wunsch unseres Lenz vervollständigt, und so konnte dieser das ihm Mitgetheilte zusammenfassen, wie folgt:

„Der Jako achtet auf Alles, was um ihn her vorgeht, weiß Alles zu beurtheilen, gibt auf Fragen die richtige Antwort, thut auf Befehl, was ihm geheißen wird, begrüßt Kommende, empfiehlt sich Gehenden, sagt nur früh „Guten Morgen“ und nur abends „Gute Nacht“, verlangt Futter, wenn er Hunger hat. Jedes Mitglied der Familie ruft er bei seinem Namen, und das Eine steht mehr bei ihm in Gunst, als das Andere. Will er mich (Kleimayrn) bei sich haben, so ruft er: Papa, komm her! Was er spricht, singt und pfeift, trägt er ganz so vor wie ein Mensch. Zuweilen zeigt er sich in Augenblicken der Begeisterung als Improvisator, und seine Rede klingt dann genau wie die eines Redners, den man von weitem hört, ohne ihn zu verstehen.“

Nun das Verzeichniß Dessen, was der Jako spricht, singt, pfeift u. s. w.: „Geistlicher Herr! guten Morgen.“ „Geistlicher Herr! ich bitt um a Mandel.“ „Magst a Mandel? Magst a Nuß? Bekommst schon 'was. Da hast 'was.“ „Herr Hauptmann, grüß Gott, Herr Hauptmann“. „Frau Baumeisterin, gehorsamer Diener.“ „Bauer, Spitzbub, Spitzbub Bauer, Wilddieb, gehst weiter? gehst weiter, gehst nach Haus, gehst nach Haus oder nicht? wart du Kerl!“ „Du Lump du! Du Kerl, du Abscheulicher du!“ „Braver Paperl, guter Paperl!“ „Du bist a braves Buberl, gar a brav's Buberl!“ „Bekommst an Kukuruz, bekommst schon 'was.“ „Nani! Nani!“ „Herr Nachbar! Zeit lassen! Herr Nachbar! Zeit lassen!“ Wenn Jemand an der Thüre klopft, so ruft er sehr laut, sehr deutlich und ungemein täuschend, wie ein Mann: „Herein, herein! Befehl mich, Herr Bräu, gehorsamer Diener! Freut mich, daß ich die Ehre hab, freut mich, daß ich die Ehre hab.“ Er klopft auch selbst an sein Haus und ruft Obiges. — Er ahmt dem Kukuk sehr gut nach. — „Gib mir a Busserl, a schön's Busserl; kriegst a Mandel.“ „Schau her da!“ „Komm heraus!“ „Komm herauf, komm her da!“ „Mein liebes Paperl!“ „Bravo, bravissimo!“ „Beten, gehen wir zum Beten!“ „Gehen wir zum Essen!“ „Gehen wir zum Fenster!“ „Hieronymus, steh auf!“ „Ich geh, bfiet Gott!“ (behüt dich Gott.) „Es lebe unser Kaiser! er lebe recht lange!“ „Wo kommst du her? Verzeihen Ihr Gnaden, ich hab glaubt, Sie sein a Vogel.“ — Wenn er Etwas zerbeißt oder in seinem Hause etwas ruinirt, so sagt er: „Nicht beißen, gib Ruh! Was hast 'than?“ „Was hast du gethan? Wart, du Spitzbub du! Du Kerl du! Wart, ich hau dich!“ „Paperl, wie geht's dir denn, Paperl?“ „Hast 'was z'essen?“ „Guten Appetit!“ „Bst! Bst! Gute Nacht!“ „Der Paperl darf herausgehen, komm, allo komm!“ „Paperl, schieß, schieß, Paperl!“ Dann schießt er, indem

er laut ruft „Puh!“ „Gugu! Gugu!“ (da da da da da) „Geh nach Haus! Gehst nach Haus? Allo marsch!“ „Gleich geh nach Haus! Wart, ich hau dich!“ Er läutet an einer Glocke, die in seinem Hause angebracht ist und ruft laut: „Wer läut? Wer läut? Der Paperl.“ „Kakadu, Kakadu!“ „Gagagaga! Wart mit dein Ga, du — — du!“ „'s Hunderl ist da, a schön's Hunderl ist da, gar a schön's Hunderl!“ Dann pfeift er dem Hunde. — Er fragt: „Wie spricht's Hunderl?“ Dann bellt er. Darauf spricht er: „Pfeif 'n Hunderl!“ Dann pfeift er dem Hund. — Wenn man ihm befiehlt: „Schieß!“ so schreit er „Puh!“ Dann macht er ein ordentliches Kommando: „Halt! richt Euch! Halt, richt! Macht euch fertig! Schlagt an, hoch! Feuer! Puh! Bravo, bravissimo!“ Bisweilen läßt er das „Feuer“ aus und ruft nach dem „Schlagt an, hoch!“ gleich „Puh!“ Worauf er aber nicht „bravo, bravissimo“ ruft, gleichsam im Bewußtsein seines Fehlers. — „Bhiet Gott, a Dio! Bhiet Ihnen Gott!“ So sagt er zu den Leuten, wenn sie fortgehen. „Was? mich beuteln? was? mich beuteln?“ (Beuteln heißt Jemand vor Aerger schütteln.) Er macht ein Zetergeschrei, als wenn er gebeutelt würde, dann ruft er wieder: „Was? mich beuteln? mich beuteln? Wart du Kerl! Mich beuteln?“ „Ja, ja, ja, so geht's auf der Welt! A so, A so!“ Dann lacht er mit der größten Deutlichkeit. — „Der Paperl ist krank, der arme Paperl ist krank.“ „Hörst den Hansel?“ „Gugu, Gugu! Da ist der Paperl!“ „Wart, ich will dich beuteln, dich!“ — Wenn er den Tisch decken sieht, oder von dem zweiten oder dritten Zimmer aus hört, so ruft er gleich: „Gehen wir zum Essen! Allo! komm zum Essen!“ — Wenn sein Herr im zweiten oder dritten Zimmer frühstückt, so ruft er: „Kakau! (Kakao) bekommst an Kakau, bekommst schon was!“

„Wenn er zur Chorzeit das Glöcklein von der Domkirche läuten hört, so ruft er: „Ich geh, bhiet Gott! ich geh!“ — Wenn sein Herr außer der Chorzeit ausgeht, so ruft der Papagei, ist er auch die ganze Zeit still gewesen, beim Oeffnen der Thüre fast jederzeit so recht gutherzig: „Bhiet Gott!“ — Waren aber fremde Personen da, so ruft er bei ihrem Fortgehen: „Bhiet Ihnen Gott!“ Wenn er bei Nacht im Zimmer seines Herrn ist, so bleibt er solange ruhig, als sein Herr schläft. Ist er aber bei Nacht in einem andern Zimmer, so fängt er mit Tagesanbruch zu sprechen, zu singen und zu pfeifen an.“ —

„Der Eigenthümer des Jako hatte eine Wachtel. Als sie im Frühjahre das erste Mal ihr Pickerwick schlug, kehrte sich der Papagei gegen sie und rief: „Bravo! Paperl! Bravo!“ — Um zu sehen, ob es möglich wäre, ihm auch Etwas singen zu lehren, wählte man anfangs solche Worte, die er ohnehin aussprechen konnte, z. B. wie folgt: „Ist der schöne Paperl da? ist der brave Paperl da? ist der liebe Paperl da? ist der Paperl da? Ja, ja!“ — Später lernte er das Liedchen singen: „O Pitzigi, o Pitzigi, blas anstatt meiner Fagot, blas anstatt meiner Fagot, blas, blas, blas, blas anstatt meiner Fagot, blas anstatt meiner Fagot!“ — Er stimmt auch Akkorde an und pfeift eine Skala hinauf und herunter sehr geläufig und sehr rein, pfeift auch andere Stückchen und Triller, doch pfeift und singt er dieses Alles nicht jederzeit im nämlichen Tone, sondern bisweilen um einen halben oder ganzen Ton tiefer oder höher, ohne daß er falsche Töne hervorbringt. — In Wien lernte er auch eine Arie aus der Oper Martha pfeifen, und da ihm dabei von seinem Lehrmeister auch nach dem Takte vorgetanzt wurde, so ahmte er den Tanz wenigstens dadurch nach, daß er einen Fuß nach dem andern hob und dabei den Körper possirlich hin und her bewegte.“

„Kleimayrn starb im Jahre 1853. Jako begann, und wie es schien aus Sehnsucht nach seinem geliebten Herrn, zu kränkeln, wurde im Jahre 1854 ganz matt in ein kleines Bettchen gelegt, sorgfältig verpflegt, schwatzte da noch fleißig, sagte oft mit trauriger Stimme: „Der Paperl ist krank, armer Paperl ist krank“, und starb.“

Von einem anderen Jako berichtet mir eine junge Dame Folgendes:

„Der Papagei“, von dem ich Einiges mittheilen will, „wurde uns von einem Manne, welcher lange in Ostindien gelebt hatte, zum Geschenk gemacht. Er sprach schon viel, aber nur Holländisch. Bald jedoch lernte er Deutsch und Französisch. In diesen drei Sprachen schwatzte er so deutlich, wie

ein Mensch. Dabei war er so aufmerksam, daß er oft Redewendungen auffaßte, welche ihm niemals vorgesagt worden waren; sie wandte er dann zu Aller Erstaunen gelegentlich passend an."

„Er sprach einzelne Worte und zusammenhängende Sätze in holländischer Sprache, brachte aber auch holländische Worte sinnig zwischen deutschen an, wenn ihm in dieser Sprache das passende Wort mangelte oder nicht einfiel. Er fragte und antwortete, forderte und bedankte sich; er wandte die Worte mit Verständniß der Zeit, des Orts, der Personen an."

„Papchen will „Klukkluk" machen (trinken)."

„Papchen will 'was zu fressen haben." Erhielt er das Verlangte nicht sogleich, so rief er: „Papchen will und muß aber 'was zu fressen haben." Geschah es noch nicht, so warf er Alles durcheinander, um seinen Zorn auszulassen."

„Er grüßte des Morgens mit „bon jour," des Abends mit „bon soir"; er verlangte nach Ruhe und nahm Abschied. „Papchen will schlafen gehen." Wurde er weggetragen, so empfahl er sich durch wiederholtes „bon soir, bon soir."

„Seiner Gebieterin, welche ihm gewöhnlich Futter reichte, war er überaus zugethan. Wenn er von ihr Nahrung empfing, drückte er ihr küssend den Schnabel auf die Hand und sagte: „Küss' der Frau die Hand." Er nahm an Allem Theil, was seine Gebieterin that, und oft, wenn er sie mit irgend Etwas beschäftigt sah, fragte er sie mit unendlich komischem Ernst: „Ja, was macht denn da die Frau?" Und als er sie nicht mehr sah, weil der Tod sie entführt, da fühlte auch er den Verlust und den Schmerz. Man hatte Mühe, ihm Speise beizubringen und ihn am Leben zu erhalten. Ja, oft weckte er von neuem den herben Kummer der Trauernden, indem er sie fragte: „Wo ist denn die Frau?"

„Er pfiff wundervoll, namentlich die Weise: „Ich dank dir schon durch deinen Sohn"; er sang auch ganz prächtig. „Das Papchen muß 'mal singen", ermahnte er sich selbst, und dann begann er:

„Perroquet mignon
Dis-moi sans façon
Ou'a-t-on fait, dans ma maison
Pendant mon absence?"

oder:

„Ohne Lieb und ohne Wein,
Können wir doch leben."

Nun setzte er bisweilen auch zusammen:

„Ohne Lieb und ohne maison,
Können wir doch leben",

oder:

„Ein Kuß — sans façon",

was ihn dann so erheiterte, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach."

„Papchen, wie sagt denn Lottchen?" fragte er sich bisweilen und antwortete darauf ebenso, als ob diese Frage von sonst Jemand gethan worden wäre: „O, mein schönes, schönes Papchen, komm, küß mich". Und Das sagte er mit dem richtigen Ausdrucke der Zärtlichkeit, wie es Lottchen nur sagen konnte. Seine Selbstzufriedenheit drückte er mit den Worten aus: „Ach, ach, wie ist doch das Papchen schön", und dabei strich er sich mit seinem Fuße über den Schnabel".

„Er war aber keineswegs schön, denn auch er hatte die Unart, sich seine Federn auszuziehen. Es wurden nun als Gegenmittel Weinbäder verordnet, welche man ihm vermittelst einer feinen Brause beibrachte. Die Bäder waren ihm höchst unangenehm; sobald er merkte, daß man dazu Anstalten traf, begann er flehentlich zu bitten: „Papchen doch nicht naß machen, — ach, das arme Papchen — nicht — naß — machen".

„Fremde liebte er nicht, und diejenigen, welche seinetwegen kamen und ihn sprechen hören wollten, erreichten ihren Wunsch gewöhnlich nur dann, wenn sie sich vor ihm verbargen. In ihrer Gegenwart blieb er mäuschenstill. Um so lebhafter schwatzte er, wenn sie sich versteckt oder wirklich empfohlen hatten: es schien, als wolle er sich für den sich selbst angethanen Zwang entschädigen. Doch konnte man sich seine Zuneigung erwerben, und mit solchen Leuten, welche oft zu uns kamen, sprach er gern, machte wohl auch, sie betreffend, einen seiner Witze. Ein dicker Major, welchen er gut kannte, machte eines Tages Versuche, ihm Kunststücke zu lehren. „Geh auf den Stock, Papchen, auf den Stock!" befahl der Krieger. Papchen war entschieden verdrossen. Da plötzlich lacht er laut und sagt: „Major auf den Stock, Major!"

„Ein anderer seiner Freunde war längere Zeit nicht im Hause zu Besuch gewesen. Es wurde darüber gesprochen und erwartet, daß Roth, so hieß der Ersehnte, heute sich einstellen werde. „Da kommt Roth", sagte plötzlich Papchen: — er hatte zum Fenster hinaus gesehen und den Erwarteten von fern erkannt."

„Ein Sohn des Hauses, George, wurde nach längerer Abwesenheit erwartet und darüber natürlich in der Familie gesprochen. George kam erst spät abends an, als Papchen bereits im Dunkel seines verdeckten Käfigs schlief. Nach der ersten Begrüßung wandte sich der Heimgekehrte zu Aller Liebling und lüftete die Decke: „Ah, George, bist du da? Das ist schön, sehr schön", sagte der Vogel."

„Er hatte bemerkt, daß sein Herr, wenn er ans Fenster ging, oft den Verwalter oder Voigt aus dem Hofe heraufrief. Sah er nun, daß sein Gebieter wiederum dem Fenster rasch zuging, so rief er jedesmal die Namen, aber die der Beiden, weil er ja doch nicht wissen konnte, welchen der Herr rufen wollte."

„Was der Vogel sonst noch Alles gesprochen und gethan, vermag ich nicht aufzuzählen: er war ein halber Mensch!"

„Papchen endete auf klägliche Weise. Er wurde einem alten Verwandten des Hauses, welcher kindisch geworden war und den Vogel kindisch lieb gewonnen hatte, geschenkt. Alle weinten, als das herrliche Thier weggetragen wurde; Papchen weinte zwar nicht, die Trennung von seinen Lieben konnte er aber doch nicht ertragen: wenige Tage später war er todt."

Ich könnte noch von mehreren grauen Papageien berichten, welche es ebenfalls weit brachten in der Kunst zu sprechen; doch schließt Vorstehendes eigentlich Alles in sich ein, was ein Vogel dieser Art hierin leisten kann. Nur erwähnen will ich noch, daß das wundervolle Gedächtniß und die Nachahmungsgabe des geistvollen Thieres auch ihre Schattenseiten hat. Die ersten Lehrmeister des grauen Papageis pflegen die Matrosen zu sein, welche später oft in den Bedienten des Hauses entsprechende Hilfe finden. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß in solcher Schule der Wortschatz des Papageis nicht immer mit den edelsten und feinsten bereichert wird. Leider kommen später auch dem wohlgezogensten Vogel oft genug alte Worte wieder in Erinnerung, und mitten unter seine hübschen Sätze und Redensarten mischt er die rohesten und gemeinsten Worte. Zudem findet der Papagei die absonderlichsten Töne, Laute und Geräusche oft äußerst nachahmungswerth, lernt mit derselben Fertigkeit wie Worte, das Knarren einer Thüre in seiner Nähe, das Bellen des Hundes, das Miauen der Katzen, das Husten eines alten Menschen nachahmen und stört durch alles Dies oft wesentlich sein im übrigen liebenswürdiges Geplauder.

Unnöthig würde es sein, über die geistigen Fähigkeiten dieser Vögel noch ein Wort zu sagen. Das Vorstehende spricht für sich selbst, und soviel leuchtet auch wohl dem Befangensten ein, daß hier nicht von sogenanntem unbewußten Instinkt, sondern nur von klarem Verstand die Rede sein kann.

Aber nicht blos über den Verstand, sondern auch über das Gemüth des grauen Papageis sind hübsche Beobachtungen bekannt geworden. „Ein Freund von mir", erzählt Wood, „besaß einen Vogel dieser Art, welcher die zierlichste und liebenswürdigste Pflegemutter anderer kleiner

hilflosen Geschöpfe war. In dem Garten seines Eigners gab es eine Zahl von Rosenbüschen, welche von einem Drahtgehege umwoben und von dichten Schlingpflanzen dicht umsponnen waren. Hier nistete ein Paar von Finken, welches beständig von den Einwohnern des Hauses gefüttert wurde, weil diese gegen alle Thiere freundlich gesinnt waren. Die vielen Besuche des Rosenhaines fielen Polly, dem Papagei, bald auf; er sah, wie dort Futter gestreut wurde und beschloß, so gutem Beispiele zu folgen. Da er sich frei bewegen konnte, verließ er bald seinen Käfig, ahmte den Lockton der alten Finken täuschend nach und schleppte den Jungen hierauf einen Schnabel voll nach dem andern von seinem Futter zu. Seine Beweise von Zuneigung gegen die Pflegekinder waren aber den Alten etwas zu stürmisch; unbekannt mit dem großen Vogel flogen sie erschreckt von dannen, und Polly sah jetzt die Jungen gänzlich verwaist und für ihre Pflegebestrebungen den weitesten Spielraum. Von Stund an weigerte sie sich, in ihren Käfig zurückzukehren, blieb vielmehr Tag und Nacht bei ihren Pflegekindern, fütterte sie sehr sorgfältig und hatte die Freude, sie groß zu ziehen. Als die Kleinen flügge waren, saßen sie auf Kopf und Nacken ihrer Pflegemutter, und dann kam es vor, daß Polly sehr ernsthaft mit ihrer Last umherging. Doch erntete der Papagei wenig Dank; als den Pflegekindern die Schwingen gewachsen waren, flogen sie auf und davon."

„Die arme Polly zeigte einige Zeit großen Kummer, tröstete sich aber bald darauf, weil sie Gelegenheit fand, ihre mütterlichen Gefühle bei der Pflege anderer kleiner Wesen zu befriedigen. Sie hatte junge Grasmücken ausgestöbert, die durch irgend welchen Unfall verwaist waren. Diese brachte sie einzeln nach ihrem Käfig und wußte sich wirklich mit ihnen zu verständigen."

Nach derartigen Mittheilungen über das Gefangenleben des rothschwänzigen Papageis muß eine Schilderung seiner übrigen Eigenschaften als nebensächlich erscheinen, und deshalb will ich nur flüchtig noch erwähnen, daß man auch diesen Papagei wie alle übrigen mit verschiedenen Sämereien leicht erhält, aber an allerlei Nahrung gewöhnen kann, und daß er bei dem einfachsten Futter am besten sich hält. Einige Male hat man Gefangene auch zur Fortpflanzung gebracht und ohne besondere Mühe Junge gezogen; doch will ich auch hierauf nicht weiter eingehen, weil ich später hierüber noch Einiges zu sagen habe. Dagegen muß ich noch einmal auf Le Vaillant zurückkommen, weil aus seiner Erzählung hervorgeht, daß dieser Papagei in der Gefangenschaft ein hohes Menschenalter erreichen kann. Derjenige, welchen der Kaufmann Minninck-Huysen in Amsterdam besaß, hatte, bevor er durch Erbschaft seinem späteren Besitzer zufiel, bereits 32 Jahr in der Gefangenschaft gelebt und hielt dann noch 41 Jahre aus. Ungefähr vier bis fünf Jahre vor seinem Ende wurde er altersschwach. Seine Lebhaftigkeit und seine Geistesfähigkeiten, namentlich sein Gedächtniß, nahmen ab und schwanden endlich ganz dahin. In den letzten zwei Jahren konnte er nicht mehr auf seiner Stange sitzen, sondern nur noch auf dem Boden hocken. Zuletzt war er nicht mehr im Stande, selbst zu fressen und mußte geäzt werden. Auch seine Mauser ging in den letzten Jahren seines Lebens nur sehr unvollkommen von statten; sie erstreckte sich blos auf einzelne Federn, und diese wurden endlich auch nicht wieder ersetzt. Altersmatt und schwach schwand er ganz allmählich dahin. Aus diesem einen Beispiele geht hervor, daß die von Humboldt mitgetheilte und von Curtius bearbeitete Sage, welcher ich oben Raum gegönnt habe, auf thatsächlichem Grunde beruht.

Mehrere amerikanische Arten der Kurzschwänze, welche man gegenwärtig mit dem Namen Grünpapageien (Chrysotis) bezeichnet, unterscheiden sich von den grauen Verwandten durch vorwaltend grüne Färbung und einen kleineren nackten Augenring; im übrigen sind beider Kennzeichen dieselben. Der Leib ist gedrungen, der Kopf groß, der starke Schnabel gebogen, der Schwanz kurz, breit und etwas gerundet, der Flügel breit und stark gebaut, bis über die Mitte des Schwanzes herabreichend, das Bein stark, dick und fleischig, der Fuß kräftig und mit großen Krallen bewehrt, das Gefieder knapp anliegend, derb, kleinfedrig und schuppig.

Von allen hierher gehörigen Vögeln kommen zwei einander sehr ähnliche Arten häufig zu uns: der grüne und der Amazonenpapagei. Beide sind große Vögel von 14 Zoll Länge und ungefähr 21 bis 23 Zoll Breite; der Schwanz mißt 4 bis $4\frac{2}{3}$, der Flügel vom Bug bis zur Spitze über 7 Zoll. Beide sind wiederholt verwechselt worden, niemals aber von Denen, welche Gelegenheit hatten, sie im Freileben zu beobachten.

Der Amazonenpapagei (Chrysotis amazonicus) ist im ganzen hellgrün, auf der Stirn himmelblau, am Scheitel, auf den Wangen und an der Kehle gelb, am Flügelbug roth; die seitlichen Schwanzfedern sind innen blutroth; der Schnabel ist tief horngrau, die Wachshaut schwärzlich, der Fuß aschgrau, weißlich gepudert; die Regenbogenhaut ist nach außen orangengelb gerändert, nach innen blaßgelb. Beim grünen Papagei (Chrysotis aestivus), dagegen sind nur der vorderste Stirnrand und der Zügel, d. h. ein vom Schnabel durch das Auge verlaufender Streifen himmelblau; der Flügelbug ist grün und die seitlichen, rothgefärbten Schwanzfedern zeigen eine grüne Binde.



Der Amazonenpapagei (Chrysotis amazonicus).

Aus den Beobachtungen des Prinzen von Wied, der Reisenden Speake, Schomburgk und Burmeister geht hervor, daß beide Arten in Südamerika weit verbreitet sind. Der Amazonenpapagei meidet das Küstenwaldgebiet und lebt dafür in Wäldern und Gebüschen der höheren Lan-

desstriche, während der grüne Papagei ihn im Urwalde vertritt. Beide Arten ähneln sich in der Lebensweise. Am Morgen ziehen sie wie die übrigen kurzschwänzigen Papageien laut rufend und schreiend durch die Luft, schnell und stark mit den Flügeln schlagend, den mit Früchten behangenen Waldbäumen oder Pflanzungen zu, fressen hier während des Tages, ruhen in den Mittagsstunden, fliegen abends nochmals nach Futter aus und vereinigen sich außer der Brutzeit gegen Abend in zahlreichen Gesellschaften, welche einen heftigen Lärm verursachen, bevor ein Jeder sich seinen nächtlichen Stand erwählt hat. Von dem grünen Papagei, welcher in Brasilien Kuricke genannt wird, erzählt der Prinz Folgendes:

„In allen von mir bereisten Gegenden der brasilianischen Ostküste ist dieser Papagei einer der gemeinsten. Ich fand ihn überall in Menge, wo dichte Urwälder an die Manguesümpfe und Flußmündungen grenzen, denn sie brüten sowohl hier, als dort, scheinen aber die Früchte der Mangue zu lieben. Schon in den Umgebungen von Rio de Janeiro, da, wo große Waldungen sind, trifft man diese Papageien in Menge an; aber auch an den nördlichen Flüssen am Parahiba, Espirito Santo, am Belmonte, überall haben wir sie gefunden und besonders morgens und abends ihre laute Stimme in den sumpfigen, häufig von der Flut unter Wasser gesetzten Gebüschen der Flußmündung gehört. Diese Gebüsche sind für die brasilianischen Flüsse etwa dasselbe, was an den europäischen die Weidengebüsche; nur sind gewöhnlich die Bäume höher, weshalb auch oft die Papageien in starken hohlen Aesten oder Stämmen derselben nisten.“

„In der Brutzeit fliegt die Kuricke paarweise, gewöhnlich hoch in der Luft, laut schreiend und rufend, schnell dahin. Außer der Paarzeit hält sie sich immer in manchmal höchst zahlreichen Gesellschaften. Ich habe solche, ich möchte sagen unzählige Gesellschaften kurzgeschwänzter Papageien in den Waldungen des Mucuri und an anderen Orten zusammengesehen, wo der ganze Wald von ihnen und ihrem außerordentlichen Geschrei erfüllt war. Auch waren hier mehrere Arten dieser Vögel vereint. Es dauerte lange, bis die Flüge vorüber waren, und ihr vereinter Ruf war merkwürdig anzuhören. Eine Gesellschaft trieb die andere von den Bäumen auf, und diese Unruhe belebte ganz besonders ihre Stimme. Solche Vereinigungen unter den Papageien sind zwar zahlreich; doch kann man sie mit den ungeheuern Zügen der Wandertaube in Nordamerika nicht vergleichen.“

„Fallen diese Vögel in dem Urwalde auf einen hohen, dicht belaubten Baum, so ist es oft schwer, sie zu sehen. Die grüne Farbe schützt sie sehr; man bemerkt aber ihr Dasein an dem Herabfallen der Fruchthülsen und Kerne. Während sie fressen, sind sie still; sobald sie jedoch aufgeschreckt werden, geben sie sogleich ihre laute Stimme von sich. Man schießt sie in Menge, weil sie ein kräftiges Essen geben: eine Papageibrühe ist nicht blos in Brasilien, sondern auch in Surinam ein beliebtes Gericht.“

Sämmtliche hierher gehörige Arten legen während des Frühlings zwei weiße Eier in Baumhöhlungen auf die losgebissenen Späne der Höhlenwandungen selbst. Sie brüten ungestört nur ein Mal im Jahre und zwar im Frühling jener Länder. Die aus dem Neste genommenen Jungen werden außerordentlich zahm und lernen deutlich reden. Deshalb findet man sie in Brasilien häufig in den Wohnungen und bringt sie in Menge in die Städte, wo die Matrosen sie kaufen, um sie mit sich nach Europa zu nehmen. Auch hier gehören sie zu den gewöhnlichsten Papageien. Sie lernen allerdings nicht so fertig sprechen, wie der graue Papagei, beweisen sich jedoch gelehrig genug und auch ziemlich sanft und liebenswürdig, wenigstens gegen ihre rechtmäßigen Gebieter, d. h. gegen Diejenigen, welche sich am meisten mit ihnen beschäftigen.

Ein Amazonenpapagei, welchen mein Vater sah, hing mit großer Liebe an der Tochter des Hauses, während er nicht nur gegen fremde, sondern selbst gegen die andern Glieder der Familie sich bösartig zeigte. Diese mochten noch so freundlich mit ihm reden; er antwortete ihnen nicht und bekümmerte sich nicht um sie. Ganz anders aber benahm er sich, wenn seine Gönnerin erschien. Er kannte ihren Schritt und geberdete sich höchst erfreut, wenn er sie auf der Treppe kommen hörte. Sobald sie in das Zimmer trat, eilte er ihr entgegen, setzte sich auf ihre Schultern und gab durch verschiedene

Bewegungen und Töne seine Zufriedenheit zu erkennen oder schwatzte, als ob er sich mit seiner Herrin unterhalten wolle. Liebkosungen, welche ihm gespendet wurden, erwiederte er, indem er seine Wangen sanft an die seiner Gebieterin drückte, und immer ließ er dabei zärtliche Laute vernehmen. Das Fräulein durfte unbesorgt mit ihm spielen; er nahm seine Finger in den Schnabel, ergriff selbst die Oberlippe, ohne solches Vertrauen jemals zu mißbrauchen. Wenn seine Herrin abwesend war, geberdete er sich traurig: er saß ruhig auf ein und derselben Stelle, fraß gewöhnlich nicht und war mit einem Worte ein ganz anderes Thier geworden, als sonst.

Unter dem Sippennamen Pionus vereinigt Wagler mehrere kleine Papageien, welche wir Stumpfschwanzpapageien nennen wollen. Ihre Gestalt ist gedrungen, der Schwanz sehr



Die Maitakka (Pionus menstruus).

kurz, der Flügel dagegen ziemlich schmal, spitz und so lang, daß er zusammengelegt mindestens bis über die Mitte des Schwanzes hinabreicht; der Schnabel ist seitlich zusammengedrückt, und der Oberschnabel läuft gewöhnlich in einem langen, spitzen Endhaken aus; die Beine sind stark und kräftig. Das Gefieder ist im ganzen hart, die Federn sind aber mehr herz- als schuppenförmig und besonders an Kopf und Hals klein, derb und hervorstechend gefärbt. Man kennt viele hierher zu zählende Pa-

pageien, die meisten aus Südamerika, einige, welche man jedoch neuerdings in einer besonderen Sippe vereinigte, aus Afrika.

Von allen stumpfschwänzigen Papageien kommt wahrscheinlich keiner häufiger nach Europa, als die Maitakka der Brasilianer (Pionus menstruus). Sie ist ein mittelgroßer Papagei von 10½ Zoll Länge und 20 Zoll Breite; die Länge des Schwanzes beträgt 3 Zoll, die Länge des Fittigs vom Bug bis zur Spitze 6½ Zoll. Das Gefieder am Kopf und Nacken, am Hals und an der Oberbrust ist ultramarinblau; doch schimmert der schwarze Grund der Federn hier und da durch; die Nackenfedern sind erzgrün, blau gerandet; Rücken, Unterbrust, Bauch und Flügel sind erzgrün, die Federn auf dem Rücken dunkler gerandet, die auf der Brust himmelblau schimmernd; die Oberdeckfedern sind gelblicholivengrün, die untern spangrün; die Schwingen sind grün, schwarz gesäumt, die Steißfedern blutroth, an der Spitze gelblich, um den Schaft blau; die mittleren zwei Schwanzfedern sind grün, die seitlichen am Außenrande und der Spitze blau; in der Tiefe nach innen rosa- oder hellblutroth. Der Schnabel ist an der Spitze horngrau, an der Wurzel blässer; ein Fleck zu beiden Seiten desselben unter dem Nasenloche ist rosafarben; die Beine sind schiefergrau; der Augenring ist blaugrau, die Regenbogenhaut graubraun. Das Weibchen ähnelt dem Männchen; die Farben seines Gefieders sind aber blässer. Bei den jungen Vögeln herrscht da die graue Farbe vor, wo das Gefieder der Alten blaugefärbt ist.

Nach Angabe der Reisenden und namentlich des Prinzen von Wied, Schomburgk's und Burmeister's bewohnt die Maitakka alle Küstengegenden Brasiliens und Guianas in zahlreicher Menge. Sie lebt während der trockenen Jahreszeit paarweise, während der Regenzeit in starken Gesellschaften, welche alsdann laut schreiend von einem Baum zu dem andern ziehen, auf den fruchtbeschwerten einfallen, hier oft große Verwüstungen anrichten und abends wieder auf ihre gewohnten Standorte zurückkehren. Ihr Strich hängt von der Zeit der Reife verschiedener Früchte ab. Diesen zu Gefallen schweifen sie im Lande umher, und so nähern sie sich während der Regenzeit mehr den Küstenpflanzungen und offenen Gegenden oder ziehen sich in der trockenen Zeit mehr in das Innere der Urwaldungen zurück. Die Schwärme verursachen viel Lärm, während die Paare gewöhnlich nur ihren Lockton, ein bloßes Knarren vernehmen lassen. Ihre Brutzeit fällt mit dem trockenen Jahresabschnitt zusammen; das Brutgeschäft selbst unterscheidet sich nicht von dem anderer Papageien.

In ganz Brasilien wird die Maitakka eifrig gejagt, theils um sie aus den Pflanzungen zurückzuschrecken, theils um sie für die Küche zu erbeuten. Ebenso oft wird der Vogel gefangen zahm gehalten. Er ist zwar weniger gelehrig, als alle andern Papageien, befreundet sich aber doch bald mit dem Menschen und lernt, wenn dieser sich mit ihm abgibt, auch einzelne Worte aussprechen. Nach den Küstenplätzen wird er in Menge gebracht und hier gern von den Matrosen erhandelt, weil er in Europa, obgleich er häufig ist, doch immerhin noch ziemlich hoch bezahlt wird. Bei geeigneter Pflege hält er auch hier die Gefangenschaft viele Jahre aus.

An die Kakadus erinnert ein amerikanischer Papagei, welcher zur ersten Familie gezählt werden muß und mit Recht zum Vertreter einer besondern Sippe (Deroptyus) erhoben wurde. Der Altvater Linné, welcher ihn bereits kannte, hat ihm zwei verschiedene Namen gegeben, den einen wegen seines sperberartigen Gefieders (Deroptyus accipitrinus), den andern wegen der hollenartig verlängerten Nackenfedern (Deroptyus coronatus). Wir wollen ihn Zopfpapagei nennen; denn gerade das verlängerte Gefieder des Nackens, welches beliebig aufgerichtet werden kann, kennzeichnet ihn vor allen übrigen Südamerikanern. Der Schnabel ist groß, mit kräftigem, aber stumpfen Zahn und hakenartig hervortretender Kante am Oberschnabel; die Wachshaut ist kurz, Sförmig am Rande geschweift; das Auge wird von einem breiten nackten Ring umgeben; der stumpf zugespitzte Flügel reicht bis zur Mitte des Schwanzes herab, welcher ziemlich lang und breit ist und aus gerundeten Federn besteht, deren drei äußerste jederseits stufig verkürzt sind; die Beine sind schwach, aber langzehig. Das Gefieder ist im ganzen ziemlich reich, auf dem Kopfe blaßgelbgrau, auf dem äußersten Stirnen-

rand und dem Zügel, d. h. einer durch das Auge verlaufenden Binde aber braun. Die Holle wird aus trübblutrothen, himmelblau gesäumten Federn gebildet. Das Gefieder auf dem Rücken ist hellgrün, in der Mitte etwas dunkler, als an den Seiten; die Federn der ganzen Unterseite von der Brust an sind, soweit sie sichtbar werden, blutroth, auf der Brust grün, am Bauche dagegen breiter hellblau gesäumt. Dieselbe Färbung und Zeichnung haben auch die Schenkelfedern, welche, wie bei Raubvögeln, sogenannte Hosen bilden, d. h. besonders verlängert sind. Die Wangenseiten und die Gurgel sind bräunlich, die Handschwingen ganz schwarz, die Armschwingen zeigen dieselbe Färbung unten und innen; der Schwanz ist bläulich auf der Oberseite, schwarz auf der untern. Burmeister



Der Zopfpapagei (Deroptyus accipitrinus).

gibt die Länge dieses schönen und seltenen Vogels zu 14 Zoll an, wovon 5½ Zoll auf den Schwanz kommen; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze 7 Zoll.

Soviel bisjetzt bekannt, bewohnt der Zopfpapagei vorzugsweise die Waldungen um den Amazonenstrom und Guiana, wie es scheint überall minder häufig, als andere Papageien. Spix traf ihn bei Villa nova am Amazonenstrome, Schomburgk erwähnt in dem bekannten Reisewerke seiner nur zwei Mal. Er fand ihn am Rupununi und gezähmt in den Hütten der Warrau. Obgleich er ein Mal erwähnt, daß eine zahllose Menge dieser herrlichen Papageien die Sawaripalmen belebte und die Reisenden mit ohrerschütterndem Geschrei begrüßte, er also wohl Gelegenheit zu

beobachten hatte, theilt er uns doch nur äußerst wenig mit. „Im Zorn ist der gedachte Vogel ohne Zweifel einer der schönsten Papageien, da sich dann die glänzend gefärbten Federn des Hinterkopfes in die Höhe sträuben und einen förmlichen Kreis um seinen Kopf bilden. Die Ansiedler nennen ihn „Hia", welchen Worten seine Stimme vollkommen ähnelt." Aus dem wissenschaftlichen Anhang seiner Reise erfahren wir noch, daß der Vogel die niederen Wälder in der Nähe der Ansiedelungen bevorzugt, zutraulich und leicht zähmbar, aber weichlich und ungelehrig ist, in Baumlöchern niste und mehr als zwei, mitunter vier Eier lege.

Dies ist Alles, was ich über das Leben des Schopfpapageis zu berichten weiß.

*

Unter den übrigen Mitgliedern der ersten Familie verdienen vor allen die Zwergpapageien (Psittacula) noch einer besondern Erwähnung. Sie gehören zu den anmuthigsten und liebenswürdigsten aller Papageien; ihre äußere Erscheinung ist überaus gefällig und gewinnend, und ihr Betragen steht damit durchaus im Einklang. „Die deutschen Dichter", sagt Schomburgk, „kannten die zärtliche Liebe nicht, welche zwischen einem Pärchen der Zwergpapageien waltet; deshalb wählten sie ein Taubenpaar zum Sinnbild der idyllischen Liebe. Allein wie weit bleibt ein solches in seiner Zärtlichkeit hinter jenem zurück! Hier herrscht die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Thun: frißt das Eine, so thut Dies auch das Andere; badet sich Dieses, so begleitet es Jenes; schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar mit ein; wird Dieses krank, so füttert es Jenes, und wenn noch so viele auf einem Baume versammelt sind, so werden doch niemals die zusammengehörenden Pärchen sich trennen." Es ist bekannt, daß man diese niedlichen Thierchen nur paarweise in der Gefangenschaft halten kann, ihnen wenigstens die Gesellschaft verwandter Arten gewähren muß. Jung aus dem Nest Genommene, welche der Liebe Macht noch nicht empfunden haben können allerdings auch einzeln aufgezogen werden; die Aelteren aber, welche sich bereits gepaart haben, überleben nur selten den Tod ihres Gatten. Sie erliegen, wenn dieser stirbt, bald ihrer Sehnsucht und ihrem Grame. Mehr braucht man sicherlich nicht zum Ruhm der „Unzertrennlichen" zu sagen.

Die Zwergpapageien verdienen ihren Namen. Sie sind finken= oder lerchengroße Thiere mit kurzem und stumpfhakigem Schnabel, auffallend kleinem, kurzem Schwanze, dessen Federn ziemlich gleich lang sind, spitzen, schmalschwingigen Flügeln, welche zusammengelegt das Ende des Schwanzes erreichen, und kleinen, schwachen, kurzläufigen Füßen. Das Gefieder ist weich, lang, großfederig, gleichmäßig hinsichtlich der Färbung der einzelnen Federn, gewöhnlich nicht besonders lebhaft, immer aber ansprechend gefärbt und gezeichnet.

Man kennt viele Arten, welche über Afrika, Asien und Südamerika verbreitet sind, in ihren Sitten und Wesen aber sehr übereinstimmen. Sie machen offenbar den Uebergang von den Papageien zu den finkenartigen Vögeln, denen sie in ihrer Größe so nahe kommen, sind aber doch noch echte Papageien, welche mit großer Geschicklichkeit im Gezweig umherklettern, rasch und gewandt fliegen, sich von Früchten und Körnern ernähren, in Baumhöhlungen nisten und kleine runde, weiße Eier legen.

Eine der hübschesten Arten dieser Gruppe ist der zu Ehren Swinder's benannte Zwergpapagei aus Mittelafrika (Agapornis Swinderiana), ein Thierchen von höchstens 5 Zoll Länge, wovon etwas mehr als 1 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden muß, und etwa 9 Zoll Breite, wovon jede Schwinge vom Bug bis zur Spitze etwa 3 Zoll wegnimmt. Die Hauptfarbe des Gefieders ist, wie bei allen übrigen Arten, grün, der Unterrücken, der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern sind schön azurblau, der kurze, kaum abgerundete Schwanz ist mit Ausnahme der beiden mittleren grünen Steuerfedern an der Wurzelhälfte der Federn hochroth, an der Spitzenhälfte dagegen grün mit einer diese beiden Farben trennenden schwärzlichen Kante. Das Gesicht, der Bauch und die Deckfedern des Schwanzes sind gelblichgrün, der Hals und die Brust grünlichockergelb; den Oberhals umgibt ein schwarzes Band.

Der Westen und das Innere Afrikas wird als die Heimat dieses niedlichen Vogels angegeben. Ausführliche Berichte über seine Lebensweise im Vaterland fehlen zur Zeit noch gänzlich; die wenigen, welche lebend nach Europa kamen, unterscheiden sich jedoch nicht in ihrem Betragen von den übrigen Arten.

Unter diesen ist der gemeine Sperlingspapagei (Psittacula passerina) eine der bekanntesten. Er ist der kleinste aller Papageien Brasiliens, kaum oder nicht größer, als der vorhergehende und sehr gleichmäßig gezeichnet. Die Färbung des ganzen Gefieders ist ein lebhaftes Grün, welches an Stirn, Gesicht und den unteren Theilen ins Gelbliche spielt. Die untere Seite der Schwung= und Schwanzfedern erscheint mattglänzend bläulichgrün, der vordere Flügelrand, die großen Deckfedern der Flügel, die hinteren Schwungfedern, sowie die inneren Flügeldeckfedern und der Unterrücken sind hellultramarinblau, die Handschwingen schwarzbraun mit grüner Vorderkante. Der Schnabel ist bläulichaschgrau, die Wachshaut etwas dunkler, der Fuß aschgrau mit grünlichen Schildschuppen, der Augenring graubraun.

Der Sperlingspapagei gehört zu den gemeinsten Vögeln Brasiliens. Er bewohnt ebensowohl das Küstenwaldgebiet, als die Gebüsche der trockenen Gegenden, welche er wundersam zu zieren weiß. Truppweise kommt er bis in die Gärten der Ansiedelungen, gleich unsern Sperlingen, welchen er auch darin ähnelt, daß er, wenn er mit andern seiner Art vereint ist, laut durcheinander kreischt und schwatzt. Namentlich dann, wenn ein solcher Trupp aufgejagt wird, gibt jedes Thierchen seine kurze, helle Stimme zu hören, und die ganze Menge erregt dann ein schwirrendes, zwitscherndes Geräusch. Manchmal fallen sie in Massen auf einen einzelnen Baum oder Strauch ein, um dort Früchte zu naschen; dann ist der ganze Haufen in beständiger Unruhe und klettert schreiend und pfeifend behend im Gezweig auf und nieder. Man kann zuweilen mit einem einzigen Schuß Dutzende zu Boden strecken. Im übrigen lebt der Sperlingspapagei nach Art anderer Ordnungsverwandten, nistet auch wie diese in Baumlöchern oder nach Azara in den verlassenen backofenförmigen Nestern der Töpfervögel und legt hier drei bis vier weiße Eier auf den mit Holzspänen bedeckten Boden. Die Jungen und die Alten werden oft von den Brasilianern gefangen und scheinen sich rasch in den Verlust ihrer Freiheit zu finden, vorausgesetzt, daß die einzelnen Paare nicht getrennt werden. Sie zeigen sich schon nach wenigen Tagen äußerst zutraulich und versuchen nicht, zu entfliehen, halten aber niemals lange aus und kommen deshalb auch verhältnißmäßig selten nach Europa. Dennoch kommt es vor, daß sie hier bei guter Pflege jahrelang am Leben bleiben und sogar in der Gefangenschaft zum Nisten schreiten. Die wenigen Vogelfreunde, welche so glücklich waren, Zwergpapageien hierbei zu beobachten, sind entzückt von dem liebenswürdigen Wesen der Thiere, welches sich gerade während der Zeit ihrer Liebe am deutlichsten kundgibt.

Der Zwerg unter den Zwergen unserer Ordnung lebt auf Neuguinea und den Papuainseln und heißt Nasiterna pygmaea. Wir dürfen ihn Zeisigpapagei nennen; denn diesem Finken kommt er in der Größe ungefähr gleich. Die grüne Färbung seines Gefieders geht auf dem Kopf ins Gelbliche, im Gesicht ins Gelbbraune über. Die mittelsten Schwanzfedern sind blau, die übrigen schwarz mit gelben Spitzen. Der Schnabel ist unverhältnißmäßig hoch und stark.

Soviel uns bekannt, ist der Zeisigpapagei auf den hohen Bäumen an der Küste Neuguineas oder in den Waldungen Salawatis und Misools nicht selten; er wird aber, seiner geringen Größe und seiner grünen Farbe wegen nicht oft bemerkt und hat bisher noch keinen Beobachter gefunden, welcher Ausführliches über ihn zu erzählen gewußt hätte.

* *
*

In Indien und auf den benachbarten Inseln leben kurzschwänzige Papageien, welche sich wesentlich von den bisher beschriebenen unterscheiden. Man nennt sie Loris (Lorii), und die neueren

Naturforscher sind geneigt, aus ihnen eine eigene Familie zu bilden. Als unterscheidende Merkmale gelten der verhältnißmäßig lange und schwache Schnabel, dessen Unterkiefer wenig gekrümmt, an den Schneiden nicht ausgerandet und an der Spitze eng zusammengezogen ist, die weniger fleischige, an der Spitze in einen Büschel horniger Fasern zertheilte Zunge und das sehr strahlige Gefieder, welches in den prachtvollsten Farben prangt. Die Unterseite pflegt mehr oder minder regelmäßig roth gefärbt zu sein.

Ueber das Freileben dieser Prachtvögel fehlen uns zur Zeit immer noch eingehende Berichte, wie ja überhaupt die Vögelwelt der indischen Inseln noch sehr wenig beobachtet und erforscht wurde. Es wird gesagt, daß die hierher gehörigen Papageien ihre Pinselzunge hauptsächlich zum Auflecken der süßen Säfte benutzen, welche aus den Rinden, den Blättern und den Blüthen der Bäume schwitzen, und daß diese sehr beschränkte Nahrung das größte Hinderniß für die Gefangenhaltung und zumal für weite Reisen dieser Vögel sei; doch kommen einige Arten nicht eben selten im gezähmten Zustande nach Europa und halten hier mehrere Jahre im Käfig aus. Auch sie sind gelehrig und können eben-



Der Frauenlori oder Loriket (Lorius Domicella).

falls zum Sprechen gebracht werden; im ganzen ist jedoch ihr Wesen nicht besonders anziehend: sie sind still und langweilig.

Die eigentlichen Loris werden nur auf den Inseln des indischen Meeres gefunden. Auf Borneo und Neuguinea lebt die Art, welche am häufigsten zu uns gebracht wird, der Frauenlori oder Loriket (Lorius Domicella), das größte Mitglied seiner Familie, ein wirklich prachtvoll gefärbter Vogel von 12 Zoll Länge und 20 Zoll Breite. Sein Gefieder prangt in der lebhaftesten Scharlachfarbe; auf dem Scheitel ist es dunkelpurpur, am Hinterkopf violett, auf der Oberseite der Flügel grün, auf den Schenkeln himmelblau, und über der Brust verläuft halbmondförmig eine gelbe Binde; die Schwanzfedern sind scharlachroth an ihrem Grunde, gegen die Spitze hin schwarz gebändert und an der Spitze gelb getupft; der Schnabel ist orangengelb, die Füße sind dunkelgrau.

Der Frauenlori soll gesellig in Wäldern leben und diese niemals verlassen. Seine Bewegungen werden lebhaft genannt; der Flug soll reißend sein.

Es scheint, daß er sich nicht ausschließlich von Pflanzenhonig ernährt; wenigstens erhält man ihn ohne besondere Schwierigkeit mit eingeweichtem Brod und Milch oder anderem Papageifutter jahrelang auch bei uns zu Lande in der Gefangenschaft. Von den Matrosen, welche ihn häufig nach Europa herüberbringen, erfahren wir, daß er ihnen in Indien oft zu Kauf angeboten wird, aber auch sehr oft unterwegs zu Grunde geht. Bei Vogelhändlern steht er seiner schönen Färbung wegen hoch im Preise, und Liebhaber, welche ihn im Zimmer gehalten haben, behaupten, daß er ein ebenso sanfter, als gelehriger Vogel sei, welcher seinen Pflegern bald große Zuneigung beweise und diese vielfach zu erkennen gebe, auch wohl sprechen lerne und überhaupt gute Anlagen besitze. Ich selbst habe ihn einige Zeit beobachtet, diese Eigenschaften aber nicht bemerkt, vielmehr gefunden, daß er unter den Papageien einer der stillsten, ruhigsten ist, welcher gegen die Außenwelt geradezu gleichgiltig sein kann. Ein unbedingt zu empfehlender Stubenvogel ist er schon deshalb nicht, weil er selten lange in der Gefangenschaft ausdauert.

Auf dem Festlande Australiens werden die eigentlichen Loris durch mehrere Papageien vertreten, welche einige Naturforscher der in Rede stehenden Familie zuzählen, während andere sie zu den Langschwänzen rechnen, weil sie mit diesen äußerlich allerdings größere Aehnlichkeit haben, als mit den kurzschwänzigen Loris. Doch können in der Art zu nisten und zu leben kaum zwei Arten mehr verschieden sein, als eben die pinselzünglichen Loris und die übrigen Papageien Australiens. Jene sind Baumvögel und fressen Honig, diese treiben sich hauptsächlich im niederen Gebüsch und Gras umher und haben im wesentlichen den Bau anderer Körnerfresser. Unsere Vögel kennzeichnet äußerlich ein zierlicher, schlanker Bau mit verhältnißmäßig kleinem Schnabel und mäßig verlängertem Schwanze, innerlich die bereits beschriebene Zunge, der kleine Magen, die dicke Haut, das zähe Fleisch und ein sehr übler Geruch.

Der geschecke Loriket (Psitteuteles versicolor) ist ein kleiner Vogel von nur 6½ Zoll Länge. Sein Gefieder ist sehr bunt; der Zügel und der Oberkopf sind schön tiefroth; ein Nackenhalsband ist dunkelhimmelblau, der Rücken bläulichgrün, der Flügel grün; der Hinterrücken und die Oberschwanzdecken sind hellgelblichgrün. Alle Federn der Oberseite sind schmal gelbgrün gestreift und die Federn der Unterseite längs des Schaftes gelb gestrichelt. Zu beiden Seiten des Bauches und unter der Innenseite der Schenkel finden sich purpurrothe Flecke. Die Handschwingen sind schwarz, außen tiefgrün gerandet und mit einer feinen gelblichgrünen Linie eingefaßt. Der Schnabel ist scharlachroth, der Fuß lichtaschgrau, die Wachshaut und der nackte Augenring sind grünlichweiß, die Regenbogenhaut ist röthlichgelb mit schmalem, rothen Ring um den dunklen Stern.

Wir verdanken dem Reisenden Gilbert eine kurze Beschreibung der Lebensweise dieses Vogels. Er lebt auf der Nordseite Australiens, besonders häufig zu Port Essington, versammelt sich zu Zeiten in unermeßliche Flüge und fällt dann auf den Gummibäumen ein, um dort Honig zu saugen. Wenn ein Flug im Zuge ist, sind seine Bewegungen so regelmäßig und gleichzeitig, daß man ihn eher für eine Wolke halten möchte, welche eilends dahinzieht, belehrte nicht ihr gewöhnlich dabei ausgestoßenes, durchdringendes Geschrei eines Bessern. Im Spätsommer werden sie auf den kleinen Inseln um Vandiemensgolf ungemein häufig gesehen. Sie fressen Honig und verschlucken nur nebenbei kleine Theilchen von den Blüthen ihrer Lieblingsbäume. Es ist bedauerlich, daß man nicht im Stande ist, sie in der Gefangenschaft zu erhalten; sie würden, könnte man ein passendes Futter für sie finden und sie nach Europa senden, zu den angenehmsten aller Stubenvögel gehören.

Ueber eine verwandte Art, den zu Ehren Swainson's benannten Loriket, berichtet Gould ungefähr Folgendes. Die Eukalyptenwälder Südaustraliens bis zur Mortonbay und Vandiemens-

land beherbergen diesen Vogel in Menge, weil die Blüthen der gedachten Bäume ihm eine überflüssige Nahrung bieten. Er ist aber auch so ausschließlich auf die Gummiwälder beschränkt, daß er in andern gar nicht gesehen wird. Diejenigen Bäume, welche erst kürzlich ihre Blüthen geöffnet haben, werden von den Näschern allen andern vorgezogen, weil sie an Honig und Blüthenstaub am reichsten sind. Der Anblick eines Waldes dieser blüthenbedeckten Gummibäume, auf denen sich außerdem noch mehrere Arten der gedachten Papageien und Honigvögel umhertreiben, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Oft sieht man drei bis vier Arten der Sippe auf ein und demselben Baume beschäftigt und manchmal gemeinschaftlich die Blüthen eines und desselben Zweiges beraubend. Noch weniger ist es möglich, die tausendstimmig lärmenden Töne und die Schreie mitten durch zu beschreiben, wenn etwa ein Flug sich mit einem Male von einem Baum erhebt, um in einen andern Theil des Waldes überzugehen. Solche Schwärme muß man selbst gesehen und gehört haben, wenn man sich eine klare Vorstellung machen will.



Der gescheckte Loriket (Psitteuteles versicolor).

Bei einem seiner Morgenspaziergänge in den Buschgängen am Hunter kam Gould an einen ungeheuern Gummibaum von ungefähr 200 Fuß Höhe, welcher gerade in vollster Blüthe stand. Hunderte von Vögeln waren durch diese Blüthen angelockt worden, und die verschiedensten Arten der Papageien und Honigfresser nährten sich einträchtig von dem Nektar derselben. Gould erlegte von einem einzigen Zweige die vier Lorikets, welche die Gegend bewohnen.

Der Flug dieser Papageien ist kraftvoll, gewandt und pfeilschnell, namentlich bei dem Auffliegen ergeben sie sich mit reißender Geschwindigkeit unter lautem, gleichmäßigen Schreien hoch in die Höhe und stürmen dann durch die Luft dahin. Auf den Bäumen klettern sie mit ziemlicher Gewandtheit in allen erdenklichen Stellungen umher, doch mehr meisen-, als papageienartig. Nach Sonnenaufgang sind sie so eifrig mit der Auffaugung des Honigs beschäftigt, daß sie von den Bäumen, auf denen sie sich niedergelassen haben, kaum verscheucht werden können. Der Schuß eines Gewehrs hat

dann keinen andern Erfolg, als daß sich ein ungewöhnliches Geschrei erhebt oder daß die Vögel sich von dem beschossenen Zweig auf einen andern begeben, wo sie dann sofort wieder die Blüthen angehen. Sie sind so geschickt in dem Aufsaugen des Honigs, daß dieser dem frisch geschossenen klar aus dem Schnabel strömt, wenn man sie an den Beinen emporhält.

Ueber das Brutgeschäft haben die Reisenden noch wenig Beobachtungen sammeln können. Es scheint, daß die Schwärme der Vögel sich auch während der Fortpflanzungszeit nicht trennen, sondern daß so viele dieser Paare gemeinsam nisten, als auf einem Baume Unterkunft finden. Das Nest steht in den Asthöhlen und enthält im Oktober zwei bis vier weiße, längliche, runde Eier.

In gewissen Gegenden Australiens sind die Loriketen besondere Lieblinge der Eingebornen, welche sorgfältig die Köpfe aller erlegten aufbewahren und sich daraus kettenartige Gehänge anfertigen, mit denen sie sich schmücken.

Eine andere Art dieser Gruppe, der Maidlori, bewohnt die Inseln des stillen Meeres und namentlich Tahiti. Von dieser Insel hat er seinen Namen erhalten: Coryphilus tahitianus. Es ist ein kleiner Prachtvogel von ungefähr 6 Zoll Länge mit 2½ Zoll langem Schwanze, auf dem ganzen Rücken mit zarten, schwächlichen Schnabel- und schmalen verlängerten Kopffedern, welche eine Haube bilden. Das Gefieder prangt gleichmäßig in Purpurblau; nur die Kehle und Oberbrust sind blendend weiß, die Schwingen und die Schwanzfedern von unten aber düster schwarz.

Dieser kleine Papagei gehört zu den anmuthigsten Erscheinungen seiner Familie und darf trotz seiner einfachen Zeichnung ein Prachtvogel genannt werden. Seine Lebensweise stimmt wahrscheinlich mit der des eben beschriebenen überein.

Der Papualori oder Rasmalas, wie er auf der Nordwestküste Neuguineas genannt wird (Pyrrhodes — Carmosyna — papuensis), mag uns eine der abweichenden Gestalten der Familie vorführen. Er ist gestreckter gebaut, als die vorigen und namentlich dadurch ausgezeichnet, daß die beiden mittelsten Federn seines ohnehin langen Schwanzes mehr als Körperlänge erreichen. Hierdurch wächst die Gesammtlänge des Vogels zu 17 Zoll an, von denen die Mittelfedern freilich nicht weniger als 11 Zoll wegnehmen; die Breite beträgt ungefähr 14 Zoll. Auch das Gefieder des Rasmalas ist lebhaft und schön gefärbt. Von der allgemeinen Grundfärbung, welche ein tiefes Scharlachroth ist, heben sich blaue, goldgelbe und grasgrüne Flecken verschieden gestaltet ab. Der Kopf, der Nacken, der Obertheil des Rückens und die ganze Unterseite sind scharlachroth mit Ausnahme zweier Bänder von prächtig himmelblauer Farbe, welche über Mittel- und Hinterkopf verlaufen und mit Scharlachroth gebändert sind. Die Brustseiten und die Schenkel sind gelb gefleckt, der Unterrücken, die Oberdeckfedern des Schwanzes und die Innenschenkel sind tiefblau, die Schwingen grün, die mittelsten Schwanzfedern lichtgrasgrün, an der Spitze goldgelb; dieselbe Farbenvertheilung wiederholt sich auch auf den übrigen Schwanzfedern, nur daß dieselben dunkler grün an ihrer Wurzel gefärbt sind.

Der Rasmalas ist ein Bewohner Neuguineas und Gegenstand der Jagd der dortigen Eingebornen, welche den erlegten und getrockneten Prachtvogel in derselben Weise benutzen, wie die Paradiesvögel, und ihm deshalb auch oft beide Beine wegschneiden — warum, ist noch unbekannt. Nach Europa sind viel Bälge oder getrocknete Körper gekommen, welche derartig verstümmelt waren. Lebend hat man, meines Wissens wenigstens, das schöne Thier noch nirgends in Europa gesehen. Ueber sein Freileben fehlen alle Berichte.

* *
*



Leadbeater Kakadus.

Neuholland scheint für die Vögel ein wahres Eden zu sein. Die dort lebenden Säugethiere sind verkümmerte Gestalten, welche eben nur an die vollkommeneren anderer Erdtheile erinnern: — die Vögel hingegen, welche den gedachten Erdtheil ihre Heimat nennen, sind ebenso vollkommen gebildet, als irgendwo anders und prangen zum großen Theil in einer wunderbaren Farbenpracht. Wir werden viele Familien kennen lernen, welche sich so recht als Kinder Neuhollands zeigen; keine einzige dieser Familien aber verleiht dem Erdtheil ein so bestimmtes Gepräge, wie die Papageien. Zwischen dem grünen Laubwerk der Gummibäume schimmern, wunderbaren Blüthen vergleichbar, die blendenden Kakadus hervor; von den gelb blühenden Akazien hernieder leuchten die scharlachrothen Rosenparakits, und um die Blüthen der Bäume tummeln sich die uns bereits bekannten honigsaugenden Pinselzüngler in ewig beweglichen Gruppen, während die kleinen Graspapageien die oft trostlosen Ebenen des Innern freudig beleben. Wie bei uns die Schwalben durch die Straßen der Städte und Dörfer huschen, schwirren in Australien Flüge von Papageien über dieselben Wege dahin, und wie unsere Sperlinge auf den Landstraßen sich tummeln, sieht man dort sie gleichsam vertretende Papageivögel in buntem Gewimmel den Boden bedecken. Wenn der einsam wohnende Landbauer seine Ernte eingeheimst, erscheinen Flüge dieser Thiere, welche nach hunderten von Stücken zählen, vor den Thoren der Scheuern, wie bei uns die Tauben, und suchen in dem ausgedroschenen Stroh nach den letzten Körnern umher. Dichterisch fühlende Reisende sind begeistert von dem ewig wechselnden Schauspiel, welches die Prachtvögel gewähren; der Ansiedler hingegen haßt sie, weil sie nur zu oft in sein Besitzthum verwüstend einfallen, von Grund seines Herzens und schießt sie mit derselben Gleichgiltigkeit zusammen, mit welcher bei uns ein Bauer unter die räuberischen Spatzen feuert.

Unter den mehr als sechszig bestimmten verschiedenen Papageiarten, welche Australien bevölkern, nehmen die Kakadus einen hohen Rang ein. Ich habe sie in eine besondere Familie eingeordnet, weil sie nach meiner Ansicht wenigstens zwei bestimmt verschiedene Horden bilden, Gruppen, welche reich an absonderlichen Gestalten sind, aber doch aller Verschiedenheit ungeachtet ein gemeinsames Gepräge zeigen.

Die eigentlichen Kakadus (Plyctolophus) sind wohl den meisten meiner Leser vertraute Erscheinungen; denn eine oder die andere Art ist ihnen gewiß, und wäre es auch nur durch die wandernden Thierkundigen, ich meine die Besitzer von Thierschaubuden, lebend vorgestellt worden. Bezeichnend für die Mitglieder der Gruppe ist außer der gedrungenen Gestalt mit kurzem Schwanze und mittellangen Flügeln der große, kurze, breite, auf den Schneiden gezahnte Schnabel, dessen Oberkiefer sich mit starken Haken überbiegt. Die Zunge pflegt dickfleischig und glatt zu sein, der Augenkreis ist gewöhnlich nackt, den Kopf schmückt meist eine aufrichtbare, durch lebhafte, jedoch regelmäßig versteckte Farben ausgezeichnete Holle. Ueber die Farbe des Gefieders kann im allgemeinen nur bemerkt werden, daß sie regelmäßig eine im hohen Grade ansprechende ist, sei es wegen des reinen Weißes oder wegen des überaus zarten Rosenroths oder sei es endlich wegen des für Papageien ganz ungewöhnlichen Dunkels, welches bei einzelnen Arten vorherrschend ist.

Australien im weiteren Sinne, also nicht ausschließlich Neuholland, sondern auch Neuguinea und selbst die Molukken und Philippinen sind die Wohngebiete der Kakadus. Hier leben die meisten Arten in großen, oft in ungeheuren Scharen, welche sich in den Wäldern ansäßig machen, von hier über die Fluren und Felder dahin streichen und den Beschauern unter allen Umständen ein zauberhaft erhabenes Schauspiel gewähren. Selbst der Forscher stimmt gern in die dichterischen Worte der Reisebeschreiber ein, welche dieses Schauspiel gar nicht hoch genug rühmen können. „Mitten in dem massigen Schatten des dunkelsten Laubwerks treiben weiße Kakadus ihr Spiel gleich Geistern des Lichts“, so sagt Mitchell von einer Art dieser Vögel und „ihr hochrother Fittig und ihre glühenden Hauben wandeln die Höhen, in denen sie leben, zu Gefilden von üppigster Wonne“, von einer zweiten Art. Man muß selbst umstrickt worden sein von all dem Zauber, welchen die Pflanzenwelt unter den Wendekreisen auf den Nordländer übt, und man muß erfahren haben, daß alle Pracht der Pflanzen doch erst durch die belebten Wesen, welche wir zu unsern Lieblingen erkoren haben, befähigt

wird, ihre volle Wirkung zu äußern; man muß selbst von dem paradiesischen Wirrwarr einer durch den Menschen noch nicht behelligten Vogelwelt berauscht worden sein, um in solchen Aeußerungen nur den Erguß eines tief empfundenen Gefühls und nicht eine schwülstige Uebertreibung zu erkennen.

In ihrem Wesen und Treiben ähneln die Kakadus den übrigen Papageien. Sie gehören aber zu den liebenswürdigsten von allen. Wenn sie in Massen von Tausenden zusammen leben, mag ihr unangenehmes Geschrei allerdings so betäubend werden können, daß sie die Gunst des Menschen verscherzen; wenn man jedoch den einzelnen Vogel kennen lernt, wenn man sich mit ihm befreundet, gewinnt man ihn lieb. Schon das sanft ausgesprochene „Kakadu", welches der Gruppe ihren Namen verliehen hat, erwirbt den schönen Vögeln unsere Zuneigung, denn es hat etwas so bestechend Zärtliches, daß man den Thieren willentlich oder unwillentlich gewogen werden muß. Und in der That, dieses „Kakadu" ist auch nichts anderes, als der Ausdruck freundlichen Gefühls, welches der Vogel bethätigen will; denn nur in der Aufregung, welcher Art sie auch sein möge, kreischt er abscheulich. Der Kakadu befreundet sich gern und innig mit den Menschen; er zeigt weniger Tücke, als andere Papageien, und erkennt dankbar die ihm gespendete Liebe, welche er von Jedem in gleicher Weise zu begehren scheint. Erst schlimme Erfahrungen machen ihn unfreundlich und unliebenswürdig. Man mag sich hüten, einen Kakadu von sich abzuwenden; denn sein vortreffliches Gedächtniß bewahrt die empfangenen Eindrücke treulich jahrelang auf. Er vergißt empfangene Beleidigungen schwer oder nicht, und das einmal erwachte Mißtrauen kann kaum wieder besänftigt werden; ja, es geschieht nicht selten, daß der beleidigte Vogel sogar rachsüchtig sich zeigt und später Den, welcher ihm eine Unbill zufügte, gefährdet. Dieser Charakterzug ist vielleicht der einzig unangenehme, welchen der Kakadu bekundet; im allgemeinen ist ein mildes Wesen bei ihm durchaus vorherrschend.

Aber der Kakadu besitzt noch andere gute Eigenschaften. Sein hochbegabter Geist bekundet sich nicht blos in einem vortrefflichen Gedächtniß, sondern auch durch eine große Gelehrigkeit. Er wetteifert hierin mit den begabtesten aller Papageien. Auch er lernt mit ziemlicher Leichtigkeit und Fertigkeit sprechen; auch er verbindet verschiedene Worte in sinngebender Weise und wendet ganze Sätze bei passender Gelegenheit an; auch er läßt sich abrichten zu Kunststücken mancherlei Art: ein sehr hoher Verstand ist nicht zu verkennen.

Im übrigen brauche ich über das Leben der Kakadus nicht viel zu bemerken: es gleicht dem Treiben und Handeln anderer Papageien. Wie diese leben auch die Kakadus im Freien in Gesellschaften, welche selbst während der Brutzeit noch in einem gewissen Vereine bleiben. Die Nacht verbringen sie wohlverborgen in den dichtesten Kronen der höchsten Bäume; den Morgen begrüßen sie mit weithin tönendem Geschrei. Dann erheben sie sich und fliegen mit leichten Schwingenschlägen, viel schwebend und gleitend dahin, irgend einem Fruchtfelde oder einem andern, nahrungsversprechenden Orte zu. Sie beuten ihr Gebiet nach Möglichkeit aus. Früchte, Körner und Sämereien bilden wohl ihre Hauptnahrung; nebenbei fressen sie aber auch kleine Knollen und Zwiebeln, welche sie mit dem langen Oberschnabel sehr geschickt aus dem Boden graben, oder sie nehmen Pilze auf und verschlingen außerdem, wie die Hühner, kleine oder mittelgroße Quarzstücke, jedenfalls aus demselben Grunde, wie andere Körnerfresser, um die Nahrung zu zerkleinern. Der Kropf und Magen der Getödteten enthält stets die verschiedensten Nahrungsstoffe durch einander. Auf frisch gesäeten Feldern und im reifenden Mais können sie großen Schaden anrichten. Sie sind mit Ausnahme der Mittagsstunden während des ganzen Tages in Thätigkeit und achtsam auf Alles, was vorgeht. Jedes neue Ereigniß wird mit Geschrei begrüßt; namentlich wenn ein Flug sich niedergelassen hat und ein anderer vorüberkommt, erhebt sich ein ohrenzerreißender Lärm, dessen Mißtöne man sich einigermaßen vorstellen kann, wenn man das Geschrei einiger wenigen Gefangenen durch eigne Erfahrung kennen gelernt hat. Sobald ein Flug sich gesättigt hat, kehrt er wieder nach dem Ruheorte im Walde zurück und verweilt nun eine zeitlang wenigstens verhältnißmäßig ruhig, um zu verdauen. Dann geht es zum zweiten Male nach Nahrung aus, und mit einbrechender Nacht versammelt sich die Masse dann auf dem gewohnten Schlafplatze.

So ungefähr leben die Scharen bis zur Brutzeit. Dann trennen sie sich in Paare, und jedes derselben sucht nun eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes aus. Dieses findet sich je nach den Umständen in Baumhöhlen aller Art, namentlich in hohlen Aesten, aber auch in den Spalten der Felsen. Gewisse steile Felswände an den Flüssen Südaustraliens werden alljährlich von Tausenden unserer Vögel besucht, in gleicher Weise wie die Klippen der nordischen Meere von den in noch größeren Mengen auftretenden Möven. Man behauptet sogar, daß einzelne dieser Wände von den Papageien ganz durchlöchert seien, und die Kraft und Festigkeit des Schnabels läßt Arbeiten im Gestein in der That glaublich erscheinen. Das Gelege besteht immer nur aus zwei rein weißen, etwas spitzigen Eiern, welche denen einer Zwerghenne ungefähr an Größe ähneln, aber durch ihren Glanz hinlänglich sich unterscheiden. In welcher Weise das Brutgeschäft besorgt und die Jungen aufgefüttert werden, ist mir nicht bekannt.

Des Schadens wegen, welchen die oft in so großer Menge auftretenden Kakadus den Landbauern zufügen, werden sie in ihrer Heimat eifrig verfolgt und zu Hunderten erlegt. Es wird von den Reisenden erzählt, daß sie bald sehr scheu werden, wenn sie feindliche Nachstellungen erfahren, dann, wie andere Papageien auch oder wie die Affen, mit wirklicher List ihre Raubzüge ausführen und deshalb auch sehr schwer oder nicht von den Feldern zu vertreiben sind.

In eigenthümlicher Weise betreiben die Eingebornen die Jagd auf diese Vögel. „Vielleicht“, erzählt Kapitän Grey, „kann es kein fesselnderes Schauspiel geben, als die Jagd der Neuholländer auf Kakadus. Sie benutzen hierzu die eigenthümliche, unter dem Namen Bumerang bekannte Waffe, ein sichelartig geformtes, plattes Geräthe aus hartem Holz, welches mit der Hand mehr als 100 Fuß weit geschleudert wird, die Luft in kurzen Kreisen durchschneidet und trotz der vielfachen Abweichungen von dem graden Wege mit ziemlicher Sicherheit das Ziel trifft, dieselbe gefährliche Waffe, welche auch von den Innerafrikanern in Holz und Eisen hergestellt wird. Ein Eingeborner verfolgt einen starken Flug unserer Vögel im Felde oder im Walde, am liebsten da, wo hohe, prachtvolle Bäume ein Wasserbecken umgeben. Solche Orte sind es hauptsächlich, welche die Kakadus aufsuchen, und hier sieht man sie oft in unzählbaren Scharen versammelt, kletternd im Gezweige oder fliegend von Baum zu Baum. Hier pflegen sie auch ihre Nachtruhe zu halten. Der Eingeborne schleicht zu solchen Lachen herbei mit Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln. Er drückt sich von einem Baum zum andern, kriecht von Busch zu Busch und gibt sich die größte Mühe, die wachsamen Vögel so wenig als möglich zu beunruhigen. Aber so lautlos sein federnder Gang auch ist, die Kakadus nehmen ihn doch wahr, und ein allgemeiner Aufruhr bekundet das Nahen des gefährlichen Feindes. Die Vögel wissen, daß Gefahr im Anzuge ist; sie sind nur noch ungewiß über sie. So kommt der Verfolger zuletzt bis an das Wasser heran und zeigt seine dunkle Gestalt unverhüllt. Mit ohrenzerreißendem Schreien erhebt sich die weiße Wolke in die Luft und in demselben Augenblick schleudert der Neuholländer seine Waffe unter sie. Der Bumerang, welcher mit Macht geworfen wurde, tanzt in den wunderbarsten Sprüngen und Drehungen über das Wasser hin, erhebt sich aber im Bogen mehr und mehr und gelangt bald genug mitten unter die Vögel. Eine zweite, dritte, vierte gleichartige Waffe wird nachgesandt. Vergeblich versuchen die geängsteten Thiere zu entrinnen, der scheinbar regellose Flug des Geschosses macht sie verwirrt und lähmt ihre Flucht. Der eine und der andere kommt mit dem Bumerang in Berührung und wird regelmäßig zu Boden geschlagen, sei es, indem die sausende Waffe ihm den Hals abschlägt oder einen Flügel zertrümmert. Schreiend vor Schmerz und Grimm stürzt einer der Fliegenden nach dem andern zu Boden, und erst wenn der dunkle Jäger seinen Zweck erfüllt hat, besinnt sich die Masse und fliegt schreckerfüllt davon oder sucht in den dichtesten Baumkronen Zuflucht.“

Das Fleisch der Erlegten wird als erträglich wohlschmeckend bezeichnet, und namentlich die Suppe, welche man von ihm bereitet, sehr gerühmt.

Daß die Kakadus auch leicht gefangen werden können, beweisen die vielen, welche lebend zu uns kommen. Allerdings halten unsere Vögel, wie alle übrigen Papageien, bei einfacher Nahrung die

Gefangenschaft ohne Beschwerde aus und sind deshalb vortrefflich geeignet, weite Reisen zu machen; wenn man aber bedenkt, daß man in Deutschland aus dritter und vierter Hand einen Kakadu für wenige Thaler unseres Geldes kaufen kann, ergibt sich von selbst, daß er an Ort und Stelle sehr niedrig im Preise stehen muß.

Bei geeigneter Pflege hält der Kakadu auch in Europa viele Jahre lang aus; man kennt Beispiele, daß einer länger als 70 Jahre im Bauer lebte. Seine Haltung erfordert wenig Mühe; denn er gewöhnt sich nach und nach an Alles, was der Mensch ißt. Doch thut man wohl, wenn man ihm nur die einfachsten Nahrungsstoffe reicht: Körner mancherlei Art, gekochten Reis und etwas Zwieback etwa, weil er bei zu reichlichem Futter leicht allzufett wird oder auch mancherlei Unarten annimmt, welche dann schwer auszurotten sind. So wird fast allgemein behauptet, daß Kakadus, welche gekochtes Fleisch zu fressen bekommen, sich die Federn ausrupfen. Wir wollen unentschieden sein lassen, ob diese Behauptung begründet ist; dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß diese widerwärtige Gewohnheit vielen Kakadus eigen ist. Sie rupfen sich oft vollständig kahl und befinden sich dann, weil die Federn immer von neuem wieder nachwachsen, fortwährend in der Mauser, also in einem mehr oder weniger krankhaften Zustande. Ein zweifellos wirksames Mittel zur Abgewöhnung dieser Unart ist mir bisher nicht bekannt geworden.

Die eigentlichen Kakadus (Cacatua) kennzeichnen sich durch ihre weiße Farbe, welche nur bei einzelnen Arten von zartem Roth theilweise überhaucht wird, und durch den ausgebildeten, aus zwei Reihen langer schmaler Federn bestehenden Schopf, welcher nach Belieben aufgerichtet oder niedergelegt werden kann.

Eine der gemeinsten Arten, welche man in der Gefangenschaft sieht, ist der gelbschopfige Kakadu (Cacatua galerita), ein ziemlich großer Vogel von 1 Fuß 4 Zoll Länge und blendend weißer Hauptfärbung des Gefieders. Der lange Federschopf, die Ohrdecke, die Mitte der Unterseite, der Flügel und die Innenfahne der Schwanzfedern an der Wurzelhälfte sind blaß schwefelgelb, der Augenstern ist tiefbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulich braun.

Es ist zur Zeit noch unentschieden, ob dieser Kakadu sich von Vandiemensland an über ganz Neuholland hinweg bis Neuguinea verbreitet, oder ob die in den verschiedenen Gegenden vorkommenden, im wesentlichen gleich gefärbten Vögel als verschiedene Arten betrachtet werden müssen. Die genaue Untersuchung der aus den drei Heimatskreisen herrührenden Kakadus hat eine entschiedene Abweichung im Bau des Schnabels ergeben und dürfte die letztere Annahme rechtfertigen. Der Kakadu von Vandiemensland ist in jeder Hinsicht der größte und sein Schnabel der gestreckteste, der Kakadu aus Neuguinea dagegen der kleinste und sein Schnabel durch die Rundung und geringe Länge bemerkenswerth.

Nach Gould ist der gelbschopfige Kakadu in allen Ansiedlungen Australiens mit Ausnahme der westlichen gemein. Er lebt ebenfalls in Zügen von Hunderten und Tausenden, hält sich aber entschieden an offene Ebenen und lichte Waldstriche mehr, als an die Buschwälder der Küsten.

Eine zweite Art des Festlandes von Australien, der Inka-Kakadu (Cacatua Leadbeateri) unterscheidet sich von dem eben Genannten durch die Pracht seiner Färbung. Auch er ist weiß, am Vorderkopf, an der Stirn und den Halsseiten, auf der Mitte und Unterseite der Flügel, der Bauchmitte und auf dem Wurzeltheil der Innenfahne der Schwanzfedern aber rosa- und unter den Flügeln schön lachsroth. Prächtig ist die Haube. Die einzelnen Federn sind hochroth an der Wurzel, gelb gefleckt in der Mitte und weiß zugespitzt am Ende. Bei niedergelegter Haube sieht man nur die weißen Spitzen, sowie aber der Vogel seinen Schopf aufrichtet, tritt das brennende Roth leuchtend hervor, und die gelben Mittelflecke vereinigen sich dann zu einem Bande, durch welches die Haube nur noch schöner wird. Der Augenring ist lichtbraun, der Schnabel lichthornfarbig, der Fuß dunkelbraun.

Das Weibchen unterscheidet sich durch weniger lebhafte Färbung der Unterseite und größere gelbe Flecke in den Federn der Haube. In der Größe steht der Inka-Kakadu hinter dem gelbschopfigen Etwas zurück und namentlich ist er schlanker gebaut.

Nach Gould ist dieser Prachtvogel weit über den Süden Australiens verbreitet, hält sich aber vorzugsweise an die hohen Gummibäume und an das Buschholz, welches im Innern des Landes die Steine der Flüsse bekleidet, und läßt sich niemals in der Nähe des Strandes sehen.

An den Ufern des Darring und Murray soll er häufig sein, an der Nord- und Nordwestküste Australiens dagegen fehlen. Zur Brutzeit erscheint er alljährlich an bestimmten Plätzen und zwar in großer Menge. Die eintönigen Wälder des Innern belebt er in der angenehmsten Weise. Seine Stimme ist mehr klagend, als die seiner Verwandten und hat nicht den rauhen Ausdruck derselben, und die Pracht des Vogels reißt jeden Reisenden, welcher ihn sieht, zum Entzücken hin. Auf ihn sind die oben angeführten Worte Mitchell's zu beziehen.

Der Inka-Kakadu ist unstreitig der schönste von allen, welche bis jetzt bekannt sind und deshalb für die Liebhaber von hohem Werthe. Er ziert in der That auch die reichste Papageiensammlung und erfreut Jedermann ebensowohl durch seine anmuthige Farbenpracht, wie durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens. Die Gefangenschaft verträgt er ebenso gut, als irgend ein anderer seiner Familie, und einzelne Liebhaber wollen beobachtet haben, daß er noch sanfter und gutmüthiger wäre als die übrigen Arten. Dies Alles trägt dazu bei, den Kaufpreis eines solchen Vogels zu erhöhen; der Inka-Kakadu kostet heute noch fast drei Mal so viel, als jeder andere seiner Verwandten.

Der Helm- oder Schönkopfkakadu (Callicephalus galeatus) mag neben dem Genannten noch Erwähnung finden, weil er gegenwärtig als Vertreter einer eigenen Sippe angesehen wird, welche gleichsam als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Kakadus und den Geringeros der Neuholländer oder Rabenkakadus erscheint. Bezeichnend für ihn ist der kurze, gewölbte Schnabel mit wenig vorspringendem Haken am Oberschnabel und der ziemlich stark abgerundete Schwanz. Das Gefieder ist sehr prächtig und manchfaltig gezeichnet. Die Oberseite ist dunkelschieferblau, der Vorderkopf, die Wangen und der Federbusch sind scharlachroth, alle Federn mit Ausnahme der Hand- und Armschwingen und der Steuerfedern sind schmal weißlichgrau gesäumt, auf der Oberseite schärfer als auf der Unterseite. Das Weibchen ist dunkler, fast schieferfarben, die Federn des Oberhalses und Rückens sind leicht blaßgrau gesäumt, die übrigen mit unregelmäßig graulich weißen Bändern durchzogen. Die Federn der Unterseite dagegen sind schwefelgelb, düsterroth gesäumt. Der Augenring ist schwärzlich braun, der Schnabel lichthornfarbig, der Fuß schwarz, aber wie mit einem grauen Duft bestäubt.

Ueber das Freileben dieser schönen Vögel fehlen zur Zeit noch Beobachtungen. Gould berichtet, daß man ihn in den Wäldern an der Südküste Australiens und auf einigen benachbarten Inseln, sowie in dem nördlichen Theil von Vandiemensland finde, woselbst er die höchsten Bäume bewohne und die Samen der verschiedenen Gummibäume genieße. Er erträgt die Gefangenschaft wohl, und man hat ihn auch schon einige Male nach England gebracht, wie es scheint aber Wenig oder Nichts über sein Betragen im Käfig veröffentlicht.

*

Von den bisher beschriebenen Kakadus unterscheiden sich mehrere Arten, welche deshalb auch zu Vertretern besonderer Sippen erhoben wurden, sehr auffallend durch ihren Schnabel, dessen Obertheil ungewöhnlich verlängert ist. Sie bilden eine eigene Horde, haben jedoch in ihrem Sein und Wesen mit den Kakadus noch große Aehnlichkeit und werden deshalb von allen Naturforschern ihnen zugezählt.

Der Nasenkakadu (Licmetis nasicus) ist diejenige Art der gedachten Vögel, welche den Kakadus am nächsten kommt. Er besitzt noch das vorherrschende weiße Gefieder und wenigstens

eine kleine aufrichtbare Federholle am Vorderkopfe. Seine Länge beträgt 16 bis 17 Zoll; die Breite finde ich nicht angegeben. Der Schnabel mißt längs der Firste gegen 2 Zoll. Beide Geschlechter sind gleichgefärbt. Das Gesammtgefieder ist weiß, auf den Unterflügeln und der Unterseite des Schwanzes blaßschwefelgelb angeflogen. Alle Federn des Kopfes und Halses bis zur Oberbrust sind wie die Dunen zinnoberroth am Grunde, weiß an der Spitze. Ein Band über die Stirn, welches bis zum Unterschnabel herabreicht und über das Auge hin brauenartig verläuft, zeigt dieselbe Färbung, und ebenso kommt das Roth auf der Brust in einem Querbande zum Vorschein. Das dunkelbraune



Der Helmkakadu (Callicephalus galeatus).

Auge wird von einer nackten schieferblauen Stelle umgeben, welche ihrerseits oben durch die erwähnte rothe Braue, hinten und unten aber durch einen, wie Stirnband und Augenbraue aus strahligen Federn bestehenden rothgelben Federkranz eingefaßt ist. Der Schnabel ist lichthorngelb, der Fuß aschgrau. Sämmtliche Federn der Wangengegend können gesträubt werden.

Gould nimmt mit Recht zwei Arten dieser Vögel an, von denen die eine auf Westaustralien und Neusüdwales, die andere auf Port Philippe und Südaustralien beschränkt ist. Hier bewohnt der Nasenkakadu mehr das Innere, als die Nachbarschaft der Küste. Auch er sammelt sich

in großen Flügen, welche Nachts und in den Mittagsstunden auf den hohen Waldbäumen verweilen, sonst aber sich viel auf dem Boden umhertreiben. Hier laufen sie hüpfend, jedoch ziemlich langsam umher. Der Flug dagegen ist reißend schnell, viel leichter und besser, als der anderer Kakadus. Die Nahrung besteht allerdings auch mit in Körnern und Sämereien, vorzugsweise aber doch in Knollen und Zwiebeln verschiedener Pflanzen, namentlich auch der Orchideen, zu deren Ausgrabung der Vogel seinen langen und so sonderbar gestalteten Schnabel vortrefflich zu benutzen versteht. Das Brutgeschäft bietet nichts Absonderliches dar. Die beiden weißen Eier, welche denen des gehäubten Kakadus ähnlich sind, werden meist auf einem Lager faulen Holzes im Boden einer Baumhöhle der großen Gummibäume gelegt.

Der Nasenkakadu scheint die Gefangenschaft ohne Beschwerde jahrelang ertragen zu können. In Europa ist er namentlich in der letzten Zeit häufiger eingeführt worden, als früher; demungeachtet gehört er noch nirgends zu den häufigen Vögeln in den Sammlungen. Schon Gould bemerkt, daß der gefangene Nasenkakadu düsterer, mürrischer und reizbarer sei, als andere Verwandte; ich muß mich dieser Ansicht vollständig anschließen. Wir besitzen seit ungefähr Jahresfrist einen dieser Vögel, welcher sich noch immer nicht an den Wärter hat gewöhnen wollen und diesen mit seinem Schnabel bedroht, sobald er sich nähert. Streicheln oder überhaupt Berührungen duldet er nicht; überhaupt erregt alles Ungewohnte sofort seinen Zorn. Er sträubt dann die kleine, hufeisenförmig gestaltete Federholle auf der Stirn, sodaß der prächtige rothe Federgrund hier ganz vors Auge tritt, nickt wiederholt und heftig mit dem Kopfe, bewegt kauend den Schnabel und kreischt endlich wüthend auf. In seinem Kreischen klingt ebenfalls das Wort Kakadu wieder; dasselbe wird aber ganz anders betont, als bei seinen Verwandten. Diese sprechen es bekanntlich sehr sanft und zusammenhängend; der Nasenkakadu dagegen stößt die beiden ersten Silben kreischend hervor, sodaß sie eher wie „kai“ als „ka“ klingen und hängt ihnen dann erst ein wohllautendes „du“ an.

Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher der Vogel seinen Schnabel nach allen Richtungen hin bewegen kann. Keine andere mir bekannte Papageienart besitzt in den beiden Kiefern eine ähnliche Gelenkigkeit und Biegsamkeit. Der Schnabel des Nasenkakadus ist die vollendetste natürliche Greifzange, welche es gibt.

Zur Rechtfertigung des Nasenkakadu muß ich Vorstehendem hinzufügen, daß auch er sehr zahm werden kann und selbst sprechen lernt. Ein Freund von mir kannte einen unserer Vögel, welcher nicht nur viel Worte und Sätze zu sprechen wußte, sondern sie auch verständig gebrauchte, und im Thiergarten zu Antwerpen lebt ein zweiter, welcher zum allgemeinen Liebling der Besucher geworden ist, weil er sich förmlich mit Diesen unterhält. Seine Bekannten grüßt er regelmäßig, sobald er sie von fern erblickt, und ihnen gegenüber zeigt er sich auch nicht im geringsten mürrisch oder übellaunisch.

Mehr noch als der Nasenkakadu zeigt sich der Nestor (Nestor productus) als Vertreter der Erdpapageien unter den Kakadus. Er bildet mit drei andern Arten eine sehr ausgezeichnete Sippe der Papageivögel, deren Hauptkennzeichen in dem merkwürdig verlängerten, sichelförmig gebogenen, weit über den Unterkiefer hervorragenden Oberschnabel liegt. Der Schwanz ist mittellang, die Spitze der Steuerfedern theilweise fahnenlos; die zusammengelegten Flügel reichen ungefähr bis zur Hälfte des Schwanzes herab. Die Fußwurzeln sind beträchtlich höher, das Gefieder ist härter und schuppiger, als bei anderen Kakadus. Bei unserer Art ist es sehr bunt. Die Oberseite ist braun, Kopf und Halsrücken sind grau überlaufen, jede Feder dieser Theile ist dunkler gesäumt, der Rumpf, der Bauch und die Unterschwanzdeckfedern sind tiefroth, die Brust, die Gurgelgegend und die Wangen gelb, letztere mit röthlichem Schimmer. Die Schwanzfedern sind an der Wurzel orangegelb und braun gebändert; die Innenfahne der Schwingen ist an der Wurzel und unten düsterrostfarben und braun. Ein nackter Ring, welcher das Auge umgibt, die Beine und die Wachshaut sind olivenbraun; der Schnabel ist

braun, der Augenstern sehr dunkelbraun. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt, den Jungen aber fehlt das schöne Gelb und Roth an der Brust, welche Stellen dafür dunkelolivenbraun gefärbt sind.

Alle Nestorarten, so auffallend in ihrer Gestalt, führen auch eine absonderliche Lebensweise. Sie sind auf ein merkwürdig kleines Gebiet beschränkt, denn sie finden sich nur auf Neuseeland und den benachbarten Inseln. Unsere Art lebt ausschließlich auf der Philippsinsel, deren ganzer Umfang fünf Meilen beträgt. Wie Gould uns mittheilt, hatten Leute, welche mehrere Jahre auf der höchstens vier bis fünf Meilen von dem Philippseiland entfernten Insel Norfolk zugebracht, den Nestor nie gesehen. In dieser Beschränkung der Heimat liegt aber eine große Gefahr für das Thier,



Der Nestor (Nestor productus).

ihm wird das Schicksal der Dronte werden; nach wenig Jahren schon wird er ausgerottet sein. Die seit dem begonnenen Anbau seiner Heimatsinsel angestellten Jagden haben ihn sehr verdrängt, und seine Tage sind gezählt. Möglicherweise ist er gegenwärtig bereits ausgerottet; wir haben wenigstens seit mehreren Jahren Nichts mehr von ihm erfahren.

Felsige Gegenden der Insel, welche mit hohen Bäumen theilweise bedeckt sind, bilden oder bildeten seinen bevorzugten Aufenthalt. Hier lebt er viel auf dem Boden; denn seine Nahrung besteht hauptsächlich aus saftigen Wurzeln, welche er mit seinem Schnabel ausgräbt. Dies nimmt man

wenigstens an, weil man den Schnabel oft mit Erde beschmuzt gefunden hat. In der That kann man sich auch recht wohl vorstellen, daß der Vogel dieses sonderbare Werkzeug in der angegebenen Weise zu verwenden versteht. Nach der Versicherung einiger Beobachter soll er auch Honig saugen, obgleich seine Zunge nicht wie bei den Loris in eine Bürste endigt, sondern an der unteren Seite nur ein schmales nagelartiges Hornblättchen besitzt, welches mit der Zungenspitze zusammen aussieht, wie ein Finger mit dem Nagel. Die hartschaligen Nüsse, welche andere Papageien bekanntermaßen sehr lieben, werden von dem Nestor verschmäht; es scheint, als sei der Schnabel zum Zertrümmern fester Nußschalen nicht fest genug.

Gould sah einen gefangenen Nestor bei Major Anderson in Sidney und erfuhr, daß der Vogel wie die meisten seiner Verwandten den Verlust seiner Freiheit wohl verträgt. Er war ein zufriedener, angenehmer und belustigender Gast, durchaus geeignet, die Beachtung des Forschers auf sich zu ziehen. In seinem Gebahren wich er auffallend von anderen Papageien ab. Sein Gebieter hielt ihn nicht im Käfig, sondern ließ ihn frei in der Hausflur umherlaufen.

Von einem anderen gefangenen Nestor erzählt man, daß er eine besondere Vorliebe für Grünzeug an den Tag legte, namentlich auf Salatblätter und andere saftigen Pflanzentheile erpicht war.

Die Stimme ist ein rauhes, quakendes und schnarrendes Getön, welches zuweilen lebhaft an Hundegebell erinnert.

Ueber die Fortpflanzung wird gesagt, daß er in einer Baumhöhle vier Eier lege.

Die Jagd soll keine Schwierigkeiten haben und der Fang mit Schlingen leicht bewerkstelligt werden können.

Nicht minder merkwürdig als der Nestor ist ein ihm zunächst verwandter Vogel, welchen wir Adlerpapagei nennen wollen (Dasyptilus Pecquetii). Er gehört offenbar in dieselbe Horde, zeichnet sich aber durch sehr auffallende Gestaltung und Befiederung aus. In gewisser Hinsicht erinnert er an die Raubvögel, und man muß einem englischen Schriftsteller, welcher behauptet, daß von zehn Beschauern ihrer neun den Vogel nicht für einen Papagei, sondern für einen Adler halten würden, wohl Recht geben. Gegenwärtig ist erst ein einziger Adlerpapagei nach Europa gekommen. Man kann nicht einmal das Vaterland mit Sicherheit angeben; Gould behauptet, daß der Adlerpapagei auf Formosa lebe, wo sonst gar keine Papageien vorkommen; wahrscheinlicher aber ist, daß Neuguinea oder Sulawatti seine Heimat ist; erstere Insel gibt Rosenberg mit Bestimmtheit als den Wohnsitz des Vogels an. Ob er hier wirklich so einzeln gefunden wird, als es den Anschein hat, steht dahin; bekanntlich harren jene Gegenden noch ihrer Durchforscher.

Der Adlerpapagei ist ein Vogel von 20 Zoll Leibeslänge, wovon 6 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Die Fittiglänge beträgt $10^{1}/_{2}$ Zoll, der Oberschnabel längs der Firste gemessen 17 Zoll. Bezeichnend ist der gestreckte Schnabel, dessen unterer Theil von dem oberen nicht so weit überragt wird, als bei dem Nestor, und außerdem die Befiederung des Kopfes, welcher aus wenigen steifen Borsten und sehr dünn stehenden Federn mit steifen harten Schäften besteht. Die Zügel und die Wangen erscheinen fast nackt, Schwingen und Schwanz sind wie bei dem Nestor gestaltet, doch ist der Letztere verhältnißmäßig länger und abgerundeter. Die Färbung des Gefieders ist ein glänzendes Schwarz, welches auf Kehle, Kopf und Brust ins Grauliche schimmert, weil hier die Federn fahlbraun gesäumt sind. Die Flügeldeckfedern längs des Handgelenks, die ersten Deckfedern der Schwingen zweiter Ordnung, die Flügeldeckfedern der Unterseite, die fünf ersten Schwingen zweiter Ordnung an der Außenfahne, die Achselfedern, Bauch und Steiß sind schön scharlachroth, welche Färbung auf den untern Schwanzdecken düsterer wird. Die Oberschwanzdeckfedern haben düsterrothe Endsäume, der Schnabel ist schwarz, die Füße sind dunkelbraun.

Ungeachtet der Seltenheit des Adlerpapageis ist unsere Abbildung nach einem lebenden Vogel gezeichnet, welcher in der berühmten Thiersammlung des Lord Derby eine zeitlang gehalten wurde.

*

Auf Neuguinea und den benachbarten Inseln, namentlich auf Salawatti, Misool und Waigiu leben einige Arten Papageien, welche man ebenfalls zu den Kakadus rechnet, obgleich ihre Aehnlichkeit mit diesen eine sehr oberflächliche zu sein scheint. Es sind dies die Rüsselpapageien, wie Le Vaillant sie nannte (Microglossus), sehr große Thiere von dunkler Färbung, welche jedoch manchfachem Wechsel unterworfen ist und verleitet hat, mehr Arten anzunehmen, als in Wahrheit vorhanden sein dürften.



Der Casmalos (Microglossus aterrimus).

Die Kakaduähnlichkeit der Rüsselpapageien begründet sich hauptsächlich auf den kurzen, viereckigen Schwanz und die Federholle auf dem Kopfe, welche übrigens ganz anders gebildet ist, als bei den wahren Kakadus. Durch die nackte Wange und den ungeheuern großen Oberschnabel, welcher den sehr kurzen Unterschnabel nicht völlig bedeckt, erinnern die Vögel aber auch wieder an die Araras. Ihnen ganz eigenthümlich ist der Bau ihrer Zunge. Diese ist ziemlich lang, fleischig, nicht breiter als dick, aber oben ausgehöhlt und an der vordern Spitze abgeflacht. Sie kann ziemlich weit aus dem Schnabel vorgeschoben und von dem Vogel wie ein Löffel gebraucht werden, mit welchem er die von

dem Schnabel zerkleinerten Nahrungsmittel aufnimmt und der Speiseröhre zuführt. Die Zungenränder sind sehr beweglich und können vorn von rechts und links her gegen einander gewölbt werden, so daß sie den ergriffenen Speisebissen wie in einer Röhre einschließen, in welcher er leicht zum Schlunde hinabgleitet. Bezeichnend für die Rüsselpapageien sind außerdem ihre bis über das Fersengelenk hinauf nackten Füße und die kurzen und platten Fußwurzeln, auf welche sie bei dem Gehen auftreten sollen. Hierdurch schon würden sich die Thiere von allen übrigen Papageien unterscheiden.

Der Casmalos, wie die bekannteste Art der Rüsselpapageien auf Neuguinea genannt wird (Microglossus aterrimus), ist einer der größten aller Papageien überhaupt; er übertrifft noch die meisten Araras an Stärke. Sein Gefieder ist gleichmäßig tiefschwarz gefärbt und schillert etwas ins Grünliche, bei dem lebenden Vogel aber vorherrschend ins Grauliche, weil, wie bei so manchen andern Papageien, ein weißer mehliger Staub auf den Federn liegt. Die nackten, faltigen Wangen sind roth gefärbt. Die Holle besteht aus einer Anzahl einzelner Federn, welche lang und schmal sind; ihre Färbung spielt mehr ins Grauliche, als das übrige Gefieder.

Ueber das Freileben des Vogels ist wenig bekannt. „Der Rüsselpapagei", sagt von Rosenberg, niederländisch-indischer Regierungsbeamter, welcher neuerdings einige Nachrichten über die Papageien der Inseln des stillen Meeres gab, „ist nicht selten auf Waigiu, Misool, Salawati und an der Küste von Neuguinea selbst. Meistens sitzt er in der Krone der höchsten Bäume, ist daselbst beständig in Bewegung und läßt während des Sitzens oder, wenn er mit kräftigem Flügelschlag in hoher Luft dahinfliegt, seine schnarrende, von der weißer Kakadus ganz verschiedene Stimme hören. Die Eingebornen nehmen die jungen Vögel aus dem Nest, ziehen sie auf und verkaufen sie nachher an Händler."

„In der Gefangenschaft verzehren sie am liebsten die Frucht des Kanaribaumes, deren eisenharte Schale sie ganz gemächlich aufsprengen. Sie werden sehr zahm. Einer dieser sogenannten Kakadus, einem Bewohner von Amboina gehörig, streicht fliegend in der ganzen Stadt umher und kommt zu gehöriger Zeit nach Haus, um zu essen und zu schlafen."

Von Martens sah einen Gefangenen dieser Art auf Mahai. „Der schwarze Kakadu", bemerkt er, „ist ein drolliger Gesell. Steif da sitzend mit dem rothen Gesicht, dem mächtigen Schnabel und seinem stets aufgerichteten Federbusche sieht er aus wie ein alter General, und macht namentlich wegen seiner Häßlichkeit einen lebhaften Eindruck. Auch er ist ruhig und langweilig, läßt aber bei Annäherung eines Fremden, wie auch sonst zuweilen zum Vergnügen eine ebenso unschöne, als wätschende (schnarchende, knarrende) Stimme hören. Die Eingebornen und deshalb natürlich auch die einheimisch gewordenen Europäer behaupten, die Speiseröhre sitze bei ihm in der Zunge."

Auf Amboina wird der Rüsselpapagei nach Rosenberg's Angabe oft gesehen. Das Stück kostet dort 20 bis 25 Gulden. In Europa gehört er zu den größten Seltenheiten der Sammlungen. Gegenwärtig lebt einer dieser merkwürdigen Vögel im Thiergarten zu Amsterdam. Mein Berufsgenosse, Westermann, der Vorsteher dieser ausgezeichneten Anstalt, hat die Güte gehabt, mir Nachstehendes über ihn mitzutheilen:

„Wir besitzen unseren Casmalos seit dem 28. Mai 1860. Es ist uns nur mit großer Mühe geglückt, ihn an ein geeignetes Futter zu gewöhnen. In der Freiheit scheinen diese Vögel ausschließlich von Kernfrüchten zu leben; der unsrige ist auf der ganzen Reise mit Kanarikörnern gefüttert worden und hat sich erst nach und nach zu anderem Futter bequemt. Jetzt frißt er Hanf und Alles, was ich esse, Fleisch ausgenommen. Bei dieser Nahrung befindet er sich gesund und wohl."

„Abweichend von allen anderen mir bekannten Papageien, gebraucht der Casmalos seine eigenthümlich gestaltete Zunge in absonderlicher Weise. Er nimmt das Futter mit dem Fuße an, bringt es an den Schnabel, zerstückelt es und drückt nur die Spitze seiner Zunge, welche mit einem runden hornartigen Blättchen versehen ist, auf den abgetrennten Bissen, welcher auf dem Blättchen kleben bleibt. Nun wird die Zunge zurückgezogen und der Bissen verschluckt. Das geht langsam vor sich, und daraus folgt, daß die Mahlzeit sehr lange währt."

„Im übrigen weiß ich Nichts weiter mitzutheilen, wodurch sich der Casmalos von anderen Papageien unterscheidet.“

Ueber die Fortpflanzung sind mir keine Angaben bekannt; sie wird höchst wahrscheinlich wenig Absonderliches haben.

*

Die Rabenkakadus (Calyptorhynchus), unter denen die eine, dem berühmten Erforscher Neuhollands Banks zu Ehren benannte Art (Calyptorhynchus Banksii) die bekannteste ist, unterscheiden



Der Rabenkakadu (Calyptorhynchus Banksii).

sich nicht blos durch die Färbung des Gefieders, sondern auch durch ihre Gestaltung von den übrigen Kakadus sehr wesentlich. Der Schnabel ist kurz, halbmondförmig gekrümmt und auffallend wegen der großen Breite des Unterkiefers, die Schwingen sind groß und breit, reichen aber nur bis zum ersten Drittel des langen, ziemlich stark abgerundeten Schwanzes herab. Die Haube ist verhältnißmäßig viel kleiner als bei den übrigen Kakadus.

Banks' Rabenkakadu wird $1^1/_2$ Fuß lang. Sein Gefieder ist sehr einfärbig, beim Männchen mit alleiniger Ausnahme der Schwanzfedern glänzend schwarz, grünlich schillernd, beim Weibchen

grünlich schwarz, am Kopf, an den Halsseiten und auf den Flügeldecken gelb gefleckt, auf der Unterseite blaßgelb gebändert. Ein breites scharlachrothes Band zieht sich bei dem Männchen mitten über den Schwanz, läßt jedoch die beiden mittelsten Schwanzfedern und die Außenfahne der beiden seitlichen Federn frei. Bei dem Weibchen verlaufen breite gelbe, rothgelb gesprenkelte Bänder in derselben Weise, und auch die unteren Schwanzdeckfedern sind derartig gezeichnet.

Die Rabenkakadus oder Geringeros sind ausschließlich in Neuholland zu Hause, hier aber auf verschiedene Strecken des Erdtheils vertheilt. Gould, der größte Kenner der australischen Vogelwelt, führt in seinem meisterhaften Werke sechs Arten auf und gibt von ihnen auch eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung. Aus dieser ersehen wir, daß sich die verschiedenen Arten im wesentlichen ähneln, und somit dürfte es gerechtfertigt sein, wenn ich hier nicht ausschließlich von dem Banksschen Rabenkakadu, sondern von allen Arten überhaupt spreche.

Die Rabenkakadus sind echte Baumvögel, welche sich hauptsächlich von dem Samen der Eukalypten und anderer Bäume ihres Vaterlandes nähren, gelegentlich aber auch, abweichend von anderen Papageien, große Raupen verzehren und so in dieser Hinsicht ebenfalls an die Raben erinnern. Im Gegensatz zu den übrigen Kakadus halten sie sich nur in kleinen Gesellschaften von vier bis acht Stück zusammen, ohne jemals massenhafte Flüge zu bilden. Jeder Theil des Erdtheils von der Nordküste an bis Vandiemensland hat seine eigene Art. Banks' Rabenkakadu gehört Neusüdwales an und findet sich hauptsächlich in den Landstrichen zwischen der Mortonbay und Port Philipp. In unmittelbarer Nachbarschaft von Sidney und anderen großen Städten ist er noch heutigen Tages nicht selten. Sein Flug ist schwerfällig; die Flügel werden schlaff und mit Beschwerde bewegt. Er steigt selten hoch in die Luft, fliegt jedoch demungeachtet zuweilen meilenweit in einem Zuge. Dabei stößt er oft seine Stimme aus, welche von dem rauhen Gekreisch der Kakadus verschieden, d. h. wenig kreischend ist. Andere Arten haben sich durch ihren Ruf die Namen erworben, welche ihnen die Australier gegeben haben. Einige lassen im Fluge ein eigenthümlich weinerliches Geschrei hören, andere schreien, wenn sie sitzen und fressen, wie unsere Raben. Auf dem Boden bewegen sie sich ziemlich schwerfällig, wie andere Papageien auch, in den Kronen der Bäume dagegen geschickt, obwohl immer langsam. Ueber die Begabungen und das geistige Wesen der Geringeros theilt Gould nur wenig mit. Die meisten Arten sind sehr scheu und mißtrauisch, wahrscheinlich aber blos in Folge der vielfachen Nachstellungen, welche sie erleiden. Nur wenn sie fressen, vergessen sie oft ihre Sicherheit.

Ihren Gefährten sind sie mit treuer Liebe zugethan. Wenn Einer getödtet oder verwundet worden ist, verlassen die übrigen nur selten den Hilflosen; sie fliegen vielmehr um ihn herum, setzen sich auf die benachbarten Bäume, schreien kläglich und opfern sich so rücksichtslos auf, daß der Jäger, welcher sich diese hingebende Anhänglichkeit zu Nutze macht, den ganzen Flug nach und nach erlegen kann.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sich die Rabenkakadus ernähren. Einige Arten haben die Gewohnheit, beim Fressen die kleinen Zweige der dortigen Fruchtbäume abzuschneiden, anscheinend aus Muthwillen, und alle benutzen ihren starken Schnabel, um versteckt lebende Kerbthiere, namentlich Larven, aus dem Holz herauszuarbeiten. Die großen Raupen, welche sie von den Gummibäumen auflesen, genügen ihnen nicht immer; sie befehden auch, wahrscheinlich durch den Geruch geleitet, die tief im Holz arbeitenden Maden, schälen geschickt die Rinde der Aeste ab und nagen erstaunlich große Höhlungen in die Zweige, bis sie auf die gesuchte Beute gelangen. Einige Arten scheinen Kerbthiernahrung jeder anderen Speise vorzuziehen, die anderen halten sich mehr an Sämereien und namentlich an die Samen der Casuarinen und Banksien. Früchte scheinen sie zu verschmähen; sie üben aber ihren Uebermuth auch an diesen, indem sie sie abbeißen, noch bevor sie reif sind, zum großen Aerger und Schaden der Einwohner.

Soviel man bis jetzt weiß, brüten die Geringeros ausschließlich in Baumhöhlen. Sie erwählen dazu immer die höchsten und unzugänglichsten Bäume, regelmäßig solche, an denen selbst die Eingebornen nicht emporklettern können. In der Höhlung bereiten sie sich kein eigentliches Nest, sondern sammeln höchstens die behufs der Ausglättung abgebissenen Späne am Boden an. Die zwei bis fünf

weißen Eier, welche sie legen, sind ziemlich groß, 1⅔ Zoll lang und 1⅓ Zoll breit. Im übrigen fehlen über das Brutgeschäft Beobachtungen.

Außer den Menschen werden die Rabenkakadus trotz ihrer Wehrhaftigkeit von den Raubvögeln und den Raubbeutelthieren verfolgt. Die Europäer scheinen das Fleisch nicht besonders hoch zu schätzen, den Wilden hingegen ist es wie alles Genießbare, welches das so arme Land bietet, ein Leckerbissen.

In der Gefangenschaft sieht man die Geringeros äußerst selten, wahrscheinlich, weil man sich nicht bemüht, ihnen die Kerbthiernahrung irgendwie zu ersetzen. Nach meinem Dafürhalten müßten bei geeigneter Pflege auch sie ohne sonderliche Beschwerde nach Europa übergeführt werden können.

* * *

Mit demselben Rechte, mit welchem man die Eulen im Gegensatz zu den Falken in einer besondern Familie unterbringt, muß man den merkwürdigsten aller Papageien, den Kakapo oder Nachtpapagei von Neuseeland (Strigops habroptilus) als Vertreter einer eigenen Familie betrachten. Der Vogel erinnert auffallend an die Eulen, so auffallend, daß man ihn dieser Familie zurechnen könnte, widerspräche Dem sein Fußbau nicht; sein wissenschaftlicher Name „Eulengesicht" ist also sehr gut gewählt. Der große Leib ist dicht mit weichen zarten Federn bekleidet, welche um das Gesicht einen, wenn auch nur angedeuteten Schleier bilden; die Flügel sind kurz, muldenförmig; der Schwanz dagegen ist lang und abgerundet; der Schnabel ist lang und gebogen, dem einer Eule ähnlich und auch wie bei dieser fast ganz in steifen, borstenartigen Federgebilden versteckt; die Füße sind mittellang, die Zehen lang. Die Gesammtfärbung ist ein dunkles Grün mit ziemlich regelmäßiger Bandzeichnung und einzelnen unregelmäßigen gelben Flecken. Auf der Unterseite ist die Färbung lichter und gelblicher, als auf dem Rücken, und die Bandzeichnung sehr wenig hervortretend; der grüne Schwanz ist dunkelbraun gebändert. In der Größe kommt der Kakapo fast dem Uhu gleich; er ist aber weit schlanker gebaut.

Auch der Kakapo ist auf Neuseeland beschränkt und gegenwärtig nur noch in den entlegensten Alpenthälern der Südinsel ziemlich häufig zu finden, auf der Nordinsel dagegen schon gänzlich ausgerottet. Ueber seine Lebensweise haben neuerdings Lyall und Haast Ausführliches mitgetheilt, und ihre Berichte sind es, welche ich hier wiedergebe.

„Obgleich man annimmt", sagt der Erstere, „daß der Kakapo noch gelegentlich in den hohen Gebirgen des Innern der Nordinsel Neuseeland angetroffen wird, war doch die einzige Oertlichkeit, wo wir diesen Vogel während der Umschiffung und Untersuchung der Küsten Neuseelands fanden, das Südwestende der Mittelinsel. Dort an den tiefen Fjords, welche in jenen Theil der Insel einschneiden, trifft man ihn noch in beträchtlicher Anzahl. Er bewohnt hier die trockenen Abhänge der Hügel oder flache Stellen nahe dem Ufer der Flüsse, wo die Bäume hoch und die Waldungen einigermaßen frei von Farrenkraut oder Unterholz sind. Der erste Platz, an welchem wir ihn erhielten, war ein etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche liegender Hügel; doch trafen wir ihn auch und zwar gemeinschaftlich lebend auf flachen Stellen in der Nähe der Flußmündungen unfern des Meeres an."

„Höchst auffallend", bestätigt und ergänzt Haast, „ist es, daß der Kakapo, ausgenommen das Thal des Makavoraflusses, der den See Wanaka bildet, niemals auf der Ostseite der Alpen sich findet, obgleich auch da große Wälder vorkommen. Es scheint, daß er, auf die Westseite der Hauptkette beschränkt, nur den niederen, bewaldeten Paß überschreitet, welcher von den Quellen des Haastflusses zu jenen des Makavora führt, und, die Mündung dieses Flusses in dem See Wanaka erreichend, wahrscheinlich in dem Mangel an Wäldern für sein Vordringen eine Grenze findet. Er ist im Thale des letztgenannten Flusses und im Makavorawald sehr häufig, obwohl daselbst zahlreiche Holzfäller arbeiten. Am Rande dieses Waldes gelagert, hörten wir unaufhörlich seinen Ruf; aber keiner der Arbeiter vermuthete die Nähe eines so großen Vogels, obgleich der auffallende gellende Ruf ihre Aufmerksamkeit

oft erregt hatte. Weniger zahlreich kommt er im Wilkinthale vor (wo ich, nebenbei bemerkt, die Spuren wilder Hunde fand). Im Hunterthal nur durch eine nicht sehr hohe Bergkette und einige niedere Sättel getrennt, ist keine Spur von ihm zu bemerken, obgleich ihm die großen Buchenwälder einen günstigen Aufenthalt bieten würden."

„An solchen Orten", fährt Lyall fort, „konnte man seine Spuren bemerken. Sie sind ungefähr einen Fuß weit, regelmäßig niedergedrückt bis zum Rande, welcher 2 bis 3 Zoll tief bis in das Mos hineinreicht, und kreuzen einander gewöhnlich in rechten Winkeln. Dabei sind sie so eigenthümlich, daß sie denen, welche von Menschen herrühren, oft täuschend ähneln, und anfänglich glaubten wir wirklich, es müßten Eingeborne in der Nähe gewesen sein."

„Der Kakapo lebt in Höhlen unter dem Gewurzel der Bäume, wird auch wohl unter der Wölbung überhängender Felsen bemerkt. Da die Wurzeln vieler Baumarten Neuseelands sich theilweise über den Boden erheben, sind Höhlungen unter ihnen sehr gewöhnlich; es schien uns aber, als wären diese da, wo wir den Kakapo trafen, zum Theil erweitert worden, obgleich wir uns vergeblich nach ausgescharrter Erde umsahen." Haast, welcher Lyall's Bericht nicht zu kennen scheint, kommt zu derselben Ansicht: „Obgleich alle die verschiedenen Aufenthalte, die ich untersuchte, natürliche Höhlen waren, so fand ich doch eine, welche künstlich gegraben war. Am nördlichen, durch Auswaschung der Ablagerungen 6 bis 8 Fuß hohen Ufer des Haastflusses nächst der Mündung des Clark waren nahe unter der Oberfläche mehrere runde Löcher, durch welche der Hund nicht eindringen konnte. Alsbald schnüffelte er an der Oberfläche und begann an einer Stelle den Boden aufzukratzen, wo er gerade das Ende der Höhle traf und auch bald den Vogel hervorzog. Diese Höhle war bestimmt künstlich gebildet, so daß es wohl möglich ist, daß der Vogel die Fähigkeit zu graben besitzt." „Häufig", berichtet Lyall weiter, „hatten die Höhlen zwei Oeffnungen, zuweilen waren die Bäume über ihnen eine Strecke hinauf hohl."

„Bei Tage erblickt man den Kakapo nicht anders, als wenn man ihn aus seiner Höhle treibt; wir sahen uns nur mit Hilfe von Hunden im Stande, ihn aufzufinden. Vor Einführung der Hunde, als der Vogel noch häufig war in den bewohnten Theilen der Inseln, pflegten ihn die Eingebornen bei Nacht mit Fackeln zu fangen. Gegenwärtig ist eine Rasse halbwilder Hunde, welche in den nördlichen Gegenden dieser Insel haust, dem Kakapo beständig auf den Fersen und er dort beinahe ganz ausgerottet. Man sagt, daß die Verbreitung dieser Hunde zunächst noch durch einen Fluß begrenzt sei und daß die gänzliche Ausrottung des Vogels zu fürchten stehe, wenn es ersterem gelänge, den Fluß zu überschreiten, denn obgleich er Krallen und Schnabel sehr empfindlich zu gebrauchen weiß und erklecklichen Widerstand leistet, muß er seinen vierfüßigen Feinden doch erliegen und ihm da, wo dieser sich findet, früher oder später das Schicksal der Dronte werden."

„Die Moaris versicherten mich", sagt Haast, „der Kakapo sei ein sehr tapferer Vogel, welcher mit den Hunden öfter mit Erfolg kämpfe; allein Dies ist nicht zu glauben, falls man nicht annehmen will, daß ihre Hunde sehr schwach gewesen seien; denn bei meinem gab es nie einen ernsthaften Kampf. Anfangs wurde der Hund allerdings von Schnabel und Klauen des Vogels arg mitgenommen; doch lernte er bald, sein Wild rasch zu bewältigen, indem er es immer gleich durch den Schädel biß."

„Man war bisher der Ansicht, daß dieser Vogel eine nächtliche Lebensweise habe; aber ich glaube, diese Ansicht dürfte durch meine Beobachtungen wohl dahin abgeändert werden, daß Dies nicht ausschließlich der Fall ist. Denn obwohl man seinen Ruf gewöhnlich eine Stunde nach Sonnenuntergang, wo die dichte Laubdecke große Dunkelheit schafft, ringsum vernimmt, und er alsdann herumzuschweifen beginnt (wobei er, angezogen vom Lichte, unserem Zelte nahe kam, und von unserem Hunde gefangen wurde), so fanden wir ihn doch zwei Mal auch während des Tages fressend und sehr achtsam auf eine nahende Gefahr. Das erste Mal war es eines Nachmittags bei bewölktem Himmel im lichten Walde, als wir von der Westküste zurückkehrten, daß wir einen Kakapo auf einem umgestürzten Baume unweit des Flusses Haast bemerkten. Als wir in die Nähe kamen, verschwand er schnell, wurde jedoch vom Hunde gefangen. Das zweite Mal sahen wir einen ebenfalls noch am hellen Tage,

als wir in einer tiefen Felsenschlucht gingen, auf einem Fuchsiabaum 10 Fuß über dem Boden sitzend, dessen Beeren fressend. Als er uns bemerkte, stürzte er wie geschossen zu Boden, und verschwand unter den umherliegenden großen Felsblöcken. Das Ueberraschendste für uns war, daß der Vogel keinen Gebrauch von seinen Flügeln machte, ja sie nicht ein Mal öffnete, um seinen Sturz zu mildern. Um zu sehen, ob er denn gar nicht fliegen oder doch flattern werde, wenn er verfolgt wird, ließ ich einen ohne Schaden vom Hund gefangenen Kakapo auf einen großen, freien kiesigen Platz setzen, wo er hinreichend Raum hatte, um sich, weglaufend, mittelst der Schwingen zu erheben, wenn er überhaupt zu diesem Zwecke eines größeren Raumes bedurfte. Ich war jedoch überrascht, daß er nur dem nächsten Dickicht zulief, und zwar schneller, als ich erwartete, in Betracht seiner Zehen und plumpen Gestalt, und daß er in seinen Bewegungen den Hühnervögeln ähnelte. Ich stand seitlich von ihm, und mir schien, er halte die Flügel vollkommen geschlossen am Leibe, allein jene meiner Gefährten, welche hinter ihm standen, bemerkten, daß sie etwas geöffnet waren, jedoch nicht bewegt wurden, also wohl ohne Zweifel, mehr um das Gleichgewicht zu halten, als dadurch seinen Lauf zu beschleunigen. Er zieht auch, obwohl sein Bau nicht zum Laufen geeignet scheint, ziemlich weit, wie wir an den Spuren sehen konnten, die oft über eine halbe Meile über Sand und Geröll bis ans Flußufer führten."

Lyall hat den Vogel jedoch fliegen sehen, wenn auch blos über unbedeutende Strecken hinweg. „Bei unseren Jagden", sagt er, „sahen wir den Kakapo nur dann fliegen, wenn er in einem hohlen Baume emporkletterte, um weiter oben einen Ausweg zu suchen. Von hier aus flog er regelmäßig nach tieferstehenden Bäumen herab, arbeitete sich an diesen aber und zwar kletternd mit Hilfe des Schwanzes rasch höher empor. Die Flügelbewegung war sehr unbedeutend, kaum, daß man sie wahrnehmen konnte."

„Das Geschrei des Kakapo ist ein heiseres Krächzen, welches in ein mißtöniges Kreischen übergeht, wenn der Vogel erregt oder hungrig ist. Die Moaris behaupten, daß der Lärm, welchen die Vögel verursachen, zuweilen betäubend werden könne, weil sie sich während des Winters in großen Gesellschaften zusammenhielten und bei ihrer ersten Zusammenkunft oder beim Auseinandergehen lebhaft begrüßten."

„Die Magen der von uns erlegten Kakapos enthielten eine blaßgrüne, mitunter fast weiße gleichartige Masse ohne Spur von Fasern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nahrung zum Theil in Wurzeln, theils aber auch in den Blättern und zarteren Sprößlingen verschiedener Pflanzen besteht. Wir bemerkten, daß an einer Oertlichkeit, wo die Vögel sehr zahlreich waren, alle jungen Triebe einer an den Ufern des Flusses wachsenden Schotenpflanze abgezupft waren und erfuhren von unserm Steuermann, welcher hier viele Jahre behufs des Walfischfanges verkehrt hatte, daß der Kakapo der Thäter sei; auch fanden wir dessen Schnabel fast immer mit verhärtetem Schmuz bedeckt." Haast konnte die Nahrung noch genauer bestimmen. „Der Kakapo", berichtet er, „scheint Flußwasser sehr zu benöthigen, um die breiigen Pflanzenmassen in seinem Kropfe damit zu mischen. Wir fanden den Kropf, mit Ausnahme von zwei Stücken, welche Beeren gefressen hatten, stets mit fein zertheiltem Mos gefüllt, und davon so ausgedehnt und schwer, daß er viele Unzen wog. Der Vogel erscheint auch viel kleiner, wenn der Kropf ausgeleert wird. Die Menge dieses wenig nahrhaften Futters, mit dem er sich vollstopfen muß, dürfte seine Bestimmung auf der Erde zu leben erklären, und ihn befähigen, in jenen Wildnissen fortzukommen, wo keine andere Art seiner Familie lebt."

„Eine andere Eigenthümlichkeit, vielleicht ebenfalls Folge dieser Pflanzenkost, ist, daß er statt des öligen weichen Fettes, wie es andere Vögel unter der Haut haben, viel festes, weißes Fett besitzt und auch sein Fleisch weit derber und besser ist, als das der anderen Papageienarten, und einen ausgezeichneten Geschmack hat. Man wird mir wohl vergeben, wenn ich bemerke, daß dieser Vogel eine köstliche Speise ist für den in diesen Wildnissen Herumstreifenden, und ich kann es sehr wohl begreifen, daß der alte Moari von der Westküste schon mit den Lippen schmatzt, wenn man nur vom Kakapo spricht."

Ueber die Fortpflanzung gibt Lyall Folgendes an: „Während der letzten Hälfte des Februars und der ersten des März, welche Zeit wir inmitten der Wohnplätze des Kakapo verweilten, fand ich

in vielen seiner Höhlen Junge, oft nur eins und nie mehr als deren zwei. In einem Falle fand ich neben dem Jungen auch ein faules Ei. Gewöhnlich, jedoch nicht immer, wurde ein alter Vogel zugleich mit den Jungen in der Höhle angetroffen. Ein eigentliches Nest ist nicht vorhanden; der Kakapo scharrt sich nur eine seichte Höhlung in der trockenen Masse des vermoderten Holzes. Das Ei ist reinweiß, einem Taubenei an Größe ungefähr gleichkommend. Die Jungen, welche wir fanden, waren sehr verschiedenen Alters, einige fast ganz ausgefiedert, andere noch mit Dunen bedeckt."

„Viele Junge wurden uns lebend an Bord des Schiffs gebracht. Die meisten von ihnen starben nach wenig Tagen, wahrscheinlich in Folge ungenügender Pflege, einige hielten einen oder mehrere Monate aus. Gewöhnlich verkrüppelten ihnen schon nach wenigen Wochen der Gefangenschaft die Beine, wahrscheinlich wegen ihres zu engen Käfigs oder aus Mangel an gehöriger Nahrung. Man fütterte sie hauptsächlich mit eingeweichtem Brod und gekochten Kartoffeln. Wenn wir sie frei im Garten umherlaufen ließen, fraßen sie Kohl und Gras und knabberten gern an jedem grünen Blatte, welches ihnen in den Weg kam. Ein Kakapo, welchen ich glücklich bis auf sechshundert englische Meilen der britischen Küste nahe brachte, fraß während unseres Aufenthalts in Sidney die Blätter einer Banksie und mehrerer Eukalypten, schien aber auch Nüsse und Mandeln zu lieben, und lebte während der letzten Hälfte unserer Heimfahrt fast ausschließlich von brasilianischen Erdnüssen."

„Zu verschiedenen Zeiten wurde dieser Vogel von Krämpfen befallen. Dann genoß er zwei bis drei Tage lang Nichts, schrie wüthend und hackte mit dem Schnabel zu, wenn Jemand ihn zu berühren versuchte. Ueberhaupt war wenig Verlaß auf ihn; denn oft biß er gerade dann sehr heftig, wenn man Dies am wenigsten erwarten konnte. In der glücklichsten Laune schien er zu sein, wenn man ihn morgens früh zuerst aus dem Käfig nahm. Er beschäftigte sich dann, sobald man ihn aufs Verdeck gesetzt hatte, mit dem ersten besten Gegenstand, oft mit meinen Beinkleidern oder Stiefeln. Letztere liebte er sehr, hockte auf ihnen nieder, schlug mit den Flügeln und gab alle Zeichen behaglichen Vergnügens von sich. Dann erhob er sich, rieb sich mit den Seiten an ihnen, rollte mit dem Rücken darauf herum und bewegte dabei aufs lebhafteste seine Füße. Ein unglücklicher Zufall brachte ihn ums Leben."

„Ein anderer dieser Vögel, welchen Kapitän Stokes ans Land gesetzt und der Sorge von Major Murrey überantwortet hatte, durfte frei im Garten umherlaufen. Er zeigte große Zuneigung für die Gesellschaft von Kindern und folgte ihnen wie ein Hund auf Schritt und Tritt."

*

In der dritten und letzten Zunft vereinigen wir alle Papageien mit langem Schwanze. Es mag Dies verstoßen gegen die von einzelnen Forschern beliebte Eintheilung, unserem Zwecke aber dient es gewiß.

Die langschwänzigen Papageien sind ungemein reich an Arten und dementsprechend unter sich manchfach verschieden. Ihre Größe schwankt ebenfalls ziemlich bedeutend; wir zählen unter ihnen die größten aller Papageien und solche von Finkengröße auf. Allen gemeinsam ist ein wenigstens körperlanger, abgestufter Schwanz, dessen Mittelfedern mehr als noch ein Mal so lang sein können, als die seitlichen es sind. Die Flügel, welche ziemlich spitz zu sein pflegen, reichen, zusammengelegt, selten über das erste Dritttheil des Schwanzes hinab. Der Schnabel ist regelmäßig kräftig, fast immer kurz, sehr rundlich; jedoch kommt, als vereinzelte Bildung, auch ein langgestreckter, wenig gebogener Oberschnabel vor. Das Gefieder ist verschieden gebildet. Es besitzt niemals die Weichheit, das Zerschlissene des Federkleides der Loris, ist aber auch nicht so schuppig, wie bei den eigentlichen Papageien; die einzelnen Federn sind länglicher, als bei diesen. Schopfartige Verlängerung der Hauptfedern kommt vor, jedoch nur ausnahmsweise. Hinsichtlich der Färbung läßt sich Allgemeingiltiges kaum sagen; man kann höchstens bemerken, daß in dieser Zunft die oben erwähnten Farbenfelder ihre Rolle spielen.

Man darf die Langschwänze die Urbilder der Papageiordnung nennen, auch deshalb mit, weil sie alle diejenigen Erdstriche bewohnen, in denen überhaupt Papageien leben. Hier nehmen sie in den verschiedenartigsten Oertlichkeiten ihren Aufenthalt. Sie sind es, welche noch hoch im Gebirge vorkommen, sie, welche wie halbe Sumpfvögel auf der Erde leben. Doch bilden die Urwaldungen auch für sie die bevorzugten Wohnstätten.

Dank ihrer großen Verbreitung und ihrer Häufigkeit sind wir gerade über ihr Leben ziemlich genau unterrichtet: von ihnen im besonderen gilt Das, was ich oben im allgemeinen gegeben habe. Das Nachfolgende wird fernere Belege liefern; wir dürfen deshalb sofort zu den einzelnen Familien und den aus ihnen erwählten Arten übergehen.

Unter allen langschwänzigen Papageien stellt man, und wahrscheinlich mit Recht, die größten obenan. Es sind dies die Araras (Arae), Papageien, welche sich vor allen übrigen leicht kennzeichnen durch ungemein großen Schnabel mit abgeplatteter breiter Firste, sehr kurze, mitunter ganz versteckte Wachshaut, starkbogig ausgeschnittenem oder ausgeschweiftem Unterschnabel ohne untere Kinnkante, breite nackte Wangen, auf denen zuweilen kleine Federn reihenartig geordnet stehen, sehr starke, dicke, kurzläufige Füße mit langen Zehen und großen, stark gekrümmten Krallen, lange, zugespitzte Flügel, welche weit auf den mehr als körperlangen Schwanz hinabreichen, und durch sehr derbes Gefieder.

Alle Arten dieser in jeder Hinsicht ausgezeichneten Gruppe sind fast ausschließlich auf das östliche Südamerika beschränkt und bewohnen hier den Urwald, fern von den Menschen und seinem Treiben. Sie leben, abweichend von den meisten übrigen Papageien, in kleinen Gesellschaften, welche nur selten mit andern sich vereinigen und zu großen Haufen anwachsen, nähren sich hier hauptsächlich von Früchten, sind verhältnißmäßig ruhig und wenig lebendig, aber ebenso klug, als andere Papageien, legen in hohle Baumäste zwei weiße Eier, lassen sich, jung aufgezogen, leicht zähmen und ertragen die Gefangenschaft auch in andern Erdtheilen bei geeigneter Pflege viele Jahre lang. Aus diesem Grunde sieht man sie bei uns zu Lande sehr häufig. In ihrer Heimat werden sie ihrer Prachtfedern wegen eifrig verfolgt und wurden es von den Ureinwohnern Südamerikas von jeher.

Die verschiedenen Arten haben in ihrer Lebensweise Vieles mit einander gemein; demungeachtet wird es nöthig sein, die Ausgezeichnetsten unter ihnen ausführlicher zu beschreiben. Dank den vortrefflichen Beobachtungen des Prinzen Max von Wied, Humboldt's, Pöppig's und Burmeister's sind wir im Stande, uns ein klares Bild der Gruppe zu gestalten; zumal die Angaben des Erstgenannten sind so erschöpfend, daß man ihnen kaum noch Etwas hinzuzufügen vermag.

In unseren Thiergärten und Thierbuden findet sich vor Allem eine Art mit ziemlicher Regelmäßigkeit: der Makao (Ara Macao). Er ist ein stattlicher Vogel von 2¾ Fuß Länge, wovon mehr als 1 Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist, und 3¾ Fuß Breite. Das Gefieder ist sehr prächtig, aber ansprechend gefärbt. Kopf, Hals, Rücken, Brust und Bauch sind scharlachroth, die Federn des Nackens und Oberrückens mit grünlichen Rändern, welche nach unten hinab immer breiter werden, der Mittel- und Unterrücken, der Bürzel und die Steißfedern sind schön himmelblau, die obern Flügeldeckfedern scharlachroth, die mittlern der hintern, die untern und die Achselfedern grün, letztere auf der Mitte röthlich durchschimmernd; die vordern Unterflügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern auf ihrer Außenfahne sind ultramarinblau, auf der Innenfahne dagegen mattroth, gleich wie die innern Flügeldeckfedern; die mittleren Schwanzfedern sind mehr oder weniger roth, die Schwingen an der Innenfahne schwärzlich. Auf den nackten, fleischfarbigen Wangen, welche wie mit weißem Mehl überpudert zu sein scheinen, stehen in fünf bis sechs Reihen kleine pinselförmige rothe Federn, welche von der Gegend des Nasenloches ausgehen und beide Seiten des Auges um-

strahlen. Der Schnabel ist oben hell hornfarben, an der Spitze und am Rande schwarz, wie der Unterschnabel; der Augenring ist gelblichweiß; die Füße sind schwarzgrau, die Krallen braunschwarz. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung; die jüngeren Vögel aber sind matter gefärbt, als die Alten, das Roth spielt ins Bräunliche, die grünen Deckfedern haben lichtere bräunlichgrüne Ränder und die grünen Ränder der Nackenfedern sind breiter.

Unter allen Araras geht der Makao am weitesten nach Süden hinab und nach Norden herauf, er scheint also über die ganze Fläche Brasiliens verbreitet zu sein. Früher lebte er in unmittelbarer Nähe der größeren Städte, z. B. Rio de Janeiro; gegenwärtig hat er die bevölkerten Landstriche längst verlassen. Ebene, flußreiche Urwälder scheinen seinen bevorzugten Aufenthalt zu bilden; in's Gebirge geht er nicht hinauf; wohl aber findet er sich in jenen trockenen höheren Gegenden, welche von der Hitze des Sommers verbrannt sind, und auch in den wilden felsigen Gebirgen der Provinz Bahia bildet sein Geschrei die Unterhaltung der Reisenden. „Während man auf den Flüssen der Küstenwälder schifft", sagt der Prinz, „erblickt man die stolzen rothen Vögel und erkennt sie an ihrer Stimme, Größe und dem langen Schweife sogleich, wenn sie mit ihren großen, langen Flügeln schlagend langsam durch die hohe dunkelblaue Luft dahinrudern." Die Reisenden pflegen von solchen, den Europäer im höchsten Grade fesselnden Erscheinungen gewöhnlich in übertriebenen Ausdrücken zu reden. So z. B. sagt Waterton, ein großartiger Anblick sei, Tausende von Araras in hoher Luft dahin fliegen zu sehen, während der Prinz und alle übrigen gewissenhaften Beobachter behaupten, daß eine solche Menge wohl noch von Niemand vereinigt gesehen worden sei.

„Die Lebensart dieser schönen Vögel", fährt der Prinz fort, „ist im allgemeinen nicht verschieden von der anderer Papageien. Am Mittag während der größten Hitze sieht man sie auf den unteren starken Aesten eines schattenreichen Baumes ausruhend sitzen. Der Hals ist eingezogen und der lange, Schweif hängt gerade herab. Jedoch wird ihre Thätigkeit schon nach ein paar Stunden der Ruhe wieder rege. Sie ziehen außer der Paarzeit in Gesellschaften nach den verschiedenen Früchten umher, jene mehrerer Palmenarten, des Sapucajabaumes und anderer aufsuchend, an deren steinharten Schalen sie die Kraft ihrer gewaltigen Schnäbel zu versuchen pflegen. So laut sie sich gewöhnlich hören lassen, so verhalten sie sich doch nach Art aller Papageien still, sobald sie einen Baum mit ihnen angenehmen Früchten entdeckt und hierauf niedergelassen haben. Hier erkennt man alsdann ihr Dasein besonders durch das Herabfallen der zerbissenen Fruchthülsen. In vielen Gegenden fanden wir sie namentlich in der kalten Jahreszeit mit der Aufsuchung der Frucht einer gewissen rankenden Pflanze beschäftigt, welche man dort Sphinha nennt. Sie kletterten sehr geschickt an den verworrenen Ranken dieser Gewächse herum und waren alsdann dort leichter zu schießen, als gewöhnlich. Die weißen Samenkörner dieser Frucht füllten ihren ganzen Kropf an, und zu andern Zeiten fanden wir ihren Schnabel von gewissen Früchten blau gefärbt."

„Le Vaillant sagt in seiner Naturgeschichte der Papageien, daß die Araras stumpfsinnige Vögel seien, welche den Schuß des Jägers nicht fürchteten; ich muß aber aus eigener Erfahrung bekennen, daß man in den menschenleeren Wäldern von Brasilien, wo diese Thiere sehr zahlreich sind, sie für die scheuesten und listigsten Vögel hält."

Wenn sie auf einem Baume sitzen und fressen, schweigt gewöhnlich die ganze Gesellschaft, höchstens lassen sie leise Töne vernehmen, welche einer menschlichen Unterhaltung nicht unähnlich sind. Ihre laute Stimme hört man immer dann, wenn sie beunruhigt sind oder wenn sie fliegen; am lautesten schreien sie, wenn der Jäger sich leise herangeschlichen und durch einen Schuß die sorglos fressende Bande erschreckt ist. Dann erheben sie ein Geschrei, welches geradezu betäubend werden kann. Sie sind es, auf welche Humboldt die oben mitgetheilten Worte bezieht: ihr Geschrei ist es, welche das Brausen der Bergströme übertönt. Die laute Stimme selbst ist ein sehr rauher, ziemlich einsilbiger Laut, welcher mit der Stimme unserer Rabenkrähe Aehnlichkeit hat. Der Prinz sagt, daß man sie nicht durch die Silben Aras oder Arara wiedergeben könne; Burmeister dagegen versichert, Arara

oder Aras auch aus dem Geschrei der Freilebenden herausgehört zu haben, und ich meinestheils kann ihm, soweit es sich um Gefangene handelt, nur zustimmen.

Wie alle Papageien, sind auch die Araras sehr treue Gatten. „Im Monat April des Jahres 1788“, erzählt uns Azara, „jagte Manuel Palomares eine Meile von der Stadt Paraguay, schoß eine Arara und befestigte sie am Sattel seines Pferdes. Der Gatte des Getödteten folgte dem Jäger bis zu seinem, mitten in der Hauptstadt gelegenen Hause, stürzte sich dort auf seinen todten Genossen, verweilte mehrere Tage an derselben Stelle, und ließ sich endlich mit Händen greifen. Er blieb sodann als Gefangener in dem Hause.“

„In der Paarzeit“, erzählt Prinz von Wied weiter, „pflegen die Araras den Brutort oder Stand wieder aufzusuchen, welchen sie sich einmal erwählt haben, wenigstens dann, wenn sie daselbst nicht beunruhigt worden sind. Man sieht sie somit lange Jahre hindurch an ein und derselben Stelle. Sie wählen, um ihr Nest anzulegen, immer einen hohen Waldbaum von gewaltigem Umfange, an welchem ein hohler Ast oder eine eingefaulte Oeffnung sich befindet, die sie dann mit ihrem starken Schnabel bis zu der gehörigen Weite eröffnen. Hier legt das Weibchen zwei weiße Eier, wie die meisten Arten der Papageien.“ Der lange Schwanz wird, wie Schomburgk angibt, beim Brüten zum Verräther, indem er weit aus der Oeffnung hervorragt. Nach Azara's Versicherung verliert das Paar sein Nest nicht aus dem Auge und trägt deshalb abwechselnd Azung zu. Wenn sich Jemand naht, verräth es große Unruhe. Die Jungen schreien nicht nach Futter, sondern drücken ihr Begehr dadurch aus, daß sie mit dem Schnabel gegen die Wandung ihrer Nesthöhle klopfen. In ihrer ersten Jugend sind sie, wie alle Papageien, überaus häßlich und sehr unbeholfen; aber auch nach dem Ausfliegen verlangen sie noch lange Zeit die Obhut und Pflege der Eltern. Die Eingeborenen pflegen sie auszunehmen, bevor sie ihr volles Gefieder erhalten haben; dann werden sie sehr zahm.

Gefangene Araras scheinen von jeher Lieblingsthiere der Indianer gewesen zu sein. „Mit großer Theilnahme“, sagt Humboldt, „sahen wir um die Hütten der Indianer zahme Araras, welche auf den Feldern herumflogen, wie bei uns die Tauben. Diese Vögel sind eine große Zierde der indianischen Hühnerhöfe; sie stehen an Pracht den Pfauen, Goldfasanen, Baumhühnern und Hockos nicht nach. Schon Columbus war die Sitte aufgefallen, Papageien, Vögel aus einer dem Hühnergeschlecht so fern stehenden Familie, aufzuziehen; und gleich bei der Entdeckung Amerikas hatte er beobachtet, daß die Eingeborenen auf den Antillen, statt Hühner, Araras oder große Papageien essen.“

Etwas Gefährliches bleibt es immer, Araras um sich zu haben; denn nur zu oft gebrauchen sie ihren furchtbaren Schnabel in unerwünschter Weise. Doch gibt es einzelne, welche sehr zahm werden. Mein Vater sah einen dieser Vögel in dem Arbeitszimmer des Prinzen von Wied. Die Arara hatte volle Freiheit, in den Gemächern umherzufliegen, hielt sich aber gern in der Nähe ihres Gebieters auf, ließ sich von Diesem ruhig ergreifen, auf der Hand im Zimmer umhertragen und streichelte ihm mit ihrem gefährlichen Schnabel die Wangen in zärtlicher Weise. Fremde Besucher sah sie mit den kleinen lebhaften Augen so scharf an, daß es den Anschein hatte, als wolle sie sich deren Gesichtsbildung merken und die Züge tief einprägen. Im hamburger Thiergarten besitzen wir mehrere Araras, welche ebenso zahm sind; sie beweisen jedoch nur ihrem Wärter Zuneigung und Anhänglichkeit; gegen alle übrigen Leute zeigen sie sich launisch, wie die Affen, und selbst tückisch. Der Wärter wird freudig begrüßt und darf sich Alles mit ihnen erlauben; uns gegenüber nehmen sie gewöhnlich eine sehr zornige Miene an, indem sie die Kopffedern sträuben und den Schnabel in verdächtiger Weise bewegen.

Die Arara lernt niemals so gut sprechen wie andere Papageien, entbehrt jedoch durchaus nicht aller Begabung hierzu. „Meine Arara“, schreibt Siedhof meinem Vater, „hat eine große Befähigung zum Sprechen entwickelt und zwar unter der alleinigen Leitung meiner zahmen Elster, welche sehr gut spricht. Mehr als vier Monate nach Empfang war die Arara bis auf das entsetzliche Schreien vollständig stumm. Da mußte ich sie einst an eine andere Stelle bringen, wo sie meiner unaufhörlich schwatzenden Elster gegenüber hing. Sie hatte dort gerade zehn Tage gehangen, als sie begann, der

Elster Alles nachzusprechen. Jetzt ruft sie alle meine Kinder mit Namen und lernt sogleich, was man ihr noch vorsagt; nur hat sie das Eigene, daß sie regelmäßig blos dann spricht, wenn sie allein ist."

Auch die rothe Arara hält die Gefangenschaft lange Jahre aus: Azara verbürgt ein Beispiel, daß solch Gefangene 44 Jahre in ein und derselben Familie verlebte. Sie wurde zuletzt sehr altersschwach und vermochte schließlich nur gekochten Mais zu verdauen.

Uebereinstimmend wird angegeben, daß man den Vogel in Europa auch zur Fortpflanzung gebracht habe. Ich kenne die Quelle dieser Angabe nicht, weiß also nichts Genaueres zu berichten. In der Neuzeit ist meines Wissens ein solches Vorkommniß nicht beobachtet worden.

Die Jagd der Araras wird von Eingebornen und Weißen mit gleichem Eifer betrieben; auch der europäische Jäger schätzt sich glücklich, wenn ein wohlgezielter Schuß ihm den herrlichen rothen Vogel in die Hände liefert. „Vorsichtig", sagt der Prinz, „und von dem dichten Gebüsch oder den Stämmen gedeckt, schleicht sich der Jäger an ihre Gesellschaften heran und erlegt dann zuweilen mehrere von ihnen auf einen Schuß. Ihre laute Stimme, welche, wie bemerkt, immer gehört wird, wenn sie fliegen oder beunruhigt sind, macht gewöhnlich den Jäger aufmerksam. Man erlegt sie mit schwerem Blei, da man meistens in die Wipfel der höchsten Waldbäume nach ihnen schießen muß. Verwundet, klammert sich der Vogel mit seinem starken Schnabel und Klauen oft fest an die Zweige an und bleibt noch eine Zeit lang in dieser Stellung. Erhält der Jäger aber die ersehnte Beute, so gibt sie ihm eine erwünschte Speise. Das Fleisch gleicht dem Rindfleisch und ist an alten Vögeln hart, in der kalten Jahreszeit oft sehr fett, gibt aber gekocht eine kräftige Brühe. Die schönen Federn werden vielfältig benutzt; jeder Jäger, welcher eine Arara erlegte, wird seinen Hut mit schönen rothen und blauen Schwung- und Steuerfedern zieren. Die Brasilianer gebrauchen die Schwungfedern zum Schreiben, viele Stämme der Wilden alle übrigen zum Putz. Die bunten Schwungfedern nehmen sie am liebsten zur Befiederung ihrer Pfeile, und noch heutzutage schmücken sich Viele von ihnen mit dem Prachtgefieder. Ehemals arbeiteten die jetzt wenigstens in einem gewissen Grade gebildeten Stämme der Lingoa geral mancherlei Putzgegenstände aus solchen Federn, welche sie in hohlen mit Wachs verklebten Büchsen bis zum jedesmaligen Gebrauch aufbewahrten. Die Tupinamben an der Ostküste, welche den von mir bereisten Strich bewohnten, begingen das Fest eines zu erschlagenden oder zu verzehrenden gefangenen feindlichen Kriegers auf eine feierliche Art. Der Todtschläger, welcher die Keule führte, war mit einem gewissen Gummi und darauf über und über mit kleinen Ararafedern beklebt. Auf dem Kopf trug er eine Krone von den Schwanzfedern dieser schönen Vögel. Ararafedern waren bei diesen Wilden das Zeichen des Kriegs. Heutzutage noch lieben diese Völker jenen ebenso natürlichen als schönen Putz, von dessen Gebrauch die Jesuiten nur nach langen Anstrengungen die jetzt entwilderten Küstenstämme entwöhnten."

Neben dieser Arara verdienen einige andere wenigstens noch Erwähnung; so vor Allem die Soldatenarara (Arara militaris), ein prächtiger, jenem an Größe nicht nachstehender Vogel. Sein Gefieder ist im allgemeinen bläulichgrün, auf der Bauchseite und dem Flügelbug bräunlich überlaufen; ein blutrothes aus kleinen Federn bestehendes Band läuft über die Stirn; die Wangen sind weiß mit mehreren Reihen kleiner bräunlicher Federn; die Schwingen sind außen blau, innen grüngelb, am Saume schwärzlich, die Schwanzfedern sind am Grunde roth, am Ende blau, auf der Unterseite grüngelb. Die äußersten Steuerfedern jeder Seite sind ganz blau, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Art verbreitet sich über die Gegend des oberen Amazonenstromes und reicht nördlich bis nach Amerika.

Eine dritte Art, der Anakan (Ara severa), fällt durch ihre geringe Größe auf. Die Länge beträgt blos 1½ Fuß, die Breite wenig über 2¼ Fuß, die Länge des Schwanzes 9 Zoll, die Länge des Flügels gegen 10 Zoll. Der Anakan ist durchaus zierlicher gebaut, als seine uns bekannten Verwandten und ziemlich bescheiden gefärbt. Das Gefieder ist im allgemeinen grün, auf dem Scheitel ins Bläuliche spielend, die Stirn kirschrothbraun; die Schwingen sind oben blau, unten trübroth,

die Handschwingen am Innenrande schwärzlich, die Armschwingen am Außenrande grün; die Schwanzfedern sehen an den Rändern grünlich, an der Spitze blau, in der Mitte bläulich blutfarben aus; der Schnabel ist am Grunde schwarz, an der Spitze graulich; die Wachshaut und die nackten Wangen, welche mit Reihen kleiner, spitzer, schwarzer Federn besetzt sind, erscheinen gelblich fleischfarben, wie der Augenring; die Füße sind schwarz.

Prinz von Wied fand den Anakan, welcher über alle heißen Theile Amerikas, die Inseln eingeschlossen, verbreitet ist, häufig in den Urwäldern, längs der Flüsse an einzelnen Stellen in sehr großer Anzahl, nach Süden hin ungefähr bis zum 19. Grad der südlichen Breite hinauf. Er lebt überall auf den höchsten Waldbäumen und zeigt sich oft auf den dürren Zweigen derselben, zumal bei heftigem Gewitterregen, von welchem er sich gern das Gefieder einnässen läßt. Während der Brutzeit lebt er paarweise, außerdem gesellschaftlich. Er durchstreift die Wälder nach Früchten, zeigt ebenfalls eine Vorliebe für gewisse Bäume, wird aber auch den Maispflanzungen oft sehr verderblich. Der Flug ist reißend schnell. Die Stimme ist laut und rauh, aber höher und schwächer als der Schrei der größeren Araras. Wenn eine Gesellschaft dieser Vögel auf einen Baum eingefallen ist, geben sie leise, sonderbare Stimmen von sich, als wenn sie mit einander plauderten. Dann gleichen die von ihnen verursachten Laute fast einem Gespräche. Männchen und Weibchen sitzen gern paarweise bei einander auf einem hohen dürren Aste.

Das Fleisch wird von den Wilden wie von den Weißen gern gegessen und gibt in der That eine gute Speise.

Während bei den bis jetzt beschriebenen Araras, welche noch mehrere Verwandte haben, die Hauptfarbe des oberen Gefieders ein mehr oder weniger lebhaftes Grün ist, überwiegt bei anderen die blaue Färbung. Zu diesen gehört zunächst die Ararauna (Sittace Ararauna), ein bei uns ebenfalls sehr bekannter Vogel, welcher an Pracht seinen Verwandten nicht nachsteht. Der Leib ist etwas kleiner, der Schwanz hingegen länger, als beim Makao, und deshalb beträgt die Länge 37 Zoll, wovon freilich 20 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze 15 Zoll; die Breite finde ich nicht angegeben. Das Gefieder ist ziemlich gleichfarbig. Die Stirn und der größte Theil des Schweifes, sowie ein Ring um die Gurgel sind grün; diese Färbung geht auf der Oberseite in Hellblau über, während die Unterseite dottergelb ist. Die langen Schwanzdecken und Steißfedern sind blau wie die Oberseite, die Schwingen an der Außenfahne dunkler, an der Innenfahne schwärzlich gefärbt, jedoch nur auf der Oberseite, denn die Unterfläche spielt ins Mattgelbe. Das Gleiche ist bei den Schwanzfedern der Fall. Die Kinngegend ist dunkler gefärbt, als die übrige Kehle, fast schwarz; die nackten Wangen sind weiß und mit drei Reihen schwärzlicher Federn geziert. Der Augenstern ist grünlich weiß; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Aus den Berichten der Reisenden geht hervor, daß die Ararauna ganz dieselbe Lebensweise führt, wie der Makao. Ihr Verbreitungskreis ist noch nicht mit Gewißheit bekannt, dem Anschein nach geht sie nicht sehr weit nach Süden hinab, wohl aber ziemlich weit nach Norden hinauf. Schomburgk sah sie in großer Anzahl am Rio Takutu auf Uferbäumen sitzen. Der Prinz von Wied erhielt bestimmte Nachrichten, daß sie am Rio de San Franzisko Pardo vorkommen, und St. Hilaire fand sie in der Nähe von Contendas auf. An der Ostküste soll sie selten sein.

Alle Beobachter sind darin einstimmig, daß die Ararauna in ihrem Treiben und Wesen sich wenig oder nicht von andern Araras unterscheidet. Die Angabe eines Beobachters, daß sie sich vor der rothen Arara scheue und heftig mit ihr kämpfe, erklärt der Prinz als eine Fabel, sowie er auch glaubt, daß Lery nur von gezähmten Vögeln dieser Art sprechen könne, wenn er sagt, daß die Ararauna in die Bäume zwischen den menschlichen Wohnungen niste. Aus den bebauten und bevölkerten Gegenden ist sie zur Zeit längst verdrängt. Die Gefangenen, welche nach Europa gelangen, werden

aus dem Innern nach den Küstenstädten und namentlich nach Bahia gebracht. Einzelne Liebhaber rühmen ihnen nach, daß sie gelehriger seien als ihre Verwandten; ich habe mich aber an unseren Gefangenen hiervon nicht überzeugen können. Im übrigen dürfte über den Vogel wohl kaum etwas Besonderes zu sagen sein.

Mit größerem Rechte als einige der vorhergehenden hat man die hiacintfarbige Arara zum Vertreter einer besonderen Sippe (Anodorhynchus) erhoben, denn der Vogel unterscheidet sich von andern seiner Familie ungefähr in eben demselben Grade wie der Nasenkakadu von seinen Verwandten. Der sehr gewölbte Oberschnabel ist von bedeutender Größe, viel stärker als bei den übrigen Papageien, mit auffallendem verlängerten Endhaken, welcher sich sichelförmig über den Unterschnabel herabbiegt. Außerdem ist die Wangengegend im Gegensatz zu andern Araras dicht befiedert, und nur ein kleiner Kreis um das Auge und ein anderer rings um den Unterschnabel sind nackt. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig ultramarinblau, auf dem Scheitel, dem Nacken, den Flügeln und dem Schwanz etwas dunkler gefärbt, als an Kehle, Brust und Bauch. Unter gewisser Beleuchtung schimmert es blaßhimmelblau. Die Flügel auf der Unterseite, die Innenfahne der Schwingen und die Unterseite des Schwanzes sind mattschwarz, die äußersten oberen Flügeldeckfedern schwarz gesäumt. Der Schnabel ist glänzend schwarz, der Fuß schwarzgrau, der Augenring schwarzbraun und die nackte Stelle ums Auge, wie auch ein schmaler, unbefiederter Rand, welcher sich rings um den Schnabel zieht, dunkelgelb, licht bepudert. In der Größe gibt die hiacintfarbige Arara dem Makao wenig oder Nichts nach, ihre Länge beträgt 38 Zoll, wovon auf den Schwanz 22 Zoll zu rechnen sind. Die Fittiglänge beträgt 16 Zoll.

Ueber die Lebensweise der hiacintfarbigen Arara ist wenig bekannt. Wir wissen, daß sie vorzugsweise im Stromgebiet des Rio de Franzisko gefunden wird und von hier westwärts bis nach dem Amazonenstrom hinauf sich erstreckt. Sie soll nirgends besonders häufig sein und sich niemals zu zahlreichen Schwärmen verbinden, sondern regelmäßig nur paarweise gefunden werden. Im Vergleich zu ihren Familienverwandten ist sie sehr wenig scheu, auch viel stiller und ruhiger; wenigstens soll man ihre Stimme nur selten vernehmen. In den europäischen Thiergärten sieht man sie stets nur einzeln, in den meisten gar nicht.

*

Als die nächsten Verwandten der Araras dürfen wir wahrscheinlich die Perikitten oder Keilschwänze (Conurus) betrachten, viel kleinere Papageien, als die Araras, und von diesen leicht dadurch zu unterscheiden, daß ihre Wangen befiedert sind. Einige haben noch einen nackten Ring um die Augen, während bei den kleineren Arten das Gefieder bis dicht an die Augen heranreicht. Der Schnabel ist verhältnißmäßig stark, aber kurz und breit; die Wachshaut ist leicht befiedert; die Nasenlöcher, welche unmittelbar vor der Stirn sich befinden, sind von borstigen Federn umgeben. Das Gefieder ist kürzer und rundlicher, als bei den Araras, der Schwanz gewöhnlich nur mittellang. Die grüne Färbung ist zur vorherrschenden geworden, die Zeichnung verhältnißmäßig einfach. Doch gibt es auch sehr prachtvoll gefärbte Arten unter ihnen.

Eine solche ist die Garuba der Brasilianer (Conurus luteus), ein prächtiger Vogel von lebhaft dottergelber Farbe, welche nur auf den Schwingen und am Schwanze in grün und schwärzlich übergeht. Der Kopf und die Seiten sind gewöhnlich lebhafter gefärbt, als der übrige Leib. Die Schwingen sind auf der Außenfahne grün, an der Spitze aber schwärzlich und ebenso gesäumt; der Schnabel ist horngelbgrau, der Fuß fleischroth, grau überlaufen, die schmale nackte Stelle ums Auge weißlich, der Augenring dunkelorangegelb. Die Länge beträgt 14½ Zoll, wovon über 6 Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze ungefähr ebensoviel.

Namentlich das nördliche Brasilien und vorzugsweise die Gegend des Amazonenstromes bildet die Heimat der Garuba, doch soll sie nirgends besonders häufig sein.

Eine zweite, hierher gehörige Art ist die Tiriba der Brasilianer (Conurus leucotis), ein Vogel von nur 9 Zoll Länge, wovon über 4 Zoll für den Schwanz abgehen, offenbar der zierlichste und anmuthigste aller Perikitten. Der Scheitel ist braun; die vordern Federn desselben glänzen metallisch bläulichgrün; der Stirnrand, der Zügel, die Backen und die Kehle sind kirschroth; die Ohrgegend ist weißlich; Hals, Rumpf und Flügel sind dunkelgrün, der Rücken, die Schwanzspitze und



Die Garuba (Conurus luteus).

die Bauchmitte, sowie die Flügel am Bug roth; die Mitte der Brust ist olivengrün, und die Federn sind hier wie am Vorderhalse durch ein weißes, schwarz gerandetes Endband hübsch gezeichnet. Die Schwingen sind außen blaugrün angeflogen, innen schwarz; der Schwanz ist am Grunde grün, auf der Oberseite kirschroth, unten blutroth; der horngraue Schnabel endigt mit weißlicher Spitze, der Fuß ist dunkelaschgrau, der Augenring orangefarbig, die nackte, sehr schmale Stelle ums Auge schwärzlich. Das Weibchen ist ein wenig kleiner, als das Männchen, unterscheidet sich in der Färbung des Gefieders aber nur unbedeutend von diesem. Bei dem jungen Vogel sind alle Farben blässer und die Federn undeutlicher gezeichnet.

Die Tiriba ist in vielen Gegenden an der Ostküste Brasiliens sehr häufig, obgleich nicht so gemein, als andere Arten ihrer Sippe.

Ueber das Leben der Perikitten können wir, Dank der ausgezeichneten Beobachtung des Prinzen von Wied, ein ziemlich ausführliches Bild geben: Ueberall beleben diese Vögel in Menge die Waldungen und namentlich diejenigen, welche von den Menschen noch wenig behelligt wurden; doch umschwärmen sie an der Seeküste die menschlichen Wohnungen ziemlich nahe. Sie halten sich außer der Paarzeit stets in ziemlich starken Flügen zusammen, welche aufgeschreckt mit lauter Stimme pfeilschnell durch die hohen Baumkronen dahineilen und dann gemeinschaftlich auf einen Baum einfallen. Noch ist der Tag kaum angebrochen, so hört man schon ihr lautes durchdringendes, aber etwas schnarrendes Geschrei. Unter lebhaftem Ruf fallen sie in die Gebüsche ein, sind still, sobald sie sitzen, jedoch nicht ruhig; denn in den Baumkronen klettern sie sehr behend und geschickt auf und nieder, wobei der Schnabel viel von ihnen beansprucht und der lange Schwanz sorgfältig vor der Berührung an den Zweigen behütet wird. Bei ihrer grünen Farbe ist es oft schwer für den Jäger, sie aufzufinden; wenn sie Gefahr vermuthen, halten sie sich unbeweglich und sind ganz still. Erst wenn sie wieder auffliegen, erheben sie laut und schnell wiederholt ihre Stimme. Sie tragen wesentlich zur Belebung der Waldungen bei, namentlich in den sogenannten einsamen Waldungen, wo ihre Stimme oft die einzige ist, welche man vernimmt. Wo Pflanzungen in der Nähe des Waldes sind, verursachen sie Schaden wie alle übrigen Papageien; sie sind aber dem Mais weniger gefährlich, als dem Reis. Nach der Brutzeit erscheinen sie häufiger als sonst am Rande der Waldungen und zwar mit ihren Jungen, welche sie, obgleich dieselben schon vollkommen ausgewachsen sind, noch aus dem Kropfe füttern.

Das Nest wird in den Höhlungen alter Bäume erbaut und enthält zwei bis drei weiße Eier. Die Jungen wachsen ziemlich unbehelligt von den Menschen auf, weil man in Brasilien allgemein der Ansicht ist, daß die Perikitten ungelehrig sind, niemals sprechen lernen und auch in der Gefangenschaft nicht leicht ausdauern. Nur wenige Arten werden mit günstigeren Augen angesehen und häufig zahm gehalten, hauptsächlich ihres sanften Wesens halber. Einzelne Arten gehören nach Schomburgk zu den Lieblingen der Indianer, daher man denn auch gewöhnlich ganze Flüge von Gezähmten in den Niederlassungen findet. Die Brasilianer setzen sie gewöhnlich auf einen Stock, welchen sie an der äußern Seite ihrer Wohnung anbringen, indem sie das eine Ende desselben in der Lettenwand einstecken. Des Fleisches wegen werden die Perikitten nicht verfolgt; als Wild sind sie zu klein. Der Naturforscher, welcher andere Rücksichten zu befolgen hat, erlegt sie ohne sonderliche Mühe und oft viele von ihnen auf einen Schuß.

Nach Europa kommen mehrere Perikitten recht häufig, und hier finden auch sie ihre Liebhaber, obwohl diese schwerlich verkennen werden, daß die Brasilianer mit ihren Anschauungen über diese Thiere vollkommen Recht haben.

Zu den Perikitten gehört auch der einzige Papagei, welcher in Nordamerika vorkommt und deswegen nach einem Theil seiner Heimat der Karolinaperikitt genannt wurde (Conurus carolinensis). Seine Länge beträgt 12 bis 13 Zoll, die Breite 20 bis 21 Zoll, die Länge des Schwanzes gegen 6 Zoll und die Länge des Fittigs vom Bug bis zur Spitze 7 Zoll. Hauptfärbung ist ein angenehmes Grün, welches wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler, auf der Unterseite gelblicher ist; Stirn und Wangen sind röthlich orange, und dieselbe Farbe zeigt sich auch auf dem Hinterkopfe, den Schultern und Schwingen, während der Nacken rein goldgelb ist. Die großen Flügeldeckfedern sind olivengrün mit gelblicher Spitze, die Handschwingen tief purpurschwarz und die mittelsten Schwanzfedern in der Nähe des Schaftes blau. Der weibliche Vogel ist blässer gefärbt, und der junge bis auf den orangenen Vorderkopf fast einfarbig grün.

Der Karolinenperikitt kommt in Nordamerika bis zum 42. Grad nördl. Breite vor und scheint das dort oft recht rauhe Wetter wohl zu vertragen. Wilson versichert, daß er höchlich überrascht gewesen sei, in einem Schneesturm des Februar einen Flug dieser Vögel laut schreiend längs der Ufer des

Ohio dahinfliegen zu sehen. Zuweilen sieht man einzelne auch noch nördlicher, selbst in der Nähe Albanis; doch sind diese nur als Verirrte anzusehen, und zudem muß eine Bemerkung des Prinzen von Wied hier Erwähnung finden, welcher uns mittheilt, daß man gegenwärtig den Vogel bei weitem nicht mehr so hoch im Norden sehe, als ehemals, wie er überhaupt viel seltener geworden sei. Bevorzugte Wohnplätze dieser Papageien sind alle Gegenden, deren reicher Boden mit einem Unkraut, Runzelklette genannt, bewachsen ist, weil dessen Kapseln ihnen ungeachtet der dichten Bewaffnung mit langen Stacheln nicht unangreifbar sind und eine gesuchte Nahrung liefern. Nebenbei fallen sie freilich auch massenhaft in die Pflanzungen ein und thun hier oft großen Schaden, weil sie weit mehr verwüsten, als sie fressen, sind deshalb arg gehaßt von den Landbewohnern und werden eifrig verfolgt.

Ueber Lebensweise und Betragen unserer Vögel haben wir durch Wilson, Audubon und Prinz von Wied ausführliche Berichte erhalten.

„Der Karolinenperikitt“, sagt Audubon, „begnügt sich keineswegs mit Runzelkletten, sondern frißt oder zerstört alle möglichen Arten von Früchten unerbittlich und ist deswegen der unwillkommenste Besucher für den Pflanzer, den Bauer oder den Gärtner. Die Getreidefeimen in den Feldern werden oft von Flügen dieser Vögel besucht, welche dieselben so vollständig bedecken, daß die Haufen den gleichen Anblick gewähren, als wenn sie mit einem glänzend gefärbten Teppich überdeckt wären. Sie hängen sich rund herum am Feimen auf, ziehen das Stroh heraus und zerstören zweimal so viel von den Körnern, als zur Stillung ihres Hungers genügen würden. Sie überfallen die Birnen- und Apfelbäume, wenn die Frucht noch sehr klein und unreif ist und zwar hauptsächlich der Samenkerne wegen. Ebenso, wie im Kornfeld, fallen sie haufenweise auf den Obstbäumen im Garten ein, pflücken die Früchte, öffnen sie an einer Stelle, nehmen die weichen und milchigen Kerne heraus, werfen die Frucht zu Boden, pflücken eine andere und gehen so von Zweig zu Zweig, bis der Baum, welcher vorher so versprechend aussah, seiner Früchte völlig ledig ist. Den meisten übrigen Früchten bringen sie eben solchen Schaden; nur der Mais zieht niemals ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es versteht sich von selbst, daß diese Uebergriffe in die Gerechtsame des Pflanzers von diesen gerächt und den Papageien förmliche Schlachten geliefert werden. Oft fällt ein einziger Schuß ihrer zehn oder zwanzig; aber die überlebenden kehren doch immer und immer wieder zu demselben Ort zurück: so habe ich erfahren, daß mehre hunderte dieser Vögel in wenig Stunden erlegt wurden.“

„Der Karolinenpapagei“, erzählt Wilson, „ist ein sehr geselliger Vogel, welcher seines Gleichen die treueste Anhänglichkeit in Freud und Leid beweist. Wenn man unter einen Flug von ihnen schießt und Einen verwundet, kehrt die Gesellschaft augenblicklich zu diesem zurück, umschwärmt ihn unter lautem, ängstlichem Geschrei in der Absicht, ihm Hilfe zu leisten, und läßt sich auch wohl auf dem nächsten Baume davon nieder. Auch die nachfolgenden Schüsse verändern dann ihr Betragen nicht; sie scheinen vielmehr die Aufopferung der Andern zu erhöhen, welche immer näher und rücksichtsloser die Gefallenen klagend umfliegen. Ihre Geselligkeit und gegenseitige Freundschaft zeigt sich auch oft wie bei den Unzertrennlichen: der eine putzt und kratzt den andern, und dieser erwiedert dieselben Liebkosungen; das Pärchen sitzt immer dicht neben einander u. s. w.“

„Schwerlich kann es einen auffallenderen Gegensatz geben, als den raschen Flug der Karolinenpapageien, verglichen mit ihrem lahmen, unbehilflichen Gang zwischen den Zweigen und noch mehr auf dem Boden. Im Flug ähneln sie sehr den Tauben. Sie halten sich in geschlossenen Schwärmen und stürmen mit großer Schnelligkeit unter lautem und weitschallendem, spechtartigem Geschrei dahin, gewöhnlich in einer geraden Linie, gelegentlich aber auch in sehr anmuthig gewundenen Schlangenlinien, welche sie, wie es scheint, zu ihrem Vergnügen plötzlich und wiederholt verändern.“

„Ihre Lieblingsbäume sind die großen Sikomoren und Platanen, in deren Höhlungen sie Herberge finden. Ihrer Dreißig und Vierzig und zuweilen, namentlich bei strenger Kälte noch mehrere, schlüpfen oft in dieselbe Höhle. Hier hängen sie sich an den Seitenwänden wie die Spechte an, indem sie sich mit den Klauen und dem Schnabel anklammern. Es scheint, daß sie viel schlafen; wenigstens ziehen sie sich oft bei Tage in ihre Höhlen zurück, um einen kurzen Mittagsschlummer zu halten.“

„Eigenthümlich ist, daß sie gern Salz fressen. In der Nähe von Salinen sieht man sie immer in großer Anzahl, und hier bedecken sie ebensowohl den ganzen Grund, als die benachbarten Bäume, manchmal in solcher Menge, daß man nichts Anderes sieht, als ihr glänzendes und schimmerndes Gefieder.“

Ueber das Gefangenleben theilt Wilson Folgendes mit: „Neugierig zu erfahren, ob der Papagei sich leicht zähmen lasse oder nicht, beschloß ich einen am Flügel leicht verwundeten in meine Pflege zu nehmen. Ich bereitete ihm eine Art von Bauer am Stern meines Bootes und warf ihm hier Kletten vor, welche er sofort nach seiner Ankunft an Bord annahm. Während der ersten Tage theilte er seine Zeit ziemlich regelmäßig ein in Schlafen und Fressen. Dazwischen benagte er die Stäbe seines Käfigs.“

„Als ich den Strom verließ und über Land reiste, führte ich ihn in einem seidenen Schnupftuch mit mir, ungeachtet aller Beschwerde, welche ein derartiges Beginnen nothwendigerweise mit sich brachte. Die Wege waren damals unter aller Beschreibung schlecht: es gab gefährliche Bäche und Flüsse zu durchschwimmen, ganze Meilen im Morast oder im Dickicht zurückzulegen und andere Hindernisse zu besiegen. Sehr häufig entkam der Papagei aus meiner Tasche, zwang mich, vom Pferde abzusteigen und ihn in dem Dickicht oder Morast wieder aufzusuchen. Bei solchen Gelegenheiten dachte ich oft daran, ihn im Stiche zu lassen; doch führte ich meinen Vorsatz niemals aus. Wenn wir nachts zusammen in den Wäldern lagerten, setzte ich ihn auf mein weniges Gepäck neben mich; am andern Morgen nahm ich ihn wieder auf. Auf diese Weise habe ich ihn mehr als tausend Meilen mit mir geführt. Als ich in die Jagdgründe der Indianer kam, wurde ich regelmäßig von diesen Leuten umringt, von Männern, Frauen und Kindern, welche unter lautem Lachen und anscheinend verwundert meinen neuen Gefährten betrachteten. Die Chickasaws nannten ihn in ihrer Sprache Kelinky, änderten diesen Namen aber sofort um, als sie hörten, daß ich den Papagei Polly benamset hatte. Ja, Polly wurde später immer das Mittel zur Befreundung zwischen mir und diesem Volke. Nachdem ich bei meinem Freund Dunbar angekommen war, verschaffte ich mir einen Käfig und setzte diesen unter den Vorbau des Hauses. Hier rief mein Gefangener sehr bald die vorübereilenden Flüge herbei, und tagtäglich sahen wir nunmehr zahlreiche Scharen um unser Haus herum, welche die lebhafteste Unterhaltung mit Polly begannen. Einen von ihnen, welcher ebenfalls leicht im Flügel verwundet worden war, steckte ich in Polly's Käfig zum größten Vergnügen der bisher Vereinsamten. Sie näherte sich ihm augenblicklich, flüsterte ihm ihre Theilnahme an seinem Unglück zu, streichelte ihn mit dem Schnabel Haupt und Nacken und schloß sich ihm überhaupt aufs innigste an. Der Neuling starb, und Polly war mehrere Tage lang ruhelos und untröstlich. Ich brachte nun einen Spiegel neben den Platz, wo sie gewöhnlich saß; sie erschaute ihr Bild, und ihre frühere Glückseligkeit schien zurückzukehren: sie war wenigstens eine Zeitlang außer sich vor Freude. Rührend war es zu sehen, wie sie, wenn der Abend sich nahete, ihr Haupt hart an das Bild im Spiegel legte und dann ihre Befriedigung durch flüsternde Rufe ausdrückte.“

„Nach kurzer Zeit kannte sie den ihr beigelegten Namen und antwortete, wenn sie angerufen wurde. Sie kletterte auch auf mir herum, setzte sich auf meine Schulter und nahm mir den Bissen aus dem Munde. Zweifellos würde ich ihre Erziehung ganz vollendet haben, hätte nicht ein unglücklicher Zufall sie ums Leben gebracht. Die arme Polly verließ eines Morgens, während ich noch schlief, ihren Käfig, flog über Bord und ertrank im Golf von Mejiko.“

Der Prinz bestätigt im wesentlichen vorstehende Schilderung. Er fand die Vögel am Mississippi während der Frühjahrsmonate oft in ungeheuren Scharen, obwohl sie von ihren erbittertsten Feinden, den Pflanzern, arg verfolgt wurden. Am untern Missouri wurden sie auch noch bemerkt, am obern kamen sie nicht mehr vor. Indianer in der Nähe des Fort Union trugen Felle dieser Vögel als Zierrath an ihrem Kopfe. Die Gefangenen, welche der Prinz hielt, nahmen sogleich Nahrung an und wurden auch sehr bald zahm. Anfangs bissen sie allerdings Denjenigen, welcher sie angriff; bald aber gewöhnten sie sich an den Menschen. Ein Gefangener des Prinzen endete ebenfalls auf traurige Weise. Er war in der kalten Jahreszeit gefangen worden und suchte im Zimmer sehnsüchtig

die Wärme, anfänglich die Sonnenstrahlen, später die Nähe des Kamins. Aber das Feuer wurde ihm verderblich, die Hitze bewirkte eine Gehirnentzündung, an welcher er zu Grunde ging.

Neben den genannten dürfte eine Art der Keilschwänze noch Erwähnung verdienen. Ich meine den Nestor dieser Familie, einen wegen seiner Schnabelbildung sehr auffallenden Vogel, den Choroy der Chilesen (Enicognathus leptorhynchus). Im Gefieder zeigt dieser Vogel wenig Absonderliches. Er ist ziemlich gleichmäßig dunkelgrün, auf den Flügeln bläulich, mit schwarzen Flecken an den Schwingenspitzen, auf den Schwanzfedern bräunlich, blutroth an den Spitzen derselben, oben grün mit rothem Stirnband, rothem Zügel und einigen dunklen undeutlichen Binden auf dem Oberkopfe, welche durch die Spitzen der betreffenden Federn hervorgebracht werden; unten grün mit rothem Fleck zwischen den Schenkeln, welcher letztere beim Männchen ausgedehnter ist, als beim Weibchen. Seine Länge beträgt ungefähr 14 Zoll, wovon 6½ Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind.

Der Choroy erinnert wegen seines weit vorgezogenen und verhältnißmäßig verlängerten Oberschnabels an die Nasenkakadus, und es läßt sich von vorn herein erwarten, daß er letzteren ähnlich leben wird. Eine kurze Lebensbeschreibung, welche Bock von ihm gibt, bestätigt Dies. „Der Vogel", sagt gedachter Forscher, „ist sehr gemein und oft in Scharen von mehreren Hundert anzutreffen, deren Geschrei fast betäubt. Er ist der gefährlichste Feind der Weizen- oder Maisfelder und der Apfelbäume, deren Früchte er blos der Körner wegen zu Grunde richtet. In seiner Lebensweise ist er mehr Erd- als Baumvogel und bedeckt oft große Strecken der Pampas. Er trifft in Valdivia anfangs Oktobers ein und bleibt bis April, kommt täglich flugweise vom Norden her gestrichen und begibt sich abends wieder dorthin zurück. Wo er seine Nacht- und Sammelplätze hat, kann ich nicht sagen. Die Züge folgen einer bestimmten Straße, und jeder einzelne Trupp folgt genau der Richtung der vorangegangenen. Im April 1853 führte einer dieser Wege gerade über Landbeck's Haus, sodaß man von der Thüre aus auf die reisenden Diebe Feuer geben konnte. Es wurde eine ziemliche Anzahl erlegt. Ihr Fleisch ist hart und zäh."

„Die Brütplätze können nicht sehr fern liegen, weil vom Landvolk zuweilen Junge zu uns gebracht werden. Diese lassen sich ohne Mühe groß ziehen."

Dies ist Alles, was ich über das Leben des Schnabelpapageien gefunden habe. Demungeachtet habe ich geglaubt, ihn hier mit aufführen zu müssen, weil er den Beweis liefert, daß ein und dieselbe Bildung sich oft in den verschiedenen Familien entsprechend wiederholt. Besäße unser Nasenpapagei nicht den Keilschwanz, so würden wir ihn unbedingt mit den Nasenkakadus und dem Nestor zusammenstellen.

* * *

Auch in der alten Welt sind die langschwänzigen Papageien sehr zahlreich vertreten und zwar durch Arten, welche bei aller Verschiedenheit der manchfachen Sippen doch ein gemeinsames Gepräge zeigen. Sie sind die eigentlichen Sittiche (Palaeornithes). Der sehr schlanke Leib mit zugespitztem Schwanze von Leibeslänge und darüber und ein im allgemeinen weitstrahliges, in den prächtigsten Farben prangendes Gefieder kennzeichnen sie. Ihre Verbreitung reicht über ganz Mittel- und Südafrika, einen großen Theil Indiens und Australiens; in günstigen Gegenden treten sie in sehr großen Scharen auf. Die australischen Sippen unterscheiden sich von den asiatischen und afrikanischen hauptsächlich durch ihren verhältnißmäßig breiten Schwanz und wurden deshalb auch oft in einer besondern Gruppe vereinigt, welcher man die asiatischen und afrikanischen schmalschwänzigen Arten und den Nachtpapagei dieser Abtheilung gegenüberstellt, während andere Naturforscher glaubten, daß diese Unterschiede zu einer Trennung nicht berechtigten. Verkennen läßt sich nicht, daß Australien sein

eigenthümliches Gepräge in diesen Papageien ebensogut bewahrheitet, wie in den Kakadus, und daß somit eine Sonderung der Breitschwanzpapageien von den übrigen wohl gerechtfertigt sein dürfte, und ebenso unterliegt es kaum einem Zweifel, daß man den hierher zu zählenden Nachtvogel den übrigen Arten entgegensetzt. Somit hätten wir es mit drei besonderen Gruppen zu thun.

Der berühmteste aller Sittiche wurde zu Ehren Alexander's des Großen benannt, weil man annimmt, daß dieser Kriegsheld, bekanntermaßen ein großer Thierfreund, ihn zuerst in Europa ein-



Der Halsbandsittich (Palaeornis torquatus).

führte. In demselben Vaterlande aber hat der gedachte Vogel einen ihm sehr ähnlichen, aber beträchtlich kleineren Verwandten, den Halsbandsittich (Palaeornis torquatus), und dieser ist es, welchen ich meiner Beschreibung zu Grunde legen will, weil von den meisten Naturforschern angenommen wird, daß der in Afrika lebende Edelsittich (Palaeornis cubicularis), welchen ich oft beobachtet habe, als Art von ihm nicht getrennt werden darf.

Der Halsbandsittich ist ein ebenso anmuthig gebauter, als zarter und ansprechend gefärbter Vogel, deshalb auch bei Allen, welche ihn kennen, sehr beliebt. Er gehört zu den größeren Papageien unserer Abtheilung und kann eben nur mit dem Alexanderpapagei verwechselt werden. Die

Gesammtlänge des Männchens beträgt 14 bis 16 Zoll, wovon mehr als 10 Zoll auf den Schwanz kommen, die Länge des Fittigs vom Bug bis zur Spitze dagegen nur 6 Zoll. Die Färbung des Gefieders ist im allgemeinen ein sehr lebhaftes Grasgrün, welches auf dem Scheitel am lebhaftesten, auf der Unterseite am blässesten, auf den Schwingen aber am dunkelsten ist. Zu beiden Seiten des Halses und der Wangengegend geht diese Färbung in ein zartes Himmelblau über, welches durch einen dunkeln, schwarzen Kehlstreifen und durch ein prächtig rosenrothes Band von dem Grün des Halses getrennt wird. Die Spitzen der Schwanzfedern sind ebenfalls himmelblau, die Unterseite des Schwanzes aber, wie der Untertheil der Schwingen grüngelblich. Der Schnabel ist mit Ausnahme der dunkleren Spitze des Oberschnabels lebhaftroth, der Fuß grau, der Augenring gilblichweiß. Die jungen Vögel vor der Mauser unterscheiden sich durch ihre blässere und gleichmäßigere lichtgrünere Färbung von den alten.

Der Halsbandsittich verbreitet sich über ganz Mittelafrika und findet sich von der Westküste an bis zum Ostrande des abissinischen Gebirges in jeder günstig gelegenen, ihm und seinem Treiben entsprechenden Waldung. Er verlangt nicht immer den ausgedehnten, ununterbrochenen Urwald, welcher im Innern Afrikas alle Niederungen bedeckt, sondern findet sich oft auch in beschränkteren Waldestheilen, vorausgesetzt, daß hier einige von den immergrünen Bäumen sich finden, deren dicklaubige Kronen ihm zu jeder Jahreszeit gesicherte Ruheorte bieten. In Westafrika scheint er an der Küste des Meeres vorzukommen; in Nordostafrika habe ich ihn südlich des 15. Grades der nördlichen Breite gefunden, in den von mir durchreisten Theilen des abissinischen Küstengebirgslandes aber nicht bemerkt. Auffallend war mir, daß er immer nur da auftrat, wo auch Affen lebten. Nach wiederholten Beobachtungen rechneten wir zuletzt mit aller Sicherheit darauf, in demselben Gebiete, in welchem wir Affen getroffen hatten, auch Papageien zu bemerken und umgekehrt, diesen da zu begegnen, wo wir jene beobachtet hatten. Große zusammenhängende Waldungen in wasserreichen Thälern bieten freilich beiden Thierarten alle Erfordernisse zu behaglichem Leben und erwünschtem Gedeihen.

Es dürfte dem Reisenden in jenen Gegenden schwer werden, die Halsbandsittiche zu übersehen. Sie verkünden sich auch dem Naturunkundigen vernehmlich genug durch ihr kreischendes Geschrei, welches das Stimmgewirr der Wälder immer übertönt und umso bemerklicher wird, als auch die Sittiche regelmäßig in zahlreichen Familien leben.

Eine solche Familie, welche gar oft mit andern sich verbindet und dann zum Schwarm anwächst, hat sich einige Tamarinden oder andere dicht belaubte Bäume zum Wohnsitze auserkoren und durchstreift vonhieraus tagtäglich ein größeres oder kleineres Gebiet. In den Morgenstunden sind die Vögel noch ziemlich ruhig; bald nach Sonnenaufgang aber ziehen sie schreiend und kreischend nach Nahrung aus; und man sieht dann die Schwärme eiligen Fluges über den Wald dahin streichen. Afrikas Wälder sind verhältnißmäßig noch immer arm an Baumfrüchten; aber die unter dem Schatten der Bäume wuchernde Pflanzenwelt ist reich an Sämereien aller Art, und diese Samen sind es, welche auch die Papageien auf den Boden herablocken. Nur wenn die kleinen rundlichen Früchte des Christusdorn reif oder wenn die zarten Schoten der Tamarinde genießbar geworden sind, kommen die Papageien wenig oder nicht zur Erde herab. Nicht unwahrscheinlich ist, daß sie auch thierische Nahrung zu sich nehmen; wenigstens habe ich sie oft in der Nähe von Ameisenhaufen oder Termitengebäuden sich beschäftigen sehen und an Gefangenen eigenthümliche Gelüste nach Fleischnahrung beobachtet. In den Feldern, welche die Innerafrikaner am Waldesrande anlegen, sieht man sie selten, obgleich die Gefangenen mit den hauptsächlichsten Getreidearten jener Gegenden, mit Kafferhirse und Durrah, leicht hingehalten werden können. Es scheint, daß ihnen die Früchte und Sämereien des Waldes besser munden, als das Getreide. Bis gegen den Mittag hin beschäftigt sich der Schwarm mit Aufsuchen seiner Nahrung, dann fliegt er zur Tränke, und hierauf begibt er sich nach einer jener dichten Baumkronen, um hier einige Stunden zu vertreiben. Dabei wird viel geschwatzt und auch gekreischt; die Gesellschaft macht sich also bemerklich genug, ist aber demungeachtet schwer zu entdecken. Dasselbe, was Prinz von Wied über die südamerikanischen Papageien sagte, gilt auch

für unsere Sittiche; man muß sich sehr anstrengen, wenn man die grünen Vögel in dem grünen Gelaube wahrnehmen will. Dazu kommt, daß sie augenblicklich stillschweigen, wenn sie eine ihnen auffallende Erscheinung bemerken, oder sich leise und vorsichtig davon stehlen, wenn sie Verfolgung fürchten. Je länger man unter einem Baume verweilt, aus dessen Kronen herab man Hunderte von Stimmen erschallen hörte, um so stiller und ruhiger wird es, und schließlich ist kein einziger mehr oben: einer nach dem andern ist lautlos einem ähnlichen Baume zugeflogen und verkündet nun von dorther mit freudigem Geschrei, daß er seine listig angelegte Flucht glücklich beendet.

Nach einigen Stunden der Ruhe fliegen die Sittiche zum zweiten Male nach Speise und Trank aus; dann sammeln sie sich gegen Abend wieder auf ihren Lieblingsbäumen und erheben womöglich ein noch lebhafteres Geschrei, als vorher; denn jetzt handelt es sich nicht blos um den besten Zweig zum Ausruhen, sondern vielmehr um den sichersten Schlafplatz. Während des Frühlings jener Länder, welcher den ganzen Urwald mit zauberhafter Pracht begabt, schlafen die Papageien regelmäßig in Baumhöhlen; in der trockenen Jahreszeit dagegen müssen sie oft mit dem Gelaube vorlieb nehmen, weil die wenigen Höhlungen der immergrünen Bäume bald besetzt sind, die in blätterlosen Bäumen befindlichen ihnen aber zu gefährlich scheinen: daher rührt das Geschrei und Gezänk, welches man während der trockenen Jahreszeit lauter vernimmt, als sonst.

So geschickt und rasch die Papageien fliegen, so täppisch, langsam und unbeholfen bewegen sie sich auf dem flachen Boden, und auch ihr Klettern im Gezweig der Bäume ist sehr stümperhaft. Der Flug ist reißend schnell, scheint aber zu ermüden; wenigstens erfordert er viele schwirrende Flügelschläge und geht nur dann in ein leichtes Schweben über, wenn sich der Papagei eben niederlassen will. Aus reiner Lust zum Fliegen treibt sich der Halsbandsittich niemals in der Luft umher; er verbindet mit seinem Dahineilen immer einen ganz bestimmten Zweck und endet seinen Flug, sobald er glaubt, diesen erreichen zu können. Der Gang auf dem Boden ist kaum noch Gang zu nennen, sondern eher als ein Dahinwackeln zu bezeichnen: die Kletterfüße wollen zum Laufen keine rechten Dienste thun. Der Leib wird gleichsam fortgeschleppt, und der lange Schwanz muß beträchtlich erhoben werden, damit er nicht auf dem Boden nachschleift. Eine gehende Papageiengesellschaft reizt unwillkürlich zum Lachen, weil sie scheinbar einen überaus komischen Ernst an den Tag legt.

Die Regenzeit Afrikas, welche den Frühling über jene Länderstriche bringt, ist die Zeit der Fortpflanzung des Halsbandsittichs. Nach dem ersten Regen hat auch die riesenhafte Adansonie ihre gewaltige Krone in den dichtesten Blätterschmuck gehüllt, und alle die zahlreichen Höhlen in den Aesten sind in wünschenswerthester Weise verdeckt worden. Hier siedeln sich nun die Brutvögel an, nach den Mittheilungen, welche mir gemacht wurden, ebenfalls in Gesellschaften, deren Paare nach einigem Streit um die besten Höhlungen friedlich zusammenleben. Schon gegen Ende der Regenzeit sieht man die Alten mit ihren leicht kenntlichen Jungen, und diese Familien vereinigen sich nun wiederum bald zu größeren Schwärmen.

In den von mir bereisten Gegenden Mittelafrikas jagt nur der sammelnde Europäer die Halsbandsittiche mit dem Feuergewehr, der Eingeborne behelligt sie nicht mit der Waffe und fängt sie höchstens, wenn er Aussicht hat, die lebenden Papageien gut zu verwerthen. Ungeachtet der Häufigkeit dieser Vögel ist es nicht gerade leicht, sie zu erlegen; ihre Schlauheit täuscht auch den geübten Jäger und vereitelt dessen Anstrengungen. Ich habe das schlaue Gebahren der Vögel später mit großem Vortheil benutzt, um sie leicht und sicher zu erlegen. Wenn ich nämlich eine Gesellschaft im Walde aufgefunden hatte, spähete ich einfach nach dem nächsten, dichten, grünen Baume, stellte mich in dessen Nähe an und ließ nun durch meine Jagdgehilfen den andern Baum bedrohen. Die Folge davon war, daß die Papageien sich zurückzogen und dabei gewöhnlich mir zum Schusse kamen.

Der Fang geschieht in Mittelafrika nicht planmäßig. Man hebt höchstens die jungen, fast flüggen Vögel aus oder überrascht einen oder den andern der Alten nachts in den Baumhöhlen. Netze und Schlingen werden nicht zum Fange dieser Vögel benutzt, obgleich die Eingebornen derartige Werkzeuge zu verwenden wissen. Am Senegal scheint man den Fang in ausgedehnterem Maße zu betrei-

ben; von dort her kommen auch die meisten Halsbandsittiche, welche wir in der Gefangenschaft sehen. Sie müssen sehr billig zu erwerben sein; denn sie kosten bei uns nur wenige Thaler.

Ich habe während meines Aufenthalts in Afrika wiederholt Halsbandsittiche gefangen gehalten, mich aber nicht besonders mit ihnen befreunden können. Ein Mal besaß ich achtzehn Stück von ihnen zu gleicher Zeit lebendig. Ich gewährte ihnen möglichste Freiheit, ließ sie in einem großen Zimmer fliegen, fütterte sie gut und hoffte den ganzen Trupp zu erhalten. Meine Erwartungen wurden jedoch aufs schmachvollste getäuscht: die Papageien fielen mörderisch über einander her und die Stärksten bissen die Schwächeren todt. Gewöhnlich brachen sie den Erlegten die Hirnschale auf und fraßen das Gehirn, ganz nach Art unserer Kohlmeise. Dagegen habe ich bei Vogelhändlern neuerdings wiederholt Dutzende dieser Vögel in engen Käfigen sitzen sehen und auf meine ausdrücklichen Fragen erfahren, daß diese in bester Eintracht zusammenleben. Von Liebhabern der Halsbandsittiche ist mir berichtet worden, daß sie, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, bald sehr zahm werden, großes Verständniß für ihren Gebieter an den Tag legen, aber doch selten und immer nur in beschränktem Grade sprechen lernen. Die Schönheit des Gefieders ist auch bei ihnen das Anziehendste.

Bunter, jedoch nicht schöner, als der Halsbandsittich und sein indischer Verwandter, ist eine zweite Art unserer Sippe, der über Indien und seine Inseln weit verbreitete Bettet der Malaien (Palaeornis pondicerianus). Er kommt in der Größe dem afrikanischen Halsbandsittich ungefähr gleich, unterscheidet sich aber durch die Zeichnung seines Gefieders. Die grüne Färbung ist hier allerdings auch vorherrschend, das zarte grauliche Rosenroth aber, welches bei den Vorigen das Halsband bildet, verbreitet sich über die ganze Brust und bei dem Männchen auch über den Oberkopf. Genauer ausgedrückt ist die Färbung folgende: Der ganze Mantel ist grün, der Nacken prächtig spangrün, der Rücken lauchgrün; die Flügelseiten sind gelblichgrün, weil hier alle Federn breitere oder schmälere gelbe Ränder haben; der Schwanz und die Schwingen sind auf der Oberseite blaugrün, auf der Unterseite dagegen gelbgrün. Auch der Bauch ist grün, aber viel blässer, als der Rücken. Von dieser Blätterfarbe sticht die Färbung des Kopfes und der Brust prächtig ab. Es ist schwer, die Farbenmischung beider Theile genau zu beschreiben; man kann nur sagen, daß die Federn des Kopfes eine bläuliche oder graulichrosenrothe Farbe zeigen, welche durch ein schmales Stirnband, die Wangenzeichnung und die scharf abgegrenzte Färbung des Nackens besonders hervorgehoben wird. Das Stirnband erstreckt sich bis zu den Augen und ist wie die seitlichen Bandflecken des Halses von mattschwarzer Farbe; die Brust endlich ist rosenroth oder blaßziegelroth, aber weil alle Federn schmale, graue Spitzenränder haben, wie mit einem grauen Duft überhaucht. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß grünlichgelb, der Augenring gilblichgrau. Beide Geschlechter unterscheiden sich durch die Kopffärbung, welche bei den einen mehr in das Röthliche, bei den andern mehr in das Grünliche spielt. Ich habe die Vögel lebend vor mir, vermag aber nicht zu sagen, ob der rothköpfige, wie ich annehme, wirklich das Männchen oder ob er das Weibchen ist; denn beide sind eigentlich gleich schön gefärbt.

Da unser Sittich ziemlich oft lebend zu uns herüberkommt, dürfen wir annehmen, daß er weit verbreitet und in seiner Heimat nirgends selten ist. Dies bestätigt auch Bernstein, von welchem wir neuerdings eine genügende Lebensbeschreibung erhalten haben. „Obschon dieser Papagei“, sagt er, „überall auf Java vorkommt, ist seine Verbreitung doch keine gleichmäßige; denn während man ihn in manchen Gegenden als gemeinen Vogel findet, muß man in andern oft lange nach ihm suchen. Vorzugsweise bewohnt er die heißesten niedrig gelegenen Gegenden, sowie die Vorgebirge bis in Höhen von 4000 Fuß; in den höheren Gebirgen hingegen würde man vergeblich nach ihm sich umsehen. In der Nähe meines Wohnorts habe ich ihn stets in großer Menge in den Kaffeepflanzungen angetroffen. Durch seine laute, kreischende Stimme verräth er sich bald und bleibt daher nicht leicht unbemerkt, obschon man ihn, da er sich in den dicht belaubten Baumkronen den Augen des Beobachters geschickt zu entziehen weiß, viel öfter hört, als sieht.“

„Ueber Tag durchstreift er paarweise oder in kleinen Trupps die Gärten und Gehölze seines Wohnortes; gegen Abend aber versammeln sich alle Vögel dieser Art, welche ein gewisses Gebiet bewohnen, auf einem bestimmten, großen, dicht belaubten Baume oder auch in dichten Bambusgebüschen und verbringen hier gemeinschaftlich die Nacht. Kennt man einen solchen Baum und stellt sich hier gegen Abend auf, so kann man ein anziehendes Schauspiel gewahren. Mit dem Sinken der Sonne kommen die Vögel allmählich von allen Seiten herbeigeflogen; sobald die ersten glücklich angelangt sind, erheben sie frohlockend ihre Stimme und beginnen ein Tonstück, in welches alle neuen Ankömmlinge einfallen, sodaß es schließlich zu einem ohrbetäubenden Lärm anschwellt, welcher nicht früher endet, als bis der letzte Schein der Abendröthe am Himmel verschwunden ist. Dann tritt schnell allgemeine Ruhe ein, und sie wird nur zuweilen vorübergehend gestört, wenn einzelne, welche vielleicht ein minder bequemes Sitzplätzchen gefunden haben, aufflattern, um ein anderes zu suchen und dabei einen ihrer schon eingeschlafenen Genossen von dem seinigen vertreiben wollen. Unter solchen Umständen wird allgemeiner Unwille laut und der Ruhestörer mit einigen kräftigen Schnabelhieben zurechtgewiesen. So dauert es, bis völlige Dunkelheit eingetreten ist. Mit dem ersten Schein des anbrechenden Tages zertheilt sich der Schwarm, um am nächsten Abend auf demselben Baum oder Busch wieder zusammenzukommen und die Nacht gemeinschaftlich durchzubringen."

„Während der Brutzeit leben diese Papageien paarweise, und dann finden die erwähnten abendlichen Zusammenkünfte nicht statt. Ihr Nest legen sie in Baumhöhlen an, und ihr starker Schnabel kommt ihnen zu deren Erweiterung sehr zu statten. Bisjetzt habe ich das Nest nur ein Mal gefunden: in einem Astloche eines Pudabaumes, etwa 40 bis 50 Fuß über dem Erdboden. Es enthielt ein einziges reinweißes Ei, das erste des Geleges; denn der Eierstock des eingefangenen Weibchens ließ deutlich erkennen, daß es noch mehr Eier gelegt haben würde."

Die Gefangenen, welche ich sehen und beobachten konnte, unterscheiden sich in ihrem Betragen nicht von den nächsten Verwandten. Sie waren sehr zahm, dem Menschen zugethan und, wie es schien, mild und sanft in ihrem Wesen. Von glaubwürdigen Vogelhändlern habe ich erfahren, daß gerade der Bettet bald und zusammenhängend sprechen lernt.

Unter den australischen Papageien erinnern die Prachtsittiche (Polytelis) noch am meisten an die eben beschriebenen. Die beiden Arten, welche man kennt, sind ziemlich große Vögel von 15 bis 16 Zoll Länge und darüber, schlank gebaut, aber mit ziemlich starkem Schnabel, dessen Oberschnabel weit über den unteren hervorragt.

Bei dem scharlachbrüstigen Prachtsittich (Polytelis Barrabandi) ist das Gefieder auf dem Halsrücken, der Ober- und der Unterseite des Leibes grasgrün, am Vorderkopf, den Wangen und der Kehle königsgelb, auf den Schwingen und dem Schwanze aber tiefblau, mit Grün überlaufen; den Hals umgibt ein scharlachrothes Querband. Der Augenstern ist orangegelb, der Schnabel lebhaft roth, der Fuß aschgrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch sein weniger glänzendes Gefieder und das düstere grünlichblaue Gesicht, die schmuzig rosenrothe Brust und die scharlachrothen Lenden. Die Jungen ähneln ihm in der Färbung, sind aber noch weniger schön gezeichnet.

Unter den australischen Papageien nimmt diese Art wegen ihrer Schönheit einen hohen Rang ein; über die Lebensweise fehlt uns leider noch genauere Kenntniß. Der Vogel soll in Neusüdwales nicht selten sein und namentlich im Innern ziemlich häufig vorkommen. Sein nächster Verwandter, der schwarzschwänzige Prachtsittich, lebt in zahlreichen Flügen an den Ufern des Murray und hält sich hier hauptsächlich in dem dichten Gestrüpp und auf den Gummibäumen auf. Seine Nahrung besteht aus den Samen, Knospen und Blüthen verschiedener Bäume und Gesträuche und aus dem Honig, welchen die Gummibäume ausschwitzen. Sein Flug ist reißend schnell, die Stimme ein laut kreischendes Geschrei, welches zu einem mißtönigen Geplauder wird, wenn sich ein Schwarm auf die Bäume niederläßt.

*

Genauer sind wir mit den sogenannten Graspapageien (Platycerci) bekannt, prächtig gezeichneten, kleinschnäbligen, hochfüßigen Papageien, deren stufiger Schwanz am Ende breiter, als an der Wurzel ist.

Sie finden sich nur in Neuholland, verbreiten sich weit über den Erdtheil und halten sich in äußerst zahlreichen Flügen zusammen, welche den Anbauern sehr beschwerlich werden.

In ihrem Wesen haben sie viel mit den Sperlingspapageien oder mit den Finken gemein; sie laufen mehr auf dem Boden umher, als sie klettern, bedecken die Landstraßen wie unsere Sperlinge, die Felder wie unsere Finken oder die Graswälder wie unsere Rohrammer und finden sich nur, wenn sie zur Ruhe gehen wollen, im Walde oder auf einzelnen Bäumen ein. Mehr als andere Papageien wandern sie, erscheinen plötzlich in Massen in gewissen Gegenden und verlassen sie ebenso plötzlich wieder, wenn die Nahrung knapp geworden ist. Die meisten Arten fressen fast ausschließlich Sämereien und zwar vorzugsweise die verschiedener Grasarten.



Die Rosella (Platycercus eximius).

Von den andern Papageien unterscheiden sie sich namentlich auch durch das Brutgeschäft; denn ihre Weibchen legen sechs bis zehn Eier und ziehen somit eine zahlreiche Familie heran. Die Gefangenschaft vertragen sie fast alle gut; jedoch befreunden sie sich nicht in dem Grade mit den Menschen, wie andere Papageien: sie sind geistig weniger begabt, als diese und lernen deshalb nur selten zwischen den ihnen Wohlwollenden oder von ihnen zu Fürchtenden unterscheiden. Man hat auch sie wieder in verschiedene Sippen getrennt, obgleich sie sich im wesentlichen sehr ähneln.

Eine unter den so schön gefärbten Thieren ausgezeichnete Art ist die Rosella (Platycercus eximius), ein wirklich prachtvoller Vogel von 13 Zoll Länge. Oberkopf, Halsrücken, die Brust und die Unterschwanzdecke sind scharlachroth, die Wangen weiß, die Rückenfedern schwarzgelb gesäumt, der Hinterrücken, die Oberschwanzdeckfedern und der Bauch mit Ausnahme eines gelben Flecks in der

Mitte glänzend blaßgrün, die Flügelmitte ist hochblau; die Schwingen sind dunkelbraun, am Außenrande blau, beide Mittelschwanzfedern grün, in Blaugrün an der Spitze übergehend, alle andern an der Wurzel blau, in Lichtblau übergehend und weiß zugespitzt. Der Schnabel ist hornfarbig, der Fuß braun, der Augenstern schwarzbraun. Die jungen Vögel erhalten schon nach dem Ausfliegen ein Kleid, welches dem der alten Vögel im wesentlichen ähnelt, nur daß es noch nicht die ganze Pracht desselben zeigt; außerdem sind sie auch noch an dem gelben Schnabel zu erkennen.

Neusüdwales und Tasmanien sind die Heimat dieses lieblichen Sittichs. Hier ist er einer der gemeinsten Vögel, jedoch nur an gewissen Orten; denn er lebt in ganz bestimmten Gegenden, welche oft durch einen Bach, über den die Rosella kaum oder nicht hinausgeht, begrenzt sein können. Zahlreiche Schwärme bildet die Rosella nicht; dafür aber trifft man sie familien- oder gesellschaftsweise überall. Lieblingsplätze von ihr sind offene Gegenden, die wellenförmig grasigen Hügel und Ebenen, welche hier und da mit hohen Bäumen oder Buschgruppen bestanden sind. Diese Bäume werden dann zu Mittelpunkten des Wohngebietes, von denen sie nach den sandigen kleinen Ebenen oder den offenen Stellen in den Wäldern hinausfliegt, um ihre Nahrung zu erbeuten. Auf den Straßen ist sie ebenso regelmäßig zu finden, wie unser Sperling, fliegt auch, wie dieser, aufgescheucht nur auf den nächsten Baum oder auf die Hage längs des Weges und kehrt dann wieder auf den Boden zurück. Die Reisenden versichern einstimmig, daß der Eindruck, welchen solcher Prachtvogel unter solchen Umständen auf den Nordländer macht, nicht zu schildern sei.

Die Rosella fliegt mit raschen Flügelschlägen in wellenförmigen Linien dahin, selten aber weit; denn, wie es scheint, ermüdet sie bald. Umso geschickter bewegt sie sich auf dem Boden, woselbst sie einem Finken Wenig oder Nichts an Gewandtheit nachgibt. Ihre Stimme ist wie bei den meisten Verwandten ein recht angenehmes Pfeifen, welches man fast Gesang nennen möchte. Die Nahrung besteht aus Samen der verschiedensten Art, namentlich aber Grassämereien; gelegentlich soll sie auch Kerbthiere fangen. Die Brutzeit fällt in die Monate Oktober und Januar, welche unserm Frühling entsprechen. Das Weibchen legt sieben bis zehn schöne, weiße, längliche Eier in die Asthöhle eines Gummi- oder eines ähnlichen Baumes.

Zu den farbenprächtigen Graspapageien gehört auch der **Buntsittich** (Psephotus multicolor), ein dem vorigen nah verwandter, durch die ziemlich kurzen Flügel und den mehr lang gestreckten, seitlich nicht gleichmäßig sich verkürzenden Schwanz von ihm unterschiedener Vogel von einem Fuß Länge und 9 bis 10 Zoll Breite, welcher das Innere Australiens bewohnt und hier an den Ufern der Flüsse häufig ist. Die Färbung des Gefieders zeichnet sich durch ihre Manchfaltigkeit aus. Bei dem Männchen sind die Federn der Stirn und Schultern schwefelgelb, der Unterschwanzdecke citronengelb, des Unterbauchs und der Schenkel scharlachroth, des Hinterrückens bandartig gelblichgrün, dunkelgrün und röthlichkastanienbraun, die der Schwingen und Unterflügeldecken tiefblau, die Mittelschwanzfedern blau, die äußern blaugrün, gegen die Spitze hin blaßblau, an der Wurzel aber mit Ausnahme der mittlern schwarz gebändert. Das übrige Gefieder ist dunkelgrasgrün, der Schnabel hornbraun, der Fuß gelbbraun. Das Weibchen, welches ganz ähnlich gezeichnet ist, unterscheidet sich durch geringere Schönheit der Farben, gelblichbraune Färbung auf Kehle und Brust und nur angedeutete Bandzeichnung auf Hinterhaupt und Flügeldecken.

Ueber das Freileben fehlen ausführliche Berichte, und auch das Gefangenleben ist bisjetzt noch wenig beobachtet worden. Doch hat man die wenigen Vögel dieser Art, welche zu uns kamen, sehr schätzen gelernt. Der Buntsittich gehört unzweifelhaft zu den besten Erwerbungen, welche ein Liebhaber machen kann. Er gereicht jedem Vogelhaus zur Zierde und erfreut, wie seine Verwandten, ebensowohl durch seine Farbenpracht, als durch die Anmuth seines Betragens. Auch er wird bei uns zur Fortpflanzung gebracht; er verlangt durchaus keine besondere Pflege und hat bereits bewiesen, daß er sich zur Vermehrung im Käfige recht wohl eigene.

„Mein Vater“, erzählt Neubert, ein sehr kenntnißreicher Vogelzüchter, „besaß ein Paar Buntsittiche, welche stets außerordentlich munter waren und sich äußerst zärtlich gegen einander benahmen. Der eine war um ein wenig größer, als der andere, aber in der Färbung viel schöner; denn was bei dem kleineren gelb und orange war, das war bei dem größeren orange und feuerroth, und so durchgängig in den verschiedenen Farben, welche diese Art schmücken. Diesen Umständen zufolge wurden unsere Vögel von Allen für Männchen und Weibchen gehalten, und solcher Glaube wurde noch dadurch bestärkt, daß sie auf einmal ein Benehmen und Gebahren gegen einander zeigten, wie es nur bei der Paarung der Vögel gewöhnlich ist. Nach einiger Zeit machte sich der kleinere, welchen wir kurzweg das Weibchen nennen wollen, viel auf dem Boden des Käfigs zu schaffen. Er zeigte sich traurig und fraß sehr wenig, wurde aber von dem größeren, welchen wir das Männchen nennen wollen, häufig aus dem Kropfe geäzt. Eines Morgens lag ein schönes weißes Ei in dem Käfig, welches das Weibchen sehr sorgsam bewachte. Mein Vater befestigte schnell ein Weidenkörbchen in dem Käfig, füllte dasselbe mit Neststoffen und legte das Ei darauf. Das Weibchen aber trug dieses wieder auf den Boden des Käfigs, und deshalb wurden die Neststoffe dorthin gebracht, von den Vögeln jedoch noch immer nicht benutzt. Hierauf stellten wir eine gewöhnliche Holzschachtel in den Käfig, in welchem seitwärts ein Schlupfloch eingeschnitten war, füllten sie mit den Neststoffen und legten das Ei dahinein. Beide Vögel schafften wiederum die Neststoffe aus der Schachtel, bereiteten sich dagegen durch Zernagen der innern Wand derselben sehr feine Späne und benutzten diese als Unterlage für das Ei. Von jetzt an kam das Weibchen selten aus der Schachtel hervor, umso öfter aber ging das Männchen zu ihm hinein, um es zu äzen. Eines Morgens lag ein zweites Ei in der Schachtel, welches aber sichtbar größer war, als das erste. Von da an blieb auch das Männchen im Neste und brütete gemeinschaftlich mit dem Weibchen auf den Eiern. Es folgten nun nach und nach mehrere Eier, von denen einige größer waren, als die andern. Der Bruteifer steigerte sich von Tag zu Tag, und die Vögel kamen so in Hitze, daß ihnen die Federn am Unterleibe ausgingen. Im Verlauf der Zeit erschienen beide kaum oder wenigstens höchst selten außerhalb, um zu fressen. Auf einmal bemerkte man, daß das Weibchen todt war. Das Männchen setzte die Brut allein fort, starb aber nach einigen Tagen auch. Die Eier wurden untersucht und zeigten sich unbefruchtet. Erst beim Ausstopfen der Vögel wurde der Grund des Fehlschlagens gefunden: es ergab sich nämlich, daß beide Vögel Weibchen waren und auch beide Eier gelegt hatten.“

Englische und belgische Liebhaber haben neuerdings wiederholt Buntsittiche gezüchtet, und so dürfen wir hoffen, den schönen Vogel bald häufiger bei uns zu sehen.

Die Hoffnungen, welche der Buntsittich bei allen Thierfreunden erweckt, hat der Wellensittich (Melopsittacus undulatus) bereits wiederholt erfüllt; denn er wird schon gegenwärtig in ziemlich bedeutender Anzahl in den europäischen Thiergärten oder in den Zimmern der Liebhaber gezüchtet. Schwerlich eignet sich auch ein Papagei in demselben Maße, wie er, zum Stubenvogel, und alle Bemühungen, welche man auf seine Pflege und Fortpflanzung verwendet, sind deshalb nicht nur erklärlich, sondern der vollsten und lebhaftesten Theilnahme und Nacheiferung werth. Andere Papageien bestechen durch die Pracht ihrer Farben, der Wellensittich durch seine Anmuth und Liebenswürdigkeit, ich möchte sagen, durch seinen Liebreiz. Schönheit besitzt auch er im hohen Grade; aber seine Liebenswürdigkeit ist größer, als die Pracht seines Gefieders. Schon jetzt bildet dieser Vogel einen nicht unwichtigen Gegenstand des Handels, schon gegenwärtig wird er alljährlich zu Tausenden eingeführt, und der Bedarf steigert sich von Tag zu Tage, weil die Nachfrage immer größer wird. Es steht zu hoffen, daß er mehr und mehr so manche andere Stubenvögel verdrängen und in eben demselben Grade ein allgemeiner Liebling werden wird, als er jetzt bei Denen beliebt ist, welche ihn kennen. Ich meines=

theils weiß keinen zweiten Stubenvogel weiter zu nennen, welchen ich so warm für den Käfig empfehlen möchte, als gerade den Wellenpapagei. Er gereicht jedem Zimmer zur Zierde und erwirbt sich bald auch das sprödeste Herz.

Der Wellensittich gehört zu den kleinsten aller Papageien; doch läßt ihn der lange Schwanz größer erscheinen, als er ist. Die Länge beträgt 8 bis 9 Zoll, die Breite 10 Zoll. Seine Gestalt ist höchst zierlich. Der Leib ist schlank, der Schwanz lang und stufig, der Flügel verhältnißmäßig lang und spitzig, der Schnabel mäßig groß, mit stark abwärts gekrümmter Spitze und breiter, etwas geschwollener Wachshaut, in welcher die großen Nasenlöcher liegen. Der Lauf ist mäßig lang, und die Zehen endlich, von denen die äußere länger ist, als die innere, sind schlank. Die Färbung des Gefieders ist sehr ansprechend; denn das schöne Grasgrün, welches vorherrscht, ist hübsch gezeichnet und sticht gefällig gegen lebhafter hervortretende Gesichtstheile ab. Der ganze Mantel d. h. Hinterkopf, Nacken und Oberrücken, Schulter und Flügeldecken sind blaßgrüngelb, jede Feder an ihrer Spitze schwärzlichbraun gefleckt und gebändert, an Hals und Kopf feiner, als auf dem Rücken; die Unterseite dagegen ist einfarbig schöngrün. Die Gesichtsgegend d. h. Vorderkopf, Scheitel und Gurgel sind gelb, seitlich begrenzt und geschmückt durch je vier hochblaue Flecken, von denen der auf den Wangen stehende am größten



Der Wellensittich (Melopsittacus undulatus).

ist, die drei übrigen aber wie runde Tröpfchen erscheinen. Der Flügel ist braun, die Außenfahne der Schwingen aber tiefgrau, grüngelb gesäumt; der Schwanz ist mit Ausnahme der beiden blauen Mittelfedern grün, in der Mitte jeder Feder gelb gebändert. Der Augenring ist gilblichweiß, der Schnabel hornfarben, der Fuß blaßbläulich. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe und durch die verschiedene Färbung der Wachshaut. Diese ist nämlich bei ihm graugrün, während sie bei dem Männchen hochblau erscheint. Den Jungen fehlen die tiefblauen Flecke an der Gurgel und die regelmäßige Kopfzeichnung; ihr ganzer Scheitel ist fein gebändert. Sie legen aber bereits nach acht Monaten das Kleid ihrer Alten an.

Shaw war der erste Naturforscher, welcher den Wellensittich kennen lernte und beschrieb, Gould der erste Reisende, welcher uns über das Freileben Mittheilungen machte. Gegenwärtig wissen wir, daß der Vogel in ungeheuern Scharen das ganze innere Australien und zwar hauptsächlich die mit Gras bewachsenen Ebenen bewohnt, hier von den Grassamen sich nährend. Alle Beobachter, welche das reizende Thier im Freien sahen, sind ebenso einstimmig in ihrem Lobe, wie die Liebhaber, welche es nur im Käfige beobachten konnten.

Als Gould im Anfange des Dezember die Ebenen des Innern besuchte, sah er sich von Wellensittichen umgeben und beschloß, längere Zeit an ein und derselben Stelle zu verweilen, um ihre Sitten und Gewohnheiten zu beobachten. Sie erschienen in Flügen von zwanzig bis hundert Stücken in der Nähe einer kleinen Lache, um sich zu tränken, und flogen von hier zu regelmäßigen Zeiten nach den Ebenen hinaus, um dort die Grassämereien, ihre ausschließliche Nahrung, aufzunehmen. Am häufigsten kamen sie frühmorgens und abends vor dem Dunkelwerden zum Wasser. Während der größten Tageshitze saßen sie bewegungslos unter den Blättern der Gummibäume, deren Höhlungen gerade jetzt von brütenden Paaren bewohnt wurden. So lange sie sich auf den Bäumen ruhig hielten, waren sie schwer zu entdecken; wenn sie aber zur Tränke gehen wollten, setzten sie sich frei und in Massen auf die abgestorbenen Zweige der Gummibäume oder auf die zum Wasser hernieder hängenden Aeste.

Ihre Bewegungen sind wundervoll. Der Flug ist gerade und reißend schnell, falken- oder schwalbenartig, dem anderer Papageien kaum ähnelnd, der Gang auf dem Boden verhältnißmäßig gut, ihr Klettern im Gezweige wenigstens nicht ungeschickt. Im Fluge lassen sie eine kreischende Stimme vernehmen; im Sitzen unterhalten sie sich mit einem kosenden Gezwitscher, welches man nur deswegen nicht Gesang nennen kann, weil die einzelnen Töne der lautgebenden Vögel sich mit denen der unzähligen andern vermischen und hierdurch ein Wirrwarr von Tönen entsteht.

Auch während der Brutzeit halten sich die Wellenpapageien in Gesellschaften zusammen, obwohl die einzelnen Paare unter diesen ihres treuinnigen Zusammenhanges wegen leicht zu erkennen sind. Das Nest steht in den Löchern und Spalten der Gummibäume und enthält im Dezember vier bis sechs Eier von rein weißlicher Farbe und ziemlich rundlicher Gestalt. Ende Dezembers sind die Jungen gewöhnlich ausgeflogen und im Stande, sich selbst zu versorgen. Sie sammeln sich dann in großen Flügen, welche mit den ungepaarten Alten umherschweifen; denn diese schreiten, wenn man von dem Benehmen der Gefangenen schließen darf, zu einer zweiten und dritten Brut.

Nach Beendigung des Brutgeschäftes treten die Scharen ihre Wanderung an. Sie ziehen regelmäßig von Süden nach Norden und kehren erst dann wieder nach ihrem Brutort zurück, wenn die Grassamen reif sind. In ganz Südaustralien erscheinen sie im Frühling, unserm Herbst also, mit gleicher Regelmäßigkeit wie unsere Zugvögel. Die Eingeborenen behaupten, daß sie zuweilen in Gegenden sich zeigen, in denen man sie früher nicht gesehen hatte, und Dies ist bei ihrer Bewegungsfähigkeit recht wohl zu glauben.

Noch vor wenigen Jahren kamen die Wellenpapageien nur sehr vereinzelt zu uns; gegenwärtig bringt fast jedes Schiff Hunderte von ihnen mit nach Europa herüber. Die Gefangenen werden in Australien gesellschaftsweise in sehr kleine Käfige gesteckt, deren Sitzstangen wie Treppenstufen hinter

und über einander liegen, damit auf möglichst wenig Raum die größtmöglichste Anzahl von Vögeln Platz finden kann. Ein solches Reisegebauer gewährt ein überaus liebliches Bild. Die ganze Gesellschaft sitzt auf den Stangen in Reih und Glied, und eine Reihe Gesichter schaut über die Köpfe der anderen herüber; aller Augen richten sich nach dem Beschauer, und jeder scheint um Erlösung aus der engen Haft zu bitten. Streit und Zank, wie er bei anderen Papageien so häufig vorkommt, werden bei dem Wellensittich nicht beobachtet. Bis zur Brutzeit leben Tausende äußerst verträglich unter einander und zwar die gleichen Geschlechter ebensowohl, wie die Pärchen. Ich habe in London das große Zimmer eines Vogelhändlers, welcher eben eine neue Sendung der Wellensittiche erhalten hatte, mit mehr als tausend Paaren dieser Vögel erfüllt gesehen und auch hier dieselbe Eintracht bemerkt, wie im Käfig.

Der Wellensittich gehört nicht zu den Unzertrennlichen d. h. zu denjenigen Arten, welche aus Trauer über den Verlust ihres Gefährten oft dahin welken und sterben; er verlangt aber Gesellschaft und erklärlicherweise am liebsten die des entgegengesetzten Geschlechts seiner eigenen Art. Im Nothfall findet er auch in einem verschiedenartigen kleinen Papagei einen Ersatz; niemals jedoch behandelt er einen anderen Vogel mit jener liebenswürdigen Zärtlichkeit, welche er gegen Seinesgleichen an den Tag legt. Es ist deshalb nothwendig, ihn immer paarweise zu halten; erst dann gibt er seine ganze Liebenswürdigkeit kund. Sollte einer der Gatten des Paares durch irgend welchen unglücklichen Zufall sein Leben verlieren, so ersetzt ein anderer Gefährte des betreffenden Geschlechts den Verlorenen rasch und vollständig wieder.

Ein wesentlicher Vorzug des Wellensittich ist seine Genügsamkeit. Kein zweiter Stubenvogel verlangt so wenig Abwechselung in seinem Futter, wie jener kleine Papagei. Ihm genügt ein und dieselbe Nahrung jahrelang. Wir ersetzen ihm die Grassämereien Australiens durch Hirsen- und Kanariensamen, dabei befindet er sich wohl und zufrieden. Vielfache Versuche, welche man gemacht hat, ihn an andere Körner zu gewöhnen, haben keinen Erfolg gehabt. Dagegen nimmt er gerne saftige Pflanzenblätter zu sich, vor Allem Kohl, Kraut und ähnliches Grünzeug, Mäusegeschirr und dergleichen. Früchte, Zucker und andere Leckereien verschmäht er. Trotz seiner Liebhaberei für trockenes Futter trinkt er sehr wenig, zuweilen wochenlang nicht; demungeachtet darf man nicht versäumen, ihn fortwährend mit frischem Wasser zu versehen. Es springt in die Augen, daß die Leichtigkeit der Erhaltung ganz wesentlich dazu beiträgt, den Vogel beliebt zu machen.

Aber der Wellensittich versteht es auch noch in anderer Weise, sich die Zuneigung des Menschen zu erwerben. Die meisten anderen Papageien werden, so liebenswürdig sie sonst sind, zuweilen unerträglich durch ihre Stimme, selbst jene Arten, welche wahre Menschenvögel genannt werden können. Diejenigen unter ihnen, welche sich in Worten mit ihren Pflegern unterhalten, können ihrem angeborenen Hang zum Lärmen nicht widerstehen, und zwischen den nachgeschwatzten Worten der menschlichen Sprache gellt das abscheuliche Kreischen hindurch. Es gibt wenige Menschen, welche diese Ungezogenheit der Papageien auf die Dauer ertragen können. Ganz anders ist es bei den Wellensittichen. Auch sie haben reiche Stimmmittel; aber sie verwenden diese niemals in lästiger, vielmehr in höchst erfreulicher Weise. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der männliche Wellenpapagei den Singvögeln beigezählt werden muß; denn sein Geplauder ist mehr, als ein Gezwitscher: es wird zu einem, wenn auch bescheidenen, so doch recht ansprechenden Liedchen. Für mich hat der Gesang dieses Prachtvogels etwas höchst Angenehmes, und andere Thierzüchter sind nicht blos derselben Meinung, sondern haben auch erfahren, daß der Wellensittich Lehre annimmt, die reichen Lieder anderer guter Sänger nämlich, welche er hört, bald täuschend nachahmt.

Der Thierzüchter, welcher Wellensittiche paarweise hält, sie entsprechend pflegt, möglichst wenig stört und ihnen passende Nisthöhlen schafft, wird fast ausnahmslos die Freude erleben, daß sich seine Gefangenen vermehren. Am vortheilhaftesten ist es freilich, wenn man einen Schwarm dieser Vögel zusammenbringen und ihm einen größeren Raum gewähren kann. Dann erregt ein Männchen das andere, die Eifersucht thut das Ihrige und läßt die Liebe eher und stärker zum Durchbruch kommen.

Ein kleines Zimmer, welches, ohne die Vögel zu stören, beliebig gelüftet und geheizt werden kann, dessen Fußboden mit Sand bestreut und dessen Wände mit Nistkästen behangen sind, genügt allen Erfordernissen, welche die bescheidenen Wellensittiche an einen Aufenthaltsort stellen. Nicht gerade nöthig, aber doch sehr zu empfehlen ist, wenn der Nistraum außerdem noch durch lebende und durchaus unschädliche Pflanzen geziert werden kann; denn diese Pflanzen bieten der munteren Schar geeignete Orte zum Ruhen und Versteckespielen. Immergrüne Bäume sind zu diesem Zwecke besonders zu empfehlen — freilich müssen sie oft ersetzt werden, weil auch diese Papageien das Nagen nicht ganz lassen können. Zu den Nisthöhlen eignen sich am besten hohle Weidenbäume, deren inneren Raum man an mehreren Stellen durch Bretter abgetrennt hat, um das ganze Stück für mehrere Paare bewohnbar zu machen. Ein solches Brutzimmer liefert die günstigsten Ergebnisse; doch genügt in den meisten Fällen auch schon ein mittelgroßer Bauer. Bedingung ist, daß die Vögel wohl gepflegt und vor Allem nicht gestört werden.

Man muß selbst die liebenswürdigen Thiere gehalten und ihre Fortpflanzung beobachtet haben, um die Begeisterung verstehen zu können, mit welcher alle wahren Liebhaber von ihnen sprechen. Je länger man sie kennt, umsomehr gewinnt man sie lieb. Die Beobachtung ihres Treibens und Lebens, ihrer Sitten und Gewohnheiten ist eine unversiegliche Quelle von Vergnügen und Genuß. Während der Paarungszeit wird eigentlich ihre ganze Liebenswürdigkeit erst kund und offenbar. „Das Männchen", sagt Devon, „ist ein Muster von einem Gatten, wie das Weibchen das Muster einer Mutter ist. Er beschäftigt sich ausschließlich mit seiner Erwählten und nie mit einem anderen Weibchen, welches etwa zugleich in demselben Raum sein möge; es ist stets eifrig, aufmerksam glühend, ja sogar sinnlich gegen sein Weib. Auf einem Zweige vor der Oeffnung des Nestes sitzend, singt er ihr seine schönsten Lieder vor, und während sie brütet, äzt er sie mit ebensoviel Eifer als Vergnügen. Er ist niemals traurig, still oder schläfrig, wie so viele andere Papageien, sondern immer heiter und liebenswürdig." — „Immer begehrlich", sagt ein anderer Liebhaber, „erzwingt er doch niemals seinen Willen, wie andere Vögel, durch Verfolgung des Weibchens bis zu dessen Ermattung. Den Abweisungen der Gattin fügt er sich achtungsvoll und harrt geduldig, bis sich dieses seinen Zärtlichkeiten und Wünschen aus freiem Antriebe ergibt. Die Begattung selbst erinnert in ihrer Innigkeit an das Märchen der Alten von Leda und dem Schwan. Das Weibchen, den Kopf nach dem Männchen zurückgebogen und von demselben Schnabel in Schnabel erfaßt und mit seinen langen Schwingen umschlungen, empfängt seinen Eindruck in nachhaltiger Lust. In der Fütterung des Weibchens und in seiner Zärtlichkeit gegen dasselbe, wenn es auf Augenblicke die Nisthöhle verläßt, ist er unerschöpflich; aber freilich kommt seiner Zärtlichkeit auch seine Eifersucht gleich."

Der Ausbau des Nestes ist ausschließlich Sache des Weibchens. Es arbeitet mit dem Schnabel solange an dem Eingangsloche, bis dies seinen Wünschen entspricht, nagt dann im Innern größere oder kleinere Spänchen los und legt auf diese in Zwischenräumen von zwei Tagen seine vier bis acht kleinen rundlichen glänzend weißen Eier, welche das Gelege bilden. Dann brütet es sehr eifrig achtzehn bis zwanzig Tage und während der ganzen Zeit wird es von dem Männchen gefüttert, verläßt deshalb auch nur seine Nisthöhle, um den dringlichsten Bedürfnissen zu genügen. Die Jungen, welche etwa 30 bis 35 Tage im Neste verweilen, verlassen dieses erst dann, wenn sie ganz befiedert sind. Während der ganzen Zeit ist das Weibchen eifrig bemüht, das Nest rein zu halten; es kehrt wie eine ordentliche Hausfrau jeden Morgen sein Zimmer aus und putzt und reinigt seine Kinder mit einer unvergleichlichen Sorgfalt. Sofort nach dem Ausfliegen gehen die Jungen ans Futter, und wenige Tage später benehmen sie sich ganz wie die Alten; doch muß man um die Zeit des Ausfliegens eine gewisse Vorsicht anwenden, namentlich wenn man nur ein Paar Brutvögel im Käfig hat; denn die erwähnte Eifersucht des Vaters macht sich dann oft in unbegreiflicher Weise geltend. Derselbe Vogel, welcher seine Brut mit hingebender Zärtlichkeit fütterte, fällt zuweilen über die flügge gewordenen Kinder wüthend her, greift sie mörderisch an und verletzt sie nicht selten so, daß sie in Folge der jetzigen Lieblosigkeit zu Grunde gehen.

Sofort nachdem die erste Brut selbständig geworden ist, schreiten die Alten zu einer zweiten, und wenn diese ausgeflogen, gewöhnlich zu einer dritten und vierten; — ja, F. Schlegel, der Vorsteher des Thiergartens zu Breslau, hat beobachtet, daß ein Paar ein volles Jahr lang ununterbrochen brütete! Solche Fälle gehören zu den Ausnahmen: drei Bruten nach einander aber scheinen nach meinen Erfahrungen Regel zu sein. Die letzten Jungen kann man ohne Sorge mit den Alten zusammenlassen, und dann darf man auch in den engen Käfig wieder die ersten Jungen einbringen. Diese zeigen sich gleich von Anfang an ebenso liebenswürdig, wie die Eltern; sie haben eine wahre Sucht, ihre jüngeren Geschwister zu pflegen und füttern diese trotz der Alten. Dabei äffen sie sich gegenseitig Alles nach: — was der eine thut, thut auch der andere, im Klettern, Fliegen, Fressen und Schwatzen. Der Lärm in solchen Kinderzimmern wird oft betäubend, und manchmal selbst den Alten zu toll, welche sich dann bemühen, ihm aus dem Wege zu gehen; und wenn nun erst ein ganzer Schwarm zusammengehalten wird, wenn vielleicht zehn Elternpaare zu gleicher Zeit Junge ausbrüten und in die Welt schicken, geht es oft gar lustig und erregt im Raume her. Dann wird auch der Frieden selten gestört; denn die Vorsicht des Männchens kommt kaum oder nicht zur Geltung, wahrscheinlich weil sie sich nicht auf einen Gegenstand richten kann, sondern auf Hunderte richten müßte.

Wie nothwendig es ist, die Wellensittiche paarweise zusammen zu halten, sieht man erst dann, wenn man längere Zeit zwei Gefangene desselben Geschlechts gehabt hat. Wird zu solchen ein Genosse des anderen Geschlechts gebracht, so gibt es augenblicklich ein Pärchen und große Eifersucht. Neubert, welcher zwei Paar Wellenpapageien besaß, verlor beide Männchen und erhielt erst nach geraumer Zeit Ersatz für eins von ihnen. Die beiden Wittwen hatten sich recht hübsch zusammen gefunden; sie waren munter und lebten gemüthlich mit einander, als ob sie Männchen und Weibchen wären. Als aber das neue Männchen in den Bauer gebracht wurde, änderte sich dieses schöne Verhältniß augenblicklich. „Die beiden Weibchen", erzählt er „saßen in der Höhe des Käfigs dicht beisammen, als das Männchen hineinflog, und beobachteten dasselbe sehr aufmerksam. Nach wenigen Augenblicken sah es zu ihnen empor, rührte sich aber nicht von der Stelle und gab einen eigenthümlichen Lockton von sich, welcher von dem einen Weibchen beantwortet wurde. Als es den Lockton wiederholte, schoß das antwortende Weibchen herab, und es gab jetzt eine Scene wie nach lang erwarteter Heimkehr. Das andere Weibchen sah ganz ruhig zu, als aber das Liebespärchen nach oben und in die Nähe der Wittwe kam, da wurde diese fast rasend, fuhr auf die beglückte Braut los, hing sich ihr an den Schwanz und zerrte so lange daran, bis die Federn ausgingen. Nun war es Zeit einzuschreiten. Sie wurden aus einander getrieben, die Xanthippe gefangen und von ihrem neuen Herrn, welcher sie vermählen wollte, mitgenommen. Spätere Nachrichten sagten aber, daß sie sich mit dem ihrer harrenden Bräutigam gar nicht in gutes Vernehmen setzen wollte, sondern, als seltene Ausnahme, ein sehr mürrisches Leben mit ihm führte."

Es wäre mir leicht, noch verschiedene Einzelheiten der Fortpflanzung dieser Vögel zu erzählen; doch glaube ich, daß das Vorstehende genügen darf. Dafür will ich noch eine Beobachtung mittheilen, welche ich selbst an meinen Papageien machte. Das erste Pärchen, welches ich besaß, liebte sich ebenfalls sehr zärtlich, dachte aber nicht an die Fortpflanzung, weil die rechte Zeit hierzu noch nicht gekommen war. Es bewohnte einen großen Bauer und schien sich in demselben sehr wohl zu fühlen: die goldene Sonne aber, welche oft freundlich durch das Fenster hereinlachte, mochte doch in ihm Sehnsucht nach der Freiheit erweckt haben. Eines Tages hatte sich das Weibchen geschickt einen Ausgang zu verschaffen gewußt, und ehe wir es uns versahen, war es durch das Fenster hinaus ins Freie entflohen. Ich lernte es jetzt von einer ganz anderen Seite kennen als bisher; denn ich hatte Gelegenheit, den prachtvollen Flug zu beobachten. Und ich muß gestehen, dieser Flug entzückte mich so, daß mein Aerger über den wahrscheinlichen Verlust des Vogels mit jedem Augenblicke mehr zu schwinden begann. Der Entflohene stieg hoch auf in die Luft und schwirrte und schwebte mit unvergleichlicher Schnelligkeit über den benachbarten Garten dahin. Er flog ganz anders, als die mir sonst noch bekannten Papageien, fast schwalben- oder falkenartig. Bald hatte er sich meinen Blicken gänzlich ent-

zogen: — aber siehe da, nach einigen Minuten war er wieder im Garten erschienen, wahrscheinlich in Folge des eifrigen Rufens seines Gatten; denn diesen hatte ich selbstverständlich sofort ans Fenster gebracht. Jetzt antwortete er dem Genossen im Käfig und ließ sich dicht unter dem Fenster auf einem Baume nieder, eifrig rufend, lockend und zwitschernd. Dies hatte noch etwas Anderes zur Folge, woran ich nicht gedacht. Der Liebhaber, welcher Wellenpapageien gehalten hat, wird erfahren haben, daß deren Lockton zuweilen täuschend dem unserer Sperlinge gleicht. Ich hatte früher darauf wenig geachtet, mußte Dies aber jetzt wohl thun, weil mich neben dem Papagei bald auch die Sperlinge beschäftigten. Es war gerade Hochsommer und alle Dächer umher bedeckt mit jungen Spatzen. Unter ihnen nun zeigte sich sofort, nachdem der schöne Fremdling erschienen war, große Bewegung. Der Wellensittich hatte sich auf einem Pflaumenbaum unter dem Fenster niedergelassen und unterhielt sich von dort aus mit seinem Gatten. Die jungen Spatzen aber mochten meinen, daß sein lockendes „Tschilp“ wohl ihnen gelten möge und kamen in Scharen herbei, ungeachtet des warnenden und bedenklichen „Zerrrr“ der älteren Weisen ihres Geschlechts. Diese schienen allerdings auch verwundert zu sein, ließen sich jedoch als erfahrene Vögel durchaus nicht täuschen, sondern sahen sich zunächst den grünen Australier vor sich an; die jungen Sperlinge hingegen umringten ihn bald in Menge. Er beachtete sie nicht im geringsten; sie aber ließen sich deshalb nicht zurückhalten. Sie wurden förmlich zudringlich, hüpften dicht an ihn heran, beschauten ihn scheinbar höchst erfreut und erwiederten sein „Tschilp“ nach Kräften. Wenn er sich ärgerlich hierüber erhob und einem anderen Baume zuflog, folgte die ganze Rotte, und nur, wenn er einige seiner prächtigen Flugbewegungen ausführte, blieben die schwerfälligen Spatzen verdutzt unten sitzen. Dieses Schauspiel mochte wohl eine halbe Stunde währen, und der Garten war schließlich förmlich erfüllt von allen Sperlingen weit und breit, bis die Sehnsucht nach dem Gatten den Wellensittich bewog, ins Zimmer zurückzufliegen. Hier wurde er eingefangen, wieder in den Käfig gesperrt, höchst zärtlich von seinem Männchen begrüßt, und damit löste sich von selbst die Volksversammlung draußen im Garten.

Zum Schluß will ich noch anführen, daß Wellenpapageien sich auch bei uns wochenlang im Freien halten können. Auf dem Gute eines bedeutenden Thierliebhabers in Belgien entflogen im Frühling des Jahres 1861 zwei Paar Wellenpapageien aus einem Gebauer. Sie verloren sich alsbald in den Baumwipfeln einer großen Parkanlage und wurden längere Zeit gar nicht oder nur sehr flüchtig gesehen. Doch blieben sie in ihrem Gebiete wohnen, und wie sich später ergab, hatten sie hier sogar in Baumhöhlen genistet und eine Anzahl Junge erzogen. Der Besitzer überraschte im Herbste einen ganzen Flug von zehn bis zwölf Stück in einem Haferfelde, woselbst sie sich gütlich thaten. Von nun an wurden die Vögel durch vorsichtiges Füttern allgemach herbeigelockt und vor Eintritt des Winters zehn Stück von ihnen gefangen. Leider ließ sich nicht ermitteln, ob noch Andere im Freien geblieben waren; beobachtet wurden freilich keine mehr. Es wäre wichtig gewesen, zu erfahren, ob die Fremdlinge unsern Winter überstehen können oder nicht.

Als Vertreter der Kakadus innerhalb der Sittichfamilie darf die Corella der Ansiedler, der Schmucksittich oder Falkenkakadu unserer deutschen Forscher (Nymphicus Novae-Hollandiae) betrachtet werden. Sie gehört zu den größeren Breitschwanzsittichen; sie wird reichlich einen Fuß lang und ungefähr ebenso breit. Das Gefieder ist sehr bunt gezeichnet. Der Vorderkopf, der Schopf und die Wangen sind citronengelb, die Ohrdecken hoch orange, der Hinterhals, zwei mittle Schwanzfedern und die Außenränder der Schwingen braungrau, der Rücken, die Schultern, die ganze Unterseite und die äußersten Schwanzfedern graulich schokoladenbraun, die Schultern und Seiten am dunkelsten, die oberen Flügeldeckfedern aber weiß; der Augenring ist dunkelbraun, der Schnabel bleifarbig, der Fuß bläulichgrau. Das Weibchen ähnelt im allgemeinen dem Männchen, doch sind Gesicht und



Corella.

Schopf düster olivengelb, die Federn der Gurgelgegend bräunlich grau, die des Unterbauches und der Oberschwanzdecke gelb und die vier mittelsten des Schwanzes grau, die übrigen aber gelblich und mit Ausnahme der ganz gelben Außenfahne der äußersten Feder fein und zierlich braun gebändert.

Gould, dem wir die erste Lebensbeschreibung der Corella verdanken, fand den schönen Vogel in großen Mengen im Innern Australiens. An den Küsten ist er seltener; mindestens zeigen sich im Verhältniß zu den Tausenden, welche man in den inneren Flächen sieht, nur sehr wenige auf den Ebenen zwischen dem großen Gebirgszug und der See. Im Osten Australiens scheint er häufiger zu sein, als im Westen; im Sommer brütet er allerorten in den Ebenen des oberen Hunter oder am Peel und andern nördlich strömenden Flüssen, wo sich die geeigneten Bäume finden. Nach der Brutzeit versammelt er sich in unermeßlichen Flügen, welche den Boden auf große Strecken hin bedecken oder sich zu Hunderten auf abgestorbene Zweige der Gummibäume am Wasser niederlassen. Im September treten diese Scharen eine Wanderung an und erscheinen dann auf den Brutplätzen; im Februar und März ziehen sie wieder nach Norden hinauf. Sie verzehren Grassämereien, wie die meisten Verwandten, können aber das Wasser nicht entbehren und müssen sich deshalb immer in der Nähe der Ströme aufhalten; daher nisten sie auch nur in den Waldungen längs der Flußufer. Sie sind sehr beweglich, laufen geschickt auf dem Boden umher, klettern gut und fliegen zwar gemächlich, aber leicht, oft weithin in einem Zuge. Vor dem Menschen scheuen sie sich wenig oder nicht; vom Boden aufgescheucht, wenden sie sich einem der nächsten Bäume zu und lassen sich hier auf den dürren Zweigen nieder. Wenn die Gefahr vorüber zu sein scheint, kommen sie wieder auf den Boden herab. Sie sind durchaus nicht scheu und werden deshalb häufig erlegt und gefangen, ebensowohl ihres schmackhaften Fleisches wegen, als ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit im Käfig halber. Die fünf bis sechs weißen Eier, welche ein Gelege bilden, sind ungefähr einen Zoll lang.

Neuerdings sind Corellas häufig nach Europa gekommen. Man sieht sie gegenwärtig in jedem Thiergarten und bei jedem größeren Vogelhändler. Sie verlangen ebensowenig Pflege als die Wellensittiche und vermehren sich in geeigneten Bruträumen ohne sonderliche Umstände. Man richtet ihnen den Brutkäfig in ähnlicher Weise her, wie ich weiter oben beschrieben, und überläßt die Thiere sich möglichst selbst. Dann finden sich bald die Paare zusammen, und das Ergebniß davon ist regelmäßig ein günstiges.

Als bemerkenswerth will ich hervorheben, daß beide Gatten eines Paares, welches im hamburger Thiergarten wiederholt Junge erzeugt hat, abwechselnd brüteten, das Weibchen vom Nachmittage an bis zum nächsten Vormittage, das Männchen in den Mittagsstunden. So viel mir bekannt, ist solche Theilung in die elterlichen Pflichten bisher bei anderen Papageien nicht beobachtet worden.

Der Erdsittich (Pezoporus formosus) endlich, das letzte Mitglied der artenreichen Ordnung, welches hier Erwähnung finden kann, erinnert in vieler Hinsicht an den uns bekannten Eulenpapagei oder Kakapo. Sein Gefieder zeigt eine ganz ähnliche Färbung, und die Lebensweise kommt der jenes Vogels wenigstens in mancher Hinsicht gleich.

Die Länge des Erdsittichs beträgt ungefähr 13 Zoll; die Breite ist etwas geringer. Das Gefieder ist im wesentlichen dunkelgrün, dunkler gebändert. Die ganze Oberseite ist dunkelgrasgrün, jede Feder unregelmäßig schwarz und gelb gebändert und auf Kopf und Nacken der Länge nach dunkel gestreift; Hals und Brust sind blaßgelbgrün, der Bauch und die Unterflügeldeckfedern schön gelbgrün mit zahlreichen schwärzlichen Wellenbändern; die Stirn ist scharlachfarben; die Schwingen sind an der Außenfahne grün, an der Innenfahne dunkelbraun, hier am Grunde blaßgelb gefleckt; die vier Mittelschwanzfedern sind grün, gelb gebändert, die Seitenschwanzdeckfedern dagegen gelb und tiefgrün gebändert; der Augenring ist dunkelbraun mit zarten hellgrauen Ringen; der Fuß und der Lauf sind bläulich fleischfarbig.

Wie Gould in Erfahrung brachte, verbreitet sich der Erdpapagei über alle Theile Südaustraliens mit Einschluß von Vandiemensland. In den nördlichen Breiten des Erdtheils ist er noch nicht beobachtet worden; doch darf man annehmen, daß er auch hier nicht fehlt. Seine Lebensweise unterscheidet ihn von allen übrigen Papageien, mit Ausnahme des Kakapo. Er bewohnt ständig ein gewisses Gebiet, aber fast ausschließlich den Boden; im Gezweig der Bäume sieht man ihn äußerst selten. Unfruchtbare sandige Gegenden, welche mit niedrigen Gräsern und Kräutern bestanden sind, oder mit Binsen bedeckter Morboden bilden seinen Aufenthaltsort. Hier lebt er einzeln oder paarweise und sehr zurückgezogen, ist deshalb auch ohne Hunde schwer oder nicht zu finden. Er läuft mit großer Schnelligkeit und Ausdauer, schnepfenartig im Grase dahin, benutzt jedes passende Versteck geschickt



Der Erdsittich (Pezoporus formosus).

und drückt sich gelegentlich, wie ein Huhn oder ein Sumpfvogel, fest auf den Boden nieder, in der Hoffnung übersehen zu werden. Nur wenn er plötzlich überrascht wird, erhebt er sich, wie die Sumpfvögel oder Hühner es thun, fliegt dann reißend schnell über den Boden hin, führt verschiedene Zickzackwendungen in der Luft aus, fällt schnell wieder ein und rennt eiligst weiter. Von den Hunden läßt er sich stellen; der Jäger, welcher seine oder andere Sumpfjagd betreibt, weiß nie, wenn sein Hund steht, ob er einen Erdsittich oder eine Schnepfe vor sich hat.

Die weißen Eier werden auf den nackten Boden gelegt und von beiden Alten bebrütet. Die Jungen erhalten frühzeitig das Gefieder ihrer Eltern und trennen sich sehr bald, nachdem sie selbständig geworden, von diesen.

Das Fleisch des Erdsittichs gilt als vortrefflich. Es ist zarter, als Schnepfenfleisch, im Geschmack dem Wildpret der Wachtel ähnlich, jedoch noch vorzüglicher. Deshalb ist es dem Jäger auch ziemlich gleichgiltig, ob er von seinen Jagden einen dieser Papageien oder eine Schnepfe mit nach Hause bringt.

Ueber das Gefangenleben des sonderbaren Vogels sind mir keine Beobachtungen bekannt.

Zweite Ordnung.

Die Sperlingsvögel (Passeres).

In den älteren Naturgeschichten bilden die Vögel, welche wir hier in einer besonderen Ordnung zusammenfassen, nur einen Theil einer solchen. Man ordnet ihnen noch eine Menge anderer Familien bei, deren Mitglieder höchstens insofern „Sperlingsvögel“ sind, als sie eine ungefähr ähnliche Größe zeigen — und Dies nicht einmal. Durchgreifende Verschiedenheiten im Leibesbau werden kaum in Betracht gezogen, Verschiedenheiten in der Lebensweise, in Wesen und Betragen noch weniger. Eine Schwalbe wird dann ebensogut als ein Sperlingsvogel angesehen, wie ein Rabe, ein Wiedehopf nicht minder, als ein Edelfink. Von der Ungleichheit der Anschauung innerhalb der Anhängerschaft eines derartigen Systems will ich schweigen; sie ist so groß, daß man, ohne zuviel zu sagen, behaupten darf, jeder nur einigermaßen selbständige Forscher sei seinen eigenen Weg gegangen, ohne sich um die Arbeiten der Andern eigentlich zu kümmern.

Ich glaube, daß es für meine Leser zweckdienlich sein wird, den Begriff „Sperlingsvögel“ enger zu fassen, als es bisher üblich gewesen. Der Forscher, welcher für den geheiligten Kreis seiner Fachgenossen arbeitet, darf schon auch einmal schwer verständlich sein: er wird doch verstanden; der Thierkundige hingegen, welcher, wie ich, zwischen den Lehrstuhl und das Volk tritt, muß seine Worte wählen, wenn er verstanden sein will. Es könnte den Uneingeweihten verwirren, anstatt belehren, wenn ich mich bemühen wollte, ihm zu beweisen, daß eine Schwalbe irgendwelche Aehnlichkeit habe mit einem Sperling oder dieser mit einem Kolibri, und ich würde damit gewiß auch nichts Anderes thun, als eine eingewurzelte Ansicht ohne weitere Prüfung verbreiten helfen. Ich meine, daß es meinen Lesern gleichgiltig sein kann, ob ich hier von einer Ordnung rede, wo Andere von Unterordnungen, Zünften und Familien sprechen, und denke, daß wohlwollend urtheilende Forscher mit mir einverstanden sein dürfen.

Unter Sperlingsvögeln verstehe ich die Finken und ihre nächsten Verwandten, also wirklich den Sperling und seine Angehörigen. Dies zugegeben oder angenommen, haben wir es mit einer Gruppe sehr einhellig gebauter und im wesentlichen gleichartig lebender Vögel zu thun. Man hat dieselben oft auch Kegelschnäbler genannt, dann aber nothwendigerweise die Rabenvögel hinzuziehen müssen, welche, meiner Ansicht nach, bei aller Verwandtschaft mit jenen, soviel Eigenthümliches haben, daß sie zweckmäßiger für sich allein betrachtet werden müssen.

Die Sperlingsvögel in unserem Sinne sind ziemlich kleine Gesellen; die größten übertreffen kaum einen Staar, die kleinsten bleiben an Größe etwas hinter einem Zeisig zurück. Ihre Gestalt ist gedrungen, der Leib kräftig, der Hals kurz, der Kopf dick, der Flügel mittellang, mit neun bis zehn Schwingen am Handtheile und ebensovielen am Unterarmtheile, der Schwanz gewöhnlich kurz, zwölffederig, der Fuß niedrig, ein sogenannter Wandelfuß, bei welchem drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet, der Lauf vorn getäfelt, hinten mit Stiefelschiene, der Schnabel dick, im allgemeinen kegelförmig, selten schwach hakig, noch seltener gekreuzt. Das Gefieder pflegt dicht zu sein; die einzelnen

Federn sind groß und verhältnißmäßig weich. Ihre Färbung ist im allgemeinen nicht besonders lebhaft; milde Farben sind vorherrschend. Zwar kommt und zumal bei einzelnen Familien das Gegentheil vor; doch fehlen meist die sogenannten metallischen, d. h. alle schimmernden Farben, oder sie sind höchstens angedeutet; sie treten nicht in der Stärke auf, wie Dies bei gewissen Mitgliedern anderer Ordnungen der Fall ist. Männchen und Weibchen unterscheiden sich gewöhnlich, jedoch keineswegs stets durch das Kleid; das Männchen ist im ersteren Falle der schönere Theil des Paares. Die Jungen ähneln der Mutter. Viele Arten sind einer doppelten Mauser unterworfen; nicht wenige aber wechseln ihr Federkleid nur ein Mal im Jahre, obwohl sie durch Abreibung düsterer Federränder und wahrscheinlich auch durch Verfärbung der Federn selbst zeitweilig in prächtigeren Farben prangen, als sie solche außerdem zeigen.

Der innere Bau des Leibes und seiner Werkzeuge weicht wenig von dem allgemeinen Gepräge ab. Nur bei wenigen finden sich hohle, luftführende Knochen; bei der größeren Anzahl beschränken sich die Höhlungen auf einzelne Theile des Gerippes, namentlich auf den Schädel. Die Zahl der Rippen stellt sich regelmäßig auf acht Paare. An den Athmungswerkzeugen ist, außer dem sogenannten Singmuskelapparat, welcher allen Sperlingsvögeln gemeinsam zu sein scheint, nichts Absonderliches beobachtet worden; die Verdauungswerkzeuge kennzeichnen sich durch eine hornige, vorn gespaltene, borstige oder fasrige, seitlich oft fein gezähnelte Zunge, die regelmäßig vorkommende Ausbuchtung der Speiseröhre, welche oft zum wirklichen Kropfe wird, den langen, drüsenreichen Vormagen und dickwandigen Muskelmagen, die sehr kleinen Blinddärme und andere weniger bedeutsame Merkmale.

Obwohl die Sperlingsvögel in vieler Hinsicht weit hinter den Papageien zurückstehen, darf man sie doch durchgehends als wohlbegabte Geschöpfe betrachten. Sie sind ziemlich bewegungsfähig, scharfsinnig und verständig. Ihr Flug ist nicht so reißend, wie der kleiner Papageien, aber rascher und leichter, als der größerer Arten dieser Ordnung, selten schwirrend, gewöhnlich zuckend, wogend, vor dem Niedersetzen regelmäßig schwebend, in der Liebesbegeisterung eigenthümlich aufwärts steigend. Der Gang ist oft schreitend, in der Regel aber hüpfend; er läßt einzelne Arten täppisch erscheinen, niemals aber so unbeholfen, wie den watschelnden Papagei. Viele Sperlingsvögel steigen geschickt in dem Gezweig umher, nur wenige aber klettern nach Art der Sittiche, kein einziger, wie Spechte und andere Klettervögel, im eigentlichen Sinne des Worts. Dem Wasser scheinen alle entschieden abhold zu sein; sie lieben höchstens seine Nähe, nicht aber die Wogen selbst. Kein einziger ist ein Schwimmer oder Taucher, obwohl auch gewiß kein einziger ertrinkt, wenn er zufällig in das ihm unfreundliche Element geräth.

Unter den Sinnen dürfte das Gesicht ausnahmslos als höchstentwickelt angesehen werden; nächstdem scheinen namentlich Gehör und Gefühl wohl ausgebildet zu sein. Der Geschmack ist zwar nicht in Abrede zu stellen, sicherlich aber nicht von besonderer Bedeutung; der Geruch ist entschieden schwach. Das geistige Wesen im engeren Sinne ist unserer vollsten Beachtung und Theilnahme werth. Alle Sperlingsvögel sind kluge Geschöpfe, auch trotz des Vorurtheils, welches den gefühlsreichen Gimpel brandmarken will. Ihr Verstand kann unmöglich unterschätzt werden, falls man sich nur eingehender, als es zu geschehen pflegt, mit ihnen beschäftigen will. Die meisten Sperlingsvögel sind allerdings gutmüthige, vertrauensselige Thiere — und Dies eben wird falsch beurtheilt —; sie beweisen aber, falls sie Verfolgung erfahren müssen, bald genug, daß Mangel an Verständniß ihnen nicht zugeschrieben werden darf. Sie lernen ihre Feinde kennen und würdigen, Gefahren ausweichen, in verschiedene Verhältnisse sich fügen; sie ändern ihr Betragen nach den Umständen, je nach der Zeit, nach dem Ort, nach den Menschen, nach Verhältnissen, Ereignissen, Begebenheiten. Sie sind groß in ihren Eigenschaften und Leidenschaften, gesellig, friedfertig, zärtlich oder zeitweilig wiederum ungesellig, streitlustig, den sonst Geliebten gegenüber gleichgiltig; sie sind sehr feurig in der Zeit ihrer Liebe, daher auch eifersüchtig, eigenwillig und ehrgeizig; sie kämpfen, wenn es gilt, mit Klau und Schnabel, mit dem Liede, im Fluge, wie im Sitzen — mit denselben Artgenossen, in deren Verein sie sich wochenlang

friedlich bewegen, denen sie die größte Anhänglichkeit zeigen, um derentwillen sie sich vielleicht dem Verderben preisgeben. Ein lebendiges Gefühl ist ihnen eigen; dasselbe geht gar nicht selten mit ihrem Verstande davon; es überwältigt einzelne vollständig, es raubt ihnen alle Besinnung und selbst das Leben: zahme Gimpel sind in Folge freudiger oder trauriger Erregung urplötzlich todt zusammengebrochen! Ein vortreffliches Gedächtniß, welches die meisten besitzen, trägt wesentlich dazu bei, ihren Geist auszubilden und zu vervollkommnen.

Eine anderweitige Begabung der Sperlingsvögel ist ihre Fähigkeit, zu singen. Hinsichtlich einzelner Papageien läßt uns ein besonderes Wohlwollen wohl auch von Gesang reden, wo es sich, streng genommen, um eine liebenswürdige Stümperei handelt: die Sperlingsvögel dagegen zählen unter sich mehrere wirkliche Sänger, wahre Meister in dieser edlen Kunst, welche die Kenner ebensogut zu begeistern wissen, wie die geschulten Menschensänger ihre Zuhörer. Meiner Ansicht nach erreicht allerdings kein einziger Sperlingsvogel die Krone der Meisterschaft, mit welcher wir die wahren Sänger dankbar begaben: demungeachtet darf ich keins meiner vorhin gesagten Worte zurücknehmen, schon weil ich als Thüringer denke und fühle. Der Edelfink trägt seinen Namen nicht umsonst: er hat sich ihn redlich verdient und zwar hauptsächlich durch seinen Gesang. Ihm reihen sich ebenbürtig fast noch manche Genossen seiner Ordnung an: — der Singmuskeln am Kropfe ungeachtet, leider nicht so viele, als man wünschen und vermuthen möchte.

Die Sperlingsvögel sind Weltbürger. Sie bewohnen alle Erdtheile, jedes Land, jeden Gau, die eisigen Felder des Hochgebirges oder Nordens, wie die glühende Niederung der Wendekreisländer, die Höhe, wie die Tiefe, den Wald, wie das Feld, das Rohrdickicht der Sümpfe, wie die pflanzenarme Wüste, die menschenwogende Weltstadt, wie die Einöde: sie leben und hausen überall. Nur eine Ordnung der Vögel noch, die der Raubvögel, beherrscht ein annähernd gleich großes und verschiedenes Gebiet: die Sperlingsvögel aber sind ungleich zahlreicher an Arten und Einzelwesen, als jene, und schon um deshalb verbreiteter. Wohin wir uns auch wenden, ihnen müssen wir begegnen: sie gehören überall zur Landschaft, wie die Erde und der Himmel über ihr dazu gehören. Doch nein — ein ganzes Erdtheil hat sie nicht: das sechste, das Festland um den Südpol. Hier fehlen sie, weil jener Erdtheil ihnen, den Genügsamen, nicht das zum Leben Nöthige zu bieten vermag, weil das Meer sie zurückstößt. Sie sind, wie bereits angedeutet, Kinder des Festlandes. So weit der Pflanzenwuchs reicht, dehnt sich ihr Wohngebiet. In den Wäldern finden sie sich häufiger, als in waldlosen Gegenden, unter den Wendekreisen selbstverständlich zahlreicher, als nah den Polen. Doch darf man sie als Gesammtheit nur bedingungsweise Baumvögel nennen; denn gar viele Arten leben fast oder ganz ausschließlich auf dem Boden, und fast alle treiben sich wenigstens viel auf ihm herum, weit mehr, als die Papageien. Offene Gegenden in der Nähe von Waldungen, von Gebüschen bestanden, sind ihre eigentlichen Wohnsitze. Von hier aus besuchen sie die Gärten, die Vorhölzer; im tieferen Walde, auf den buschlosen Ebenen und Gebirgen leben nur wenige.

Sämereien aller Art, Früchte, Beeren, Knospen und Kerbthiere bilden die Nahrung der Sperlingsvögel. Die meisten beschränken sich nicht eben in der Auswahl ihrer Speise; nur einzelne erscheinen uns wählerisch. Aeußerst wenige verschmähen Kerbthiere gänzlich; der weitaus größeren Anzahl sind solche ein sehr beliebtes Futter oder dienen wenigstens zur Atzung der Jungen. Knospen und grüne Blätter werden gern gefressen, wie es scheint, oft nur als Leckerei. Die Gefangenen halten sich bei einfachem Körnerfutter jahrelang.

Fast alle Sperlingsvögel sind in hohem Grade gesellige Thiere. Einzelnen von ihnen begegnet man nur zufällig, Paaren blos während der Brutzeit. Während der übrigen Monate des Jahres sammeln sich die Paare zu Trupps, und diese wachsen oft zu erstaunlichen Mengen an. Nicht blos die Mitglieder einer Art gesellen sich, sehr regelmäßig vielmehr auch Artverwandte, welche unter Umständen monatelang zusammenbleiben, in einen engen Verband treten, und gemeinschaftlich handeln. Die Klügeren pflegen dann für das Wohl der Gesammtheit Sorge zu tragen, und ihren Anordnungen wird von der Menge Gehorsam oder richtiger ihrem Vorgehen Nachahmung. Solche Ver=

sammlungen sind es, welche wir im Spätherbst nach vollendeter Brut und Mauser auf unseren Feldern sehen; solche Genossenschaften lassen sich von einem Lockvogel, welcher in ihrer Mitte durch andere derselben Art vielleicht gar nicht vertreten ist, bethören; solche Gesellschaften stellen sich während des Winters im Bauerngehöft oder in den Straßen der Städte als Bettler ein. In Nord- und Südamerika, in Asien, Afrika und Australien walten dieselben Umstände ob. Doch nicht alle Arten mischen sich unter Fremde; viele scharen sich im Gegentheil nur mit Ihresgleichen zusammen und behaupten selbst im fremden Kreise noch ihre Abgeschlossenheit.

Einige Sperlingsvögel verlassen alljährlich ihre Heimat und ziehen mit Beginn des Winters dem Süden zu; viele wandern nur oder unternehmen unregelmäßige Reisen; fast ebensoviele sind Standvögel. Unserem Vaterlande sendet der rauhe Norden allwinterlich Gäste zu, welche die bei uns einheimischen Artgenossen, welche ihrerseits weiter nach Mittag hin zogen, gewissermaßen ablösen. In sehr strengen Wintern kommen auch die Kinder des höchsten Nordens zu uns, welche vielleicht Jahre lang vermißt worden waren: sie trieb der durch irgendwelche Zufälle eingetretene Nahrungsmangel aus ihrer Heimat, welche ihnen unter regelmäßigen Verhältnissen alles zum Leben Nöthige in reicherer Fülle bot, als das von dem Menschen zum Nachtheil der Thierwelt beanspruchte Land Mitteleuropas. In südlicheren Ländern begeben sich die Sperlingsvögel ebenfalls zeitweilig auf die Reise; hier hat aber selbst das Wandern geendet: die südlichen Mitglieder unserer Ordnung streichen nur und hauptsächlich während der Mauserzeit.

Der Frühling der betreffenden Heimatsländer, möge er nun Lenz oder Regenzeit heißen, ist die Zeit der Liebe für die Mehrzahl der Sperlingsvögel. Es gibt jedoch gerade unter ihnen einige Arten, welche sich im Ganzen wenig um das neu erwachende Leben der Natur kümmern und sich hinsichtlich ihres Brutgeschäftes an keine bestimmte Zeit des Jahres binden: sie trotzen unter Umständen selbst dem eisigen Winter des Nordens oder brüten während der ertödtenden Sommerhitze der Wendekreisländer. Die Mehrzahl aber hält treulich fest an dem Wechsel des Jahres und erkennt, wie der dichterisch fühlende Mensch, im Mai den schönsten der Monate. Um diese Zeit haben sich die großen Gesellschaften, welche der Herbst vereinigte, längst gelöst, und alle geselligen Tugenden sind einer Leidenschaftlichkeit gewichen, welche bei wenig anderen Vögeln stärker auftritt. Der Schnabel der Männchen ist jetzt nicht blos dem Jubelliede der Liebe geöffnet, sondern auch zum Kampfe der Eifersucht gewetzt. Ein Männchen verfolgt das andere, sobald es seiner ansichtig wird, in hellem Zorn und kämpft mit dem Nebenbuhler, welchen es in jedem sieht, anhaltend und wacker. Es theilt sein Tagwerk in Singen und Kämpfen ein, frißt mit Hast und bekundet überhaupt die größte Erregung. Dem Weibchen gegenüber versucht es sich nicht blos durch seine Lieder, sondern auch durch Flugspiele, wie es solche sonst niemals übte, liebenswürdig zu machen. Nach längerem Vorspiel gibt es sich mit Lust den ehelichen Zärtlichkeiten hin, — viele Male des Tages. Währenddem hat sich das Paar ein bestimmtes Gebiet erworben und aus ihm jedes andere Paar vertrieben. Nistansiedelungen, wie wir sie bei geselligen Vögeln so oft beobachten, gehören unter den Mitgliedern unserer Ordnung zu den Ausnahmen.

Das Nest selbst ist sehr verschieden gestaltet, in der Regel aber ein mehr oder weniger künstlicher Bau. Es steht oder hängt auf und an schwankenden Zweigen, auf dickeren Aesten, zwischen dichtem Gelaube, in Baumhöhlungen, Felsspalten, Löchern, im und unter Gebüsch, im Röhricht, Getreide, Grase, auf der Erde. Seine äußere Wandung pflegt aus sorgfältig gewählten, hinsichtlich der Färbung mit der Umgebung übereinstimmenden Baustoffen zusammengeflochten, gewebt, gefilzt zu sein; seine innere Mulde wird gewöhnlich sehr zierlich ausgelegt. Gras- und Heuhalmen, Flechten, Mos, Samenwolle verschiedener Pflanzen und ähnliche Stoffe bilden die Wandung, feinere Hälmchen, Würzelchen, Mosstengel, Flechtenzöpfchen, Wollentheile, Faden, Haare und Federn die Auslage der Mulde. Kunstlose, einem wirren Heubüschel vielleicht ähnliche Nester sind selten, sehr künstliche, napf- oder flaschenförmige viel häufiger. Eigenthümlich ist eine gewisse Schmarotzerei, welche sich bei einzelnen Sperlingsvögeln bekundet; sie nehmen nicht nur anderer Vögel Nester gern in Beschlag,

sondern drängen sich auch in den Horsten großer Raub- und Sumpfvögel als ungebetene Miethleute ein.

Das Gelege enthält eine ziemliche Anzahl von Eiern, selten blos drei, noch seltener über acht. Gestalt und Färbung schwankt erheblicher. Manche Sperlingsvögel legen einfarbige Eier, zumal hellblaue, die meisten jedoch solche, welche auf licht-, blau-, grün- oder gelbgrauem Grunde mit dunkleren Punkten, Tüpfeln, Flecken, Schmitzen und Schnörkeln gezeichnet sind. Das Weibchen brütet wohl in den meisten Fällen allein, und das Männchen sorgt dann für seine Ernährung; bei nicht wenigen Arten aber nehmen beide Eltern am Brüten Theil und lösen sich darin wechselseitig ab. In der Auffütterung und Erziehung der Jungen wetteifern Männchen und Weibchen miteinander. Die Jungen wachsen schnell heran und bedürfen nach ihrem Ausfliegen nur ausnahmsweise noch eine Zeitlang der Unterstützung ihrer Eltern, lernen es vielmehr rasch, sich selbst zu ernähren und schlagen sich, sobald sie wirklich selbständig geworden sind, mit anderen ihrer Art in Flüge zusammen, welche hierauf bis gegen die Mauser hin regellos in einem in gewissem Sinne beschränkten Gebiete umherschweifen. Ihre Eltern schreiten inzwischen zu einer zweiten und wohl auch zu einer dritten Brut — obschon nicht alle; denn einige brüten nur ein Mal im Jahre.

Viele Feinde bedrohen ohne Unterlaß unsere verhältnißmäßig kleinen und schwächlichen Vögel. Einzelne Falken nähren sich fast ausschließlich von ihnen. Jene und ihre nächtlichen Vertreter, die Eulen, sind wohl als die schlimmsten Feinde der Sperlingsvögel zu betrachten; aber auch die Affen und Halbaffen, die kleinen Katzen, Marder, Bären, der Igel und die Spitzmäuse, die auf Bäumen lebenden Nager, sowie einzelne Schlangen werden ihnen gefährlich. Der Mensch ist ihnen durchaus nicht überall und immer freundlich gesinnt. Im Ganzen richten die Sperlingsvögel nicht eben großen Schaden an; viele leisten im Gegentheile durch Aufzehren von Kerbthieren und durch Auflesen von Unkrautgesäme ganz erklecklichen Nutzen: einzelne Arten aber können doch recht lästig werden, namentlich zu gewissen Zeiten, wenn sie, zu großen Schwärmen vereinigt, im reifenden Getreide oder auf fruchttragenden Obstbäumen einfallen und sich hier gütlich thun. Nicht unser Bauer allein sieht in den Sperlingen unliebsame Gäste: auch die Völkerschaften anderer Erdtheile klagen über den Schaden, welchen sie durch die kleinen Körnerfresser erleiden. Die Menge macht diese furchtbar: es ist nicht gleichgiltig, Hunderttausende von den kleinen Fressern wochenlang ernähren zu müssen und eine Abwehr derselben wohl gerechtfertigt. Dazu kommt, daß es sich auch anderweitig verlohnt, Sperlingsvögel zu tödten. Ihr Fleisch gilt fast ausnahmslos als leckeres Gericht und verdient seinen Ruhm. Doch führt man nur in einzelnen Gegenden Sperlingskriege, wie ehemals unter des großen Friedrich Regierung. Die Innerafrikaner und Südasiaten begnügen sich, die Getreidediebe von ihren Feldern abzuwehren, die Südamerikaner thun kaum mehr, und nur die Europäer und Nordamerikaner ziehen regelrecht gegen unsere Vögel zu Felde. Man hat für einzelne eigene Herde errichtet, auf denen Hunderte, verlockt durch einen Gefangenen ihrer oder einer befreundeten Art, das Leben lassen müssen, und noch manche andere Fanganstalten in Anwendung gebracht; doch hat die Vermehrungsfähigkeit der Bedrohten die durch der Thiere Erzfeind Mensch oft sehr gelichteten Reihen bisher stets wieder gefüllt, und eine Abnahme unserer Freunde ist glücklicherweise noch nicht zu verspüren.

Weit weniger Sperlingsvögel, als man dem Moloch Magen opfert — jedoch immerhin viele Tausende alljährlich — werden gefangen, um als Stubengenossen des Menschen zu dienen. Keine andere Ordnung der ganzen Klasse liefert so viele ihrer Mitglieder für das Gebauer, wie die der Sperlingsvögel. Sie sind als Stubenvögel beliebt, soweit es Menschen gibt, welche Freude haben an gefiederten Wesen, die mit ihnen ein Zimmer theilen. Ein Mitglied der Ordnung hat sich, wie allbekannt, ein förmliches Hausrecht erworben: es ist wirklich zum Hausthiere geworden — zum einzigen fast, welches nicht die Sucht nach Gewinn zum Sklaven des Menschen machte, welches einzig und allein zum erfreuenden und erheiternden Gefährten und Freunde des Erdenbeherrschers bestimmt ist. Alle übrigen Arten der Ordnung sind allerdings demselben Zweck gewidmet: — sie sind aber nicht Hausthiere geworden; man gewährt ihnen nicht das Vorrecht, auch als Gefangene ihrer Liebe zu leben,

ihr Geschlecht fortzupflanzen unter besonderer Obhut ihres Gebieters, sondern erlaubt ihnen nur ein einsames, wenn auch nicht freudenloses Dasein. Und doch wäre es so leicht, gerade aus der Ordnung der Sperlingsvögel noch mehrere zu Hausthieren zu gewinnen! Die wenigen Versuche, welche man zu diesem Zwecke bisher angestellt, haben fast ausnahmslos günstige Ergebnisse zu Folge gehabt — vorausgesetzt natürlich, daß sie mit dem rechten Eifer und Geschick begonnen und ausgeführt wurden.

Die Sperlingsvögel eignen sich, wie wenig andere, zu Zimmergenossen. Sie beanspruchen nur die allereinfachste Pflege; sie lassen sich ohne besondere Mühe jahrelang am Leben erhalten; sie werden bald zahm und treten dann mit ihrem Pfleger in ein überaus inniges Verhältniß; sie sind munter, heiter, gesangeskundig und gesangeslustig; sie vertragen sich meist mit Verwandten ihrer Art auch im Käfige ganz vortrefflich, und sie pflanzen sich endlich, wird ihnen nur das Nöthige geboten, ohne sonderliche Umstände in ihrem Gefängnisse fort. Daher denn auch die Liebe, welche ihnen die Kundigen gern und willig zollen, die Freude, welche ihr Besitz dem Liebhaber gewährt. Nicht ohne Grund begeistern gewisse Sperlingsvögel die in ihrer Kunde erfahrenen Bewohner ganzer Dorfschaften; nicht umsonst haben sich andere den Ruhm erworben, wahre Lieblinge des Menschen zu sein: sie verdienen die Anerkennung, welche sie genießen. Nicht immer ist es ihre Schönheit, nicht immer ihr Gesang, welcher sie uns lieb und werth macht: es kommen vielmehr auch ihre übrigen guten Eigenschaften bei ihnen zur Geltung.

Zum Gefängnisse der meisten hierher zu zählenden Vögel eignet sich das einfachste Gebauer, zum Stubenfutter das gewöhnlichste Gesäme. Doch ist es rathsam, den Käfig möglichst wohnlich einzurichten und die Nahrung mit einiger Sorgfalt zu wählen; namentlich empfiehlt es sich, den Gefangenen ein Gemisch von allerhand Sämereien vorzusetzen und sie auch regelmäßig durch Darreichung von Grünzeug zu erlaben. Ein vortreffliches Futter ist das sogenannte Scheuerngesäme, die Samen des verschiedenen „Unkrauts", welche beim Wurfen des Getreides von diesem abgeschieden werden: es bietet der größeren Anzahl das Erforderliche. In Ermanglung des Scheuerngesämes reicht man Glanz- oder Kanariengerste, Rübsamen, Hirse, Mohn, etwas Hanf, welcher für die zartschnäbligen Arten zersprengt wird, nebst Salat-, Kohl-, Kraut- und anderen Gemüseblättern, auch wohl Semmel in Wasser oder Milch geweicht oder mit Möhren und Dickmilch (Quark) vermischt. Frisches Wasser zum Trinken und Baden ist allen Vögeln überhaupt Bedürfniß; ebenso dürfen sie an reinem Sand nicht Mangel leiden. Reinhaltung des Käfigs ist unabweisliche Bedingung für das Gedeihen der Gefangenen.

Besonders anziehend und unterhaltend ist es, verschiedenartige Sperlingsvögel in einem großen Gesellschaftsbauer zu halten; doch hat man dabei sich vor einzelnen Zänkern, welche Unfrieden stiften, wohl in Acht zu nehmen. Solche Gesellschaftsbauer sind wegen der Manchfaltigkeit ihrer Bewohnerschaft eine unerschöpfliche Quelle des Genusses; sie eignen sich jedoch nicht zu Bruträumen: denn Vögel, welche ihrem heiligsten Triebe sich hingeben sollen, müssen möglichst ungestört und mit dem Gegenstande ihrer Gattenliebe allein sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß binnen wenig Jahren auch viele ausländischen Sperlingsvögel bei uns werden gezüchtet werden. Die kleinen, reizenden Finken Afrikas und Australiens und ihre kaum minder anmuthigen Vertreter in Amerika und Asien gelangen schon gegenwärtig in Menge zu uns und namentlich in unsere Thiergärten, deren Hauptberuf es ist, als Pflanzstätten fremdländischer Thiere zu dienen. Sie machen jene niedlichen Vögel auch dem Liebhaber leicht zugänglich. So wird es kommen, daß später neben dem bei uns eingebürgerten Kanarier noch viele andere Ordnungsgenossen, welche ihm ebenbürtig oder wenigstens ähnlich sind in ihren guten Eigenschaften, unsere Zimmer zieren, beleben und erheitern. Die Sperlingsvögel werden auch als Gefangene noch die Bedeutung erlangen, welche sie in ihrem Freileben bereits erlangt haben.

Unter dem zahlreichen Heer der Sperlingsvögel finden sich mehrere, welche in demselben Sinne die Papageien unter den Finken genannt werden dürfen, wie wir die Unzertrennlichen die Sperlinge unter den Sittichen nannten. Sie sind gewissermaßen Uebergangsglieder der einen Ordnung zur anderen. Namentlich bei einer Familie der sperlingsartigen Vögel, bei den Kreuzschnäbeln, ist die Papageiähnlichkeit von jeher anerkannt worden. Diese Thiere sind nicht blos den Sittichen in ihrem Leibesbau ähnlich, sondern auch in ihrem Wesen und Betragen, in ihren Bewegungen und gewissen Eigenthümlichkeiten.

Die Kreuzschnäbel (Loxiae) bilden, obgleich bis jetzt nur wenige Arten bekannt geworden sind, eine eigene Familie im engeren Sinne; denn sie unterscheiden sich von allen übrigen Finken und nicht blos von diesen, sondern von den übrigen Vögeln überhaupt durch die Bildung ihres Schnabels. Bis jetzt kennt man nur noch einen Vogel, welcher ihnen ähnelt, keineswegs aber in so hohem Grade, daß alle Forscher ihn als Verwandten anerkennen sollten. Man hat die Kreuzschnäbel früher mit anderen dickschnäbligen Sperlingsvögeln in eine und dieselbe Familie vereinigt oder den Hakengimpel zu ihnen gestellt, niemals aber verkannt, daß die Aehnlichkeit, welche zwischen Kreuzschnäbeln und andern Sperlingsvögeln besteht, ungleich geringer ist, als zwischen sämmtlichen übrigen Gliedern der Ordnung.

Bei genauerer Betrachtung zeigen sich die Kreuzschnäbel als durchaus eigenthümlich gestaltete Vögel. Der gedrungene Leib ist nicht das Bezeichnende an ihnen — denn ihn haben sie mit vielen andern Sperlingsvögeln gemein: der Kreuzschnabel aber, welchen auch das Volk sehr richtig als ihr wichtigstes Merkmal aufgefaßt hat, bleibt ihr unbestrittenes Eigenthum. Dieser Schnabel ist dick und gleich von der Stirn aus stark gebogen: sein Rücken ist hoch und zugerundet; die breiten Kinnladen fallen plötzlich ab und endigen in scharfen, vorn neben einander hingebogenen Spitzen. Der Oberkiefer schlägt bald rechts bald links über den unteren hinweg, ohne daß man hierbei von einem bestimmten Gesetz sprechen könnte: es gibt eben oder annähernd soviel Rechtsschnäbler oder Rechtsschläger, als Linksschnäbler oder Linksschläger. Beachtenswerth, obschon sehr erklärlich, ist die mit dem Kreuzschnabel in Beziehung stehende ungleichzeitige Entwickelung der Muskeln und Knochen des Kopfes, eine Folge der einseitigen Bewegung, welche die Vögel mit dem Unterkiefer ausüben. Im Vergleich zu den übrigen finkenartigen Vögeln erscheint der ganze Kopf groß und stark. Der Leib ist kurz, aber schmal und hoch, der Kamm des Brustbeins sehr lang und gewölbt, der Bauch kurz und schmal, der Hals stark, fast wie bei den Spechten; das Gefieder ist dicht und weich; die Flügel sind ziemlich lang, schmal, spitzig; die Steuerfedern sind stark, schmal, kurz, die seitlichen bedeutend länger, als die mittleren. Schenkel und Schienbein sind einwärts gebogen, kurz, stark und fleischig; die Fußwurzeln kurz und kräftig, die Zehen lang und mit derben gekrümmten und spitzen Nägeln versehen. Die kleinen Augen stehen hervor; die rundlichen Nasenlöcher liegen dicht an der Stirn und sind durch haarartige Federn ganz oder fast ganz bedeckt. Der innere Leibesbau weicht kaum von dem anderer Finken ab.

Wie die meisten Ordnungsverwandten leben auch die Kreuzschnäbel in Gesellschaften, welche die Waldungen selten verlassen und auf deren Bäumen ihren Unterhalt finden. Aber sie sind strenger, als andere Finken, an bestimmte Waldbäume gebunden: nur Schwarzhölzer bieten ihnen die Erfordernisse zu ihrem Leben. Im Laubwald halten sie sich nicht oder nur flüchtig während des Durchzugs auf. So streng begrenzt aber ihr Aufenthalt ist, so unbegrenzt ist ihre Heimat. Man kann vielleicht sagen, daß der Norden sie am häufigsten beherbergt, darf ihn aber keineswegs ihre ausschließliche Heimat nennen. Die Kreuzschnäbel haben keine Heimat. Sie sind die Zigeuner unter den Vögeln; sie leben überall und nirgends. Wie jenes merkwürdige Volk erscheinen sie plötzlich in einer bestimmten Gegend, verweilen hier geraume Zeit, thun vom ersten Tage an heimisch, liegen auch wohl dem Fortpflanzungsgeschäft ob und verschwinden ebenso plötzlich wieder, als sie gekommen. Ihre Wanderungen stehen allerdings im Einklang mit dem zeitweiligen Reichthum der Nadelwaldungen: wenn der Waldsamen gerathen ist, pflegen sie sich einzufinden. Doch ist auch hierin keine bestimmte Regel festzustellen. Zu manchen Zeiten leben sie jahrelang nach einander bei uns in Deutschland, zu anderen vergehen viele Jahre, ehe sie einmal sich zeigen. Wenn und wo sie aber auch erscheinen

mögen, immer und überall sind sie heimisch. Sie fordern in jeder Beziehung die Beachtung des Menschen heraus und gehören deshalb, trotz ihres unregelmäßigen Erscheinens, bei uns zu den bekanntesten Vögeln. Sie sind die Lieblinge aller Gebirgsbewohner, aber auch Lieblingsgestalten der Sage und Dichtung, welche beide von ihrem Leben Vieles und Anmuthiges zu berichten wissen. **Aus dem Nachfolgenden wird hervorgehen, warum.**

Es ist nicht gerade leicht, die verschiedenen Kreuzschnabelarten von einander zu trennen. Jede reichere Sammlung zeigt die manchfachsten Formen, welche allgemach in einander überzugehen scheinen.



Der Kiefernkreuzschnabel (Loxia pytiopsittacus).

Für Europa darf man wahrscheinlich vier sicher verschiedene Arten annehmen; auf den Gebirgen Asiens und in Amerika leben ungefähr ebensoviele. Sie sämmtlich sind nicht nur ähnlich gestaltet, sondern auch ähnlich gefärbt. Die Färbung des Gefieders ist ein schönes Zinnober- oder Johannisbeerroth bei den alten Männchen, ein sehr verschiedenartiges Rothgelb, Goldgelb, Grüngelb oder Lehmroth bei den jüngeren Männchen und ein mehr oder minder ins Gelbe oder Graue spielendes Grün bei den Weibchen. Das Gefieder der Jungen vor der ersten Mauser ist hellgrau, dunkel oder schwarzgrau gestrichelt. Die Schwung- und Schwanzfedern sind bei allen Arten grauschwarz.

Wegen des großen Kopfes und starken Schnabels, der stämmigen Füße und des kurzen Schwanzes haben die Kreuzschnäbel ein plumpes und ungeschicktes Aussehen; dem widerspricht jedoch ihr Leben und Betragen. Sie sind munter, flink und rasch, fliegen schnell und leicht, schweben vor dem Niedersetzen, klettern gewandt im Gezweig der Bäume herum und zeigen sich nur, wenn sie auf dem Boden umherhüpfen, täppisch und ungeschickt. Ihr Wesen hat mit dem der Papageien in vieler Hinsicht die größte Aehnlichkeit; nur ist ihr Verstand ein ungleich geringerer. Namentlich fehlt ihnen die List, welche manche Sittiche an den Tag legen, ganz und gar; sie sind harmloser, gutmüthiger und liebenswürdiger, als die meisten Papageien.

Unter den bis jetzt Bekannten steht hinsichtlich seiner Größe obenan: der Kiefernkreuzschnabel, Tannen- oder Kiefernpapagei (Loxia pytiopsittacus), ein Vogel von 7 bis 7½ Zoll Länge und 11½ bis 12 Zoll Breite. Der Schnabel dieser Art hat mit dem Papageienschnabel große Aehnlichkeit. Er ist sehr dick und hoch, in einem Halbkreise gekrümmt, und jede Kinnlade läuft in einem kurzen Haken aus. Im übrigen steht der Vogel seinen Verwandten sehr nahe. Die Hauptfarbe des alten Männchens ist dunkel- oder lichtmennigroth, zinnoberröthlich, ziegel- oder dunkel johannisbeerroth; die Schwung- und Schwanzfedern sind grauschwarz, mit graurothem Saume, der Unterbauch ist grauweiß. Das jüngere Männchen unterscheidet sich durch seine hell- oder lichtröthelrothe Färbung, welche auf dem Rücken mit grüngelben, auf dem Steiß mit gelben Federn vermischt ist. Das Weibchen ist oben tiefgrau mit mehr oder weniger deutlichen grünen und gelbgrünen Federrändern, auf dem Unterkörper lichtgrau mit breiteren oder schmäleren grüngelben Federkanten; die Schwung- und Schwanzfedern sind grauschwarz, grüngrau gesäumt. Das Gefieder der Nestvögel zeigt oben auf schwarzgrauem Grunde lichtgraue und grüngraue Federränder, auf dem weißgrauen Unterkörper schwarzgraue Längsflecken; die Schwung- und Schwanzfedern sind grüngrau gesäumt.

Der Fichtenkreuzschnabel (Loxia curvirostra), welcher auch gemeiner, langschnäbliger, grauer, gelber, rother, bunter Kreuzschnabel oder Kreuzvogel, Krummschnabel, Grinitz, Tannenpapagei, Tannenvogel, Zapfenbeißer und Zapfennager heißt, ist schwächer und schmächtiger. Seine Länge beträgt 6 bis 6½ Zoll, die Breite 10½ bis 11¼ Zoll. Der viel schwächere und verhältnißmäßig längere Schnabel unterscheidet ihn leicht von dem Vorhergehenden, welchem er in der Färbung fast vollständig gleichkommt.

Neben diesen beiden Arten erscheint bei uns, jedoch viel seltener, zuweilen der bindige Kreuzschnabel (Loxia taenioptera). Er ist etwas kleiner, als der Fichtenkreuzschnabel und sein Schnabel noch schwächer. Seine Hauptkennzeichen sind zwei weiße Binden, welche über den Flügel verlaufen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß außer diesen Arten noch andere Kreuzschnäbel, welche gewöhnlich als Abartungen der drei Genannten betrachtet werden, ebenfalls auf Artselbständigkeit Anspruch machen können.

Bestimmt verschiedene Vögel sind die amerikanischen und einige indischen Kreuzschnäbel; die ersteren kennzeichnen sich vor Allem durch ihre geringe Größe: sie sind die Zwerge der Familie.

Alle Kreuzschnäbel sind Bewohner der Nadelwaldungen und streng an diese gebunden, weil ihre Nahrung fast ausschließlich in dem Samen der Kiefern, Fichten, Tannen und Lärchenzapfen besteht. Im Norden sind sie häufiger, als im Süden, jedoch nur deshalb, weil dort die betreffenden Waldungen in viel größerer Ausdehnung das Land bedecken, als hier.

An eine eigentlich begrenzte Heimat ist nicht zu denken; sie finden sich vielmehr überall und nirgends. Nur der schwachschnäblige bindige Kreuzschnabel scheint vorzugsweise im Norden zu hausen, der Lärchen wegen, welche in manchen Ländern Rußlands z. B. auf großen Strecken hin die vorherrschenden Waldbäume sind. In Deutschland kommen wahrscheinlich alle Jahre Kreuzschnäbel vor, am häufigsten selbstverständlich dann, wenn die Samen der Nadelbäume wohl gerathen sind. Gute Samenjahre werden Ursache, daß die merkwürdigen Vögel zuweilen überaus häufig auftreten, auch an solchen Orten, wo man sie jahrelang nicht beobachtete. Sie erscheinen jedoch immer unregelmäßig: sie halten sich weder an eine bestimmte Jahreszeit, noch an eine bestimmte Gegend. In den Gebirgen pflegen sie häufiger zu sein, als in den Ebenen; haben diese aber Waldungen, wie sie solche wünschen,

so siedeln sie auch dort gern sich an. Bei ihren Streifereien gelangen sie gar nicht selten bis in die südlichsten Gegenden Europas. In Spanien z. B. sind sie zuweilen häufige Gäste; auf den Balearen kommen sie, nach Homeyer, ebenfalls vor; in Griechenland oder auf der Balkanhalbinsel werden sie wahrscheinlich auch gefunden. Wie weit sie sich über Asien verbreiten, ist zur Zeit noch nicht festgestellt; jedenfalls finden sie sich aber dort, soweit es Waldungen gibt. Ob neben den Amerika eigenthümlichen Arten auch die unsrigen nach der Westhälfte der Erde sich verfliegen, muß spätere Beobachtung lehren. Unmöglich oder unwahrscheinlich ist ihr Fortkommen daselbst durchaus nicht; denn für diese gefiederten Zigeuner gibt es noch weniger Grenzen und Schlagbäume, als für die wirklichen.



Der bindige Kreuzschnabel (*Loxia taenioptera*).

Wenn in zusammenhängenden Waldungen der Fichten- und Kiefernsamen wohl gerathen ist, hört man bei gelegentlichem Besuch dieser Waldungen das allen Fängern wohlbekannte „Göp, göp, gip, gip" oder „Zock, zock" unserer Vögel oder vernimmt im günstigsten Falle auch den für Viele sehr angenehmen Gesang des Männchens. Die Kreuzschnäbel sind angekommen und haben sich häuslich eingerichtet. Ist der Wald versprechend, so schreiten sie zur Fortpflanzung, ist Dies nicht der Fall, so schweifen sie eine Zeitlang hin und her und siedeln sich an einem anderen, passenderen Orte an. Die günstigsten Stellen eines Waldes, welche zum längeren Aufenthalt erwählt werden sollen, sind bald

ausgefunden und werden nun als abendliche Sammelplätze der über Tag hin- und herschweifenden Gesellschaften benutzt, somit also gewissermaßen zu dem eigentlichen Wohnsitze.

Alle Kreuzschnäbel sind sehr gesellige Thiere, welche nur während der eigentlichen Brutzeit in Paaren sich zusammenhalten, ohne jedoch auch dann aus dem Verband der Gesellschaft zu scheiden. Ihr Betragen ist in jeder Hinsicht anziehend. Sie sind Baumvögel, welche nur im Nothfall auf die Erde herabkommen, um dort zu trinken oder um einige abgefallene Zapfen noch auszunutzen. Die Krone der Fichten sind ihre Heimstätte, und hier wissen sie sich denn auch vortrefflich zu benehmen. Sie klettern sehr geschickt in den Zweigen herum, indem sie sich nach Papageienart mit den Schnabelspitzen anhalten und forthelfen; sie hängen sich kopfunterst oder kopfoberst mit Fuß und Schnabel am Zweige oder Zapfen an und verweilen ohne Beschwerde viele Minuten lang in dieser scheinbar so unbequemen Stellung. Sie fliegen schnell und verhältnißmäßig leicht, obwohl nicht gern weit, mit wechselsweise stark ausgebreiteten und dann plötzlich angezogenen Flügeln, wodurch der Flug Wellenlinien annimmt. In der Liebesbegeisterung steigen sie flatternd über die Wipfel empor, halten sich schwirrend auf ein und derselben Stelle, singen dabei und senken sich hierauf schwebend langsam wieder zu dem gewöhnlichen Sitzplatze hernieder. Während des Tages sind sie fast immer in Thätigkeit, höchstens mit Ausnahme der Mittagsstunden; denn sie sind äußerst muntere und unruhige Vögel. Im Frühjahr, Sommer und Herbst streichen sie schon vor Tagesanbruch im Walde auf und nieder und von einem Gehölz oder von einem Berge zum anderen; deshalb pflegen die Vogelsteller, welche es auf sie abgesehen haben, in den Monaten Juni und Juli bereits um zwei Uhr Morgens an Ort und Stelle zu sein. Im Winter zumal, wenn die Kälte stark ist, bleiben sie lange an dem Orte, an welchem sie ihre Nachtruhe gehalten haben, und fliegen selten vor Sonnenaufgang umher, singen jedoch bereits am frühen Morgen. Man sieht sie in dieser Jahreszeit um zehn Uhr Vormittags in voller Thätigkeit; sie beginnen dann mit ihrer Mahlzeit, singen inzwischen, werden nach zwei Uhr Mittags stiller, fressen aber bis gegen vier Uhr Nachmittags und gehen nunmehr zur Ruhe. Zur Tränke begeben sie sich gegen Mittag, im Sommer gegen zehn oder elf Uhr Vormittags.

Die Kreuzschnäbel bekümmern sich wenig oder nicht um die andern Thiere des Waldes, auch nicht um den Menschen, dem sie namentlich in den ersten Tagen nach ihrem Erscheinen deutlich genug beweisen, daß sie ihn noch nicht als Feind kennen gelernt haben. Man hat sich deshalb verleiten lassen, sie als sehr dumme Vögel zu betrachten, und unterstützt diese Meinung durch Beobachtungen, welche allerdings eine fast allzugroße Harmlosigkeit bekunden. Wenn man aber die Vögel genauer kennen lernt, findet man bald heraus, daß auch sie durch Erfahrung klüger gemacht werden und überhaupt keineswegs so dumm sind, als sie aussehen. Ihr Fang und ihre Jagd verursachen wenig Schwierigkeiten, weil ihre Geselligkeit so groß ist, daß sie dieser zu Liebe ihre Freiheit oft rücksichtslos aufs Spiel setzen: Dies jedoch spricht, meines Erachtens, weniger für den Mangel an Verstand, als vielmehr für das gute Gemüth der wirklich liebenswürdigen Thiere. Das Männchen, dessen Weibchen eben erlegt wurde, bleibt zuweilen verdutzt oder traurig sitzen auf demselben Aste, von welchem der Gatte herabgeschossen wurde, oder kehrt, nach dem Gefährten suchend, wiederholt zu dem Orte der Gefahr zurück: wenn es aber wiederholt traurige Erfahrungen von der Tücke des Menschen machen mußte, zeigt es sich gewöhnlich sehr scheu.

In der Gefangenschaft werden alle Kreuzschnäbel bald rücksichtslos zahm. Sie vergessen schnell den Verlust ihrer Freiheit, lernen ihren Pfleger als Herrn und Gebieter kennen, legen alle Furcht vor ihm ab, lassen sich später berühren, auf dem Arme oder der Hand im Zimmer umhertragen und geben ihm schließlich durch mancherlei Gebahren ihre warme Liebe kund. Diese Liebenswürdigkeit im Käfig hat sie mit Allen, welche sie kennen, innig befreundet, und zumal die Gebirgsbewohner halten sie hoch in Ehren.

Die Lockstimme des Kiefernkreuzschnabels, welche beide Geschlechter hören lassen, ist das bereits erwähnte „Göp, göp“ oder „Gip, gip“ und „Zock, zock“. „„Göp“ wird im Fluge und im Sitzen ausgestoßen“, sagt mein verstorbener Vater, dem wir wohl die ausführlichste und beste Beschreibung der Kreuz-

schnäbel verdanken, „und ist ebensowohl ein Zeichen zum Aufbruch, als auch ein Ruf nach andern Kreuzschnäbeln und ein Ton, um die Gesellschaft zusammenzuhalten; deswegen klingt dieses „Göp" auch sehr stark; „Gip, gip" drückt Zärtlichkeit aus und ist ein Ton, den beide Gatten einander im Sitzen zurufen; er ist so leise, daß man nahe beim Baume sein muß, um ihn zu vernehmen. Oft glaubt man beim Hören dieses Rufes, der Vogel sei sehr weit, und wenn man genau nachsieht, erblickt man ihn über sich. „Zock" wird gewöhnlich von sitzenden Vögeln ausgestoßen, um die vorüberfliegenden zum Herbeikommen und Aufsitzen einzuladen; doch hört man es auch zuweilen von Kreuzschnäbeln im Fluge. Es klingt stark und voll und muß der Hauptruf bei einem Lockvogel sein."

„Die Jungen haben in ihrem Geschrei viele Aehnlichkeit mit den jungen Bluthänflingen; doch lassen sie bald das Göp, Gip und Zock der Alten hören."

„Der Lockton des Fichtenkreuzschnabels, welchen er stark im Fluge, aber auch im Sitzen hören läßt, ist „Gip, gip", höher und schwächer, als der des Kiefernkreuzschnabels. Wer die beiden Arten je locken gehört hat, kann sie nicht mehr verwechseln; ich kenne sie jetzt auch in der Freiheit, da ich beide Arten gezähmt besitze, sobald ich nur eine oder die andere Art von weitem höre. Dieses Gip ist Zeichen des Aufbruchs, der Warnung und des Zusammenhaltens. Sitzen sie, und fängt Einer stark „Gip" zu schreien an, so sind die andern alle aufmerksam und fliegen gewöhnlich sämmtlich mit fort, wenn sich der Eine in Bewegung setzt. Wenn sie aber fressen und es fliegen einige vorbei, die diesen Lockton ausstoßen, so lassen sich die Fressenden gewöhnlich in ihrer Arbeit nicht stören und rufen nur selten „Zock, zock" ihnen zu, was zum Niedersitzen einladet. Auch dieses Zock klingt höher und heller, als beim Kiefernkreuzschnabel, und lockt eigentlich an. Ist einer von den andern entfernt, und einer sitzt noch, so schreit dieser unaufhörlich „Zock", um den Entfernten zur Rückkehr zu vermögen. Sitzt einer auf der Spitze eines Baumes und will einen ganzen Flug zum Niedersetzen bewegen, so läßt er dieses Zock sehr stark hören; im Fluge stoßen sie diesen Lockton selten aus. Ein guter Lockvogel muß also hauptsächlich den Ton Zock haben: schreit er mehr Gip, als Zock, dann taugt er Nichts. Beim Sitzen lassen sie noch einen ganz leisen Ton hören, der fast wie das Piepen der kleinen Küchelchen klingt, wenn diese unter der Henne stecken. Dieser Ton hat mit dem des Kiefernkreuzschnabels große Aehnlichkeit. Die Jungen schreien fast wie die jungen Kiefernkreuzschnäbel, lassen aber auch ein Piepen vernehmen wie die Alten."

Der Gesang des Männchens spricht viele Menschen außerordentlich an. Gewöhnlich singt der Kiefernkreuzschnabel besser, als der Fichtenkreuzschnabel; das Lied beider ähnelt sich aber. Es besteht aus einer laut vorgetragenen Strophe, auf welche mehrere zwitschernde, schwache und nicht weit hörbare Töne folgen. In der Freiheit singen sie am stärksten, wenn das Wetter schön, heiter, still und nicht zu kalt ist; an windigen und stürmischen Tagen schweigen sie fast ganz. Während des Gesanges wählen sie sich fast regelmäßig die höchsten Spitzen der Wipfel, und nur während der Liebeszeit zwitschern und schwatzen sie auch im Fliegen. Die Weibchen singen zuweilen ebenfalls, aber leiser und verworrener, als die Männchen. Im Käfig singen sie fast das ganze Jahr, höchstens mit Ausnahme der Mauserzeit.

Die Nahrung der Kreuzschnäbel besteht, wie bereits bemerkt, fast ausschließlich aus den Sämereien der Waldbäume. Zur Gewinnung dieser Nahrung ist ihnen ihr starker und gekreuzter Schnabel unentbehrlich. Es erfordert eine sehr große Kraft und viel Geschicklichkeit, die Kiefern- oder Fichtenzapfen aufzubrechen, um zu den wohl verborgenen Samen zu gelangen; beide aber besitzt der Kreuzschnabel in hohem Grade. Er kommt angeflogen, hängt sich an einen Zapfen aus, sodaß der Kopf nach unten zu stehen kommt, oder legt den Zapfen auf einen Ast und setzt sich darauf oder beißt ihn ab, trägt ihn auf einen Ast und hält ihn mit den starken, langen und spitzigen Nägeln fest. „Sehr schön sieht es aus", erzählt mein Vater, „wenn ein Fichtenkreuzschnabel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmäßig großen Fichtenzapfen von einem Baume auf den andern trägt. Er faßt ihn mit dem Schnabel, gewöhnlich so, daß seine Spitze gerade vorwärts gerichtet ist, und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf

diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Aeste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen kann. Dieses Aufbrechen wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Der Kreuzschnabel reißt, wenn der Zapfen fest hängt oder liegt, mit der Spitze der obern Kinnlade die breiten Deckelchen der Zapfen in der Mitte auf (bei den kleinen hat er Dies nicht nöthig), schiebt den etwas geöffneten Schnabel darunter und hebt sie durch eine Seitenbewegung des Kopfes in die Höhe. Nun kann er das Samenkorn mit der Zunge leicht in den Schnabel schieben, wo es von dem Flugblättchen und der Schale befreit und dann verschluckt wird. Sehr große Zapfen öffnet er nicht."

„Der über das Kreuz gebogene Schnabel ist ihm und seinen Gattungsverwandten beim Aufbrechen der Zapfen von höchster Wichtigkeit; denn einen solchen Schnabel braucht er nur wenig zu öffnen, um ihm eine außerordentliche Breite zu geben, sodaß bei einer Seitenbewegung des Kopfes das Deckelchen mit der größten Leichtigkeit aufgehoben wird."

„Das Aufbrechen der Zapfen macht ein knisterndes Geräusch, welches zwar gering, aber doch stark genug ist, um von unten gehört zu werden. Die abgebissenen Zapfen werden vom Fichtenkreuzschnabel selten rein ausgefressen, wie Dies bei den Kiefernzäpfchen von seinen Gattungsverwandten geschieht, sondern oft ganz uneröffnet, oft halb oder zum dritten Theil eröffnet herabgeworfen. Dies geschieht selbst bei vollkörnigen Zapfen, aber nicht blos von jungen Vögeln, wie Bechstein glaubt, sondern auch von alten; deswegen ist der Boden unter den Bäumen, auf welchen einige Kreuzschnäbel eine Zeitlang gefressen haben, zuweilen mit Zapfen bedeckt oder wenigstens bestreut. Wenn sie fortfliegen, lassen sie alle ihre Zapfen fallen."

„Sind die Zapfen an den Bäumen einzeln oder aufgefressen, dann suchen sie die heruntergefallenen auf und öffnen sie, wie die an den Bäumen hängenden."

Der Fichtenkreuzschnabel geht sehr selten an die weit schwerer aufzubrechenden Kiefernzapfen, weil er zu der an ihnen erforderlichen Arbeit nicht die nöthige Kraft besitzt. Der Kiefernkreuzschnabel aber bricht auch Kiefernzapfen ohne Mühe auf; er kann mit einem Male alle die Deckelchen aufheben, die über dem liegen, unter welchen er seinen Schnabel eingesetzt hat. Beide Arten brechen stets mit dem Oberkiefer auf und stemmen den untern gegen den Zapfen; daher kommt es, daß bei dem Rechtsschnäbler immer die rechte, bei dem Linksschnäbler immer die linke Seite des Schnabels oben liegt. In Zeit von zwei bis drei Minuten ist der Vogel mit einem Zapfen fertig; er läßt ihn dann fallen, holt sich einen andern und öffnet diesen. So fährt er solange fort, bis sein Kropf gefüllt ist. An den auf dem Boden liegenden Zapfen erkennt man, daß Kreuzschnäbel in der Gegend sind. Wenn die Thiere nicht gestört werden, bleiben sie stundenlang auf ein und demselben Baume sitzen und verlassen dann auch die Gegend, in welcher sie sich einmal eingefunden, wochenlang nicht. Solange sie Holzsamen auffinden, gehen sie kaum andere Nahrung an; im Nothfall aber fressen sie ölige Sämereien, Hanf-, Distelsamen u. dgl. und zuweilen sehr gern Kerbthiere, namentlich Blattläuse, welche sie sich dann auch in den Gärten und Obstpflanzungen der Walddörfer zusammensuchen.

Eine nothwendige Folge des vielfachen Arbeitens auf den harzreichen Aesten und Zapfen ist, daß sie sich oft in sehr unerwünschter Weise beschmuzen. Sie sind ebenso reinlich, wie die meisten übrigen Vögel, und putzen sich nach jeder Mahlzeit sorgfältig, um sich von den anhängenden Harztheilen zu reinigen; namentlich den Schnabel wetzen sie minutenlang auf den Aesten. Doch sind sie nicht immer im Stande, ihr Gefieder so in Ordnung zu halten, als sie wohl wünschen, und oft kommt es vor, daß die Federn einen dicken Ueberzug von Harz erhalten. Aber die von ihnen aufgenommene Nahrung bewirkt auch noch etwas Anderes: sie verleiht ihrem Fleische eine Eigenthümlichkeit, welche wiederholt zum Ursprung anmuthiger Sagen geworden ist. Der Leib der Kreuzschnäbel, welche längere Zeit ausschließlich Nadelholzsamen fraßen, wird von dem Harzgehalt so durchdrungen, daß er nach dem Tode längere Zeit der Fäulniß widersteht. „Das Fleisch", sagt mein Vater, „erhält zwar einen eigenen, widrigen Geruch, aber es verwest nicht eigentlich. Nur muß man es vor den Fleischfliegen in Acht nehmen; denn wenn diese dazu kommen, legen sie ihre Eier daran, und die daraus hervorkommenden Maden durchwühlen und verzehren das Fleisch. Ich habe darüber mehrere Versuche

angestellt und immer denselben Erfolg gefunden; ich habe einen vor mir liegen, welcher im vorigen Sommer in der größten Hitze geschossen wurde und doch alle Federn behalten hat; ich habe auch eine zwanzig Jahr alte Mumie gesehen." Daß nur das in den Leib aufgenommene Harz die Ursache dieses eigenthümlichen Befundes ist, geht aus anderen Beobachtungen hervor; denn wenn der Kreuzschnabel sich einige Zeit von Kerbthieren genährt hat, verfällt sein Leib ebenso schnell der Verwesung, wie die Leiche anderer kleiner Vögel.

Eine Kreuzschnabelgesellschaft bildet zu jeder Zeit eine große Zierde der Waldbäume; am prächtigsten aber nimmt sie sich aus, wenn der Winter die Herrschaft führt und dicker Schnee auf den Zweigen liegt. Dann heben sich die rothen Vögelchen lebendig ab von dem düstern Astgrün und dem weißen Schnee und wandeln den ganzen Wipfel zu einem Christbaum um, wie er sich schöner nicht gedacht werden kann. Zu der ansprechenden Farbe der Vögel gesellt sich ihr frisches, fröhliches Leben, welches Jedermann erfreut, ihre stille aber beständige Regsamkeit, ihr hübsches Auf- und Niederklettern, ihr Schwatzen und Singen. Noch anziehender wird diese Gesellschaft, wenn die Brutzeit gerade in die Wintermonate fällt.

Es ist bekannt, daß die Kreuzschnäbel in allen Monaten des Jahres nisten, im Hochsommer ebensowohl, als im eisigen Winter, wenn der Schnee dick auf den Zweigen liegt und alles übrige Leben im Walde fast vollständig verstummt ist. Der Kreuzschnabel, welcher um diese Zeit brüten will, kümmert sich nicht um die Unbill des Wetters; er trägt den goldenen Frühling mit all seiner Lust und Freude in sich selber. Die zahlreiche Gesellschaft trennt sich jetzt in einzelne Paare, und diese wählen sich möglichst nahe neben einander die schönsten Bäume im Walde aus, um diesen die Wiege ihrer Kinder anzuvertrauen. Das Männchen setzt sich auf die höchste Spitze des höchsten Baumes, singt eifrig, lockt anhaltend und dreht sich dabei unaufhörlich um sich selbst herum, wahrscheinlich in der Absicht, dem Weibchen sich in seiner ganzen Schönheit zu zeigen. Kommt dieses nicht herbei, so fliegt es auf einen andern Baum und singt und lockt von neuem; nähert sich die spröde Gattin aber, so fliegt das Männchen sofort hinter ihr her und jagt sie spielend unter piependem Geschrei von Ast zu Ast. Der Kiefernkreuzschnabel pflegt bei solcher Liebesbewerbung noch besondere Flugspiele auszuführen, erhebt sich mit zitternden Flügelschlägen, flattert und singt dabei, kehrt aber ebenso wie der Fichtenkreuzschnabel immer wieder auf denselben Baum zurück. Das Liebesspiel währt bis gegen elf Uhr Mittags; dann beginnt der Bau des Nestes. Dieses steht bald auf einem weit vorstehenden Aste, auf einer Gabel oder auf einem dicken Ast am Stamm, bald nahe am Wipfel, bald weit von ihm, immer jedoch so, daß Zweige von oder über dem Neste hinlaufen, durch welche es gegen den daran und darauf fallenden Schnee geschützt und zugleich möglichst versteckt ist. Es ist ein Kunstbau, welcher äußerlich aus dürren Fichtenreisern, Haidekraut, dürren Grasstengelchen, der Hauptsache nach aber aus Fichtenflechten, Baum- und Erdmos gebaut und innen mit einzelnen Federn, Grashälmchen und Kiefernnadeln ausgelegt wird. Die Wände sind ungefähr einen guten Zoll dick und vortrefflich zusammengewebt; der Napf ist verhältnißmäßig tief. In beschriebener Weise sind wenigstens alle Kreuzschnabelnester in Deutschland gebaut, und deshalb ist es um so auffallender, von einem der besten Thierkenner Schwedens, Propst Eckström, zu vernehmen, daß der Kiefernkreuzschnabel in den schwedischen Waldungen ein Nest bauen soll „rund aus feinen trockenen Fichtenzweigen und Bartflechten zusammengestoppelt, aber so groß, daß sein Durchmesser eine Elle und darüber beträgt. Der Eingang ist kreisrund und so eng, daß der Vogel sich nur mit Noth hindurchdrängen kann, aber die Höhlung oder der Breitraum ist so groß, daß er die geballte Faust aufnimmt. In dieser Weise wird übrigens nur das Winternest ausgeführt; die Sommernester sind kleiner und dünnwandiger." Ich habe diese Angabe hier aufgenommen, obwohl ich noch keineswegs überzeugt bin, daß sie sich wirklich auf unsere Kreuzschnäbel bezieht. Gewiß ist, daß der Vogel große Mühe auf den Bau seines Nestes verwendet. „Ich hatte Gelegenheit", sagt mein Vater, „ein Weibchen während des Nestbaues zu beobachten. Zuerst brach es die dürren Reiser ab und trug sie an Ort und Stelle, dann lief es auf den Aesten der benachbarten Bäume herum, um die Bartflechten zu suchen; es nahm davon jedes Mal

einen ganzen Schnabel voll, trug sie in das Nest und brachte sie in die gehörige Lage. Als die Rundung des Nestes fertig war, verweilte das Weibchen länger darin und brachte alles durch Drücken mit der Brust und durch Drehen des Körpers in Ordnung. Es nahm fast alle Stoffe des Nestes von einem einzigen benachbarten Baum und war so emsig, daß es auch in den Nachmittagsstunden baute und in Zeit von zwei bis drei Minuten mit dem Herbeischaffen und Verarbeiten einer Tracht fertig war. Das Männchen blieb immer bei seinem Weibchen, betrat es alle Tage entweder auf den Aesten oder auf dem Neste, fütterte es, als es zu brüten oder doch das erste Ei zu wärmen anfing (denn sobald das erste Ei gelegt war, verließ es das Nest nicht mehr), sang beständig in seiner Nähe und schien es so für die Beschwerden des Bauens und Brütens, die es nicht mit ihm theilen konnte, entschädigen zu wollen."

Das Gelege der Kreuzschnäbel besteht aus drei bis vier verhältnißmäßig kleinen Eiern, welche auf graulich- oder bläulichweißem Grunde mit verloschenen Flecken und Stricheln von blutrother, blutbräunlicher oder schwarzbrauner Farbe besetzt sind. Zuweilen stehen diese Fleckchen kranzartig an dem stumpfen Ende, zuweilen verbreiten sie sich über das ganze Ei; dieses aber ist, aller Aenderung ungeachtet, immer als Kreuzschnabelei zu erkennen. Die sorgsame Mutter gibt sich dem Brutgeschäft mit großem Eifer hin, während das Männchen auch seinerseits durch Aezung der Mutter die ihm zufallende Arbeit freudig übernimmt. Die Jungen, welche von den Eltern sehr geliebt werden, erhalten vom ersten Tage ihres Lebens an Fichten- oder Kiefernsamen zur Aezung, zuerst solchen, welcher im Kropfe der Alten erweicht und bezüglich halb verdaut ist, später härteren. Sie wachsen rasch heran und sind bald recht gewandt und munter, bedürfen aber länger, als alle andern Sperlingsvögel, besondere Pflege der Eltern. Ihr Schnabel nämlich wird erst nach dem Ausfliegen zum Kreuzschnabel, und bevor dieser sich ausgebildet, sind die Jungen nicht im Stande, die Kiefern- oder Fichtenzapfen zu öffnen, müssen deshalb also von den Eltern noch ernährt werden. Nach dem Ausfliegen halten sie sich auf den dichten Bäumen auf, am liebsten auf Tannen, immer in möglichster Nähe bei den Alten. Wenn diese den Samen ausklauben, sitzen sie neben ihnen, schreien ununterbrochen, wie unartige Kinder, fliegen den Alten eilig nach, wenn diese den Baum verlassen, oder locken so lange und so ängstlich, bis jene zurückkommen. Nach und nach gewöhnen die Alten sie ans Arbeiten. Zuerst werden ihnen deshalb halbgeöffnete Zapfen vorgelegt, damit sie sich im Aufbrechen der Schuppen üben; später erhalten sie die abgebissenen Zapfen vorgelegt, wie diese sind. Auch wenn sie allein fressen können, werden sie von den Alten noch eine Zeitlang geführt, endlich aber sich selbst überlassen. Sie bilden hierauf eigene Flüge oder schließen sich denjenigen Alten an, welche nicht durch die Brut in Anspruch genommen worden sind.

Ich habe schon erwähnt, daß Jagd und Fang der Kreuzschnäbel durchaus keine Schwierigkeiten verursachen. Die neu bei uns angekommenen lassen sich, ohne wegzufliegen, von dem Schützen unterlaufen, ja sie bleiben oft dann noch auf demselben Baume sitzen, wenn einer oder der andere ihrer Gefährten herabgeschossen wurde. Der Fang ist, wenn man erst einen von ihnen berückte, noch leichter, als die Jagd. In Thüringen nimmt man hohe Stangen, bekleidet sie oben buschartig mit Fichtenzweigen und befestigt an diesen Leimruthen. Die Stangen werden auf freien Blößen im Walde vor Tagesanbruch aufgestellt und ein Lockvogel im Bauer unten an ihnen befestigt. Alle vorüberfliegenden Kreuzschnäbel nähern sich wenigstens dieser Stange, um nach dem rufenden und lockenden Genossen zu schauen. Viele setzen sich auch auf den Busch und dabei gewöhnlich auf eine der Leimruthen. Auf diese Weise kann man oft Viele von ihnen an einem Morgen fangen.

Man darf wohl behaupten, daß der Nutzen, welchen die Kreuzschnäbel bringen, den geringen Schaden, welchen sie uns bereiten können, reichlich aufwiegt. Ganz abgesehen von dem Vergnügen, welches sie jedem Thierliebhaber gewähren, ganz abgesehen von der Zierde, welche sie im Winter den Nadelbäumen verleihen, nützen die Kreuzschnäbel dadurch, daß sie in samenreichen Jahren die überladenen Wipfel durch Abbeißen der Fichten erleichtern und diese hierdurch erhalten. Neuerdings hat

man sie wiederholt als die Urheber der sogenannten Fichtenabsprünge bezeichnet, ohne jedoch diese Beschuldigung genügend unterstützen zu können. Ich meine, daß man sie ruhig gewähren lassen darf, draußen im frischen grünen Walde.

Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob man einen der merkwürdigsten finkenähnlichen Vögel von den Sandwichsinseln zur Familie der Kreuzschnäbel stellen darf oder nicht. Die meisten Forscher nehmen keinen Anstand, ihn unserer Familie einzuverleiben; Reichenbach aber glaubt, daß er mit den Pinselzünglern, welche wir später kennen lernen werden, noch näher verwandt sei, als mit den Finken.

Der betreffende Vogel, welchen wir Sittichgrünling nennen wollen (Psittirostra psittacea), erscheint fast noch mehr als Bindeglied der Papageien und Finken, als unsere Kreuzschnäbel oder der Papageigimpel, und diese Verwandtschaft zu ersteren ist auch deutlich genug in seinen beiden Namen ausgesprochen. In der Größe kommt er unserem Gimpel etwa gleich: die Länge beträgt ungefähr 6¾ Zoll, die Länge des Fittigs 3½ Zoll. Das Gefieder ist schön papageigrün, an der Brust leicht graulich überlaufen; Kopf und Hals sind scharf abgesetzt guttagelb, die Schwingen und Schwanzfedern braun, grün gesäumt, der Schnabel und die Beine fleischfarben.

Ueber Lebensweise und Betragen, welche für die Stellung entscheidend sein dürften, fehlen noch alle Nachrichten, obgleich der Sittichgrünling schon vor mehr als 50 Jahren entdeckt wurde. Selbst der Balg gehört zu den größten Seltenheiten; nur die wenigsten Sammlungen können sich rühmen, unsern Vogel zu besitzen.

* * *

Die Familie der Gimpel (Pyrrhulae) schließt sich so innig an die vorhergehende an, daß sie gewöhnlich mit ihr vereinigt wird. Bezeichnend für die Gimpel ist der kurze, dicke, allseitig gewölbte Schnabel, welchen mein Vater treffend bombenförmig nannte, mit kleinem Haken am Oberschnabel, der kurze und mittelstarke Fuß, der wenig ausgeschnittene Schwanz, der mittellange, stumpfspitzige Flügel und das lange, ziemlich weichfedrige Gefieder, welches jedoch in Beschaffenheit und Färbung innerhalb der Familie große Abweichungen zeigt.

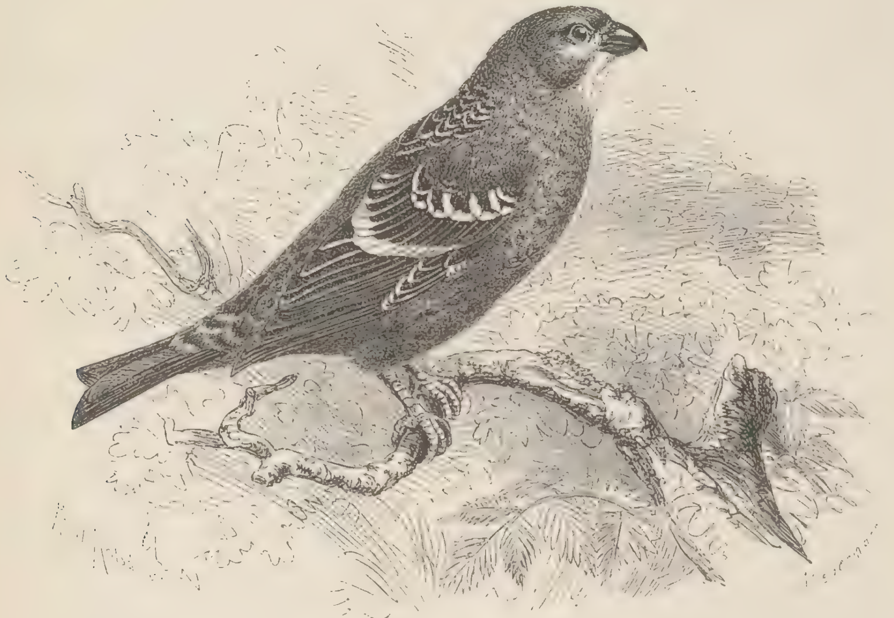
Die Gimpel verbreiten sich mit Ausnahme Australiens über die ganze Erde, bewohnen aber hauptsächlich die gemäßigten und kalten Gürtel. Sie leben in Waldungen und Gebüschen, doch auch auf Felsen und in Wüsten, treiben sich somit ebensoviel auf den Bäumen, als auf dem Boden umher. Ihre Nahrung besteht ausschließlicher, als bei allen übrigen Sperlingsvögeln, in Körnern und Sämereien mancherlei Art und nebenbei in grünen Knospen und Blättern. Sie sind leiblich ziemlich befähigte, geistig aber etwas beschränkte Vögel, bei denen das Gemüth den Verstand überwiegt. Mit anderen ihrer Art leben sie äußerst verträglich und deshalb immer gesellschaftlich; aber sie schließen sich auch verwandten Vögeln und unter Umständen dem Menschen innig an. Ihre Bewegungen sind ziemlich ungeschickt, wenigstens stehen sie den Kreuzschnäbeln und andern Verwandten auffallend nach. Der Gesang ist einfach, die einzelnen Töne zeichnen sich aber durch großen Wohlklang aus, und zudem besitzen wenigstens einige Gimpel die Gabe, fremde Lieder leicht einzulernen und dann vortrefflich wiederzugeben. Das Nest wird wohl verborgen auf Bäumen oder im Geklüft der Felsen angelegt. Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt zwischen vier und sechs.

Meiner Ansicht nach gebührt in dieser Familie die erste Stelle dem Papageigimpel (Paradoxornis flavirostris), einem, wie schon sein Name besagt, sehr auffallenden, noch wenig bekannten Vogel, welcher mit vier andern bis jetzt bekannten Arten in Südasien lebt und etwa unseren Hakengimpel vertreten mag. Mit diesem dürfte er wohl größere Verwandtschaft bekunden, als mit den Lärmdrosseln (Timaliae), zu denen er neuerdings gezogen worden ist. So viel ist freilich gewiß, daß die Forscher über den Verwandtschaftsgrad des Papageigimpels mit andern Vögeln noch nicht einig sind. Mit Ausnahme des Schnabels ist der räthselhafte Vogel allerdings gestaltet wie gewisse Lärmdrosseln: die starken Füße, die gerundeten Schwingen, der abgestufte Schwanz und das lockere Gefieder erinnern an Mitglieder dieser Familie; alle diese Merkmale sind aber auch der Gimpelfamilie eigen. Und dieser Familie entspricht entschieden die Lebensweise, welche mit dem Bau des Schnabels durchaus im Einklang steht. Einen eigentlichen Gimpelschnabel hat der Papageigimpel freilich nicht: dieses für die Bestimmung der Verwandtschaftsgrade so wichtige Werkzeug läßt den Vogel höchstens als ein Verbindungsglied der Papageien und Gimpel erscheinen. Der Schnabel ist sehr kurz und dick; beide Kiefern haben ungefähr dieselbe Länge, und der Oberschnabel springt nicht wesentlich über den unteren vor, schweift sich aber seitlich bogig nach unten aus, ganz in ähnlicher Weise, wie Dies bei vielen Papageien der Fall ist. Im Verhältniß zur Größe des Vogels erscheint er überaus kräftig und stark. Die Schwingen sind schwächlich und sehr stark abgerundet; denn die sechste Schwungfeder ist die längste von allen; der Schwanz ist lang und abgestuft, aber kräftig; die Beine und Füße sind sehr stark, die Zehen mittellang, die Nägel stark gebogen. Das lockere und weiche Gefieder ist im allgemeinen graubraun, unten etwas lichter, auf Hinterkopf und Nacken rothbraun, auf dem Mantel olivenfarbig; das Kehlband und die Ohrdecken sind tiefschwarz, Gesicht, Scheitel, Wangen und Kehle weiß, dunkel gefleckt oder gebändert; die fahle Unterseite wird seitlich röther. Bei einem (wahrscheinlich jungen) Weibchen ist der Mangel des dunklern Brustbandes aufgefallen. Der Schnabel ist glänzend gelb, der Fuß bleigrau, der Augenring rothbraun. In der Größe kommt die beschriebene Art etwa unserm gemeinen Gimpel gleich. Die Länge beträgt reichlich 8 Zoll, wovon 3 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden müssen; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze 3 Zoll.

Alle Papageigimpel, welche bis jetzt bekannt wurden, bewohnen die Waldungen des Himalaya. Unsere Art findet sich vorzugsweise in Assam und Nepal. Ueber Lebensweise und Betragen fehlen zur Zeit noch ausführliche Beobachtungen. Jerdon, welcher Alles zusammenfaßt, was wir über die merkwürdigen Thiere wissen, berichtet, daß die beschriebene Art von ihm in den Khasia-Bergen und zwar in einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere erlegt, von Anderen aber in Assam und Nepal beobachtet wurde. „Ich fand, daß sie sich von verschiedenem Gesäme ernährten. In der Gesellschaft der Alten waren zwei oder drei Junge, welche im Gefieder den Ausgefärbten fast gleich kamen. Die Vögel waren ziemlich scheu, versteckten sich jedoch nicht, sondern flogen von Baum zu Baum.“ Eine andere Art der Gruppe traf derselbe Forscher in den Rohrwäldern hügeliger Gegenden Nepals, Sikkims, Butans ꝛc., wo sie sich allerlei Gesäme aufsuchten. Sie hielten sich in kleinen Trupps zusammen, ließen sich beobachten, versteckten sich aber sofort, als sie sich verfolgt sahen. Tickell erfuhr, daß sie sich gern auch von Getreide, Mais, Reis und Haidekorn ernähren. „Nach dem Fressen“, sagt dieser Beobachter, „setzen sie sich auf die Spitzen der Bäume und Gebüsche und bekunden in ihrem Wesen durchaus Nichts von dem Dickichtleben und verborgenen Treiben der Lärmdrosseln.“ Sie betragen sich also wie andere Gimpel auch. — Im Uebrigen fehlt uns von dem Leben und Treiben der Papageigimpel zur Zeit noch jede Kunde.

Weit besser, jedoch immerhin noch nicht genügend, sind wir über eine zweite Sippe der Familie unterrichtet. Ihr gehört ein Europäer zu, der Hakengimpel (Pinicola Enucleator), welcher in manchen Jahren auch in Deutschland beobachtet wird. Der Vogel verdient schon aus dem Grunde Beachtung, weil er der größte aller unserer Finken ist. Daß er durch Erscheinung und Wesen Jedem

auffällt, beweist sein Namenreichthum. Er wird auch Finscher, Dompfaff, Hakenkreuzschnabel, Hakenkernbeißer oder Hakenfink, Fichtenhacker, Hartschnabel, Finschpapagei, Parisvogel und Krabbenfresser genannt. Sein Schnabel ist allseitig gewölbt, der Oberschnabel jedoch hakig übergebogen, wodurch er sich von den Schnäbeln anderer Gimpel unterscheidet. Die Schneiden sind noch etwas geschweift, und die gerade Spitze des Unterschnabels ist abgestumpft. Die Füße sind verhältnißmäßig kurz, aber stark, die Zehen kräftig, die Krallen groß; die Flügel reichen in der Ruhe bis zum dritten Theil des Schwanzes herab; dieser ist in der Mitte ausgeschnitten. In der Größe kommt der Hakengimpel ungefähr einer Singdrossel gleich: seine Länge beträgt 8 bis 9 Zoll, wovon 3 bis 3¼ Zoll auf den Schwanz abgehen; die Flügelbreite schwankt zwischen 13 und 14 Zoll; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze 4½ Zoll. Das Gefieder ist ziemlich reich, etwas weitstrahlig und sehr lebhaft, aber gleichmäßig gefärbt. Bei den alten Männchen ist ein schönes Johannisbeerroth die vorherrschende Farbe, bei dem einjährigen Männchen und Weibchen spielt die Farbe mehr in das Gilbliche. Die Kehle ist lichter gefärbt, und der Flügel wird durch zwei weiße Querbinden geziert. Die einzelne Feder ist am Grunde aschgrau, längs des Schaftes schwärzlich, gegen die Spitze hin johannisbeerroth oder bezüglich rothgelb und in der Mitte hier und da dunkler gefleckt, an den Rändern dagegen gewöhnlich etwas lichter gesäumt, wodurch eine wolkige Zeichnung entsteht. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwärzlich, heller gerandet; namentlich tritt Dies auf den dunkeln Schulterfedern deutlich hervor. Der Schnabel ist schmuzigbraun, an der Spitze schwärzlich, der Unterschnabel lichter, als der Oberschnabel, der Fuß graubraun, der Augenring dunkelbraun.



Der Hakengimpel (Pinicola Enucleator).

Alle nördlichen Länder Europas und Asiens sind als die Heimat des schönen und auffallenden Vogels zu bezeichnen. In Nordamerika findet sich eine ihm sehr verwandte Art. Soweit man weiß, kommt der Hakengimpel nirgends häufig vor, lebt vielmehr während des Sommers paarweise und einzeln in einem ziemlich großen Gebiet und schart sich nur im Winter zu zahlreichen Flügen zusammen.

Diese Flüge schweifen während des ganzen Winters in den nordischen Waldungen umher, nähern sich nach Radde auch wohl einsamstehenden Gehöften und kehren mit Beginn des Frühjahrs wieder in die Wälder zurück. Falls besondere Ereignisse, namentlich bedeutender Schneefall sie zum Wandern in südlichere Gegenden veranlassen, geschieht es, daß die Flüge sich mit anderen zusammenschlagen und die Vögel somit zuweilen sehr zahlreiche Schwärme bilden. In den Jahren 1790, 93, 98 und 1803 erschienen die Hakengimpel in so großer Anzahl in den Ostseeländern, daß in der Gegend von Riga allein längere Zeit allwöchentlich etwa tausend Paare gefangen werden konnten; im Jahre 1821 waren sie in Preußen sehr häufig, und auch später wurden sie während des Winters in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes massenhaft beobachtet.

Diesen unfreiwilligen Wanderungen in die südlich ihres Vaterlandes gelegenen Gegenden verdanken wir den größten Theil der Kunde, welche wir von ihrem Betragen besitzen; denn über ihr Leben in der eigentlichen Heimat ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt geworden. Die Scharen, welche bei uns ankommen, zeigen sich als höchst gesellige Vögel. Sie halten sich bei Tage truppweise zusammen, streifen gemeinschaftlich umher, gehen gemeinsam auf Nahrung aus und suchen vereint Nachts den Schlafplatz auf. Auch in der Fremde bilden die ihnen vertrauten Nadelwaldungen ihren bevorzugten Aufenthalt, und namentlich diejenigen, in denen Wachholder das Unterholz bilden, scheinen von ihnen gern aufgesucht zu werden. In den Laubhölzern finden sie sich weit seltener; baumlose Ebenen durchfliegen sie so eilig als möglich.

Anfangs zeigen sie sich in der Fremde so recht als harmlose, zutrauliche Geschöpfe, als einfältige Vögel im guten Sinne, als Thiere, welche die Tücke des Menschen noch nicht erfahren haben. Sie bleiben ruhig sitzen, wenn der Beobachter oder der Jäger sich dem Baum naht, auf welchem sie sich versammelt haben; sie schauen dem Schützen dummdreist ins Rohr und lassen es, gleichsam verdutzt, geschehen, wenn dieser einen um den andern von ihnen wegfängt oder vom Baume herabschießt, ohne an Flucht zu denken. Man hat mit Erfolg versucht, einzelnen, welche sich gerade mit Fressen beschäftigten, an langen Ruthen befestigte Schlingen über den Kopf zu ziehen; man hat überhaupt erfahren, daß auch die plumpesten Fanganstalten gegen sie angewandt werden dürfen. Von ihrer rührenden Anhänglichkeit zu ihren Gefährten erzählen Alle, welche sie in der Freiheit beobachten konnten. So fing man auf einem Vogelherde von einer Gesellschaft, welche aus vier Stück bestand, drei auf einem Zuge und bemerkte zu nicht geringem Erstaunen, daß auch der Freigebliebene freiwillig unter das Netz kroch, gleichsam in der Absicht, das Geschick der übrigen zu theilen. Doch würde man irren, wenn man dieses Gebahren der Vögel als Dummheit ansehen wollte: Erfahrung witzigt auch sie zuletzt und macht sie mißtrauisch, scheu und vorsichtig.

In seinem Benehmen erinnert der Hakengimpel vielfach an die Kreuzschnäbel. Er zeigt sich durchaus als Baumvogel, welcher im Gezweig wohl heimisch, auf dem Boden hingegen fremd ist. In den Kronen der Bäume klettert er sehr geschickt von einem Ast zum andern, hüpft auch mit Leichtigkeit über ziemlich weite Zwischenräume; auf dem Boden dagegen benimmt er sich schwerfällig. Der Flug ist ziemlich schnell und wie bei den meisten übrigen Finken bogig, vor dem Niederlassen aber schwebend.

Recht angenehm ist die Stimme. Der Lockton ist flötend und ansprechend, dem des Gimpels ähnlich, der Gesang, welcher auch während des ganzen Winters ertönt, manchfach abwechselnd und wegen der sanften reinen Flötentöne im hohen Grade anmuthend. Während der Wintermonate bekommt man von dem reichen Liede selten eine richtige Vorstellung; der Vogel singt dann leise und abgerissen; im Frühling aber, wenn sich die Liebe in ihm regt, trägt er sein Lied mit vielem Feuer kräftig und anhaltend vor, so daß er auch Den, welcher die Leistungen der edelsten Sänger kennt, zu befriedigen versteht. Wie uns die schwedischen Naturforscher mittheilen, singt er in den tageshellen Sommernächten seiner eigentlichen Heimat besonders eifrig und wird deshalb in Norland der — „Nachtwächter“ genannt.

Aber der Vogel hat noch andere gute Eigenschaften und beweist diese auch in der Gefangenschaft. Sein sanftes zutrauliches Wesen läßt von vornherein darauf schließen, daß er bald zahm wird, falls

ihm nur die rechte Behandlung zu Theil wird. In seinem Gefängniß gewöhnt er sich rasch ein, und bereits nach wenig Tagen sieht er in seinem Pfleger einen Freund, an welchen er sich innig anschließt, nimmt dann ungescheut die Nahrung aus der Hand, läßt sich sogar streicheln oder im Zimmer umhertragen und bekundet seine Zufriedenheit in jeder Weise. Männchen und Weibchen, welche in einen Käfig zusammengesperrt werden, erfreuen noch mehr, als ein einziger; denn sie sind sehr zärtlich gegen einander und erschöpfen sich, so zu sagen, gegenseitig in Liebenswürdigkeiten aller Art. So vereinigt sich in diesen Vögeln Vieles, um sie zu Lieblingen des Menschen zu stempeln: eine anmuthige Gestalt, die Farbenpracht des Gefieders, ein köstlicher Gesang und ein ansprechendes Betragen. Doch leider können die Gefangenen, so ruhig sie auch den Verlust ihrer Freiheit hinzunehmen scheinen, den Aufenthalt im Zimmer nie lange ertragen. Sie welken sichtlich dahin, namentlich wenn man vergißt, daß sie, die Kinder des Nordens, vor Allem frische, kalte Luft bedürfen und sie im geheizten Zimmer hält. Die bei uns einwandernden Hakengimpel zeigen sich vollkommen unempfindlich gegen die Kälte: sie sind auch an den strengsten Wintertagen munter und lebendig; umso beschwerlicher aber fällt ihnen die Wärme des Zimmers und namentlich die dicke Luft desselben. Sie beweisen durch ängstliches Hin- und Herklettern im Käfig, durch Aufsperren des Schnabels und ein förmliches Keuchen, wie unnatürlich und unerträglich ihnen der Aufenthalt im Zimmer ist und erliegen gewöhnlich bald ihren Leiden. Im günstigsten Falle halten sie allerdings länger als ein Jahr in der Gefangenschaft aus, gewöhnlich aber verliert ihr Gefieder schon nach halbjähriger Gefangenschaft seine prachtvolle Farbe: es vergilbt und wird unscheinbar. Man thut also wohl, wenn man sie während des Winters in einem ganz ungeheizten Zimmer oder noch besser in einem außerhalb der Wohnung hängenden Bauer hält.

Die Ernährung der Gefangenen verursacht wenig Schwierigkeiten. In der Freiheit nähren sich die Hakengimpel von dem Samen der Nadelbäume, welchen sie zwischen den geöffneten Schuppen der Zapfen hervorziehen oder von den Aesten und Zweigen und bezüglich vom Boden auflesen; außerdem nehmen sie verschiedene andere Sämereien oder Beeren mancherlei Art gern an und betrachten Baumknospen oder Grünzeug überhaupt als Leckerbissen. Die Gefangenen füttert man mit Rübsen, Lein und Hafer, Wachholder- oder Ebereschbeeren. Sie sind nicht wählerisch, verlangen aber ziemlich viel Futter, weil ihre Freßlust groß ist. In den Sommermonaten werden sie sich höchst wahrscheinlich vorzugsweise von Kerbthieren nähren, hauptsächlich wohl von den Mücken, welche in ihrer Heimat mehrere Monate lang überaus häufig sind. Mit dieser Nahrung füttern sie vielleicht auch ihre Jungen groß.

Ueber die Fortpflanzung haben wir nur dürftige Berichte erhalten; denn der Hakengimpel kommt im Sommer regelmäßig nicht südlich von Varnland und Dalarna vor. Doch hat er ausnahmsweise schon ein Mal mitten in Deutschland genistet und zwar zum Glück in unmittelbarer Nähe des Wohnorts unseres Naumann, dessen Vater die erste Beschreibung des Nestes geben konnte. Dasselbe stand in einem lichten Hartriegelstrauch auf einem kleinen Stämmchen, etwa vier Fuß hoch über dem Boden, so frei, daß man es schon von weitem bemerkte. Es war ziemlich leicht gebaut, kaum besser oder dichter, als ein Grasmückennest. Dürre Pflanzenstengel und Grashalme bildeten die äußeren Wandungen; der innere Napf war mit einzelnen Pferdehaaren ausgelegt. Das Gelege bestand aus vier Eiern. Naumann beschreibt auch diese, jedoch wie wir später erfahren haben ungenügend. Sie haben eine schöne, lebhafte blaue Grundfarbe, sind am stumpfen Ende verwaschen rothbraun gewölkt und zeigen dort auch einzelne kastanienbraune Flecken. In Färbung und Zeichnung ähneln sie den Eiern des gemeinen Gimpels, in der Größe kommen sie aber den Kernbeißereiern vollständig gleich.

Aus Naumann's Beobachtung geht hervor, daß das Weibchen brütet und währenddem von dem Männchen durch seine herrlichen Lieder unterhalten wird.

An den Hakengimpel schließen sich zwei in Asien heimische Arten, die Rosengimpel (Erythrothorax), innig an; sie unterscheiden sich hauptsächlich durch die geringere Größe. Damit steht im Einklang, daß auch ihr Schnabel verhältnißmäßig schwächer ist. Beide sind ziemlich kleine Vögel von prächtiger Färbung. Ihr Schnabel ist kurz, dick, sanft bogenförmig gewölbt, auf dem Rücken wenig erhöht, mit kaum merklichem Haken, „sperlingsgimpelartig", wie mein Vater sagt. Die Füße sind mittellang und stark, der ziemlich lange Schwanz ist ausgeschnitten, der Flügel verhältnißmäßig lang; die zweite oder dritte Schwinge sind die längsten. Das prachtvolle Roth der alten Männchen, welches zur vorherrschenden Farbe geworden ist, zeichnet die Rosengimpel sehr aus, zumal vor dem Weibchen oder jüngeren Vogel, welche graubräunlich oder bräunlichgrau sind. In der Lebensart stehen die hierher zu zählenden Arten zwischen den wahren Gimpeln und den Grünlingen mitten inne; denn sie sind weniger Baumvögel, als die eigentlichen Gimpel und bewegen sich viel auf dem Boden herum. Beide Arten gehören zu den schönsten aller Sperlingsvögel überhaupt.

Der Rosengimpel oder Rosenfink (Erythrothorax roseus) ist 7 Zoll lang und 10½ Zoll breit. Die Stirn ist glänzend weiß, der übrige Oberkörper lebhaft karminroth, auch auf den Flügeln, über welche zwei lichtere Bänder verlaufen. Der Unterkörper ist hoch karminroth. Das junge Männchen hat ein röthlich braungraues Gefieder mit dunkleren Längsstreifen, auf den Flügeln zwei deutliche rothgelbe Binden. Das Weibchen ähnelt dem unseres Hänflings.

Bei sehr alten Männchen erweitert sich, nach Radde's Beobachtungen, das Gebiet der schön silberglänzenden, mit dem zartesten Rosa überhauchten Kopffedern, und das Roth des übrigen Gefieders erscheint weniger lebhaft. Bei jüngeren Männchen mischt sich Braun in das Roth der Stirn, und so werden selbst die vorderen glänzenden Federn grauröthlich. Mit zunehmendem Alter verbreitet sich auch auf den weißen breiten Kanten der obern mittleren Flügeldecken die Rosenfarbe. — Bei den Weibchen zeigt sich das Roth mindestens auf der Kopfplatte und am Bürzel; bei älteren Vögeln ist die ganze Unterseite hellkarminroth.

Der Rosengimpel wurde von Radde im Bureja-Gebirge oft beobachtet. Im September hielt er sich in kleinen Rotten von 6 bis 12 Stücken zusammen, im Winter zeigte er sich nur in Paaren. Gegen den Frühling hin verschwanden sie allgemach.

Lichte Laubwaldungen, namentlich solche, welche aus Eichen und Schwarzbirken bestehen, zieht der Rosengimpel anderen Oertlichkeiten vor; sonst findet er sich wohl auch in buschigen Thälern. Er gesellt sich manchmal zu den Bergfinken oder zum sibirischen Zwerggimpel. Um die Mittagszeit zersprengt sich die Bande und ruht dann träge und theilnahmslos im Gezweig aus, während der Rosengimpel in den Vormittagsstunden, wenn er sich Futter sucht, immer lebhaft und scheu ist.

Der Karmingimpel, der feuerfarbige oder Bandfink (Erythrothorax erythrinus), wird 6 Zoll lang und 10 Zoll breit. Das Gefieder des alten Männchens ist auf Kopf und Bürzel karminroth, auf dem Rücken braungrau, roth gekantet, auf den Schwingen und Schwanzfedern tief braungrau, am Vorderhalse hoch karminroth, auf der Brust weiß, aber karminroth angeflogen. Das einjährige Männchen und das Weibchen ähneln dem weiblichen Hänfling, sind aber auf dem Bürzel gelbgrün.

Der Karmingimpel bewohnt die Wälder und das Röhricht im Norden Europas und Asiens. Er findet sich im nördlichen Schweden, in Finnland und Rußland und ist an manchen Orten häufig. In Deutschland hat man ihn wiederholt beobachtet, auch oft im Innern des Landes. Viel regelmäßiger erscheint er in Südasien. Nach Jerdon ist er als Wintergast in ganz Indien zu finden, häufiger im Norden, seltener im Süden des Landes, vorzugsweise in allen Gebirgsthälern. „In den südlichen Gegenden habe ich ihn hauptsächlich in den Rohrwäldern gesehen; er heißt deshalb in der Telegumundart geradezu „Rohrspatz". An anderen Orten besucht er Gärten und Dickichte. Dort nährt er sich fast ausschließlich von Bambussamen, hier von allerlei anderem Gesäme. Zuweilen

trifft man ihn in großen Flügen an, gewöhnlich aber nur in kleinen Gesellschaften. Er wird seines angenehmen Gesanges wegen oft gefangen und gefangen gehalten." Radde erwähnt auffallender Weise gerade dieses Vogels nur selten in seinen Reiseberichten aus Südostsibirien; er fand ihn in der Steppe und am Baikal, am öftersten noch an Flußufern, einzeln jedoch auch bis zu 8000 Fuß über Meer. Mitte Aprils sangen die Männchen fleißig.

Im Ganzen liegt die Naturgeschichte des Karmingimpels noch sehr im Argen. Man weiß, daß er wasserreiche oder sumpfige Waldungen bevorzugt und hier sich von Sämereien mancherlei Art ernährt, wahrscheinlich auch von Rohrgesäme, weil man bemerkt hat, daß er gerade da, wo viel Rohr sich findet, besonders häufig ist. In seinem Betragen erinnert er ebensosehr an den Hänfling als an den Gimpel. Seine Bewegungen sind leicht; der Flug geschieht in Wellenlinien, wie bei den meisten Finken. Die Lockstimme ist ein heller pfeifender Ton, welcher durch hio oder trio wiedergegeben wird; — ich möchte ihn durch ein einfaches „Tried" übertragen. Den Gesang bezeichnet Naumann als angenehm, laut, lang und durchaus eigenthümlich, so daß Derjenige, welcher Vogelstimmen zu unterscheiden gelernt hat, den Karmingimpel augenblicklich erkennt. Blyth sagt: „Der Tuti, wie unser Vogel in Indien genannt wird, hat einen schwach zwitschernden, aber sanften, ansprechenden Gesang, ein Mittelding zwischen Stieglitz= und Hänflingsgesang, während der Lockton an den des Kanarienvogels erinnert." In Kamtschatka hat man dem Gesang, wie uns Kittlitz mittheilt, sehr sinnreich einen russischen Text untergelegt: „Tschewitschu widäl" (Ich habe die Tschewitscha gesehen!). „Tschewitscha heißt aber die größte der dortigen Lachsarten, der geschätzteste von allen Fischen des Landes und somit das vornehmste Nahrungsmittel der Einwohner; sie kommt ungefähr mit dem Vogel zugleich in Kamtschatka an. Jener Gesang wird nun so gedeutet, als ob er die Ankunft des Lachses verkünde, und der Karmingimpel ist sonach in einem Lande, dessen Bewohner sich hauptsächlich von Fischen nähren, nicht nur der Verkündiger der schönen Jahreszeit, sondern auch des sie begleitenden Erntesegens." Das Nest soll in dichtem Gestrüpp von Weidengesträuchen und Rohr angelegt werden, immer in der Nähe des Wassers, und aus dürren Stengeln, Hälmchen und Wurzeln bestehen, innerlich aber mit weichen Stoffen, namentlich mit Wolle und Pferdehaaren ausgelegt sein. Die Eier sind größer, als die des Hänflings, und auf grünlichem Grunde mit rothen Pünktchen bestreut, besonders am stumpfen Ende.

Kanariengimpel im Käfig gehören bei uns zu Lande zu den größten Seltenheiten. Ich bin so glücklich, gerade jetzt ein lebendes Männchen vor mir zu haben. Es ist ein anmuthiges, munteres Thier, dessen gute Eigenschaften ich rühmen muß. Als es in meinen Besitz gelangte, begann die Herbstmauser; sie währte bis gegen den Dezember hin und verlieh, wie zu erwarten, dem schönen Geschöpf ein unscheinbares Stubenkleid, wie es Kreuzschnabel und Hakengimpel anlegen. Mitte Februars begann er zu singen. Ich war aufs höchste überrascht: der Gesang übertraf meine Erwartungen bei weitem. Alle obenerwähnten Forscher haben recht berichtet, aber doch nicht genug gesagt; denn der Gesang des Karmingimpels gehört zu den besten Finkengesängen, welche ich kenne. Er ist ebenso reichhaltig, als wohllautend, ebenso sanft, als lieblich. Nur der Lockton und das „Tschewitschu widäl" werden kräftig betont; der eigentliche Gesang ist ein ungemein anziehendes, wechselreiches und klangvolles Lied, welches zwar an den Schlag des Stieglitz, Hänflings und Kanarienvogels erinnert, aber doch etwas durchaus Selbständiges hat. Ich fühle mich außer Stand, das Eigenthümliche des Gesanges durch Worte verständlich zu machen; es läßt sich Das eben nicht beschreiben.

Das Betragen meines Gefangenen ist sehr unterhaltend. Er ist beständig in Bewegung, hüpft munter im Käfig auf und nieder und hängt sich oft an die oberen Sprossen an, wie eine Meise. Die Scheu, welche er anfangs zeigte, hat er bald verloren; jetzt ist er sehr zahm. Seine Bekannten begrüßt er durch lebhaften Zuruf.

Er erhält Hirse, Kanariensamen und Ameiseneier. Von letzteren nimmt er sehr wenige zu sich; auch Grünzeug scheint keine Leckerei für ihn zu sein. —

In Amerika werden die Rosengimpel durch sehr ähnliche Vögel vertreten und auch im peträischen Arabien findet sich eine verwandte Art.

Von den Rosengimpeln hat man neuerdings eine ebenfalls in Asien vorkommende Art dieser Familie, den sibirischen Gimpel (Uragus sibiricus), abgetrennt, hauptsächlich wegen der Schwanzbildung, welche allerdings eine sehr eigenthümliche ist. Bei den meisten Gimpeln ist der Schwanz bekanntermaßen kurz, bei den sibirischen aber erreicht er Leibeslänge und ist stufig, indem die vierte Schwanzfeder jeder Seite die längste von allen ist; die übrigen, also auch die mittelste, verkürzen sich in gleichmäßiger Abstufung. Der Schnabel ist verhältnißmäßig schwach und sein Oberkiefer nur wenig über den unteren gebogen. Im Flügel ist die vierte Schwungfeder die längste. In der Färbung steht der sibirische Gimpel dem Rosengimpel nahe. Das alte Männchen ist fast ganz rosenroth, auf dem Rücken dunkler, weil hier die Schaftstriche deutlicher hervortreten und nur eine rothe Federkante übrig lassen. Kopf und Kehle sind weißlich, atlasglänzend, besonders nach der Mauser, welche überhaupt dem ganzen Vogel ein lichteres Kleid verleiht, weil alle frischen Federn ziemlich breite weiße Säume tragen, welche erst nach und nach abgenutzt werden. Die lebhafteste Färbung zeigt der Bürzel: er ist hochkarminroth. Auch der Schnabel wird von einem dunkelrothen Bande umgeben. Jede einzelne Feder ist am Grunde dunkelgrau, sodann blaßkarminroth und licht gerandet. Von dieser Hauptfärbung sticht die Flügel- und Schwanzzeichnung lebhaft ab. Bei ersteren sind die kleinen Oberdeckfedern und Schulterfedern auf der Außenfahne und am Ende weiß oder mindestens weiß gerandet, deshalb erscheint der zusammengelegte Flügel mit Ausnahme eines grauen Querbandes weiß. Im Schwanz sind die drei äußersten Steuerfedern bis auf die dunkeln Schäfte und einen dunkeln Rand am Grunde der Innenfahne, welche nach der Mitte des Schwanzes zu an den einzelnen Federn größer wird, ebenfalls weiß; die mittleren sind nur weiß gerandet. Das Weibchen ist hellolivenfarben oder graugrün.

Der sibirische Gimpel bewohnt sumpfige, mit Rohr bestandene Gegenden Nordasiens, namentlich Flußthäler. Radde fand ihn während des ganzen Jahres am mittleren Amur. Im Spätherbst ketten sich die Paare zu Banden von 10 bis 30 Stücken zusammen und streichen, wobei sie stets einsilbig pfeifende Töne vernehmen lassen. „Bei Irkutsk stellen sich diese Züge erst Ende Septembers in größerer Anzahl ein. Dort werden sie sammt Meisen, Kreuzschnäbeln, Gimpeln und Schneeammern von Vogelstellern gefangen. Sie halten sich aber meist nur kurze Zeit im Bauer und verlieren die ihnen eigene Lebhaftigkeit dann fast ganz. Bis gegen den November hin trifft man sie am häufigsten auf dem Durchzuge an. Später werden die einzelnen Paare seßhaft und bewohnen mit dem Dompfaffen die dicht bestrauchten Bachufer, halten sich auch gern in der Nähe des Getreides da auf, wo solches gestapelt wird, wie Dies auf Halden in lichten Waldgegenden zu geschehen pflegt. Am Ocon traf der sibirische Gimpel im September mit dem Seidenschwanz zusammen; hier belebte er die Inseln. Im Bureja-Gebirge ließen sich größere Banden erst Ende Septembers sehen. Sie waren, wie immer, außerordentlich munter. Niemals flogen sie gleichzeitig, vielmehr immer einzeln; dabei lockten sie fleißig. Der Flug geschieht in sehr flachen Bogen; die Flügel verursachen ein leises Schnurren." Auch diese Gimpel verloren sich im Frühjahre aus den von Radde durchreisten Gegenden.

Nach Temminck soll dieser noch in allen Sammlungen sehr seltene Vogel zuweilen nach Ungarn sich verfliegen; es ist mir jedoch nicht bekannt, auf welche thatsächliche Beobachtung sich diese Angabe stützt, und ich kann nur hinzufügen, daß in der Neuzeit derartiges Vorkommen in unserm heimatlichen Erdtheile meines Wissens wenigstens nicht beobachtet worden ist.

Ausführlicheres, als ich über diese „Europäer“ mittheilen konnte, wissen wir über ein prächtiges und liebenswürdiges Mitglied der Gimpelfamilie, welches in Afrika seine eigentliche Heimat hat, von dort aus aber ebenfalls wiederholt nach Europa sich verflog. Ich habe diesen Vogel, den Wüstengimpel oder wie mein lieber Freund Bolle ihn nannte, den Wüstentrompeter (Bucanetes githagineus), sehr oft in Egypten und Nubien beobachtet, auch Dutzende von ihm erlegt und ihn somit wohl kennen gelernt, nicht entfernt so genau jedoch, wie Bolle, welcher ihn zum Gegenstand einer seiner anmuthigsten Schilderungen gemacht hat. Sie ist es denn auch, welche ich der nachfolgenden Beschreibung zu Grunde lege; meine eigenen Wahrnehmungen, welche dazwischen eingestreut sind, sollen und können blos zur Vergleichung dienen. Gern hätte ich den ganzen Inhalt der Bolle'schen Schilderung hier wiedergegeben, überstiege sie nicht den mir gestatteten Raum. Meine Leser müssen sich also wohl oder übel mit einem Auszuge begnügen.

„Weit jenseits des fruchtbaren Küstengürtels Nordostafrikas, welche Thier- und Pflanzenwelt fast durchweg mit dem gesammten Becken dieses ungeheuren Binnenwassers theilt; jenseits des Atlasgebirges hinter dem Tell der ackerbauenden Araber, erschließt sich in der Wüste ein neues geheimnißvolles Reich, in welchem uns eine zwar kärgliche aber fremde Welt von Pflanzen und Thieren entgegentritt. Denn nicht Alles ist Tod und Schweigen in dieser gefürchteten Sahara; nicht überall ist sie das schreckenerregende Sandmeer, das unter dem Gifthauche des Samum seine Wogen schlägt. Sie hat ihre Brunnen längs der Karavanenstraßen, ihre palmenbeschatteten Oasen, ihre unter dem Fall der Winterregen von wasserreichen Bächen durchflutheten Thäler und schmückt sich nicht nur am Rande, sondern auch in den tieferen Thälern hin und wieder mit Buschwaldungen von Mimosen und Tamarisken. Selbst dem ödesten Kiesgrund entsprießen zur rechten Jahreszeit eigenthümliche Wüstenpflanzen: Halfagräser und die am Boden rankende, oft meilenweite Strecken gesellig übergrünende Koloquinte, von deren bittern Melonenfrüchten der Strauß sich nährt. Wo aber Pflanzenleben mit den irdischen Massen um die Stätte ringt, da schauen wir auch nach der Thierwelt uns nicht vergebens um. Wie abwechselnd sich nun auch die Bodenbeschaffenheit dieses unermeßlichen von Meer zu Meer, vom Euphrat zum Senegal reichenden Wüstengürtels darstellen möge, immer wird es im großen Ganzen ein Stempel gewaltiger Oede und Unfruchtbarkeit sein, den die Natur ihm aufdrückte, und demgemäß wird auch der Charakter seiner Thierwelt ein damit im Einklang stehendes Gepräge tragen, das schon in der äußeren Erscheinung einer durchweg einförmigen, dem nackten Erdreich sich anschmiegenden Färbung hervortritt.“

Wir haben im ersten Theile des „Thierlebens“ Gelegenheit gehabt, die Uebereinstimmung des Wüstenkleides mit der Wüste wiederholt hervorzuheben und brauchen deshalb unserm Bolle in der Ausmalung der Wüstenthiere nicht weiter zu folgen, sondern können ohne Umschweife zu unserm Wüstentrompeter zurückkehren, dessen Beschreiber also fortfährt. „Bestimmt ist dieser Gimpel unter den wüstengeborenen Vögeln, die sonst ohne Ausnahme ein fahles düsteres Kleid tragen, einer der beachtenswerthesten, ohne Zweifel der hübscheste und reichgefärbteste von allen, das wahre Schoßkind einer meist stiefmütterlichen Natur und ein Beweis mehr dafür, wie unter allen Klimaten die schöpferische Urkraft der ewigen Nothwendigkeit des Schönen Rechnung getragen hat.“

Unser Wüstentrompeter, der „Steinvogel“ der Araber, der maurische Vogel oder der „Moro“ der Kanarier ist ein lebhafter und schöner Gimpel, ungefähr von der Größe unseres Kanarienvogels, $4\frac{3}{4}$ bis 5 Zoll lang und 8 bis $8\frac{3}{4}$ Zoll breit, mit einem kurzen Schwänzchen von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge und einem verhältnißmäßig langen Fittig von $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge. Sein Leib ist gedrungen, und der Kopf mit dem papageiartig gewölbten Scharlachschnabel erscheint etwas dick, ohne jedoch dem Vögelchen etwas von der Zierlichkeit der Formen zu rauben. Die Füße sind von bemerkenswerther Zartheit für ein Thier, welches sich viel auf hartem Erdboden bewegt; das Gefieder ist verhältnißmäßig reich und im Hochzeitskleide des alten Männchens von einer prachtvollen Färbung, welche Bolle sehr bezeichnend eine Mischung von Atlasgrau und Rosenroth nennt. Das Roth gewinnt mit vorschreiten-

dem Alter des Thierchens alljährlich an Ausdehnung und Stärke und tritt im Frühling, wo das Gefieder den höchsten Grad der Ausfärbung erreicht, am vollendetsten auf, so daß es dann den purpurnen Schmelz der unsere Saten schmückenden Radeblume, welche dem Vogel seinen wissenschaftlichen Namen lieh, an Schönheit weit hinter sich zurückläßt. Gegen den Herbst hin verblaßt es zusehends und ähnelt dann mehr dem Weibchen, dessen Hauptfärbung ein gesättigtes Gelbroth ist. Manchfache Farbenabstufungen sind zu bemerken: einzelne Männchen erscheinen wie in Blut getaucht, andere sind wüstengrau. Der rothe Farbenstoff beschränkt sich nicht auf das Gefieder allein, sondern breitet sich auch über die Oberhaut des Körpers, so daß ein gerupfter Wüstentrompeter als eine wahre kleine „Rothhaut" erscheint. Scheitel und Nacken sind auch im Hochzeitskleide rein aschgrau mit seidenartigem Glanz, Schultern und Rücken mehr oder weniger bräunlich aschgrau mit röthlichem, durch so gefärbte Federränder gebildetem Anfluge. Die größeren Flügeldecken sind blaßbräunlich, breit rosenroth gerandet, die Schwingen und Steuerfedern sind dunkelbraungrau, an der äußersten Fahne karminroth, an der inneren weißlich gesäumt, an der Spitze licht gerandet. Bei besonders schön gefärbten Männchen erscheint auch der Rücken wie mit Rosenroth überhaucht. Das Weibchen ist am ganzen Oberleibe bräunlichgrau, auf der Unterseite heller grau, röthlich überflogen, auf dem Bauche schmuzig weiß.

Wer die Wohnsitze des Wüstentrompeters kennen lernen will, muß der Wüste zuwandern; denn ihr ausschließlich, aber ihr im weitesten Sinne, gehört der Vogel an. Bolle fand ihn als häufigen Brutvogel auf den kanarischen Inseln und zwar vorzugsweise auf den östlichen, auf Lanzarote, Fuertaventura und Gran Canaria; ich traf ihn nicht minder selten in dem größten Theil Oberegyptens und Nubiens bis gegen die Steppen hin, wo er allgemach verschwindet, fand ihn aber auch vereinzelt in dem wüstenhaften Arabien. Von diesen Gegenden seiner Heimat aus hat er sich auf die griechischen Inseln, in die Provence und bis nach Toskana verflogen. Auf Malta trifft er jeden Winter als Gast ein.

Die Oertlichkeit, welche der Wüstentrompeter bevorzugt, muß vor Allem baumlos und von der heißen Sonne beschienen sein. „Der schüchterne Vogel will sein Auge frei über die Ebene oder das Hügelgelände schweifen lassen. Was er vorzieht, sind die dürrsten und steinigsten Orte, wo der in der Mittagshitze aufsteigende Luftstrom über verbranntem Gestein zittert, so daß von seinem Flimmern und vom Wiederschein des Lichtes auf dem pflanzenleeren Boden der Wanderer fast erblindet. Nur wenig Gras, im Sommer verdorrt und gelb gebleicht, darf zwischen den Steinen hervorragen, nur hin und wieder niederes Gestrüpp zerstreut der Erde entsprießen, damit dem Wüstentrompeter wohl sei an einer Stelle. Da lebt er denn, mehr Geröll- als Felsenvogel — ein Dickschnäbler mit den Sitten eines Steinschmätzers! — stets gesellig, wenn die Sorgen der Fortpflanzung ihn nicht vereinzeln, familienweise oder in kleinen Truppen. Von Stein zu Stein tanzt das muntere Vögelchen, oder es gleitet in meist niedrigem Flug dahin. Selten vermag der Blick, es weit in die Landschaft hinaus zu verfolgen; denn das röthlichgraue Gefieder der Alten verschmilzt so unmerkbar mit der gleichartigen Färbung der Steine und mehr noch der blattlosen Euphorbienstämme und Zweige, wie das Isabell der Jungen mit dem fahlen Gelb von Sand, Tuffstein oder Kalk. Dazu kommt noch jenes Flimmern der unteren Luftschichten in der an Spiegelungen und Sinnestäuschungen so reichen Wüste, die uns erst recht erkennen lehrt, wie unentbehrlich das wohlthuende Grün einer zusammenhängenden Pflanzendecke doch dem menschlichen Auge ist. Gar bald würden wir seine Spur verlieren, wenn nicht die Stimme, welche eine der größten Merkwürdigkeiten des Vogels ist, unser Wegweiser, ihn aufzusuchen, würde. Horch! ein Ton wie der einer kleinen Trompete schwingt durch die Luft: gedehnt, zitternd, und wenn unser Ohr ein feines ist und wir gut gehört haben, werden wir diesem seltsamen Klange vorhergehend oder unmittelbar nach ihm ein paar leise, silberhelle Noten vernommen haben, die wie die kaum hörbaren Accorde einer von unsichtbaren Händen gerührten Harmonika, glockenrein durch die stille Wüste hinklangen. Oder es sind sonderbar tiefe, dem Gequak des kanarischen Laubfrosches nicht unähnliche, nur weniger rauhe Silben, die, hastig wiederholt, hinter

einander ausgestoßen werden, und die das Thierchen selbst mit fast gleichen, aber schwächeren Lauten, bauchrednerisch, als kämen sie aus weiter Ferne, beantwortet. Nichts ist wohl mißlicher, als Vogeltöne durch Buchstaben wiedergeben zu wollen: beim Moro dürfte es vorzugsweise schwierig sein. Es sind eben Stimmen aus einer besondern, für sich bestehenden Sphäre, die man vernommen haben muß, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Niemand wird einen wirklichen Gesang von einem Vogel so beschaffner Gegenden erwarten. Die erwähnten, abenteuerlichen Klänge, denen er oft noch eine Reihenfolge krähender und schnurrender anhängt, vertreten bei ihm die Stelle eines solchen. Sie passen in ihrer Seltsamkeit so vollkommen zu der gleichfalls ungewöhnlichen Umgebung, daß man ihnen stets freudig lauscht und auf sie horcht, sobald sie schweigen. Diese Trompetenstöße sind wie eine der melancholischen Stimmen der Wüste selbst oder als ob die Geister der Einöde redeten."

„Da, wo das Erdreich aus Nichts als Flugsand besteht, verschwindet der Moro. Er ist nicht dazu gemacht, wie ein Brachhuhn oder wie ein Wüstenläufer über den Sand zu laufen. Auch steiles felsiges Gebirge scheint er nicht gerade aufzusuchen; desto mehr liebt er jene öden, schwarzen Lavaströme voll gletscherartig klaffender Risse und Schlünde, auf denen kaum ein Hälmchen grünt, die ihm aber durch die sicheren Schlupfwinkel, welche sie in ihren Höhlungen darbieten, anzulocken scheinen. Nie sieht man den Wüstentrompeter sich auf einen Baum oder Strauch niederlassen."

„In bewohnteren Gegenden sind diese Vögel ziemlich scheu; da aber, wo die Einsamkeit und das Schweigen der Wüste sie umgibt, noch recht zutraulich: am meisten die Jungen, die man oft unvermuthet auf einem Stein neben sich sitzen und Einem mit den munteren schwarzen Aeuglein ins Gesicht schauen sieht."

Ganz ähnlich ist es in den Nilländern. Hier belebt der Wüstentrompeter von Siut an stromaufwärts die felsigen Ufer des Nils und zwar an manchen Stellen in erstaunlich großer Menge. Da wo die Wüste bis an das Stromthal herantritt, darf man sicher sein, ihm zu begegnen. In Nord= und Mittelnubien fällt er wie unsere Finken in Flügen von funfzig bis sechszig Stücken auf den Feldern ein oder streicht auf ihnen und zwischen dem Gebirge umher. Je wilder und zerklüfteter die Felsen sind, um so sicherer ist er zu finden. In der eigentlichen Wüste begegnet man ihm auch, jedoch fast ausschließlich in der Nähe der Brunnen. Hier ist er gewöhnlich der häufigste Vogel oder theilt mit den kleinen Wüstenlerchen und Wüstenammern das arme Gebiet.

Die Nahrung des Vogels besteht in der Freiheit fast oder ganz ausschließlich aus verschiedenen Sämereien, vielleicht auch aus grünen Blättern und Knospen; Kerbthiere scheint er zu verschmähen. Das Wasser ist ihm Bedürfniß. „Wie spärlich, trüb und lau auch die Quelle rinnt, sie muß durch einen, wenn auch meilenweiten Flug täglich einmal wenigstens erreichbar sein. Das Erscheinen des Wüstentrompeters ist für die von Durst gequälte Karavane immer ein günstiges Wahrzeichen." Sie erscheinen des Morgens und Nachmittags in Gesellschaften an der Tränke, trinken viel und in langen Zügen und baden sich dann wohl auch in seichterem Wasser.

Im März beginnt die Brutzeit. Die männlichen Vögel haben dann ihr Prachtkleid angelegt und sich mit dem erkornen Weibchen vom Fluge getrennt, sind jedoch nicht aus dem Verbande der Gesammtheit geschieden. Vereint sieht man die verschiedenen Pärchen auf den zerklüfteten Felsen sitzen; lauter und öfter als sonst erdröhnt der langgezogene Trompetenton des Männchens, und lerchenartig umgeht dieses das Weibchen. Obgleich ich am Nil die Paare Baustoffe eintragen sah, wollte es mir doch nicht gelingen, mehr zu entdecken. Die Felsenmassen zu beiden Ufern des Stromes bieten dem niedlichen Vogel meist einen viel zu ausgedehnten und günstigen Nistplatz dar, als daß ein Sammler Nachsuchungen mit Erfolg betreiben könnte. Auch Bolle hat, so vielfach er sich nach dem Neste umgeschaut, keines entdecken können, wohl aber von den Ziegenhirten der gedachten Inseln erfahren, daß die Wüstentrompeter in den Schlünden der Lavamassen oder auf der Erde unter großen überhängenden Steinen nisten. Das Nest selbst soll kunstlos aus dem groben Stroh der Wüstengräser zusam=

men geflochten, innen mit größeren Federn oder Wollflocken leicht gepolstert sein und drei bis fünf Eier enthalten. Wahrscheinlich nistet das Paar zwei Mal im Jahre und schließt sich erst nach Erfüllung seiner ehelichen Obliegenheiten den früher entflogenen Jungen an, welche einstweilen in Trupps umherstreifen. Im Herbst und Winter scheinen die Wüstentrompeter größere Wanderungen zu unternehmen; auf den kanarischen Inseln kommen dann viele an, welche aus Afrika herübergeflogen sind. Man hat auch schon ermüdete Flugreisende dieser Art an Bord der Fahrzeuge sich niederlassen sehen.

Der Mensch befehdet den Wüstentrompeter weder in Afrika, noch auf den kanarischen Inseln, und wären nicht Wildkatzen, Mangusten und Bandiltisse, die kleinen Edelfalken und Weihen, welche letztere namentlich auf ihren winterlichen Reisen den harmlosen Wüstenbewohnern gefährlich werden, sie könnten nach Herzenslust ein sorgenfreies Leben führen. Mit dem häufigsten Vogel der Kanaren und Nilländer, dem Thurmfalk, scheint der Wüstentrompeter nach Bolle's Beobachtung im guten Einverständniß zu leben, und vor dem so überaus häufigen Milan braucht er sich wenigstens in Egypten nicht zu fürchten. Der Naturforscher erlegt die Thierchen leicht an der Tränke, aber auch zwischen den Steinen ohne Mühe so viele von ihnen, als er will. Schwieriger ist es, die Vögel zu fangen; denn dazu bedarf man eines Lockvogels derselben Art. „Diesen fesselt man in einem wüsten Thalgrunde oder am Rande eines Stoppelfeldes möglichst fern von Baum und Busch, wo man weiß, daß dergleichen Vögel umherstreifen, zu ebener Erde an. Bald wird sein unaufhörlich ausgestoßener Lockton die wilden Kameraden herbeirufen. Sie lassen sich aus der Luft nieder; sie hüpfen, wie tanzend, von einem Steine zum andern. Einen Augenblick noch zaudern sie, aber schon sind sie so nahe, daß man ihre Farben erkennen, ihre Augen glänzen sehen kann. Sie picken von dem rings um den Lockvogel herum ausgestreuten Futter, und wenige Stunden später klappt das Netz über ihnen zusammen: sie sind gefangen! Anfangs trotzig und wild, bequemen sie sich doch bald, den Kanariensamen, welchen man ihnen vorlegt, als Nahrung anzunehmen. Dieser Fang ist ein Vergnügen, das ich mich wohl rühmen darf, vor andern Vogelkundigen vorausgehabt und in vollem Maße genossen zu haben. Welch eine Lust, so in früher Morgenstunde mit der Fangschnur in der Hand hinter einem Felsblock oder auch, in angemessener Entfernung, ganz frei dazuliegen und durch reichliche Beute seine Mühe belohnt zu sehen."

„Da ich zehn Wüstentrompeter mit nach Deutschland gebracht habe und deren noch mehrere besitze, bin ich im Stande, über ihr Verhalten als Stubenvögel Auskunft zu geben. Als wir über die Nordsee fuhren und während eines mehrtägigen Sturmes, bei schon winterlicher Jahreszeit, in großer Gefahr schwebten, ließen die Moros, der Kälte trotzend, fortwährend ihr Lied vernehmen. Nie werde ich es vergessen: wir lagen in unsern vom Seewasser durchnäßten Kojen, von oben schlugen die Sturzwellen von Zeit zu Zeit in die Kajüte, seit Nächten war kaum Schlaf in unseren Augen, seit Tagen nichts Warmes über unsere Lippen gekommen. Ich war kaum im Stande, des Morgens aufzustehen, den Vögeln ihr Futter zu reichen und ihren Käfig, der beim Schwanken des Schiffs Gefahr lief, zertrümmert zu werden, aufs neue zu befestigen. Oben schaute man sich — immer vergeblich — nach dem rettenden rothen Felsen von Helgoland um, der uns heimkehrenden Deutschen den ersten Gruß vom Vaterlande bringt. Die nächste Zukunft lag dunkel genug vor uns. Da hörte ich die junge und schöne Frau eines unserer Reisegefährten mit schwacher Stimme sagen: „Solange die kleinen Rothschnäbel noch trompeten, habe ich Hoffnung; sind die aber still — dann wird wohl keine mehr für uns sein!" So hatte ich sie denn aus ihrer sonnigen Heimat übers Meer gebracht, um ein deutsches Herz in Nöthen mit Trost zu erfüllen, noch ehe die Vögel selbst deutschen Boden betraten. Die Gefahr ging vorüber, kurz darauf sahen sie ihn, schneebedeckt an der Mündung der Elbe."

„Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Moros harte und dauerhafte Vögel sind, die, obwohl sie die Wärme, im Norden zur Winterzeit die Nähe des Ofens suchen, doch auch ziemlich niedrige Wärmegrade zu ertragen vermögen. Ich verlor während der Seereise, der andere Vögel so leicht unterliegen, keinen einzigen von ihnen. Man kann sie in Deutschland recht gut vom April bis

Oktober im Freien lassen; nur ist es selbstredend, daß sie gegen wirklichen, scharfen Frost verwahrt werden müssen. Das Benehmen dieser Gimpel ist sanft und friedlich. Sie empfehlen sich durch ihr keckes, anmuthiges Wesen, durch Zahmheit und große Verträglichkeit sowohl unter einander, als gegen andere Vögel, vorzüglich aber durch die sonderbaren stark betonten Laute, die sie hören lassen. Das Trompeten der Männchen ertönt auch im Spätherbst und Winter. Als große Freunde der Geselligkeit rufen und antworten die Thierchen einander fortwährend. Am angenehmsten aber werden sie im Zimmer ohne Zweifel dadurch, daß sie bei Licht stets munter und meist noch lebhafter, als bei Tage sind. Kaum wird die Lampe angezündet, so begrüßen sie ihren Herrn durch Trompeten, ohne durch Flattern, wie so viele Kerbthierfresser, zu später Stunde lästig zu werden. Sie führen dann die belustigendsten Konzerte auf, die man sich denken kann. Bald sind es schöne und helle, aber kurze Trompetenklänge, bald jener langgedehnte dröhnende Ton, der die Hauptnote ihres Gesanges ausmacht. An diesen schließt sich oft ein Schnurren oder verschiedentlich betonte Laute, die das Miauen der Katzen nachzuahmen scheinen. Ein ander Mal beginnen sie mit Tönen, leis und rein, wie ein Silberglöckchen läutet; darauf folgt dann ein ganz entgegengesetztes, fast ammerartiges Geschnarr. Dem quakenden Tone „Kä, kä, kä", den sie am häufigsten wiederholen, antwortet in der Regel ein viel tieferer, leise und kurz ausgestoßener. Diese bald rauh, fast krächzend, bald flötend klingenden, immer aber höchst ausdrucksvoll vorgetragenen Silben drücken durch ihre Verschiedenheit jede Aenderung in der Gemüthsstimmung des Vogels aus. Selten hört man ein zwar unzusammenhängendes, aber langes Geplauder, wie das kleiner Papageien; sie rufen auch, kakelnd wie Hühnchen, „Kekek, kekek", drei bis vier Mal hinter einander. Ein lautes „Schak, schak" ist der Ausdruck des Erstaunens oder Mißtrauens beim Anblick ungewohnter Dinge."

„Jagt man sie und will sie ergreifen, so quaken sie ängstlich. Alle diese Töne sind fast ohne Ausnahme so absonderlich sprechend und vollklingend, daß man erstaunt, sie von einem so kleinen Thierchen zu vernehmen. Gewiß wäre seine Stimme durch Erziehung einer ähnlichen Vervollkommnung fähig, wie wir sie bei unseren Dompfaffen bewundern. Am lautesten trompeten die Moremännchen — die Weibchen haben diesen Ton überhaupt nicht — im Frühlinge. Dabei legen sie den Kopf ganz nach hinten über und richten den weit geöffneten Schnabel gerade in die Höhe. Die leiseren Töne werden mit geschlossenem Schnabel hervorgebracht. Ueberhaupt machen die Vögel beim Singen, auch sonst zur Paarungszeit, die komischsten Bewegungen. Sie tanzen förmlich um einander herum und treiben sich scharf, wenn sie in erregter Stimmung sind. Bei der Verfolgung des Weibchens nehmen die Hähnchen nicht selten mit senkrecht emporgerichtetem Körper und weit ausgebreiteten Flügeln die Figur eines Wappenbildes an. Es scheint dann, als seien sie im Begriff, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit in die offenen Arme zu schließen."

„Auch im Gebauer halten sich die Wüstentrompeter, ihrer Natur gemäß, am liebsten am Boden auf, wo sie auch meist schlafen. Sie lernen jedoch bald, sich auf Sprossen und Stangen zu setzen. Ueber den Erdboden huschen sie mit großer Schnelligkeit, hüpfend, nicht schreitend, hin. Sie ducken sich viel unter Gegenständen, die sie verbergen können, kriechen aber nie in Höhlungen mit engem Eingange. An der Sonne strecken sie sich behaglich mit gesträubtem Gefieder aus und bilden zu mehreren beisammen so die reizendsten Gruppen. Man sieht sie nicht oft sich baden. Zur Mauserzeit bedürfen sie vorzüglich sorgsamer Pflege, da sie ohne eine solche leicht kränkeln und erliegen. Leider verlieren sie in der Gefangenschaft das prächtige Roth größtentheils; es verblaßt zu einem rosenröthlichen Anfluge an Stirn, Brust und Bürzel, der beim Männchen stärker hervortritt. Immer aber bleiben sie auch so noch, durch Nichts mehr, als durch den Korallenschnabel, eine stattliche und angenehme Erscheinung."

„Man ernährt den Wüstentrompeter, wie andere Finken, mit Sämereien, in deren Auswahl er nicht ekel ist; doch zieht er die größeren öligen, z. B. Hanf, den mehlhaltigen, wie Hirse- und Spitzsamen, vor. Sehr angenehm sind ihm die grünen Köpfchen des Löwenzahns, aus denen er die Samen geschickt hervorzuholen versteht, halb oder ganz reife Kornähren, die Früchtchen der verschiedenen

Amaranthusarten und zarte Blätter von Kohl, Salat, Kreuzkraut oder Miere. Von thierischen Stoffen reizen nur Ameisenpuppen seinen Appetit, lebende Kerbthiere bleiben unberührt. Die Moros sind überhaupt keine Kostverächter und sehr leicht zu erhalten. Ich sah sie in ihrer Heimat mit zerkleinertem Mais vorlieb nehmen. Weiches Futter: in Milch oder Wasser geweichte Semmel, Obst, ja selbst gekochte Kartoffeln, verzehren sie mit besonderem Wohlbehagen. Die passendste Fütterungsweise für diese Vögel dürfte ein Gemisch von Hirse- oder Kanariensamen mit ein wenig Hanf, von Zeit zu Zeit daneben etwas Grünes sein."

„Die Moros zeigen viel Neigung, sich in der Gefangenschaft fortzupflanzen und wären gewiß mit einiger Sorgfalt und Ausdauer leicht völlig zu zähmen. Da ist Nichts von der entschiedenen Abneigung der meisten mittagsländischen Finken, sich in unserem Norden einander geschlechtlich zu nähern. Ebenso wenig ist bei ihnen zu diesem Behufe die Anwendung künstlicher Wärme erforderlich. Die Witterung unseres Frühlings genügt ihnen vollkommen. Es müssen die eiskalten, mit glühend heißen Tagen wechselnden Nächte der Sahara sein, die dem Vogel die Empfindlichkeit gegen niedere Wärmegrade genommen und ihn in dem Grade bei uns eingebürgert haben. Die Hähnchen sind so erpicht auf den Genuß der Liebe, daß die meinigen schon im ersten Frühjahr nach dem Verlust ihrer Freiheit beständig Strohhalme in den Schnabel nahmen und damit die Weibchen umtanzten, als wollten sie ihre Bereitwilligkeit zu den Pflichten eines Familienvaters dadurch zu erkennen geben. Hält man sie von ihres Gleichen getrennt, so nahen sie sich auch andern Vögeln freundschaftlich; ja ich habe es im Juli dieses Sommers erlebt, daß ein Wüstentrompeter-Wittwer eine Sperlingstaube (Columba passerina), also ein mehr als doppelt größeres Thier, als er selbst, zu treten versuchte."

„Im April 1858 setzte ich ein Trompeterpärchen in eine zum Gebauer eingerichtete Kammer, deren vergittertes Fenster der Nachmittagssonne freien Zutritt gestattete, und bald hatte ich die Freude, sie alle der Paarung vorangehenden Spiele durchmachen zu sehen. Sie trieben sich mit hochaufgerichteter Haube, schnäbelten und fütterten sich aus dem Kropfe, nicht oft zwar, aber dafür desto leidenschaftlicher und stets mit in höchster Erregung gesträubten Scheitelfedern und herabhängenden, wie krampfhaft zuckenden Flügeln. Zum Nisten wählten sie ein hochhängendes Bauerchen von denen, worin die Harzer ihre Kanarienvögel bringen, dessen herausgenommene Holzstäbe es vorn weit offen ließen. Sie zogen Stroh jedem andern Baumaterial vor — Heu und Mos verschmähten sie ganz — und nahmen dabei auf ein Mal soviel Halme in den Schnabel, als dieser zu fassen vermochte. Inwendig legten sie das Nest mit Federn aus. Der Bau, schlicht und einfach, wie er war, ging langsam von Statten und ward, obwohl auch das Männchen etwas zu Neste trug, doch fast ausschließlich vom Weibchen bewerkstelligt. Nie verweilten beide längere Zeit zusammen im Neste; kam der eine hinzu, gleich schlüpfte der andere hinaus und umgekehrt. Sehr lange Halme, die sie wagerecht trugen, hineinzuschaffen, kostete den bauenden Thierchen oft viel Mühe, da sie dieselben nicht gehörig zu drehen und zu wenden wußten. Am 24. April morgens fand ich das erste Ei im Neste. Die folgenden Tage ward täglich ein neues hinzugelegt, bis die Zahl von vieren beisammen war. Die Mutter hatte zwar bis dahin nicht festgesessen, würde aber wahrscheinlich — gegen Störung durch andere Vögel gesichert — gebrütet haben, wäre ich nicht entschlossen gewesen, die Hälfte dieses ersten Geleges auf dem Altar der Eierkunde zu opfern. Die übriggebliebenen zwei Eier legte ich einem mir als vortrefflich brütend bekannten Kanarienvogel unter, der nach vierzehntägiger Bebrütung ein Junges ausbrachte, das gar nicht so häßlich, wie junge Singvögel sonst wohl, vielmehr ganz niedlich aussah. Es war an den nackten Stellen, zu denen vornehmlich der Hals gehörte, fleischfarben, sonst ziemlich dicht mit zartem, schneeweißem, wohl 4 Linien langem Flaum bedeckt, der am Oberkopf eine Art abstehenden Häubchens bildete. Trotz der guten Pflege, die es von seiner Pflegemutter genoß, starb es jedoch, kaum eine Woche alt, ohne in dieser Zeit bedeutend gewachsen zu sein; — vielleicht, da es das einzige Junge im Neste war, an den Folgen überreichlicher Atzung."

„Bald schritten meine Trompeterchen zur zweiten Brut. Vom 3. bis 5. Mai bauten sie ein neues Nest, indem sich diesmal keine Federn zur Ausfütterung vorfanden. Dies ward jedoch bald

darauf wieder verlassen und das alte halbzerstörte ausgebessert und aufs neue bezogen. Am 9. Mai lag wieder ein Ei, das erste von dreien darin; aber schon kränkelte das Weibchen und wollte nun, obwohl ich ihm die Eier ließ, nicht brüten, sondern flog, mit gesträubtem Gefieder, ängstlich hin und her, als suchte es nach einem ihm instinktmäßig bekannten Heilmittel, das die Gefangenschaft ihm versagte. Ganz still und sichtbar betrübt saß unterdeß der treue Gatte neben dem Neste. Er ward erst unruhig, nachdem sein Weibchen — das letzte mir übrige — am 18. Mai gestorben war, und seine Ruhelosigkeit hielt mehrere Tage an."

„Die Eier sind für den Vogel ziemlich groß, von Farbe blaßmeergrünlich oder noch heller, mit zerstreuten rothbraunen Pünktchen und Flecken, die am spitzen Ende sehr vereinzelt stehen, am stumpfen eine Art Kranz bilden. Dieser zeigt, außer mehreren feinen dünnlinigen Schnörkeln und Zickzacken auch nicht selten ziemlich große hellrothbraune, an den Rändern verwaschene Flecken, die meist in ein geschlängeltes Schwänzchen auslaufen, manchmal aber fast rund sind und in einzelnen Fällen auch über die mehr einfarbige Hälfte des Eies zerstreut stehen."

Es ist sehr zu bedauern, daß der „Moro" ungeachtet seiner Vorzüge so wenig gefangen und so selten als Stubenvogel gehalten wird, oder daß in Egypten noch kein Europäer sich findet, welcher uns mit lebenden Vögeln jenes Landes versorgt. Der Wüstentrompeter würde unzweifelhaft allen Ansprüchen der Liebhaber genügen und eine der größten Zierden unserer Gesellschaftsbauer sein.

Von allen bisher genannten Gimpeln unterscheiden sich die außerdem von mir zu beschreibenden Arten durch ihr noch reicheres Gefieder und die weniger lebhafte, auch geringerem Wechsel unterworfene Färbung desselben. Doch sind auch sie sehr schön gezeichnete, anmuthige und liebenswürdige Vögel.

Zu ihnen gehört auch der allbekannte Rothgimpel oder Blut-, Roth-, Gold-, Loh-, Laub- und Quitschfinke, Rothschläger, Rothvogel, Dompfaff, Domherr, Pfäfflein, Gumpf, Giker, Lübich, Lüff, Luh, Lüch, Schnil, Schnigel, Hale, Bollenbeißer, Brommeis u. s. w. (Pyrrhula vulgaris). Viele seiner Namen sind, wie wir bald sehen werden, Klangbilder seiner Stimme, andere beziehen sich auf Zeichnung und Färbung. Der Gimpel wird 6 bis 7 Zoll lang und 10½ bis 11¼ Zoll breit; die Länge des Fittigs beträgt 3½ Zoll, die Länge des Schwanzes 2½ Zoll. Fast scheint es, als ob man es mit mehreren Arten zu thun habe, weil die Größenverhältnisse sehr erheblich schwanken. Ungeachtet der einfachen Färbung ist unser Gimpel ein sehr schöner Vogel. Das alte Männchen ist auf dem Oberkopf und an der Kehle, auf Flügeln und Schwanz glänzend dunkelschwarz, auf dem Rücken aschgrau, auf dem Bürzel und dem Unterbauche weiß, auf der ganzen übrigen Unterseite aber lebhaft hellroth. Das Weibchen unterscheidet sich leicht durch die aschgraue Färbung seiner Unterseite und die weniger lebhaften Farben überhaupt. Den Jungen fehlt die schwarze Kopfplatte. Der Flügel ist in allen Kleidern durch zwei graulichweiße Binden geziert, welche in der Gegend des Handgelenks verlaufen. Als Spielarten kommen weiße oder schwarze und bunte Gimpel vor.

In Europa fehlt der Gimpel wahrscheinlich in keinem Lande, obgleich er in den südlichen Gegenden wohl nur während des Winters gefunden wird. Außerdem ist man ihm in einem großen Theile Asiens begegnet. In Deutschland trifft man ihn zu jeder Jahreszeit überall, wo es große Wälder gibt, während er die waldarmen Strecken nur bei seinen Streifereien im Winter zu besuchen pflegt. Er ist streng an den Wald gebunden und verläßt ihn, so lange er Nahrung findet, gewiß nicht. Erst wenn der Winter ihn aus seiner Wohnstätte vertreibt, kommt er in die Obstpflanzungen und Gärten der Dörfer oder in die Gebüsche der Felder herein, um hier nach den wenigen Beeren und Körnern zu suchen, welche andere Familienverwandte ihm noch übrig gelassen haben. Während des Sommers lebt er paarweise; bei diesen Streifereien aber findet er sich gern in kleinen Gesellschaften zusammen, welche dann treuinnig an einander hängen. Zu Anfang des Strichs sieht man oft nur Männchen, später Männchen und Weibchen unter einander. So lange nicht besondere Umstände den Gimpel zu



Zeisig, Stieglitz und Gimpel.

größeren Wanderungen nöthigen, bleibt er im Vaterlande und schlägt sich hier durch schlecht und recht. Unter Umständen jedoch kommt es ihm nicht darauf an, seine Wanderungen bis nach Südspanien oder Griechenland auszudehnen. Er wandert meist bei Tage und fliegt wo möglich von einem Walde zum andern; denn Bäume sind ihm Bedürfniß. Erst wenn er in ihrem Gezweig kein Futter mehr findet, kommt er zum Boden herab.

Das Betragen ist sehr anmuthend. Der Vogel hat wirklich viele gute Eigenschaften, welche ihm sicherlich die Gunst jedes schärfer beobachtenden Menschen gewinnen müssen. „Der Name Gimpel", sagt mein Vater, „ist als Schimpfwort eines als beschränkt zu bezeichnenden Menschen allbekannt und läßt auf die Dummheit unseres Vogels schließen. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein argloser, den Nachstellungen der Menschen keineswegs gewachsener Vogel ist; er läßt sich leicht schießen und fangen. Doch ist seine Dummheit bei weitem nicht so groß, als die der Kreuzschnäbel; denn obgleich der noch übrige Theil einer Gesellschaft nach dem Schusse, welcher einen Vogel dieser Art tödtet, zuweilen auf oder neben dem Baume, auf welchem sie erst saß, wieder Platz nimmt: so weiß ich doch kein Beispiel, daß auf den Schuß ein gesunder Gimpel sitzen geblieben wäre, was allerdings bei den Kreuzschnäbeln zuweilen vorkommt. Wäre der Gimpel wirklich so dumm, als man glaubt, wie könnte er Lieder so vollkommen nachpfeifen lernen? Ein hervorstechender Zug bei ihm ist die Liebe zu seines Gleichen. Wird einer von der Gesellschaft getödtet, so klagen die andern lange Zeit und können sich kaum entschließen, den Ort, wo ihr Gefährte geblieben ist, zu verlassen; sie wollen ihn durchaus mitnehmen. Dies ist am bemerkbarsten, wenn die Gesellschaft klein ist. Diese große Anhänglichkeit war mir oft rührend. Einst schoß ich von zwei Gimpelmännchen, welche in einer Hecke saßen, das eine, das andere flog fort, entfernte sich so weit, daß ich es aus den Augen verlor, kehrte aber doch wieder zurück und setzte sich in denselben Busch, in welchem es seinen Gefährten verloren hatte. Aehnliche Beispiele könnte ich mehrere anführen."

„Der Gang unseres Gimpels ist hüpfend, auf der Erde ziemlich ungeschickt. Auf den Bäumen ist er desto gewandter. Er sitzt auf ihnen bald mit wagerecht stehendem Leibe und angezogenen Fußwurzeln, bald aufgerichtet mit weit vorstehenden Füßen und hängt sich nicht selten unten an die Zweige an. Seine lockern und langen Federn legt er selten knapp an, und deswegen sieht er gewöhnlich viel größer aus, als er ist. Im Fluge, vor dem Fortfliegen, gleich nach dem Aufsetzen und beim Ausklauben der Samenkörner oder Kerne trägt er sich schlank und schön; im Käfig läßt er die Federn fast immer etwas hängen. Ein Baum voll Gimpel gewährt einen prächtigen Anblick. Das Roth der Männchen sticht im Sommer gegen das Grün der Blätter und im Winter gegen den Reif und Schnee herrlich ab. Sie scheinen gegen die Kälte ganz unempfindlich zu sein; denn sie sind im härtesten Winter, vorausgesetzt, daß es ihnen nicht an Nahrung fehlt, sehr munter. Ihr ungemein dichtes Gefieder schützt sie hinlänglich. Dieses hat auch auf den Flug großen Einfluß; denn er ist leicht, aber langsam, bogenförmig und hat mit dem des Edelfinken einige Aehnlichkeit. Wie bei diesem ist das starke Ausbreiten und Zusammenziehen der Schwingen sehr bemerkbar. Vor dem Niedersetzen schweben sie oft, stürzen sich aber auch zuweilen mit stark nach hinten gezogenen Flügeln plötzlich herab. Der Lockton, welchen beide Geschlechter hören lassen, ist ein klagendes „Jüg" oder „Lüi" und hat im Thüringischen unserm Vogel den Namen Lübich verschafft. Er wird am häufigsten im Fluge und im Sitzen vor dem Wegfliegen oder kurz nach dem Aufsetzen ausgestoßen, ist, nachdem er verschieden betont wird, bald Anlockungs=, bald Warnungsruf, bald Klageton. Er wird jedes Mal richtig verstanden. Man sieht hieraus, wie fein die Unterscheidungsgabe bei den Vögeln sein muß, da die Veränderungen des Locktons, welche vom Menschen oft kaum zu bemerken sind, in ihren verschiedenen Bedeutungen stets richtig aufgefaßt werden. Der Gesang des Männchens ist nicht sonderlich; er zeichnet sich namentlich durch einige knarrende Töne aus und läßt sich kaum gehörig beschreiben. In der Freiheit ertönt er vor und in der Brutzeit und in der Gefangenschaft fast das ganze Jahr."

Baum= und Grassämereien bilden die Nahrung des Gimpels; nebenbei verzehrt er die Kerne mancher Beerenarten und im Sommer viele Kerbthiere. Den Fichten=, Tannen= und Kiefernsamen

kann er nicht gut aus den Zapfen herausklauben und liest ihn deshalb gewöhnlich vom Boden auf. Die Kerne der Beeren trennt er mit großer Geschicklichkeit von dem Fleische derselben, welches er als ungenießbar wegwirft. Im Winter erkennt man das Vorhandensein von Gimpeln unter beerentragenden Bäumen sehr leicht; denn dann ist der Boden unten mit den Ueberbleibseln der Beeren wie besäet. Doch geht der Vogel nur im Nothfall an solches Futter und zieht ihm immer die Sämereien vor. Zur Beförderung der Verdauung liest er Sandkörner auf. Seine Jungen füttert er vorzugsweise mit Kerbthieren groß.

Auch bei uns nistet der Gimpel regelmäßig, besonders in gebirgigen Gegenden, wo große Strecken mit Wald bestanden sind und dieser heimliche, wenig besuchte Dickichte enthält. Ausnahmsweise siedelt sich der Gimpel aber auch in Parks und großen Gärten an, vorausgesetzt, daß er sich hier vom Wohlwollen der Besitzer überzeugt hat. So brütet ein Paar alljährlich in dem Ephen, welcher ein Gärtnerhäuschen eines Parks in Anhalt umrankt; andere hat man in Auenwaldungen gefunden. Das Nest wird regelmäßig an einer wohlverborgenen Stelle angelegt; es steht auf Bäumen, gewöhnlich in geringer Höhe, entweder in einer Gabel des höheren Buschholzes, oder auf einem Seitenästchen dicht am Baumschafte. Auf hochbewipfelten Bäumen hat man es, soweit bekannt, nie gefunden. Hinsichtlich der Bauart ähnelt es dem Neste des Grünlings. Es besteht äußerlich aus dürren Fichten-, Tannen- und Birkenreischen, auf welchen eine zweite Lage äußerst feiner Wurzelfasern und Bartflechten folgen, welche innerlich mit Reh- und Pferdehaaren oder auch nur mit zarten Grasblättchen und feinen Flechtentheilen ausgefüttert werden. Zuweilen wird der innern Wand auch wohl Pferdehaar oder Schafwolle beigemischt. Im Mai findet man in diesem Neste vier bis fünf verhältnißmäßig kleine, rundliche, glattschalige Eier, welche auf bleichgrünlichem oder grünlichbläulichem Grunde mattviolette oder schwarze Flecken und rothbraune Punkte, Züge und Schnörkel zeigen. Das Weibchen zeitigt die Eier binnen zwei Wochen und wird, so lange es auf dem Neste sitzt, von dem Männchen ernährt. Beide Eltern theilen sich dann in die Erziehung ihrer Kinder, welche sie äußerst zärtlich lieben und mit Lebensgefahr zu vertheidigen suchen. Die Jungen erhalten anfänglich Kerbthiere, später allerhand im Kropfe erweichte Sämereien und schließlich die letzteren hauptsächlich. Auch nach dem Ausfliegen werden die Jungen noch längere Zeit von den Eltern geführt, falls diese nicht zur zweiten Brut schreiten.

Im Gebirge werden die jungen Gimpel, noch ehe sie flügge sind, aus dem Neste genommen und im Zimmer erzogen und gelehrt. Je früher man nämlich den Unterricht an ihnen beginnen kann, um so günstiger ist das Ergebniß. Ein guter Lehrer gehört selbstverständlich auch dazu; denn ein schlechter verdirbt mehr, als er lehrt. Auf dem Thüringerwalde werden jährlich Hunderte junger Gimpel erzogen und dann durch besondere Vogelhändler nach Berlin, Warschau, Petersburg, Amsterdam, London, Wien, ja selbst nach Amerika gebracht. Der Unterricht beginnt vom ersten Tage ihrer Gefangenschaft an, und die hauptsächlichste Kunst des Unterrichts besteht darin, daß der Lehrer selbst das einzuübende Lied möglichst rein und immer gleichmäßig vorträgt. Man hat versucht, die Gimpel mit Hilfe von Drehorgeln zu lehren, aber nur wenig Erfolg erzielt. Selbst die Flöte kann Das nicht leisten, was ein gut pfeifender Mund vorträgt. Einzelne Gimpel lernen ohne große Mühe zwei bis drei Stückchen, während andere immer Stümper bleiben; einzelne behalten das Gelehrte zeitlebens, andere vergessen es namentlich während der Mauser wieder. Auch die Weibchen lernen ihr Stücklein, obwohl selten annähernd so voll und rein, wie die Männchen. Von diesen werden einzelne zu wirklichen Künstlern. „Ich habe", sagt mein Vater, „Bluthänflinge und Schwarzdrosseln manches Lied nicht übel pfeifen hören; aber dem Gimpel kommt an Reinheit, Weichheit und Fülle des Tons kein deutscher Vogel gleich. Es ist unglaublich, wie weit er gebracht werden kann. Er lernt oft die Weisen zweier Lieder und trägt sie so flötend vor, daß man sich nicht satt daran hören kann." Das Liebenswürdige des zahmen Gimpels wird durch seine außerordentliche Zahmheit und durch die Anhänglichkeit an seinen Herrn vermehrt. Unter allen Vögeln dieser Art verdient einer genauer geschildert zu werden. Ein Freund meines Vaters besaß ihn und hatte ihn selbst aufgezogen und gelehrt.

Er hing ganz tief, so daß man nahe zu ihm treten und sich mit ihm unterhalten konnte. Er scheute sich auch vor fremden Menschen nicht. Wenn er das gelernte Lied, welches er wunderschön vortrug, pfeifen sollte, ging sein Herr zu ihm, rief ihn beim Namen und verbeugte sich drei Mal, was der Vogel jedes Mal mit großer Freude und Anmuth erwiederte. Nach der dritten Verbeugung fing er die herrliche Weise zu pfeifen an und vollendete sie in einem Zuge ohne die geringsten Fehler. Er erwartete nun von seinem Herrn die Bezeugung der Zufriedenheit und war außer sich vor Freude, wenn er recht gelobt wurde. Sonderbar war es, daß er bei jedem Manne, welcher sich ihm näherte und ihn gehörig mit Verbeugungen begrüßte, ein Gleiches that, aber nie einem Frauenzimmer Gehorsam leistete. Eine Verwandte des Besitzers setzte dessen Mütze auf und näherte sich mit ihr dem unhöflichen Vogel, aber er blieb unfolgsam, wie bisher.

„So weit wird aber selten ein Gimpel gebracht, und soll er dahin kommen, dann muß er frühzeitig aus dem Neste genommen werden und darf außer der Weise, die er lernen soll, keine andern Töne hören; er ahmt sonst auch diese nach. Ich habe einen gesehen, welcher die Hälfte des gelernten Liedchens, seinen Waldgesang, das Geschrei der Sperlinge, das Krähen des Haushahns u. dgl. unter einander vortrug."

Es ist erklärlich, daß gut gelernte und gezähmte Gimpel viel Freude verursachen; sie werben aber auch selbst förmlich um die Gunst der Menschen, von denen sie Freundliches erfahren haben. Vielleicht gibt es keinen andern Stubenvogel, welcher in demselben Grade zahm wird, wie der Gimpel. Das Vorherrschen seines Gemüthes über den Verstand macht sich bei genauer Beobachtung bald bemerklich. Der Gimpel tritt nicht blos in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Menschen, sondern schließt warme Freundschaft mit ihm. Er verlangt, daß dieser sich mit ihm beschäftige; er äußert seine Freude über das ihm gespendete Lob oder seine Trauer über den ihm gewordenen Tadel. „Wir haben hier öfters welche gehabt", sagt Lenz, „welche jedesmal eine lebhafte Freude äußerten, sobald ein gemeiner Mann aus dem nächsten Städtchen, wo sie aufgezogen worden, in die Stube trat, ja, die oft schon ganz unruhig wurden, wenn sie Jemand von dort vor der Thür sprechen hörten." Ja, wir kennen bereits mehrere Beispiele, daß Gimpel in Folge allzu heftiger Gefühlserregung starben. Eine meiner Familie befreundete Frau besaß einen Gimpel, welcher so zahm war, daß er von seinem Bauer aus das ganze Zimmer durchstreifen durfte. Eines Nachmittags konnte sich die Herrin nicht mit dem Vogel abgeben, so sehr er auch wiederholt um Liebkosungen bat. Sie mußte ihn endlich, gestört durch sein Umherfliegen, in den Käfig sperren und diesen, weil der Gimpel sehr unglücklich schien, mit dem Tuche verhängen. Der Gimpel stieß noch einige traurige Töne aus, als ob er um Freiheit und Liebe bitte, wurde dann ganz still, zog seinen Kopf ein, sträubte das Gefieder und fiel todt von seiner Sitzstange herab. Das gerade Gegentheil hat ein alter Herr meinem Vater berichtet. Er mußte verreisen, und sein Gimpel war sehr traurig und still während seiner Abwesenheit. Die Freude unseres Vogels kannte aber keine Grenzen mehr, als sein Freund und Gebieter zu ihm zurückkehrte; er schlug mit den Flügeln, nickte freundliche Grüße zu, wie es ihm gelehrt worden war, sang die Lieblingslieder, flatterte auf und nieder, wurde plötzlich ruhig und fiel todt zu Boden. Ihn hatte die Freude getödtet.

Jung ausgeflogene Gimpel können zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden. Davon erzählt Lenz ein hübsches Beispiel, welches ihm durch den Lehrer Becker mitgetheilt wurde. „Im Frühjahre 1856 ließ der Pfarrer Riegl zu Fischbach im Nassauer Amte Königstein bei Frankfurt ein im Jahre 1855 aufgezogenes Gimpelweibchen in seinem Garten frei. Das Thierchen konnte mehrere Tage hindurch nicht dahin gebracht werden, daß es ins Weite flog, verschwand jedoch endlich, kam aber im Herbst zurück, flog ins Zimmer und zeigte sich daselbst so zahm, wie früherhin. Im Frühling 1857 wurde es wieder frei gelassen, erschien im Juni mit vier seiner Jungen im Pfarrgarten, nahte sich ganz vertraulich, suchte auch seine Jungen zu seinen Verpflegern hinzulocken, verließ aber den Ort, da diese seine Bemühung vergeblich war, kam im September desselben Jahres mit drei Jungen der Nachbrut zurück, verweilte mit diesen einige Zeit, verschwand dann mit ihnen, kam im Spätherbst allein und nahm seine Herberge wieder für den Winter im Pfarrhaus. Im Frühjahr 1858 flog es

zum dritten Mal in die Freiheit, ließ sich erst am 3. November wieder sehen, bezog seinen gewohnten Käfig, verließ ihn aber wieder, blieb während des Winters, der sehr mild war, weg, zeigte sich aber am 6. April 1859 nochmals im Pfarrgarten, flog in den hingehängten Käfig, labte sich an dem darin befindlichen Futter, während sein Männchen auf den Bäumen verweilte, und flog darauf mit diesem wieder ins Weite."

Diese Thatsachen genügen gewiß jedem meiner Leser als Beweis meiner vorhin ausgesprochenen Behauptung. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß man solchen Vogel lieb gewinnt. Dazu kommt nun noch, daß der Gimpel sich sehr leicht im Käfig erhalten läßt. Wenn man ihm einen geräumigen Bauer gibt, diesen reinlich hält und ihn mit Badewasser versorgt, begnügt er sich gern mit blosem Rübsamen. Doch ist es anzurathen, daß man ihm ab und zu Grünzeug aller Art: Salat, Kohl, Brunnenkresse, Vogelmiere, Kreuzwurzel und mancherlei Beeren nicht vorenthält; man befriedigt damit gewissermaßen eine Leckerei. Bei geeigneter Pflege kann man ein gefangenes Paar sogar leicht zum Nisten bringen.

Der Fang des Gimpels verursacht dem Geübten kaum Schwierigkeiten; der Hang zur Geselligkeit, welcher gerade bei diesen Vögeln besonders ausgebildet ist, wird ihm verderblich. „Wer seinen Lockton gut nachzupfeifen versteht", sagt Naumann, „kann ihn im Walde nach und nach weite Strecken fort und an den Ort hinlocken, wo er ihn hinhaben will. Kaum braucht man dann neben den Sprenkeln, Kloben und Leimruthen noch einen lebenden Vogel seiner Art; schon ein ausgestopfter thut oftmals dieselben Dienste." Außerdem geht der Gimpel ohne langes Besinnen auf den mit Vogelbeeren geköderten Herd, unter das Rucknetz, in Meisenkasten, auf den Lockbusch, kurz auf oder in alle Arten von Fallen. Mit dem Feuergewehr erlegt ihn wohl nur der Naturforscher oder aber das gerade Gegentheil von ihm, der Unfug stiftende sogenannte „Aasjäger"; denn einen Gimpel seines Fleisches wegen zu tödten, ist wahrhaftig ein Verbrechen. Man hat zwar auch den von ihm verursachten Schaden gebucht und hervorgehoben, daß er durch Abnagen der Knospen im Frühjahr manchen Baum beschädige und hierdurch lästig werde, oder daß er dem Jäger im Drohnenstege die vorgehängten Beeren zerkaue und dergleichen Uebelthaten mehr: sie alle aber fallen schwerlich ins Gewicht, wenn man aber daran denkt, wie sehr die Schönheit des Gimpels und sein liebenswürdiges Betragen den thierfreundlichen Menschen erfreuen, ganz abgesehen von dem nicht zu unterschätzenden Gewinn, welchen die Zähmung und Abrichtung dieser Waldvögel den armen Gebirgsbewohnern gewisser Gegenden bringt.

Zudem hat der Vogel ohnehin Feinde genug: die Marder und Sippschaft, die Eichhörnchen und Haselmäuse, Habichte, Sperber und Falken, Krähen und Heher befehden Alt und Jung und thun ihrer Vermehrung viel Abbruch, und auch der strenge Winter rafft gar manchen dahin.

Vor etwa zwanzig Jahren galt ein bei uns wohnendes Mitglied der Gimpelfamilie noch überall in Deutschland, wo es sich blicken ließ, als seltene Erscheinung: gegenwärtig ist Dies nicht mehr der Fall. Der Girlitz ist nach und nach eingewandert und hat sich einen Landstrich nach dem andern erobert. Gegenwärtig ist er bereits bis nach Thüringen vorgedrungen und wahrscheinlich wird er hier binnen wenigen Jahrzehnten ebenso häufig sein, als er es in den Rheinländern bereits ist. Wir dürfen uns freuen, daß ihm unser Deutschland gefällt; denn wir erhalten durch ihn einen der anmuthigsten Gartenbewohner, welchen wir uns wünschen können.

Der Girlitz oder Grilitsch, Hirngirl, Hirngritterl, Schwäderlein, Zinit, Kanarienzeischen ꝛc. (Serinus hortulanus), ist der Vertreter einer besondern Sippe der Gimpelfamilie, zu welcher man einige südafrikanische Finken oder den Karmingimpel oder auch den allbekannten Kanarienvogel zählt, weil er in der That mit allen den Genannten viel Uebereinstimmendes hat. Sein Schnabel ist ein Mittelding zwischen dem eines Gimpels und Hänflings, sehr kurz und klein, aber weniger bombenförmig gewölbt als bei den Gimpeln und vorn abgestumpft, nicht zugespitzt. Der Fuß

ist kurz und schwächlich, der Flügel verhältnißmäßig groß und spitzig, der Schwanz ausgeschnitten, das Gefieder der Hauptfarbe nach gelblich oder grün. Die Weibchen sind matter gefärbt, als die Männchen, aber weit schöner gezeichnet, als die Jungen, welche jedoch im wesentlichen mit ihnen übereinstimmen. Das Männchen ist ein prächtiges, unserem Zeisig nicht unähnliches Vögelchen von 4¾ Zoll Länge, 8 Zoll Breite, dessen Schwanz fast 2 und dessen Fittig über 2½ Zoll mißt. Das Weibchen ist um einige Linien kürzer und um 2 bis 3 Linien schmäler. Bei ersterem ist der Vorderkopf, die Kehle, Gurgel und Brustmitte grünlich hochgelb, der Bauch lichtgelb, die Oberseite dagegen d. h. Hinterkopf, Oberhals und Oberrücken olivengrün; der Untertheil ist einfärbig, nur seitlich mit ziemlich großen, dunkelschwarzen Längsflecken gezeichnet; die Oberseite ist mit vertuschten Flecken der Länge nach gestreift. Ueber die Flügel verlaufen zwei gelbliche Binden, die Schwingen und Steuerfedern sind einfach schwarzgrau, grünlich gesäumt. Im Herbstkleide erscheinen Oberrücken und Flügel mehr ölbraun oder rothgrau. Das Weibchen ist blässer und stärker gefleckt, die Jungen sind oben schmuzig und blaßgrünlichgelb, hellbraun in die Länge gefleckt mit graugelbem Augenstreifen.

In Deutschland ist der Girlitz ein Wandervogel, welcher regelmäßig im Frühjahre und zwar in den letzten Tagen des März oder in den ersten Tagen des April erscheint und bis in den Spätherbst hin bei uns verweilt. In ganz Südeuropa streicht er während des Winters höchstens von einem Ort zum andern, ohne jedoch eine wirkliche Wanderung anzutreten. Hier ist er überall viel häufiger als bei uns zu Lande; in Spanien z. B. fehlt er nur an einzelnen Stellen der kalten kastilischen Hochebene. Längs der Küste ist er überall häufig und zwar in der Tiefe ebenso als in der Höhe. In Katalonien muß er gemein genannt werden; er übertrifft hier an Anzahl sicherlich die Sperlinge. Jeder Garten, jeder Weinberg, aber auch jedes Wäldchen wird von ihm bevölkert und belebt, selbst die höchsten Gipfel des Montserrat bieten ihm noch einen erwünschten Aufenthalt. In Deutschland war er, wie schon bemerkt, vor wenig Jahren noch weit seltener als gegenwärtig; er eroberte sich unser Vaterland mehr und mehr. Früher traf man ihn blos im Südosten und Südwesten, jetzt ist er bereits bis Mitteldeutschland vorgedrungen. Er hat sich bei Dresden fest angesiedelt, und ein Paar habe ich auch vor acht Jahren bereits in der Umgegend Jenas gesehen. Möglicherweise ist er dort jetzt schon häufig; denn aus allen Beobachtungen, welche gemacht wurden, geht hervor, daß er den einmal eroberten Landstrich nicht wieder verläßt. Bemerkenswerth ist seine eigenthümliche Vorliebe für bestimmte Orte. Baumgärten, in deren Nähe Gemüsepflanzungen sind, sagen ihm am meisten zu; deshalb findet er sich in Deutschland an einzelnen Stellen sehr häufig, während er an andern, nahe liegenden gar nicht vorkommt. Nach Hoffmann's Beobachtungen siedelt er sich in der Umgegend Stuttgarts nie auf der Höhe, sondern nur im Thale und in der Ebene an. In Südeuropa ist Dies, wie bemerkt, nicht der Fall; aber auch in Baden macht er nach Homeyer's Erfahrungen keinen Unterschied zwischen hoch oder tief gelegenen Gegenden.

Der Girlitz ist ein sehr schmucker, lebendiger und anmuthiger Vogel, welcher auch recht leidlich singt. In seinem Betragen hat er manches Eigenthümliche; zumal während der Zeit der Liebe beträgt er sich auffallend genug. Die ersten Ankömmlinge bei uns sind immer Männchen; die Weibchen folgen später nach. Erstere machen sich sogleich durch ihren Gesang und ihr unruhiges Treiben sehr bemerkbar; sie setzen sich auf die höchsten Baumspitzen, lassen die Flügel hängen, erheben den Schwanz ein wenig, drehen sich beständig nach allen Seiten und singen dabei sehr eifrig. Nur wenn der Frühling kalt, windig oder regnerisch ist, verändert sich die Sache, „dann macht das Vögelchen“, wie Homeyer sagt, „ein ganz anderes Gesicht. Es hält sich niedrig, um Schutz gegen die Witterung zu finden, und lockt nur hier und da leise und verstohlen aus einem Strauche heraus oder trippelt der Nahrung halber auf der Erde neben einem Meldenstrauch — aber immer ruhig, ohne bei seiner schlechten Laune viel Wesens und Lärm zu machen. So kann es bei anhaltend ungünstiger Witterung kommen, daß schon viele Girlitze vorhanden sind, ohne daß man viel von ihnen sieht, während sie dann bei dem ersten Sonnenschein in Unzahl von allen hohen Bäumen herabsingen.“ Je näher die Begattungszeit kommt, um so eifriger trägt der Vogel sein Liedchen vor und um so sonderbarer geberdet er

sich. Bekanntlich haben die meisten Vögel ihre eigene Art, sich die Liebe ihrer Weibchen zu erwerben: der Girlitz aber hat eine förmliche Balze. Nicht genug, daß er mit den zärtlichsten Tönen um Liebe bittet; er legt sich auch wie ein Kukuk platt auf einen Ast, sträubt die Kehlfedern auf, wie ein balzender Hahn, breitet den Schwanz weit aus, dreht und wendet sich, erhebt sich plötzlich, steigt in die Luft, flattert ganz sonderbar, ungleichmäßig schwankend, verworren, fledermausartig um den Baum, wirft sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite und kehrt dann auf den frühern Sitzplatz zurück, um seinen Gesang fortzusetzen. Andere Männchen in der Nähe wecken natürlich die Eifersucht des Sängers. Dieser bricht plötzlich ab und stürzt sich wüthend auf den Gegner; der entflieht in behendem Fluge: und so jagen sich beide wüthend längere Zeit umher, durch die belaubten Bäume hindurch oder auch sehr nahe über den Boden hinweg, wobei sie ohne Unterbrechung ihren Zorn durch ein helles „Sisisi“ bekunden. Erst nach langwierigem Kampfe, und wenn das Weibchen brütet, endet dieser Zank und Streit.

Der Gesang ist für einen Finken eigenthümlich; Hoffmann vergleicht ihn treffend mit dem Gesange des Flühvogels oder der Heckenbraunelle und deutet an, daß der einzige Unterschied, welcher zwischen beiden Liedern bemerkt wird, wohl nur auf den dickeren Finkenschnabel zurückzuführen sei, welcher die Töne selbst verhärtet. Ausgezeichnet kann man den Gesang gerade nicht nennen: er ist zu einförmig und enthält zu viel schwirrende Klänge; doch muß ich gestehen, daß er mich immer angesprochen hat. Der Name Hirngritterl, welchen das bayerische Volk dem Girlitz gab, ist gewissermaßen ein Klangbild dieses Gesanges.

Das Nest ist ein kleiner Kunstbau, aber ziemlich verschieden zusammengesetzt. Am meisten ähnelt es dem Neste unseres Edelfinken. Zuweilen ist es fast nur aus dünnen Würzelchen erbaut; zuweilen besteht es aus Halmen, Gras und Heu. Innen ist es äußerst fein und weich mit Haaren und Federn ausgelegt. Es steht bald höher, bald tiefer, immer aber möglichst verborgen im dichten Gezweig eines Busches oder Baumes. Nach Hoffmann soll der Girlitz eine ganz besondere Vorliebe für den Birnbaum zeigen und auf diesem, wo es nur immer angeht, sein Nest anlegen; er brütet aber auch auf Apfel- und Kirschbäume und nach den neueren Beobachtungen nicht minder auf Schwarzholz. In Spanien zieht er Citronen- und Apfelsinenbäume allen übrigen ganz entschieden vor, obwohl er sich keineswegs an sie bindet. Das Gelege enthält vier bis fünf kleine, stumpfbauchige Eier, welche auf schmuzig weißem oder grünlichen Grunde überall, am stumpfen Ende jedoch mehr als an der Spitze mit mattbraunen, rothen, rothgrauen, purpurschwarzen Punkten, Flecken und Schnörkeln bezeichnet sind. In Spanien fand ich vom April bis zum Juli fortwährend frische Eier; in Deutschland beginnt die Brutzeit Mitte Aprils. Höchst wahrscheinlich macht ein und dasselbe Paar mindestens zwei Bruten im Jahre.

Es ist nicht gerade leicht, die Nester aufzufinden; geht man aber regelrecht zu Werke, so kommt man doch gewiß zum Ziele: das Weibchen verräth sie selbst. So lange es brütet, wird es von dem Männchen aus dem Kropfe gefüttert. „Wenn es nun Hunger hat“, sagt Hoffmann, „so ruft es das Männchen und zwar mit demselben Tone, welchen dieses bei seinen Minnekämpfen hören läßt, nur etwas leiser. Hörte ich also ein Weibchen so locken, so stellte ich mich ruhig in die Nähe und wartete, bis das Männchen kam, welches mir nun natürlich das Nest verrieth. Das Weibchen brütet sehr fest und bleibt ruhig sitzen, wenn tagelang Feld- oder Gartenarbeiten unter seinem Neste versehen werden.“ Nach ungefähr dreizehn Tagen sind die Eier gezeitigt und die Jungen ausgeschlüpft. So lange sie im Neste sitzen, verlangen sie durch ein leises „Zickzick“ oder „Sittsitt“ nach Nahrung. Gegen das Ende ihres Wachsthums hin werden sie sehr unruhig und oft fliegen sie früher aus, als sie sollten. Die Eltern füttern sie eine Zeit lang noch sehr eifrig, auch wenn man sie in einen Bauer kerkert und diesen in der Nähe des Nestplatzes aufhängt. Auf diese Weise kann man die Jungen, welche man gefangen halten will, bequem groß füttern lassen.

Allerlei kleine Körner und Sämereien bilden die Nahrung des Girlitz. In der Gefangenschaft ernährt man ihn mit Rübsen, Mohn, Hirse und andern feinen Sämereien; Hanfkörner kann er mit

seinem zarten Schnäbelchen nicht bewältigen, wenn sie ihm jedoch zerquetscht vorgelegt werden, nimmt er dieselben gern an. Wasser ist ihm unentbehrlich; er trinkt viel und verdurstet sehr leicht.

Jung Eingefangene gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden aber nicht sonderlich zahm. Sie bekunden auch im Käfig viele gute Eigenschaften. Die Männchen singen sehr fleißig, mit Ausnahme der Mauser fast das ganze Jahr hindurch. Sie sind immer munter und guter Dinge, friedfertig andern Vögeln gegenüber und gesellig im hohen Grade, sobald die Brutzeit vorüber ist. In Spanien sieht man sie zuweilen in sehr starken Flügen, immer aber erst im Herbst. Diese gesellen sich dann wohl auch auf kurze Zeit zu den Stieglitzen, Sperlingen und anderen Feldfinken, ohne jedoch eigentlich in Gemeinschaft mit ihnen zu treten. Im Gesellschaftsbauer sind sie ganz allerliebst; sie bringen Leben unter die Menge und werden keinen der mit ihnen eingesperrten Vögel beschwerlich.

Unsere gewandten kleineren Raubsäugethiere und Raubvögel stellen auch dem Girlitz eifrig nach, und zumal die unerfahrenen Jungen mögen diesen Feinden oft zum Opfer fallen. Der Mensch befehdet sie bei uns zu Lande nicht, es sei denn, daß ein Liebhaber Einige sich erbeutet; in Spanien dagegen werden sie in großer Menge gefangen und zu Markte gebracht, ebenso für den Käfig, als für die Küche. Man wendet dort eine ganz eigenthümliche Fangweise an. Der Esparto, ein hartbinsiges Gras, welches in großer Menge in den spanischen Ebenen wächst, wird zur Leimruthe vorgerichtet und dann massenhaft auf Baumwipfel gestreut, so daß eigentlich die ganze Krone mit Leimruthen überdeckt ist. Selbstverständlich wählt man immer einzeln stehende Bäume im Felde aus, welche den umwohnenden Vögeln als Ruheplatz dienen. Der Erfolg dieses Vogelfangs ist oft überraschend. Von zahlreichen Finkenschwärmen, welche sich auf solchem Baume niederlassen, entgeht zuweilen kaum der vierte Theil den verrätherischen Ruthen. Selbst große schwere Vögel werden auf diese Weise gefangen: wir erhielten einen Adler (Pseudaëtos Bonellii), dessen Gefieder durch diese feinen Rüthchen zusammengeklebt und unbrauchbar geworden war.

„Dreihundert Jahre sind verflossen“, sagt Bolle, „seit der Kanarienvogel durch Zähmung über die Grenzen seiner wahren Heimat hinausgeführt und Weltbürger geworden ist. Wie wenn von zwei Brüdern einer eine Laufbahn wählt, die ihm durch Gunst des Schicksals, seinen Begabungen eine ungeahnte Entfaltung gestattend, auf einen jener glänzenden Gipfel des Ruhmes hebt, an denen das Auge der Menschheit haftet, der andere aber im nächsten Umkreise seiner Geburtsstätte, den stillen Sitten und der schlichten Tracht seiner ländlichen Vorfahren getreu, nur von wenigen nahen Freunden gekannt und geschätzt, unberühmt und doch glücklicher vielleicht, fortlebt; ganz so ist es den beiden Arten eines Vogels ergangen, den die Natur ursprünglich zum Schmucke einsamer Inseln des Weltmeeres bestimmt hatte. Der gesittete Mensch hat die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn verpflanzt, vermehrt, an sein eigenes Schicksal gefesselt und durch Wartung und Pflege zahlreich auf einander folgender Geschlechter so durchgreifende Veränderungen an ihm bewirkt, daß wir jetzt fast geneigt sind, mit Linné und Brisson zu irren, indem wir in dem goldgelben Vögelchen das Urbild der Art erkennen möchten und darüber die wilde, grünliche Stammart, die unverändert geblieben ist, was sie von Anbeginn her war, beinahe vergessen haben. Wenn es nun für den Freund der Natur überhaupt von Wichtigkeit ist, das Lebensbild jeder beliebigen Art in möglichst klaren Zügen vor sich entrollt zu sehen, so wird im vorliegenden Falle die Theilnahme dadurch noch erhöht, daß wir es mit dem Urzustande eines Wesens zu thun haben, welches eine Geschichte besitzt und Vergleiche manchfacher Entwicklungsstufen gestattet, welches, als ein fast nothwendiger Bestandtheil häuslicher Behaglichkeit, sich mit unsern frühesten Erinnerungen verknüpft, fast möchten wir sagen, als Echo des Familienglücks, eine wahrhafte Theilnahme des Herzens in Anspruch nimmt und zuletzt noch, abgesehen von seiner Schönheit und seinen übrigen fesselnden Eigenschaften, aus weiter Ferne in unser Vaterland eingebürgert, seit lange schon für mehrere sonst arme Gegenden desselben eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle geworden ist.“

„Das helle Licht, in dem der zahme Kanarienvogel vor uns steht, die genaue und erschöpfende Kenntniß, die wir von seinen Sitten und Eigenthümlichkeiten besitzen, scheint neben der Entfernung, in welcher der wilde von uns lebt, die Hauptursache der ziemlich geringen Auskunft zu sein, die wir über letzteren besitzen.“

Es bedurfte wahrhaftig eines Bolle, um uns mit dem Freileben des so wichtigen Vogels bekannt zu machen; denn bis zu seiner Bearbeitung der Lebensgeschichte des Kanarienvogels wußten wir herzlich wenig über ihn: wir kannten eigentlich nur den gezähmten Vogel. Die Naturforscher früherer Jahrhunderte schmückten das Wenige, welches sie über das heimatliche Leben des Kanarienvogels uns zu sagen wußten, wohl auch noch mit allerlei Zuthaten aus; sie irrten sich selbst über das Vaterland. Der alte Konrad Geßner, welcher in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schrieb, ist der erste Naturforscher, welcher von dem Kanarienvogel spricht; er kannte ihn jedoch noch nicht aus eigener Anschauung, sondern schilderte ihn nur nach dem Bericht eines Freundes. Nach ihm erwähnen mehrere unseres Vogels, immer aber nur beiläufig und mit geringer Ausführlichkeit. Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts berichten uns mehr, aber der große Büffon selbst trägt zur Verbreitung von Irrthümern bei. „Girlitz und Citronenfink“, sagt Bolle, „müssen sich bequemen, zu Spielarten einer und derselben, über einen großen Theil Europas und Afrikas, sowie über die kanarischen Inseln verbreiteten Art herabzusteigen.“ Büffon glaubt nämlich, daß die gedachten Vögel nichts anderes wären, als wilde, durch das Klima veränderte Kanarienvögel, und nimmt an, daß dieser in drei beständigen Spielarten vorkomme. Erst Humboldt spricht mit der ihm eigenen Bestimmtheit von dem wilden Kanarienvogel, welchen er im Jahre 1799 während seines Aufenthalts auf Teneriffa kennen lernte. Spätere Naturforscher und selbst Vogelkundige behandeln ihn mit viel Geringschätzung; aber Bolle widmet ihm eine ebenso anziehend geschriebene, als ausführliche Schilderung, und ihm danken wir denn jetzt eine Kenntniß, welche wenig oder Nichts zu wünschen übrig läßt. Das Nachfolgende ist eine Wiedergabe der von diesem Forscher veröffentlichten Beobachtungen.

Bolle fand den Vogel auf den fünf Waldinseln der kanarischen Gruppe, auf Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro, aber auch auf Madeira und glaubt, daß das Thierchen früher noch auf mehreren andern, jetzt entwaldeten Inseln vorgekommen sein mag. Er lebt nämlich an den gedachten Orten überall, wo dicht wachsende Bäume mit Gestrüpp abwechseln, vorzugsweise also längs der Wasserbetten jener Inseln, welche während der Regenzeit Bäche sind, während der trockenen Zeit aber versiegen, demungeachtet jedoch von einem üppig grünen Pflanzensaume eingefaßt sind. Nicht minder häufig ist er in den Gärten um die Wohnungen des Menschen und zwar inmitten volkreicher Städte ebensogut, wie an den abgelegensten stillsten Winkeln der Insel. Seine Verbreitung erstreckt sich von der Meeresküste bis zu 5000 oder 6000 Fuß unbedingter Höhe am Gebirge hinauf, und wo die Bedingungen zu seinem Wohlbefinden gegeben, ist er überall häufig; nur in dem dichten, schattigen und feuchten Hochwalde, welcher auf den Kanaren aus Lorbeer und Stechpalmen besteht, hat Bolle ihn nie beobachtet: er bewohnt höchstens deren äußere lichtere Ränder. Gemein ist er in den Weinbergen der Inseln, nicht selten auch in den Kieferbeständen, welche die Abhänge des Gebirges bekleiden. Noch nicht ausgemacht ist, ob er auch im Winter in bedeutenderen Höhen vorkommen mag; im Spätherbst hat man ihn aber noch in einem Höhengürtel von 4000 Fuß über dem Meere angetroffen.

Der wilde Kanarienvogel, welcher auch in seiner Heimat von Spaniern und Portugiesen „Canario“ genannt wird (Dryospiza canaria), ist merklich kleiner und gewöhnlich auch etwas schlanker, als derjenige, welcher in Europa gezähmt unterhalten wird. Diejenigen, welche auf den Kanaren selbst in der Gefangenschaft leben, haben sich der vielfachen Kreuzungen mit wilden wegen ihre ursprüngliche Gestalt vollkommener bewahrt. Bei dem alten Männchen ist der Rücken gelbgrün mit schwärzlichen Schaftstrichen und sehr breiten, hellaschgrauen Federrändern, welche beinahe zur vorherrschenden Farbe werden. Der Bürzel ist gelbgrün, die Oberschwanzdeckfedern aber sind grün, aschgrau gerandet; Kopf und Nacken sind gelbgrün mit schmalen grauen Rändern, die Stirn und ein breiter Augenstreif, welcher nach dem Nacken zu kreisförmig verläuft, sind grünlich goldgelb, ebenso Kehle

und Oberbrust, die Halsseiten dagegen aschgrau. Die Brustfärbung wird nach hinten hin heller, gilblicher; der Bauch und die Untersteißfedern sind weißlich, die Schultern schön zeisiggrün, mattschwarz und blaßgrünlich gebändert, die schwärzlichen Schwungfedern sind schmal grünlich, die schwarzgrauen Schwanzfedern weißlich gesäumt. Der Augenring ist dunkelbraun; Schnabel und Füße sind bräunlich fleischfarben. Bolle nimmt an, daß dieses Kleid erst nach Abschluß des zweiten Lebensjahres angelegt werde. Bei den Weibchen ist der Rücken braungrau, mit breiten schwarzen Schaftstrichen; die Federn des Nackens und Oberkopfes sind ebenso gefärbt, am Grunde aber hellgrün; die Stirn ist grün, der Zügel grau, die Wangen sind theils grüngelb, theils aschblaugrau; die Halsseiten werden von einem gelbgrünen, nach rückwärts aschblaugrauen Halsring umgeben, welcher jedoch wenig deutlich ist. Die Schulter- und kleinen Oberflügelfedern sind licht gelbgrün, die großen Flügeldecken wie die Schwingen dunkelfarbig, grünlich gesäumt. Brust und Kehle sind grünlich goldgelb, ihrer weißgrauen Federränder halber aber weniger schön, als bei dem alten Männchen; Unterbrust und Bauch sind weiß, die Körperseiten bräunlich mit dunkleren Schaftstrichen. Das Nestkleid ist bräunlich, an der Brust ins Ockergelbe spielend, mit sehr wenig und schwachem Citronengelb an Wangen und Kehle. Alle diese Kleider sind der vielfachen Uebergänge und Schattirungen wegen schwer mit Worten zu beschreiben, und ich will deshalb noch bemerken, daß die Gesammtfärbung im großen Ganzen mit dem Kleid desjenigen zahmen Kanarienvogels übereinstimmt, welchen wir den grünen oder grauen nennen.

Die Nahrung des wilden Kanarienvogels besteht größtentheils, wenn nicht ausschließlich, aus Pflanzenstoffen, aus kleinem Gesäme, zartem Grün und saftigen Früchten, namentlich aus Feigen. „Eine durchgebrochene reife Feige bietet ihnen in der innigen Durchdringung von Fleisch, süßem Saft und sehr kleinen Kernen einen süßlichen Leckerbissen dar, welchen sie gleichsam ausschlürfen, zu welchem sie im Freien jedoch nur gelangen können, sobald die Frucht vor Ueberreife ihren violettblauen oder gelbgrünen Mantel sprengt. Vorher ist es ihnen unmöglich, mit ihrem zarten Schnabel durch die feste, von etwas scharfem Milchsaft strotzende Hülle zu dringen. Solch ein Feigenbaum mit geplatzten Früchten bietet einen wahrhaft fesselnden Anblick dar; denn er bildet den Sammelplatz einer Menge von Singvögeln. Amseln, Plattmönche, Weidenlaubvögel, Stieglitze, Steinsperlinge, Blaumeisen u. A. m. finden auf seinen Zweigen einen gedeckten Tisch, an denen Kerf- und Körnerfresser bunte Reihe machen." Die Hauptnahrung aber besteht in Gesäme, Kohl und Salat, Mohn und dergl., sowie in Grünzeug mancherlei Art. „Wasser ist für den Kanarienvogel ein gebieterisches Bedürfniß. Er fliegt oft, meist gesellig, zur Tränke und liebt das Baden, bei welchem er sich sehr naß macht, im wilden Zustande ebenso sehr als im zahmen."

Ueber die Fortpflanzung berichtet Bolle sehr ausführlich. „Paarung und Nestbau erfolgen im März, meist erst in der zweiten Hälfte desselben. Nie baute der Vogel in den uns zu Gesicht gekommenen Fällen niedriger, als acht Fuß über dem Boden, oft in sehr viel bedeutender Höhe. Für junge, noch schlanke Bäumchen scheint er besondere Vorliebe zu hegen und unter diesen wieder die immergrünen oder sehr früh sich belaubenden vorzüglich gern zu wählen. Der Birn- und der Granatbaum werden ihrer vielfachen und doch lichten Verästelung halber sehr häufig, der Orangenbaum seiner immer allzu dunklen Krone wegen schon seltener, der Feigenbaum, wie man versichert, niemals zur Brutstätte ausersehen. Das Nest wird sehr versteckt angebracht, doch ist es, namentlich in Gärten, vermöge des vielen Hin- und Herfliegens der Alten und ihres nicht großen Nistgebietes unschwer zu entdecken. Wir fanden das erste uns zu Gesicht gekommene in den letzten Tagen des März 1856 inmitten eines verwilderten Gartens der Villa Orotava, auf einem etwa zwölf Fuß hohen Buchsbaume, der sich über einer Mirtenhecke erhob. Es stand, nur mit dem Boden auf den Aesten ruhend, in der Gabel einiger Zweige, unten breit, oben sehr eng mit äußerst zierlicher Rundung, nett und regelmäßig gebaut. Es war durchweg aus schneeweißer Pflanzenwolle zusammengesetzt und nur mit wenigen dürren Hälmchen durchwebt. Das erste Ei wurde am 30. März, dann täglich eins hinzu gelegt, bis die Anzahl von fünfen beisammen war, welches die regelmäßige Zahl des Geleges zu sein scheint, obwohl wir in andern Fällen nur drei bis vier Eier, nie aber mehr als fünf in einem Neste gefunden

haben. Die Eier sind blaß meergrün mit röthlich braunen Flecken besäet, selten beinahe oder ganz einfarbig. Sie gleichen denen des zahmen Vogels vollkommen. Ebenso hat die Brutzeit durch die Zähmung keine Veränderung erlitten; sie dauert beim wilden Kanarienvogel ebenfalls ungefähr dreizehn Tage. Die Jungen bleiben im Nest, bis sie vollständig befiedert sind und werden noch eine Zeit lang nach dem Ausfliegen von beiden Eltern, namentlich aber vom Vater, aufs sorgsamste aus dem Kropfe gefüttert. Die Zahl der Bruten, welche in einem Sommer gemacht werden, beträgt in der Regel vier, mitunter auch nur drei. Ende Julis beginnt die Mauser, mit welcher, wie natürlich, die Fortpflanzungszeit für das Jahr schließt."

Sämmtliche Nester, welche Bolle beobachtete, waren auf gleich saubere Weise aus Pflanzenwolle zusammengesetzt; in einzelnen fand sich kaum ein Grashalm oder Rasenstückchen zwischen der glänzenden Pflanzenwolle. „Das Männchen sitzt, während das Weibchen brütet, in dessen Nähe, am liebsten hoch auf noch unbelaubten Bäumen; im ersten Frühlinge gern auf Akazien, Platanen oder echten Kastanien, Baumarten, deren Blattknospen sich erst spät öffnen, oder auch auf dürren Zweigspitzen, wie sie die Wipfel der in Gärten und in der Nähe der Wohnungen so allgemein verbreiteten Orangen nicht selten aufzuweisen haben. Von solchen Standpunkten aus läßt es am liebsten und längsten seinen Gesang hören. Es ist eine Freude, dann dem kleinen Künstler zu lauschen, zumal wenn es, wie uns das häufig vergönnt war, von dem Erker eines Isleño-Hauses herab geschehen kann, wo man sich oft in der Höhe des singenden Vogels befindet, der in ganz geringer Entfernung vor uns sitzt. Wie bläht er dann seine kleine gesangreiche Kehle auf, wie wendet er die goldgrün schimmernde Brust bald rechts, bald links, sich im Strahl seiner heimatlichen Sonne badend, bis auf einmal der leise Ruf des im Neste verborgenen Weibchens sein Ohr trifft und er mit angezogenen Flügeln sich in das Blättermeer der Baumkrone stürzt, die, über ihm zusammenschlagend, die süßen Geheimnisse seines Gattenglücks dem Auge verhüllt. In solch einem Augenblick, umgeben von der Blüthenpracht und den Düften seines Vaterlandes, ist das unscheinbare grüne Vögelchen schöner, als die schönsten seiner Brüder, die in Europa die Tracht der Sklaverei tragen. Es ist ja an seiner Stelle, und die Weise seines Liedes verfehlt um so weniger einen unwiderstehlichen Zauber zu üben, als durch alle Sinne zugleich weiche und wohlthuende Empfindungen auf den Zuhörer einwirken und mit dem Reize des Fremdartigen sich gerade durch diese Vogelstimme träumerische Erinnerungen der Kindheit mischen. Unzweifelhaft ist Nichts mehr im Stande gewesen, uns anzuheimeln und das Gefühl des Fremdseins auf den Inseln zu verscheuchen, als gerade der überall uns freundlich grüßende Gesang des wilden Kanarienvogels, der dort etwa in derselben Häufigkeit, wie der Schlag des Finken in Deutschland ertönt."

„Es ist viel über den Werth des Gesanges geredet worden. Von Einigen überschätzt und allzusehr gepriesen, ist er von Andern einer sehr strengen Beurtheilung unterzogen worden. Man entfernt sich nicht von der Wahrheit, wenn man die Meinung ausspricht, die wilden Kanarienvögel sängen, wie in Europa die zahmen. Der Schlag dieser letzteren ist durchaus kein Kunsterzeugniß, sondern im großen Ganzen geblieben, was er ursprünglich war. Einzelne Theile des Gesanges hat die Erziehung umgestalten und zu glänzenderer Entwickelung bringen, andere der Naturzustand in größerer Frische und Reinheit bewahren mögen, das Gepräge beider Gesänge aber ist noch jetzt vollkommen übereinstimmend und beweist, daß, mag ein Volk auch seine Sprache verlieren können, eine Vogelart dieselbe durch alle Wandlungen äußerer Verhältnisse unversehrt hindurchträgt. So weit das unbefangene Urtheil. Das befangene wird bestochen durch die tausend Reize der Landschaft, durch den Zauber des Ungewöhnlichen. Was wir vernehmen, ist schön; aber es wird schöner noch und klangreicher dadurch, daß es nicht im staubigen Zimmer, sondern unter Gottes freiem Himmel erschallt, da wo Rosen und Jasmin um die Cypresse ranken und die im Raum verschwimmenden Klangwellen das Harte von sich abstreifen, welches an dem meist in zu großer Nähe vernommenen Gesang des zahmen Vogels tadelnswerth erscheint. Und doch begnügt man sich nicht, mit dem Ohre zu hören; unvermerkt vernimmt man auch durch die Einbildungskraft, und so ent-

stehen Urtheile, die später bei Andern Enttäuschungen hervorrufen. So wenig wie alle Hänflinge und Nachtigallen oder alle zahmen Kanarienvögel gleich gute Schläger sind, darf man Dies von den wilden fordern. Auch unter ihnen gibt es stärkere und schwächere; das aber ist unsere entschiedene Ansicht, die Nachtigallentöne oder sogenannte Rollen, jene zur Seele dringenden tiefen Brusttöne haben wir nie schöner vortragen hören, als von wilden Kanarienvögeln und einigen zahmen der Inseln, die bei jenen in der Lehre gewesen. Nie werden wir in dieser Hinsicht die Leistungen eines wundervoll hochgelben Männchens von Gran-Canaria, welches wir als Geschenk eines Freundes eine Zeitlang besaßen, zu vergessen im Stande sein. Am meisten möge man sich hüten, den Naturgesang des Kanarienvogels nach dem oft stümperhaften sehr jung gefangener, die im Käfig ohne guten Vorschläger aufwuchsen, zu beurtheilen."

„Der Flug des Kanarienvogels gleicht dem des Hänflings. Er ist etwas wellenförmig und geht meist in mäßiger Höhe von Baum zu Baum, wobei, wenn der Vogel schwarmweise fliegt, die Glieder der Gesellschaft sich nicht dicht an einander drängen, sondern jeder sich in einer kleinen Entfernung von seinem Nachbar hält und dabei einen abgebrochenen, oft wiederholten Lockruf hören läßt. Die Scharen, in die sie sich außer der Paarungszeit zusammenthun, sind zahlreich, lösen sich aber den größten Theil des Jahres hindurch in kleinere Flüge auf, welche an geeigneten Orten ihrer Nahrung nachgehen und sehr häufig längere Zeit auf der Erde verweilen, vor Sonnenuntergang aber sich gern wieder zusammenthun und eine gemeinschaftliche Nachtherberge suchen." —

„Der Fang dieser Thierchen ist sehr leicht, zumal gehen die Jungen fast in jede Falle, sobald nur ein Lockvogel ihrer Art daneben steht: ein Beweis mehr für die große Geselligkeit der Art. Ich habe sie in Canaria sogar einzeln in Schlagnetzen, deren Locker nur Hänflinge und Stieglitze waren, sich fangen sehen. Gewöhnlich bedient man sich, um ihrer habhaft zu werden, auf den Kanaren eines Schlagbauers, der aus zwei seitlichen Abtheilungen besteht, den eigentlichen Fallen mit aufstellbarem Trittholz, getrennt durch den mitten inne befindlichen Käfig, in welchem der Lockvogel sitzt. Dieser Fang wird in baumreichen Gegenden, wo Wasser in der Nähe ist, betrieben und ist in den frühen Morgenstunden am ergiebigsten. Er ist, wie wir aus eigener Anschauung wissen, ungemein anziehend, da er dem im Gebüsch versteckten Vogelsteller Gelegenheit gibt, die Kanarienvögel in größter Nähe zu beobachten und sich ihrer anmuthigen Bewegungen und Sitten ungesehen zu erfreuen. Wir haben auf diese Weise binnen wenigen Stunden 16 bis 20 Stück, eins nach dem andern, fangen sehen; die Mehrzahl davon waren indeß noch unvermauserte Junge. Besäße man, was nicht der Fall ist, auf den Inseln ordentlich eingerichtete Vogelherde, so würde der Ertrag natürlich noch ein weit lohnenderer sein."

„Wir haben Kanarienwildlinge genug in der Gefangenschaft beobachtet und mitunter deren ein bis anderthalb Dutzend auf einmal besessen. Der Preis junger, bereits ausgeflogener Vögel pflegt in Santa Cruz, wenn man mehrere auf einmal nimmt, etwa 2½ Sgr. für das Stück zu betragen. Frisch gefangene alte Männchen werden mit 10 Sgr. bezahlt. In Canaria sind, trotz der daselbst herrschenden größeren Billigkeit, die Preise um vieles höher, was allein schon hinreichen würde, ihre größere Seltenheit daselbst darzuthun."

„Es sind unruhige Vögel, die längere Zeit brauchen, ehe sie ihre angeborne Wildheit ablegen, und sich, besonders in engen Käfigen zu mehreren zusammengesperrt, das Gefieder leicht zerstoßen. Sie schnäbeln sich sehr gern unter einander, und die jungen Männchen geben sich binnen kurzem durch ein fortgesetztes lautes Zwitschern zu erkennen. Meine Vögel fingen in der zweiten Hälfte des August zu mausern an; einige unter ihnen hatten indeß noch im Dezember den Federwechsel nicht vollständig bewerkstelligt. Wahrscheinlich sind diese die am spätesten Ausgeflogenen gewesen. Das helle Gelbgrün zeigt sich zuerst an der Brust. Kaum gibt es einen weichlicheren Körnerfresser. Man verliert die meisten an Krämpfen, deren zweiter oder dritter Anfall mit dem Tode zu endigen pflegt. Wer diese Vögel über See mit sich nehmen will, wird wohl thun, sich längere Zeit vor der Abreise mit wenigstens der doppelten Anzahl von denen, die er wünscht, zu versorgen und dieselbe in einem jener

flachen hölzernen, nur vorn mit einem schrägen Gitter versehenen Käfige, wie sie zwischen Frankreich und der Westküste Afrikas gebräuchlich sind, fortzuschaffen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kann man darauf rechnen, während der Seereise und unmittelbar nach derselben die Hälfte der Vögel einzubüßen. Wir haben von elf glücklich heimgebrachten, bereits vermauserten, vollkommen eingewohnten und zum Theil schon schlagenden Kanarienvögeln im Laufe des ersten Winters noch mehrere ganz unerwartet an Krämpfen zu Grunde gehen sehen. Vor Allem vermeide man, diese Vögel in die Hand zu nehmen; viele von ihnen vertragen das durchaus nicht. Später scheinen sie härter zu werden. Die unsrigen mauserten im zweiten Sommer ihres Lebens schon im Juli, also einen vollen Monat früher als die zahmen. Das eine Weibchen, welches wir die Heckzeit des Jahres 1857 durch in einem Gesellschaftsbauer mit wilden und zahmen Männchen zusammen umherfliegen ließen, hat sich zu keiner Paarung verstanden. Wohl aber gehen die wilden Hähnchen mit großer Leichtigkeit Verbindungen mit der gezähmten Art ein und werden äußerst treue, liebevolle Gatten, die nicht aufhören, die Dame ihres Herzens aufs zärtlichste zu füttern, meist sogar die Nacht auf dem Neste derselben sitzend zuzubringen. Sie bieten jedem andern Vogel, der ihnen zu nahe kommt, die Spitze; ja ein älteres Männchen, dem beim Kampfe mit einem Grünling von diesem doppelt stärkeren Gegner der Beinknochen durchbissen worden war, hörte in diesem beklagenswerthen Zustande nicht auf, durch schmetternden Gesang seinem Widersacher aufs neue den Handschuh vor die Füße zu schleudern und konnte nur durch rasche Entfernung aus dem Gesellschaftsbauer gerettet werden."

„Die Mischlinge beider Arten heißen in Teneriffa **Verdegais** und werden besonders hoch geschätzt. Wir haben von einer hochgelben Mutter Gefallene gesehen, die sich durch große Schönheit und ganz ungewöhnliche Zeichnung empfahlen. Sie waren am Oberleib dunkelgrün, unten von der Kehle an rein goldgelb gefärbt. Diese Vögel galten aber auch für etwas Außerordentliches und sehr Seltenes. In den Hecken, die auf den Kanaren von zahmen und wilden angelegt werden, befolgt man den Grundsatz, einem Männchen letzterer Art seiner großen Thatkraft wegen stets zwei Weibchen zuzugesellen."

Ueber das Gefangenleben des zum Hausvogel gewordenen Kanarienvogels will ich **Lenz** reden lassen. Ich selbst habe keine eigenen Beobachtungen gemacht, welche mir von Wichtigkeit scheinen könnten und glaube, daß man alles hierauf Bezügliche unmöglich besser sagen und kürzer zusammenfassen kann, als **Lenz** es gethan hat. „Um zu erfahren, wo jetzt die beste Kanarienzucht zu finden, habe ich alle Theile Deutschlands und alle rings um dasselbe liegenden Länder durchsucht, habe auch deswegen mit noch ferneren Ländern mich in Verbindung gesetzt und bin nun überzeugt, daß jetzt die besten Kanarienvögel in Andreasberg auf dem Harz und einigen ihm benachbarten Dörfern gezogen werden."

„In Andreasberg findet man fast Haus für Haus eine besondere Stube oder einen bedeutenden Theil der Wohnstube für die Kanarienhecke eingerichtet. Gar Mancher löst jährlich aus dem Ertrag 70 bis 80 Rthlr., und im ganzen werden von da, wie mir dortige Beamte sagten, jährlich für etwa 12,000 Rthlr. Kanarienvögel verkauft. — Wann sich dieser Erwerbszweig dort festgesetzt, weiß kein Mensch; aber jedenfalls wird er durch dreierlei Vortheile unterstützt: 1) die Wohlfeilheit des Holzes, so daß man in dem rauhen Klima den Thierchen immerfort eine warme Stube bieten kann; 2) den herrlichen Sommerrübsamen, welchen man aus der nicht gar weit entfernten goldenen Aue bezieht und 3) die gute Semmel, für welche ebenfalls die goldene Aue den Stoff liefert. — Der Gesang der Andreasberger Vögel ist äußerst verschieden; einen schlechten habe ich dort gar nicht gehört, dagegen viele, die fast ganz aus feinen schwirrenden und schnurrenden Trillern, tiefen Rollen, gluckenden Tönen, Hohlpfeifen u. s. w. zusammengesetzt und von Fehlern fast oder ganz frei sind. — So viel als möglich ziehn die Leute in Andreasberg nur einfarbig blaßgelbe Vögel ohne Hauben, und zwar deswegen, weil der einfarbige Vogel keine unregelmäßige Zeichnung haben kann und weil der blaßgelbe gleich im Neste, wenn er ein Männchen ist, als solches daran erkannt werden kann, daß sein Gelb um die Augen und um die Schnabelbasis dunkler ist. Dieses Zeichen bleibt auch nach dem Ausfliegen noch eine Zeitlang deutlich

genug, und danach werden die Männchen von den Weibchen getrennt. Die letzteren schickt man schon im Sommer, so weit man sie nicht selbst behalten kann, durch Herumträger in die Welt; die jungen Männchen und ausgesichteten alten werden Ende Oktobers oder Anfang Novembers an einzelne Händler, die sie hundertweis nehmen, verkauft und in die großen Städte, namentlich auch viel nach Rußland und Amerika ausgeführt."

„Auch an der Nordseite des Harzes bis Braunschweig, und an der Südseite bis Bodungen und Duderstadt werden sehr viel Kanarienvögel gezogen, und als harzer Vögel in Handel gebracht. Sie sind aber bedeutend geringer an Güte des Gesanges, doch in der Regel besser als diejenigen, welche man weit vom Harzwald zieht."

„Die Behauptung, welche man früherhin oft in Schriften fand, „„daß in Tirol die meisten und besten Kanarienvögel gezogen würden, und daß dort der Hauptsitz der Zucht und des Handels in Imst wäre““, war irrig. Ich habe die Sache in Tirol und Imst selbst untersucht und gefunden, daß dort nur sehr wenig und sehr geringe Vögel seit Menschengedenken gezogen werden. — Auch in Belgien, dessen Kanarienvögel als holländische in Menge nach England und Amerika gehen, habe ich genau nachgesucht und gefunden, daß die dortigen Vögel besonders groß, schlank, schön gelb, an Gesang aber sehr gering sind."

„Wer Kanarienvögel zu seinem Vergnügen ziehen will, wählt natürlich nach seinem Geschmack. Uebrigens gelten folgende Bemerkungen: 1) Ganz grüne oder stark grün gefleckte Vögel sind oft besonders kräftig, aber auch deswegen eben zu allzu lautem Schreien geneigt. 2) Ganz gelbbräunliche und ganz dunkelgelbe sind oft weichlich und namentlich nicht sehr fruchtbar. 3) Auch von regelmäßig bunten darf man keine regelmäßig gezeichnete Jungen erwarten. 4) Rothäugige sind Schwächlinge. 5) Zieht man Vögel mit Hauben (Kuppen) vor, so ist darauf zu sehen, daß die Haube, namentlich hinten, nicht den geringsten kahlen Flecken habe."

„Um gut singende Vögel zu haben, muß man durchaus Männchen und Weibchen von gut singender Rasse anschaffen und ganz darauf verzichten, seine Kanarienvögel bei Lerchen, Finken, Nachtigallen u. s. w. in die Lehre zu thun. Was sie da lernen, ist unnatürlich und wird deswegen leicht vergessen. In Andreasberg hält man streng darauf, daß die jungen Vögel nur bei meisterhaft schlagenden alten lernen. Hört ein Vogel, bevor er drei oder vier Jahr alt ist, einen schlechtern, so ist er gleich in Gefahr, selbst schlechter zu werden. Selbst in höherem Alter nimmt er das Schlechtere leicht an, wenn er es öfters hört. — Orgelstückchen lernen manche Kanarienvögel, wenn sie jung in die Lehre kommen, ohne große Schwierigkeit, werden aber später leicht zu Stümpern. — Den Versuch, junge Kanarienvögel bei zwei gut, aber verschieden schlagenden alten lernen zu lassen, habe ich oft genug, aber immer mit dem Erfolge gemacht, daß nur der leichteste Gesang gelernt wird. — Im ganzen gilt die Regel, daß die schmetternden Töne und die fein schwirrenden Triller viel leichter erlernt werden, als die tief lullenden Rollen, als die tiefen Flötentöne, die klingelnden und gluckenden Töne; ferner daß von schlechten Sängern stammende Junge von guten Vögeln auch dann schwer oder gar nicht lernen, wenn sie ganz jung zu ihnen in die Lehre gethan werden. — Als Merkwürdigkeit erwähne ich hier noch, daß einer meiner Verwandten, Maler zu Bordeaux, lange einen Kanarienvogel besessen hat, der die Gabe hatte, so oft es ihm beliebte, sein Lied auch mit geschlossenem Schnabel, wahrscheinlich nur vermittelst des unteren Kehlkopfes, leise, aber deutlich und vollkommen vorzutragen, wobei es, genau wie bei Bauchrednern, so klang, als ob es nicht von ihm, sondern ganz wo anders her käme."

„Junge, in der Lehre befindliche Vögel hänge man so, daß sie gar keinen zwitschernden oder singenden Vogel, außer ihrem Lehrmeister und namentlich auch keine Kanarienweibchen hören, denn von letzteren lernen sie leicht elende, kurze Strophen. Der Platz muß so gewählt sein, daß neben dem Lehrling oft Menschen hin und her gehen, damit er zahm bleibt oder wird; ferner so, daß er weit vom Fenster ist, da dessen Nähe den Vogel zerstreut, so daß er sich gewöhnt, abgebrochen zu singen und ihn heftig macht, so daß er sich ans Schreien gewöhnt. Das Futter bestehe ganz einfach aus Sommerrübsamen und in Wasser geweichten Semmelkrümchen, damit der Vogel sich nicht vorzugsweise

mit Fressen, sondern lieber mit Singen beschäftigt. Alles Grüne verleitet ihn zu unnützem Knuppern, Obst macht ihn noch außerdem gegen das Frühjahr hin fett und reizt ihn zum Füttern, sodaß nicht selten der Fall eintritt, daß solche Obstfresser zwischen ihre Zehen oder auf die Springhölzer zu füttern beginnen, und dann muß man sie in die Hecke thun, sonst gehen sie zu Grunde. Die Drähte des Käfigs müssen so eng stehen, daß der Vogel den Kopf nicht herausstecken und sich im Umgucken zerstreuen kann. Sowie man merkt, daß er sich mit Zupfen an Fädchen, Spänchen und Papier u. dgl. belustigt, ist solcher Lust ein Ziel zu setzen, indem man den Gegenstand, woran gezupft wird, wegnimmt; auch gebe man dem Vogel, wenn er das Knuppern nicht läßt, was den Drang, seine Schnabelscheiden etwas abzustumpfen, anzeigt, täglich vier harte Haferkörner, an denen er die gewünschte Arbeit für seinen Schnabel haben kann. — Soll der Vogel immer allein hängen, so darf er, sobald er über ein halb Jahr ist, weder ein Weibchen, noch ein anderes Männchen sehen, denn er geräth durch deren Anblick in Aufregung und gewöhnt sich an heftiges Schreien, statt zart zu singen. Soll er aber für immer mit andern Männchen zusammen sein, so setzt man ihn von Jugend auf so, daß der Käfig eines andern ihm ganz nahe steht und beide sich immerfort sehen und an einander gewöhnen. — Kann man einen jungen Vogel zwei Jahre lang bei seinem Lehrmeister lassen, so lernt er sicher soviel, als ihm nach seinen Fähigkeiten möglich ist. — Muß man im vorigen Herbste heurige Vögel kaufen, die nicht länger in der Lehre bleiben können, so sind die ältesten, weil sie den Gesang schon am längsten gehört haben, die besten; und jedenfalls kann man doch noch gute Sänger ziehen, wenn man zwei oder mehr zusammen gehörige junge kauft, dafür sorgt, daß sie nichts Gefährliches hören; so üben sie sich gegenseitig ein. — Von fremden Vögeln sind dem Gesang des jungen Kanarienvogels die Erlenzeisige, Stieglitze und Hänflinge am gefährlichsten; doch wird die Gefahr sehr gemindert, wenn mehrere Kanarienvögel gleichen Schlages beisammen sind. — Ist ein junger Vogel in seinem ersten Herbste vom alten getrennt worden, und kann man ihn in seinem zweiten, sobald der alte nach der Mauser wieder singt, auf einige Zeit zu diesem zurückhängen, so wird man die gute Wirkung bald gewahr werden."

„Den Käfig betreffend, so ist zu bemerken, daß man sich vor solchen zu hüten hat, welche Messing enthalten oder mit Farbe angestrichen sind; daß der Boden mit Sand beworfen sein muß, und daß nebenbei auch Stückchen Lehm und zerstoßene Eier- oder Schneckenschale willkommen sind; daß Lindenholz die besten Sitzstäbchen gibt; daß der Käfig so wenig Ritzen, als möglich haben muß, und daß, sobald sich Ungezieser in Ritzen oder am Vogel zeigt, der Käfig mit Lein- oder Rüböl überall, wo irgend ein Ritz ist, tüchtig gesalbt werden muß. — Die Thür des Käfigs muß von oben nach unten fallen, damit sie von selbst schließt, wenn man vergißt, sie zuzumachen; sie muß auch so breit sein, daß man das Sauf- und Badenäpfchen hineinschieben kann. — Wo Katzen, Wiesel, Eulen u. s. w. ankommen könnten, ist der Käfig durch ein Gitter, welches einige Zoll von ihm absteht, zu schützen. — Die Weibchen thut man, sofern sie sich friedfertig gegen einander betragen, was nicht immer der Fall ist, außer der Heckzeit in großen Käfigen zusammen und von den Männchen weg."

„Der Platz, welchen man dem Käfig anweist, ist am besten Winter und Sommer über lau oder ziemlich warm. Grelle Sonnenhitze, der sich der Vogel nicht entziehen kann, ist schädlich; eine schattende Decke schützt ihn genügend dagegen. Den Weibchen schadet es durchaus nicht, wenn sie in einer Kammer, wo die Luft oft gegen den Gefrierpunkt sinkt, überwintert werden. Männchen singen unter solchen Umständen wenig oder gar nicht. — Wie viel Grade der Kälte ein Kanarienvogel ertragen kann, vermag ich nicht anzugeben; jedoch können sie deren ziemlich viele ertragen, wenn sie nur dabei gut gefüttert werden und Schnee statt Wasser bekommen. Ich habe mehrere zum Versuch in einem auf meinem Hofe stehenden Vogelgitter gelassen, bis sie daselbst eine Nacht von zehn Grad R., nur von oben durch das Dach einigermaßen vor Zug geschützt, durchlebten. Es bekam den Thierchen gut, und ich zog im nächsten Sommer viel Nachkommenschaft von ihnen. Ferner überwinterte ich ein Mal in meinem Stall eine Anzahl Kanarienvögel, welche in einem vor dem Fenster angebrachten, nur von oben durch die Decke vor Regen und Schnee geschützten Käfig zu schlafen pflegten.

Diese Gewohnheit setzten sie selbst bei fünf Grad R. Kälte und bei starkem Winde freiwillig fort, bis ich ihnen den Eingang verschloß. Drittens hat einer von meinen in Norddeutschland wohnenden Freunden seine Vögel in einem mit festen Wänden versehenen Gartenhäuschen, welches ein offenes, nur durch Drahtgitter geschütztes Fenster hatte, überwintert, wobei sie gesund blieben, obgleich die Kälte einige Zeit hindurch auf 20 Grad R. stand und weder das Fenster geschlossen, noch geheizt wurde. Auch bei einigen andern Freunden habe ich diese Ueberwinterung gesehen, empfehle sie aber durchaus nicht zur Nachahmung."

„Ein im geschlossenen Raume hängender Kanarienvogel ist vor scharfem Zugwind zu schützen. Er kann durch ihn augenblicklich heiser werden. Es tritt auch die Heiserkeit ohne Zug öfters ein, wenn Vögel zu gut gefüttert werden. — Alle Mittel scheinen gegen dieses Uebel nicht zu helfen; wenigstens habe ich Rosinen, Kandiszucker, Eidotter, Salat- und Leinsamen, Berberitzensaft, Speck, Eisenrost, Spinnen, Ameisenpuppen, Hafergrütze, Möhren, Safran, Grünes aller Art, Kohlenpulver, Quitte, Quittenschleim vergeblich in Anwendung gebracht. Die beste Wirkung zeigte eine blos aus Kanariensamen bestehende Fütterung und neben dieser täglich etwas geriebene Möhre. — Es gibt auch Dünste, die schädlich werden können. Einer meiner Onkel stellte eines Abends eine blühende Orchis bifolia in die Stube, wo er drei Kanarienvögel hatte. Am folgenden Morgen waren die zwei Weibchen todt, das Männchen lag wie sterbend am Boden, wurde noch schnell in frische Luft gebracht und so gerettet. Tabaksrauch schadet nicht. Oel, wie man es bei armen Leuten im Winter trifft, schwärzt die gelben Federn, schadet aber nicht."

„Was die Fütterung betrifft, so bin ich jetzt fest überzeugt, daß die zu Andreasberg gebräuchliche jedenfalls die beste ist. Sie besteht blos aus Sommerrübsamen, der in Ueberfluß gereicht wird, und nebenbei so viel in Wasser geweichter Semmel, als der Vogel täglich fressen will. Auch in der Hecke thue ich kein Ei hinzu. — Durch gemischtes, verschiedenartiges Futter erzeugt man Fresser und Schreihälse, die leicht fett werden und dann weder zur Hecke, noch zum Singen taugen. — Gesunden Rübsamen erkennt man daran, daß er keinen übeln Geruch hat, rein aussieht, und leicht und kräftig keimt, wenn man ihn zwischen feuchte, wollene Läppchen legt. — Grüne Blätter von Salat, Spinat, Kohl, Vogelmiere, Kreuzwurz, Brunnenkresse, sowie geriebene Möhren werden bei der aus Rübsamen und Semmel bestehenden Fütterung am besten ganz weggelassen, dagegen versuchsweise nebenbei gegeben, wenn ein Vogel krank ist. Obst, namentlich Aepfel, neben gutem Futter täglich in Menge gegeben, macht zu fett."

„Bei guter Witterung kann ein Kanarienvogel über 20 Jahr alt werden, wovon mir Beispiele bekannt sind. Von Malaga wird mir geschrieben, daß man dort im Durchschnitt 16 Jahre rechnet."

„Will man eine Kanarienhecke anlegen, so hat man Männchen zu wählen, die nicht durch zu gutes Futter gemästet sind; Weibchen, welche fett sind, werden bei jedem Ei, das sie legen, krank, sterben auch nicht selten, ehe es zum Legen kommt, und jedenfalls geben Eier solcher Weibchen gar keine Junge oder nur Schwächlinge. — Ist das Weibchen in nicht zu großem Ueberfluß überwintert, wird aber dann vom Frühjahr an mit sehr verschiedenen Körnern, Backwerk, Grünem, Aepfeln in Ueberfluß gefüttert, so legt es zwar gute Eier, jedoch in der Regel zu viel. Ich habe eins auf solche Weise in einem Jahre auf 29 Eier gebracht. Dabei ist aber kein Segen, denn die Bruten folgen viel zu schnell auf einander und es wird ein neues Nest gebaut, während im alten die Jungen noch lange nicht reif sind. — Mit der übrigen Einrichtung kann man in verschiedener Weise verfahren: a) Man thut in einem geheizten Raume, dessen Wände weder Tapeten, noch gefärbten Kalk haben dürfen, schon im März oder April, im ungeheizten erst im Mai auf 1 oder 1½ Kubikklaftern ein Männchen und drei oder vier Weibchen, für jedes Weib zwei Nester. — b) Man thut je ein Männchen mit drei oder vier Weibchen in einen geschlossenen Raum von 1 bis 1½ Kubikklaftern, und es ist gut, sofern man mehrere solche Räume hat, daß jeder vom nächsten vermittelst einer undurchsichtigen Scheidewand getrennt ist. — c) Selbst wenn man ein Männchen nur mit einem Weibchen paaren will, muß man

einen Käfig haben, der groß, wo möglich wenigstens zwei Fuß lang, hoch und breit ist, damit die Thierchen Raum für ihre oft sehr heftigen Zänkereien haben. Bösartige Zänker muß man entfernen. Da die Männchen in der Hecke meist nur wenig oder abgebrochen oder gar nicht singen, so thut man recht wohl, wenn man sie nicht eher zum Weibchen thut, als bis letzteres angefangen, ihm gegebene Fädchen nach einem ihm ebenfalls gegebenen Nestchen zu tragen. Hat das Weibchen seine volle Eierzahl gelegt, so kann man das Männchen in einen andern Käfig locken, worin etwas Grünes liegt; und dann muß er so gestellt und gehängt werden, daß es vom brütenden Weibchen durchaus nicht gesehen wird. Sobald dieses beginnt, Fädchen zum zweiten Neste zu tragen, läßt man das Männchen wieder zu und so lange bei ihm, bis wieder die volle Eierzahl da ist. — d) In gleicher Art kann man ein Männchen mit drei Weibchen hecken lassen, von welchen ein jedes allein in einem Käfig oder in der Abtheilung eines großen Käfigs ist. Kein solches einzeln in seinem Heckkäfig befindliche Weibchen darf das andere sehen können, darf auch das Männchen nicht sehen, es sei denn, daß letzteres gerade bei ihm ist. Bauen mehrere solche Weibchen zugleich, so läßt man das Männchen zu jedem nur auf einen halben Tag und wechselt oft. Die Einrichtung muß natürlich so sein, daß das Männchen, ohne Störung für die Weibchen, aus einem Käfig in den andern wandern kann, woran es sich auch bald gewöhnt. Kommt ein Männchen gegen Abend zu einem Weibchen und paart sich mit ihm, so ist das Ei, welches am nächsten Morgen gelegt wird, gut. Jedes neue Ei bedarf aber eine neue Paarung. Den Vortheil, welchen man bei der Trennung der drei Weibchen hat, liegt darin, daß sie nicht mit einander zanken können, daß sie nicht beim Brüten von fremden Jungen gestört werden und endlich darin, daß das Männchen nur ganz kurze Zeit bei dem Weibchen ist und die übrige Zeit aufs Singen verwenden kann. — Dem Männchen und Weibchen gebe man, so lange sie zu dem genannten Zweck beisammen sind, neben dem gewöhnlichen Futter auch gequetschten Hanf, dann aber keinen mehr."

„Die Nester müssen an einem ruhigen Platze so stehen, daß man sie leicht herausholen, untersuchen und wieder hinein thun kann. Kleine Nestchen taugen gar nichts, weil die Jungen aus ihnen leicht zu früh ausfliegen; aus demselben Grunde taugen auch Nester nichts, welche die Vögel gleich den wilden selbst auf hingesetzte Bäumchen bauen. Die Andreasberger Nistkästchen sind von Holz, vierkantig, im Lichten volle vier Zoll weit, vier Zoll hoch. Auf den Boden lege man zwei Linien hoch Holzasche zum Schutz gegen Milben; auf die Asche zwei Linien hoch durchgesiebten Sand; auf diesen drücke man so viel feines Mos, daß es bis gegen die Hälfte des Kästchens steigt. Auf diese Moslage bauen die Vögelchen die Nesthöhlung aus Charpie, die man ihnen, zu ein Zoll Länge geschnitten, gibt. Die besten solcher Nistkästchen haben zwei Zoll über dem Oberrand eine Decke, auf welche sich andere Vögel setzen können, ohne das brütende Weibchen zu stören. — So oft eine Brut ausgeflogen ist, wird der im Kästchen befindliche Neststoff verbrannt, jeder Ritz geölt, das Kästchen mit Holzasche ausgestäubt, neues Mos eingefüllt."

„Junge, vorjährige Männchen thut man in Andreasberg aus der Hecke, sobald die Weibchen zum zweiten Mal brüten. In der Regel thut man dort jedes Männchen jährlich in die Hecke. — Dabei ist zu bemerken, daß ein Männchen, welches ein Mal in der Hecke gewesen, leicht krank wird, wenn es in einem andern Jahre nicht hineinkommt, wogegen diejenigen, welche von Jugend auf allein bleiben, sich auch bei dieser Lebensart immer sehr wohl befinden und alt werden können."

„Die Eier sind weißlich, am stumpfen Ende röthlich punktirt, werden 13 bis 15 Tage bebrütet. Badet sich das brütende Weibchen, so geschieht dadurch den Eiern kein Schaden. Hämmert man in der Stube, oder schlägt man die Thüren tüchtig zu oder fällt ein Donnerschlag, so leiden auch hierdurch die Eier nicht. Sind die Jungen ausgekrochen, so holt man zufällig vorhandene faule Eier oder sterbende Junge mit einem Theelöffel und wirft sie weg. Die Jungen fliegen etwa 21 Tage alt aus, können 25 bis 30 Tage alt selbst zu fressen beginnen. Vier Wochen nach dem Ausfliegen, zuweilen auch mehrere Wochen später, beginnen die jungen Vögel ihre Federn, die des Schwanzes und

der Flügel ausgenommen, zu wechseln, und dieser Wechsel hält, allmählich vorschreitend, einige Monate an."

„Noch vor der Mauser oder nach deren Beginn fangen die gesunden jungen Männchen an zu singen und sind eben daran zu erkennen, daß sie Zusammenhängendes hervorbringen, während die Weibchen nur Abgebrochenes hören lassen."

„Es kommt nicht gar selten der unangenehme Fall vor, daß Weibchen, die zu gut gefüttert werden, von neuem zu brüten beginnen, während ihre Jungen noch im Neste sitzen, oder doch noch nicht selbst fressen, und daß sie sich dann um ihre Jungen gar nicht mehr bekümmern. — Die Männchen füttern entweder gleich von vorn herein gar nicht, oder sie füttern, und wenn mehrere Weibchen bei ihnen, so füttern sie doch nur die Jungen ihres Lieblingsweibchens. — Füttert also das Männchen, so ist keine Noth da. Mehrmals habe ich auch den Fall gehabt, daß die Jungen der vorhergehenden Bruten sich der kleinen hilflosen Geschwister erbarmten und sie fütterten. — Geschieht von Alledem Nichts, so übernimmt man die Fütterung selbst, schneidet aus einem Gänsestiel ein Löffelchen und gibt eine Mischung von gequelltem und dann zerriebenem Rübsamen, etwas zerriebenem Mohn und mit Wasser angefeuchteten Semmelkrumen. — Vorjährige Weibchen pflegen zwei bis drei Bruten, jede zu drei bis fünf Eiern, zu machen, ältere drei bis vier mit drei bis sechs, oder seltener sieben Eiern. Geht eine Brut zu Grunde, so tritt auch der Fall ein, daß ein Weibchen deren fünf macht."

„Während der Heckzeit sehe man darauf, daß der Boden mit Sand und einigen Lehmstückchen, zugleich auch mit zerstoßenen Schalen von Hühnereiern oder Schnecken bestreut sei, statt deren auch weißer Kalk aus Wänden dienen kann. — Die Fütterung während der Zeit des Brütens und des Aufziehens der Jungen betreffend, so halte ich es fürs beste, gar Nichts zu geben, als erstens trockenen Sommerrübsamen, zweitens in einem besonderen Napf in Wasser gequellten Rübsamen, drittens in Wasser geweichte alte Semmel. In heißer Zeit muß, wenn Junge da sind, um Mittag neues Semmelfutter zurecht gemacht werden. — Einweichen der Semmel in Milch ist immer gefährlich, weil diese Masse zu leicht säuert; hart gekochtes Ei gebe man gar nicht. Die aus der Hecke genommenen Jungen müssen noch etwa zwei Monate lang neben trockenem Rübsamen und eingeweichter Semmel auch in Wasser gequellten Rübsamen bekommen."

„Bei der Paarung der Kanarienvögel kommt es auf nahe oder ferne Verwandtschaft gar nicht an; nur Geschwister derselben Brut taugen nicht zusammen."

„Recht zahme Stieglitz-, Erlenzeisig-, Hänflings- und Grünlingsmännchen paaren sich in der Gefangenschaft ziemlich leicht mit Kanarienweibchen; die so gezogenen Bastarde leisten im Singen viel weniger, als echte Kanarienvögel, sind zur Fortpflanzung in ihrem zweiten Lebensjahre untauglich und leisten später in dieser Hinsicht auch nicht viel."

„Der Versuch, Kanarienvögel zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen, ist nicht schwierig und findet bald durch Raubvögel und andere Feinde sein Ende."

„Will man ein Kanarienvögelchen recht zahm machen, so gibt man ihm weder Speise, noch Trank in den Käfig und zwingt es so, Körnchen, Krümchen und Wassertropfen von der Hand zu nehmen."

„Der Kanarienvogel ist ein sehr gelehriges Thierchen. Es werden welche für Geld gezeigt, die die Buchstaben eines ihnen vorgesagten Wortes aus einem in Reihe und Glied liegenden ABC holen und das Wort daraus zusammensetzen; die aus einer Reihe von verschiedenfarbigen Läppchen die befohlene Arbeit aussuchen; die subtrahiren, addiren, dividiren, multipliciren, indem sie die verlangte Zahl aus einer Reihe von hingelegten Zahlen hervorsuchen; andere, die auf Befehl singen; die zu sterben scheinen, wenn ein Kanönchen auf sie abgefeuert wird, sich dann von zwei andern auf einem Wägelchen zu Grabe fahren lassen, dort wieder erwachen und ein schönes Stückchen singen u. s. w. — Jede Abrichtung eines Kanarienvogels oder Stieglitzes zu Kunststückchen geschieht, wie beim Hunde oder Pferde, hauptsächlich durch Hunger, und die Belohnung besteht in einem Hanfkorn oder Zuckerstückchen. Er thut Alles auf Zeichen seines Herrn, die er genau kennt. Soll er z. B. ein Wort aus

Buchstaben zusammensetzen, so hüpft er an den in einer Reihe liegenden Buchstaben hin und nimmt jedes Mal denjenigen, bei welchem ihm sein Herr winkt, u. s. w."



Bei der großen Aehnlichkeit aller finkenartigen Vögel hält es schwer, für die einzelnen Familien Merkmale anzugeben, welche wirklich unterscheidende sind. Nach der blosen Beschreibung dürfte es dem Unkundigen sehr schwer werden, die verschiedenen Finken den betreffenden Familien einzureihen. Ein solches Unternehmen verlangt erst eine genaue Kenntniß der Gesammtheit; dann stellen sich Merkmale heraus, welche allerdings leichter ersehen, als durch Worte beschrieben werden, aber doch genügen, falls man es nicht gerade mit einzelnen Arten zu thun hat, welche den Uebergang von einer Gruppe zur andern vermitteln.

Als die Urbilder der Finken überhaupt werden von den Naturforschern europäische und bezüglich deutsche Arten betrachtet. Es geschieht Dies nicht blos aus dem Grunde, weil sie den ersten Naturbeschreibern zunächst zur Beobachtung vorgelegen haben, sondern auch deshalb, weil sie wirklich fast alle Eigenschaften der Finkenvögel in sich vereinigen. Diesen Thieren hat man den Namen Edelfinken gegeben und den altwissenschaftlichen Namen Fringillae belassen. Sie haben in Asien und in Nordamerika Verwandte, gehören aber doch im wesentlichen unserm Europa an. Im allgemeinen kennzeichnet sie ein gestreckter, länglicher, kreiselförmiger, ziemlich stumpfspitziger Schnabel, ein mittelhoher Fuß, ein schmaler, ziemlich spitzer Flügel und ein ziemlich langer am Ende meistens ausgeschnittener Schwanz. Der Leibesbau pflegt lang und gestreckt zu sein; das Gefieder ist ziemlich knapp, bei dem Männchen gewöhnlich lebhaft und nach den Jahreszeiten verschieden gezeichnet. Die Weibchen sind kleiner und minder schön als die Männchen, und die Jungen ähneln, wenigstens nach Vermauserung des Nestkleides, ihren Müttern. Mehr läßt sich im allgemeinen kaum über sie sagen.

Wälder und Baumpflanzungen ganz Europas, auch wohl felsige, nur mit niederm Baumwuchs bestandene Gegenden bilden die Aufenthaltsorte dieser Vögel. Sie leben gesellig unter sich und mit andern Arten, keineswegs aber immer friedlich zusammen; einige sind vielmehr herrschsüchtige und zänkische Gesellen, welche selbst dann, wenn die Noth sie vereinigt, mit ihren Genossen Kampf und Streit beginnen. Sämereien der verschiedensten Pflanzen und im Hochsommer Kerbthiere bilden ihre Nahrung. Die Jungen werden vorzugsweise mit Kerbthieren groß gefüttert. Die Männchen von allen Arten sind fleißige, und die einiger Arten sehr geschätzte Sänger. Beliebt und wohlgelitten sind sie eigentlich alle. Sie schaden wenig, bringen im Gegentheil nicht unbeträchtlichen Nutzen und erfreuen außerdem durch ihre Lebhaftigkeit im Betragen und die angenehmen Lieder, welche sie hören lassen. In Deutschland gehören sie zu den Zug- oder wenigstens Strichvögeln; wanderlustig sind sie ohne Ausnahme, obgleich nicht alle größere Reisen antreten. Einige verweilen auch in strengen Wintern in unserm Vaterlande. Sie erscheinen frühzeitig im Jahre und beginnen sehr bald den Bau ihrer künstlichen und schönen Nester, brüten ein bis drei Mal während des Sommers, scharen sich dann in großen Flügen zusammen, schweifen noch von Gau zu Gau und wandern dann allmählich nach südlicher gelegenen Gegenden.

Die vortrefflichen Eigenschaften der Edelfinken, ihre hohen, geistigen Begabungen, ihr reichhaltiger Gesang, ihre leichte Zähmbarkeit und ihre Genügsamkeit endlich, so weit es sich um Nahrung handelt, lassen die Finkenliebhaberei, welche namentlich in einigen Gegenden unseres Vaterlandes allgemein ist, als sehr erklärlich erscheinen. Sie sind Haus- und Stubengenossen des Menschen von Alters her und werden an einzelnen Orten mehr noch als die Nachtigall geschätzt, verehrt, ja förmlich vergöttert. Nicht wenigen Menschen sind sie ein Gegenstand der lebhaftesten Theilnahme, fortwährender Unterhaltung, ja nothwendige Bedingung zum Glücklichsein. Diese Worte sind buchstäblich zu nehmen; aber nur Derjenige, welcher selbst unter Finkenliebhabern gelebt hat, kann verstehen, wie und warum Dem so ist. Der Fink und namentlich der Edelfink gehört in gewissen Gegenden Deutsch-

lands zum Hause, zur Familie: er ist jedem Glied derselben geradezu unentbehrlich. Er erheitert den arbeitsmüden Mann; er läßt ihn seine Armuth vergessen. Es ist unnöthig, mehr noch über die Bedeutung dieser Vögel zu sagen; denn so nützlich sie sonst auch sein mögen durch Verzehren der Unkrautssämereien oder durch ihr wohlschmeckendes Fleisch, so sehr sie jeden Naturforscher durch ihr helles Lied draußen im Wald und Feld erfreuen, größeren Ruhm können sie sich doch nicht erringen, als sie im Käfig durch Beglückung des Menschen bereits sich erworben haben.

Wenn man von den Finken im allgemeinen spricht, behält man unwillkürlich den Buch- oder Edelfinken im Auge, er ist es, welchen man unter allen seinen Verwandten obenan stellt. Von



Der Edelfink (Fringilla coelebs).

den vielen Namen, welche er sonst noch trägt, ist keiner so bezeichnend für ihn, als derjenige, welcher ihn geradezu den edelsten unter seinen Genossen nennt. Der Fink ohne alle Nebenbezeichnung, der Edel-, Buch-, Garten-, Wald-, Boot-, Rott-, Spreu-, Roth-, Schild-, Dörpfink und wie er sonst noch heißt (Fringilla coelebs), ist, ganz abgesehen von seiner Allbekanntschaft, kaum mit einem andern Mitglied seiner Zunft zu verwechseln. Seine Länge beträgt 6, die Breite 7¾ Zoll; das Weibchen ist

wenige Linien kürzer und schmäler. Das Gefieder ist ansprechend gefärbt und gezeichnet. Bei dem Männchen ist die Stirn tiefschwarz, Kopf und Nacken sind aschblau, der Rücken ist braun, der Unterkörper mit Ausnahme des weißen Bauches weinroth, der Flügel zwei Mal weiß gebändert. Das Weibchen und die Jungen sind oben olivengraubraun, unten grau, auf den Flügeln ebenfalls gebändert. Der Schnabel ist im Frühling schmuzig hellblau, im Herbst und Winter röthlichweiß, an der Spitze immer schwarz. Der Fuß ist röthlichgrau oder schmuzig fleischfarben, der Augenstern braun. Eine ausführlichere Beschreibung ist an diesem Orte wenigstens unnütz.

Mit Ausnahme der nördlichsten und südlichsten Länder ist der Edelfink in ganz Europa eine gewöhnliche Erscheinung; im hohen Norden wird er durch den Bergfinken ersetzt und im Süden, in Spanien z. B., erscheint er nur im Winter. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich hauptsächlich nach Osten hin über Europa hinaus. In Sibirien soll er in vielen Gegenden ebenso gemein sein, als bei uns (doch erwähnt ihn Radde nicht); in Nordafrika vertritt ihn eine eng verwandte Art. Es gibt wenige Gegenden, in denen er nicht zahlreich auftritt. Er bewohnt ebensowohl die Nadel- wie die Laubwälder, die ausgedehnten Waldungen, wie Feldgehölze, Baumpflanzungen und Gärten und meidet eigentlich nur sumpfige oder nasse Strecken. Ein Paar lebt dicht neben dem andern; aber jedes wahrt sich eifersüchtig das erkorene Gebiet und vertreibt aus demselben, solange es überhaupt an ein und demselben Orte lebt, mit größter Strenge jeden Eindringling der gleichen Art. Erst wenn das Brutgeschäft vorüber, sammeln sich die einzelnen Paare zu größeren Scharen, nehmen unter diese auch andere Finken- und Ammerarten auf, wachsen allgemach zu großen Flügen an und streifen nun gemeinschaftlich durch das Land. Eigentlich verträglich zeigen sie sich auch dann nicht; denn unter den Wanderschwärmen endet ebenfalls selten Zank und Streit.

Bei uns ist der Fink ein Sommervogel. Einzelne, namentlich Männchen, überwintern zwar auch in Deutschland; die große Menge aber wandert dem warmen Süden zu. Vom Anfang des Septembers an sammeln sich die Reiselustigen in Flüge; im Oktober haben sich die gedachten Herden gebildet, und zu Ende des Monats verschwinden sie allgemach aus unsern Gauen. Dann stellen sie sich in Südeuropa und in Nordwestafrika, aber nur sehr einzeln in Egypten ein, nehmen Besitz von Gebirg und Thal, von Feld und Garten, Busch und Hecken, sind überall zu finden, überall häufig, aber auch überall in Gesellschaften, zum Zeichen, daß sie hier nicht heimisch, sondern nur Wintergäste sind. Wenn der Frühling im Süden beginnt, wenden sich die Finken wieder heimwärts. Man hört dann in den südspanischen Gebirgen z. B. den hellen, kräftigen Schlag der Männchen noch eine geraume Zeit ertönen; bald aber wird es stiller und öder da, wo Hunderttausende versammelt waren, und schon zu Anfang des März sind die Wintergäste bis auf die Weibchen verschwunden. Die Finken wandern nämlich, wenigstens auf dem Rückzuge, nach Deutschland, in getrennten Scharen, die Männchen besonders und zuerst, die Weibchen um einen halben Monat später. Selten kommt es vor, daß beide Geschlechter fortwährend zusammen leben, also auch zusammen reisen, — nur dann, wie die Vogelsteller behaupten, wenn sich männische Weibchen zu weibischen Männchen gesellen. Bei schönem Wetter erscheinen in Deutschland die ersten Finkenmännchen bereits zu Ende Februars; die Hauptmasse aber trifft im März bei uns ein, und die Nachzügler kommen erst im April zurück.

An den ersten schönen Tagen des März vernimmt man bereits regelmäßig den muntern, frischen Schlag der Heimgekehrten. Jedes Männchen hat sich den alten Wohnplatz wieder aufgesucht und harrt nun sehnsüchtig der Gattin. Wenn diese ebenfalls eingetroffen ist, beginnen beide sofort die Anstalten zum Nestbau. Die Wiege für die erste Brut pflegt fertig zu sein, noch ehe die Bäume sich völlig belaubt haben. Beide Gatten durchschlüpfen, emsig suchend, die Kronen der Bäume, das Weibchen mit großem Ernste, das Männchen unter lebhaften Bewegungen sonderbarer Art und Hintansetzung der den Finken bei aller Menschenfreundlichkeit sonst eigenen Vorsicht. Jenes beschäftigt zumeist die Sorge um das Nest, dieses fast ausschließlich seine Liebe und kaum minder die Eifersucht, welche bei dem Edelfinken mit der Liebe Hand in Hand geht. Endlich ist der günstigste Platz zur Aufnahme des Nestes gefunden, ein Gabelzweig im Wipfel, ein alter knorriger Ast, welcher bald von

dichtem Laub umgeben sein wird, ein abgestutzter Weidenkopf oder selbst, obwohl nur selten, das Strohdach eines Hauses.

Das Nest selbst gehört zu den schönsten und kunstreichsten von allen Bauten, welche die bei uns heimischen Vögel überhaupt ausführen. Es ist fast kugelrund, nur oben abgeschnitten. Die dicken Außenwände werden aus grünem Erdmos, zarten Würzelchen und Hälmchen zusammengesetzt, nach außen hin aber mit den Flechten desselben Baumes, auf dem es steht, überzogen und diese durch Kerbthiergespinnste mit einander verbunden, sodaß die Außenwände die täuschendste Aehnlichkeit mit dem Aste und namentlich mit einem alten Knorren desselben erhalten. Das Innere ist tief napfförmig und sehr weich mit Haaren und Federn, mit Pflanzen- und Thierwolle ausgepolstert. Auch der Kundige hat Mühe, ein solches Nest aufzufinden; der Unkundige entdeckt es nur durch Zufall.

Solange der Nestbau währt, und auch dann, wenn das Weibchen brütet, schlägt der Fink fast ohne Unterbrechung während des ganzen Tages, und jedes andere Männchen in der Nähe erwiedert den Schlag seines Nachbars mit mehr als gewöhnlichem Eifer; denn nicht blos Eifersucht, sondern auch Ehrgeiz kommt hierbei zur Geltung. Der Edelfink kämpft wie die meisten übrigen Singvögel zunächst mit der Waffe des Liedes; aber bei dem Wettsingen bleibt es nicht, denn die Nebenbuhler im Liede erhitzen sich gar bald gegenseitig in so hohem Grade, daß ihnen jene Waffe nicht mehr genügt. Dann beginnt ein tolles Jagen durch das Gezweig, bis der eine den andern im buchstäblichen Sinne des Worts beim Kragen gepackt hat und beide nun, unfähig, noch zu fliegen, wirbelnd zum Boden herabstürzen. Bei solchen Kämpfen setzen die erbitterten Vögel ihre Sicherheit oft rücksichtslos aufs Spiel, sie sind blind und taub gegen jede Gefahr. Endet der Kampf mit Schnabel und Klau, so beginnt das Schlagen von neuem, wird immer heftiger, immer leidenschaftlicher, — und wiederum stürmen die beiden gegen einander an, nochmals wird mit blanken Waffen gefochten. So ist die Brutzeit des Edelfinken Nichts als ein ununterbrochener Kampf; denn jedes Männchen in der Nähe und jeder vielleicht noch unbeweibte Wanderer gibt dem eifersüchtigen Eheherrn genug Veranlassung dazu.

Das Weibchen legt 5 bis 6 kleine zartschalige Eier, welche auf blaßblaugrünlichem Grunde mit bleichröthlichbraunen, schwach gewellten und mit schwarzbraunen Punkten verschiedener Größe besetzt zu sein pflegen, in Form und Zeichnung aber vielfach abändern. Die Zeit der Bebrütung währt vierzehn Tage; das Weibchen brütet hauptsächlich, das Männchen aber löst es ab, so lange es, Nahrung suchend, das Nest verlassen muß. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert und zwar ausschließlich mit Kerbthieren. Sie verlangen auch nach dem Ausfliegen noch eine Zeitlang der elterlichen Fürsorge, gewöhnen sich aber bald daran, sich ihre Nahrung selbst zu erwerben; damit werden und fühlen sie sich selbständig. Als unmündige Kinder ließen sie ein sonderbar klingendes „schilkendes" Geschrei vernehmen; als Erwachsene bedienen sie sich des Locktons der Alten.

Diese schreiten schon wenige Tage, nachdem die Erziehung ihrer Jungen beendet, zu einer zweiten Brut. Das Männchen geräth noch ein Mal in die volle Aufregung, welche Liebe und Eifersucht in ihm hervorrufen, sucht mit seinem Weibchen einen zweiten günstigen Platz zum Neste, erbaut sich dieses gewöhnlich mit etwas weniger Sorgfalt, und das Weibchen legt nun abermals seine Eier, jedoch weniger, als das erste Mal, selten mehr, als vier, gewöhnlich nur ihrer drei. Dann wird auch die zweite Brut groß gefüttert, und die Erziehungssorgen haben für dieses Jahr ihr Ende erreicht.

Beide Eltern lieben ihre Brut ungemein. Sie schreien kläglich, wenn ein Feind dem Neste sich naht und geben ihrer Angst durch die verständlichsten Geberden Ausdruck. Naumann versichert, daß das Männchen mehr um die Eier, das Weibchen aber mehr um die Jungen besorgt sein solle; ich habe diesen Unterschied in der Liebe zu der Brut noch nicht wahrgenommen. Ungeachtet der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit gegen die Jungen weicht das Edelfinkenpaar in gewisser Hinsicht von andern Finken nicht unwesentlich ab. Wenn man junge Hänflinge aus dem Neste nimmt und in ein Gebauer steckt, darf man sicher sein, daß die Alten sich auch dann noch in der Fütterung ihrer Kinder nicht stören lassen; die Edelfinken dagegen lassen unter gleichen Umständen ihre Jungen verhungern. „Dies hat", sagt Naumann, „mancher unerfahrene Finkenfreund, der sich durch die

alten Vögel die Mühe des Selbstaufziehens ersparen wollte, bitter erfahren müssen. Sorge um eigene Sicherheit und Mißtrauen scheinen hier über die elterliche Liebe zu siegen." Doch kommen, wie derselbe Forscher ebenfalls mittheilt, rühmliche Ausnahmen auch bei den Edelfinken vor.

Der Fink ist ein munterer, lebhafter, geschickter, gewandter und kluger, aber heftiger und zänkischer Vogel. Während des Tages ist er fast immer in Bewegung; nur zur Zeit der größten Mittagshitze hält er sich ruhiger. Seine Thätigkeit beginnt mit Tagesanbruch und endet bald nach Sonnenuntergang. Seine Bewegungen sind viel gewandter, als die der Gimpel; auch ist seine Haltung eine durchaus verschiedene. Auf den Aesten trägt er sich aufgerichtet, auf der Erde mehr wagrecht. Er geht auf dem Boden halb hüpfend, halb laufend, auf den Zweigen gern in seitlicher Richtung, fliegt zierlich und schnell in großen Wellenlinien und breitet vor dem Aufsitzen seine Schwingen ein wenig. Auf größeren Reisen erhebt er sich ziemlich bedeutend; sonst fliegt er regelmäßig in geringerer Höhe dahin. Seine Lockstimme ist das bekannte „Pink" oder „Fink", wird sehr verschieden betont und erhält dadurch manchfache Bedeutungen. Im Fluge läßt er häufiger, als das Pink, ein gedämpftes, kurzes „Güpp, güpp" vernehmen; bei Gefahr warnt er durch ein zischendes „Siih", auf welches auch andere Vögel achten; in der Gattungszeit zirpt er; bei trübem Wetter läßt er ein Knarren vernehmen, welches die thüringer Knaben durch das Wort „Regen" übersetzen. Der Gesang wird Schlag genannt, weil er aus einer oder zwei regelmäßig abgeschlossenen Strophen besteht. Sie werden mit größter Ausdauer und sehr oft, rasch nach einander wiederholt, vorgetragen, und ihnen dankt der Fink die Hochachtung und den Ruhm, welche er sich bei den wahren Liebhabern erwarb.

Letztere unterscheiden eine Menge verschiedene Finkenschläge und haben jedem derselben einen besondern Namen gegeben. Die Kunde dieser Schläge ist zu einer förmlichen Wissenschaft geworden, welche jedoch ihre eigenen Priester verlangt und einem nicht unter Liebhabern groß gewordenen Menschen immer dunkel bleiben wird. Es gibt gewisse Gegenden in dem Gebirge, wo diese Wissenschaft mehr gepflegt wird, als jede andere. Berühmt sind die thüringer, die harzer und die oberösterreichischen Finkenliebhaber wegen ihrer außerordentlichen Kenntniß der betreffenden Schläge. Während das ungeübte Ohr nur einen geringen Unterschied wahrnimmt, unterscheiden diese Leute mit untrüglicher Sicherheit zwischen zwanzig und mehr verschiedenen Schlägen. Nach Lenz hört man bei Schnepfenthal im Freien folgende neunzehn Finkenschläge:

1) „Den scharfen Weingesang, welcher auch, weil er in zwei Theile zerfällt, der gleiche scharfe genannt wird. Er lautet: Zizizi willillilltih, dappldappldappl de weingihe."

2) „Der schlechte Weingesang, ein sehr guter Schlag, welcher nur im Vergleich mit dem besseren „Guten Weingesang" der schlechte heißt. Er klingt: Zizizizillillillillillissjibsjibsjibsjiwihdre."

3) „Das Kienöl: Zizizizizirrrrezwoif zwoif zwoif zwoifihdre."

4) „Das tolle Gutjahr: Tititititititetotototototozespeuziah."

5) „Das harzer Gutjahr: Ziziwillwillwillwillsespeuziah." (Auf dem Harz hat Lenz von diesem Schlag keine Spur gefunden.)

6) „Das gemeine Gutjahr: Ziziziwihewihewihezespeuziah."

7) „Der Reiter: Zizizizizizüllüllüllüljobjobjobjereitjah."

8) „Der gemeine Reitzug: Zizizizirrrrihtjobjobjobjobjeroitihe."

9) „Das grobe Würzgebühr: Ziziteuteuteutezellllljoteuzipiah."

10) „Das ordinäre Würzgebühr: Zizizizizizülleletschentschentscheuzipiah."

11) „Das Werre: Zizizizeuzeuzeuwillillillwoifziah."

12) „Das Klapscheid: Zizizidisdisdisdisjibjibjibjibjahziah."

13) „Die erste Putzschere: Zizizitolllelelelzwoifzwoifzwoifzihe."

14) „Die zweite Putzschere: Zizizizitoitoiwillwillzihe."

15) „Die dritte Putzschere: Disdisdistritritriklapklapklapzihe."

16) „Die vierte Putzschere: Zizizillillillilltototototozihe."

Alle von 1 bis 10 genannten Schläge sind hübsch; das Werre aber ist gering; das Klapscheid taugt nichts; die Putzscheren erfüllen die Seele des Kenners mit Schaudern.

17) „Seit dem Jahre 1852 hat sich, von Südost kommend, der thüringer Weida um Schnepfenthal in bedeutender Menge angesiedelt: Zizizirrihtjibjibjibjiweidjeh."

18) „Der krause Doppelte: Zizizizüllüllüllüllüllüllüllteufzziah. Er heißt nur doppelt, weil er der ersten Hälfte des Schmalkalder Doppelschlages ähnlich ist."

19) „Der Schmalkalder Doppelschlag (auch der gemeine oder echte Doppelschlag genannt) verdient als der Liebling der meisten thüringer Finkenliebhaber eine besondere Besprechung. Er hat in der Mitte einen deutlichen Absatz und verdankt seinen Ruhm nicht blos seinem schönen Takt, seinen sich rein von einander scheidenden Silben, seinem glänzenden Schlusse, sondern auch dem Umstand, daß jede seiner Hälften an Silbenmenge manchem andern guten Schlage vollkommen gleichkommt. Wenn ihn das Thierchen vorträgt, so schüttert sein ganzer Körper. Man möchte denken, seine Kraft wäre schon beim ersten Theile erschöpft; aber da richtet er sich noch höher empor und schmettert auch noch den zweiten durch. — Die Silben eines guten Schmalkalder Doppelschlags sind folgende: Zizizizizizizizizirrrreuzipiah, tototototototozisssskutziah."

Es versteht sich ganz von selbst, daß auch jeder einzelne Ton oder wenigstens jede Reihe von Tönen ihre besondere Bezeichnung hat. Der Vogel „finkt", wenn er seinen Lockton vernehmen läßt, er „rückt", wenn er den schnarrenden ausstößt, er „pfeift", wenn er die Silbe „Güpp" oder „Uelp" vernehmen läßt u. s. w. Trägt er nicht alle Silben klar und rein vor oder läßt er einige weg, so sagt man, daß er stümpere; hängt er seinem Schlage noch ein „Tütt", das sogenannte Amen, an, so behauptet man, daß er damit selbst sich loben wolle. Werden die einzelnen Silben langsam und in tiefen Tönen vorgetragen, so heißt es, daß der Fink grob schlägt, werden die Silben in hohem Tone und rasch zum Besten gegeben, so schlägt er kraus. Mancher Doppelschläger, welcher keinen Takt hält, stümpert, kurz schlägt, ist, nach Lenz, keinen Pfennig werth, während ein ausgezeichnet guter noch heutigen Tages auf 10 bis 14 Thaler und mehr geschätzt werden kann. — Unter den übrigen Finkenliebhabern gelten andere Benennungen, zum Theil jedenfalls für dieselben Schläge, obwohl nicht verkannt werden darf, daß die Finken je nach der Gegend verschieden schlagen.

In früheren Zeiten war die Finkenliebhaberei zur förmlichen Leidenschaft der Gebirgsleute geworden. „Es gab Messerschmiede, Schalenschneider und Feilenhauer", sagt ein Berichterstatter, „welche den ganzen Tag über während ihrer Arbeit am Schraubstocke dem am Fenster hängenden Vogel vorpfiffen, bis dieser die Stückchen eins nach dem andern nachpfiff. Am Sonntag und am Feierabend wurden die Finken anderer Liebhaber „verhört". Man durchstreifte die Wälder auf Meilen hin, um einen vorzüglichen Schläger zu erkunden, raufte sich blutig dieser Vögel wegen, ja es soll vorgekommen sein, daß ein wahrer Liebhaber als Tauschgegenstand für einen ersehnten Finken eine Kuh geboten und gegeben hat. Gegenwärtig ist die Liebhaberei überall im Abnehmen begriffen, jedoch noch keineswegs verschwunden. In Belgien veranstaltet man noch heutigen Tages Wettsingen unter den Finken. Die Vögel werden nach der Angabe von Lenz jeder in seinem kleinen Käfig in Reih und Glied gestellt; das Wettsingen selbst währt eine Stunde. Eigens dazu beauftragte Leute merken bei jedem einzelnen Vogel an, wie oft er in dieser Stunde schlägt; nach der Menge der Schläge werden die Preise vertheilt. Es soll Finken gegeben haben, welche in einer Stunde über 700 Mal geschlagen haben.

Es läßt sich erwarten, daß der gefangene Edelfink im Käfig ein erträgliches Loos genießt. Der wahre Liebhaber hält ihn so hoch in Ehren, daß er ihn gewiß keinen Mangel leiden läßt. Doch gibt es leider viele Leute, welche glauben, daß man die Finken blenden müsse, und zumal in Belgien ist dieser abscheuliche Gebrauch noch allgemein.

Der Edelfink wird immer mit leichter Mühe gefangen, in größter Menge während seines Herbstzuges und der einzelne am sichersten in der Nistzeit; dann wird seine rege Eifersucht ihm zum Verderben. Man setzt einen zahmen Finken in einen Fallbauer und darf sicher sein, daß der freilebende, um einen Kampf mit demselben zu beginnen, herbeikommen und eingekerkert werden wird. Man

bindet dem gefangenen Finken eine Leimruthe auf die Flügel und läßt ihn unter dem Baume, auf welchem der freilebende schlägt, umherlaufen, bis dieser ihn erspäht. Er stürzt sich dann mit Wuth von oben herab und bleibt natürlich an der Leimruthe kleben. Man wendet die Locke an u. s. w. Viel ergiebiger ist der Fang im Herbst auf Vogelherden. Sie müssen mit Geschick angelegt werden, liefern dann aber einen sehr großen Ertrag. Zu Lockvögeln gebraucht man Finken, welche während des Frühlings und Sommers eingedämpft, d. h. in dunkeln Kammern oder Schränken beherbergt wurden, und eifrig zu schlagen beginnen, wenn man sie wieder ins Freie bringt. Die auf den Herden gefangenen Finken sind für die Küche bestimmt, nicht für das Gebauer, und gerade deshalb müssen diese Fanganstalten als höchst verwerflich bezeichnet werden.

Der Edelfink schafft nur Nutzen, bringt keinen Schaden. Er verzehrt im Freileben Sämereien verschiedener Pflanzen, hauptsächlich aber die des Unkrauts; in der Gefangenschaft erhält man ihn Jahre lang mit Sommerrübsen. Während der Nistzeit ernährt er sich und seine Jungen ausschließlich von Kerbthieren und wird dadurch zu einem wahren Wohlthäter der Wälder und Gärten. Man sollte ihn deshalb allerorten hegen und pflegen, nicht aber so schonungslos verfolgen, wie es leider noch in gar vielen Gegenden geschieht. Die Liebhaber, welche sich Finken für ihr Gebauer fangen, sind es nicht, welche die Anzahl der Vögel vermindern; die Herdsteller aber, welche Tausende mit einem Male vernichten, thun der Vermehrung dieser anmuthigen und nützlichen Thiere den größten Abbruch. Deshalb sollte jeder Vernünftige ihrem Treiben nach Kräften zu steuern suchen.

Der nächste Verwandte unseres Finken ist der **Bergfink** (Fringilla Montifringilla), hier oder da wohl auch Wald=, Baum=, Laub=, Buch=, Tannen=, Mist=, Koth=, Winter=, Roth=, Gold=, Quätschfink, Quäker, Wäckert, Kegler, Zetscher, Zerling und Böhmer genannt, ein Vogel, welcher unsern Edelfinken im hohen Norden zu vertreten scheint, fast in jedem Winter aber, in schneereichen gewiß, unser Vaterland besucht. Seine Länge beträgt 6½ bis 7 Zoll, seine Breite 10½ bis 11 Zoll. Im Hochzeitskleide ist das Männchen auf der Oberseite glänzend tiefschwarz, am Vorderhals und den Schultern orangerostfarben, auf dem Unterrücken, der Brust und dem Bauche weiß, an den Seiten schwarz, in den Weichen mit länglich mattschwarzen Tüpfeln gefleckt; über die Flügel verlaufen zwei weiße Binden; die untern Flügeldeckfedern sind schwefelgelb. Das Weibchen ist auf Kopf, Nacken und Rücken mehr braunschwarz, auf der Unterseite trüber und schmuziger gefärbt; nach der Mauser werden die schönen, lebhaften Farben durch hellgelbbraune Federränder verdeckt.

Als Heimat des Bergfinken sind die Länder des Nordens vom 65. Grad der Breite an zu betrachten. In Lappland ist er nicht selten, in Finnland recht häufig; wie weit er nach Osten hin vorkommt, weiß man zur Zeit mit Sicherheit noch nicht anzugeben. Vonhieraus durchstreift und durchzieht er im Winter ganz Europa bis Spanien und Griechenland oder Asien bis zum Himalaya und kommt auf diesem Zuge sehr häufig zu uns. Er rottet sich bereits im August in Scharen zusammen, treibt sich in den nächsten Monaten in den südlichen Gegenden seiner Heimatsländer umher und wandert nun allgemach weiter und weiter nach dem Süden hinab. Bei uns erscheint er Ende Septembers, in Spanien trifft er wenige Tage später ein, jedoch nicht in derselben Häufigkeit und Regelmäßigkeit, als bei uns. Gebirge und große, zusammenhängende Waldungen bestimmen die Richtung seiner Reise, falls solche nicht durch Scharen anderer Finken, mit denen er sich gern vermischt, einigermaßen abgeändert wird. In Deutschland trifft man die Bergfinken regelmäßig mit Edelfinken, Hänflingen, Ammern, Feldsperlingen und Grünlingen vereinigt in Wäldern und auf Feldern an. Eine Baumgruppe oder ein einzelner hoher Baum im Felde wird zum Sammelplatz der Scharen, der nächstgelegene Wald zur Nachtherberge. Vonhieraus durchstreifen sie, Nahrung suchend, die Felder. Hoher Schneefall, welcher ihnen ihre Futterplätze verdeckt, vertreibt sie aus einer Gegend in die andere. Ihr Zug ist kein streng regelmäßiger, sondern mehr von Zufälligkeit bedingter.

Der Bergfink hat mit seinem edeln Verwandten viele Aehnlichkeit. Auch er ist als einzelner Vogel zänkisch, jähzornig, bissig und futterneidisch, so gesellig er im übrigen zu sein scheint. Die

Scharen theilen gemeinsam Freud und Leid, die einzelnen unter ihnen liegen sich ohne Unterlaß in den Federn. Hinsichtlich seiner Bewegung ähnelt der Bergfink dem Edelfinken sehr; im Gesang steht er tief unter ihm. Sein Lockton ist ein kurz ausgestoßenes „Jäckjäck" oder ein lang gezogenes „Quäk", welchem zuweilen noch ein kreischendes „Schrüig" angehängt wird. Der Gesang ist ein erbärmliches Gezirp ohne Wohlklang, Regel und Ordnung, eigentlich Nichts weiter, als eine willkürliche Zusammenfügung der verschiedenen Laute.

Man nennt den Bergfink gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, einen dummen Vogel. Er zeigt sich, wie alle nordländischen Wandervögel, anfangs vertrauensselig und dreist; wird aber doch durch Verfolgung bald gewitzigt und oft in hohem Grade scheu. Für die Gefangenschaft eignet er sich nicht, erfreut höchstens durch die Schönheit des Gefieders; die Freude an ihm wird aber durch sein unangenehmes Gequäk und durch die unliebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens sehr beeinträchtigt.



Der Bergfink (Fringilla Montifringilla).

Oelhaltige Sämereien verschiedener Pflanzen, auch der Bäume und im Sommer Kerbthiere, namentlich Mücken, bilden die Nahrung des Bergfinken. In der Gefangenschaft ernährt man ihn mit dem einfachsten Futter, z. B. mit Sommerrübsen; dennoch erhält man ihn selten mehrere Jahre lang am Leben.

Es wird behauptet, daß einzelne Bergfinken in Deutschland gebrütet hätten; doch fehlt für diese Angabe die Bestätigung. Boje fand seine Brutplätze in norwegisch Finnmarken, 30 Meilen nördlich von Drontheim; ich meinestheils traf den Vogel an den gedachten Orten nur höchst selten an. Nest und Eier ähneln denen unseres Edelfinken aufs täuschendste.

Man jagt den Bergfink bei uns hauptsächlich seines wohlschmeckenden, wenn auch etwas bittern Fleisches halber und fängt ihn namentlich auf den Finkenherden oft in großer Menge. Bei seiner Unerfahrenheit werden ihm auch andere Fallen aller Art leicht verderblich.

Hoch oben auf den Alpengebirgen der alten Welt, von den Pyrenäen an bis nach Sibirien hin, im Sommer immer über der Grenze des Holzwuchses, lebt ein unserm Edelfink sehr verwandter Vogel, der Schnee- oder Steinfink (Montifringilla nivalis). Er unterscheidet sich von den vorstehend beschriebenen Arten durch den langen, gekrümmten, spornartigen Nagel der Hinterzehe, die langen Flügel und die gleichartige Befiederung beider Geschlechter; er wird deshalb als Vertreter einer besondern Sippe angesehen. Seine Länge beträgt 8¼, seine Breite 14 Zoll. Das Gefieder ist einfach, aber ansprechend gezeichnet. Bei alten Vögeln sind Kopf und Nacken aschblaugrau; der Mantel ist braun, der Oberflügel halb schwarz, halb weiß, der Unterkörper weißlich, die Kehle aber schwarz oder wenigstens schwärzlich; kurz nach der Mauser verdecken die lichten Federränder die eigentliche Farbe. Der Schwanz ist mit Ausnahme seiner obern Deck- und der beiden Mittelfedern weiß; die weißen Federn an ihrer äußersten Spitze aber sind schwarz. Im Sommer ist der Schnabel schwarz, im Winter gelb, der Fuß ist schwarz, der Augenring braun. Junge Vögel sind graulich, an der Kehle schmuzig weißgrau, die Federn der weißen Flügelstellen schwarz geschaftet und gestrichelt.

Unter den europäischen Finken gibt es zwei eigentliche Schneevögel, den einen, welcher zu den Ammern zählt, im hohen Norden, und unsern Schneefink, gewissermaßen als Vertreter des ersteren, auf allen hohen Gebirgen und so auch auf den baierischen, salzburger, tiroler und schweizer Alpen.

„Hier", sagt Gloger, „bringt er den Sommer stets weit über dem Holzwuchse und den fetten Alpenweiden in der Umgebung einer schon fast erstorbenen Natur zu, indem er nur die erhabendsten rauhen und öden Gegenden nahe an der Grenze des ewigen Schnees und Eises bezieht, stets umso höher wohnt, je weiter hinauf in warmen Frühlingen der Schnee vergeht. Er hält sich in kühlen Jahren zwar etwas niedriger, jedoch immer noch in der unfreundlichen Nachbarschaft von Eisfeldern, meist an der Mittagsseite der Berge und stets auf kahlen zerklüfteten Felsen, welche ihre zackigen Kronen hoch in die Wolken emporstrecken." Man sieht ihn bald paarweise, bald in kleinen Schwärmen an den Felsenköpfen. Diese tummeln sich lustig herum, fast lerchenartig fliegend oder auf dem Boden schreitend und hüpfend nach Art der Edelfinken. In den strengsten Wintern nur schreiten sie in die tieferen Alpenthäler herab, und bei dieser Gelegenheit kommen sie wohl auch in das flachere Land, in welchem sie jedoch immer bald die Höhen aufsuchen.

„Ein klevener Jäger", berichtet Tschudi, „hat im Herbst in der untern Ebene von Kleven einst eine ganze Wolke von Schneefinken gesehen, mehr als tausend Stück, von denen er einige Hunderte erlegte. Sie seien so hungrig und so dumm gewesen, daß sie auf den Schuß den in der Luft getödteten, herunterfallenden Kameraden nachgeflogen und sich neben diesen auf den Boden gesetzt hätten." Auch andere Beobachter nennen diese Vögel harmlos und vertrauensselig. Auf den Bergstraßen erscheinen sie im Winter vor den Häusern und fliegen dort, wo die Gebirgsbewohner sie gern um sich sehen und füttern, furchtlos in den Häusern aus und ein. Aber man hat auch im Gegentheil bemerkt, daß sie sehr vorsichtig, ja selbst scheu waren und gefunden, daß sie sich immer sorgfältig hüteten, das Nest zu verrathen. An Verstand fehlt es ihnen also durchaus nicht, und wenn sie sich den Menschen gegenüber vertrauensselig zeigen, beweisen sie nur, daß sie ihn noch nicht kennen gelernt haben.

Die Stimme des Schneefinken ist ein kurz abgebrochenes, pfeifendes „Tritri" oder ein helleres Locken nach Art der Kreuzschnäbel. In der Angst zirpt er kläglich, und bei Gefahr warnt er durch ein schmetterndes „Gröo". Sein Gesang, welchen man im Freien nur während der Fortpflanzungszeit vernimmt, wird aus allen diesen Lauten zusammengesetzt und von den Kennern als der schlechteste aller Finkengesänge bezeichnet; er ist kurz, rauh, hart und unangenehm stark. So hat der Vogel also wenig Eigenschaften, welche ihn für die Gefangenschaft empfehlen könnten, ist demungeachtet aber ein großer Liebling der Alpenbewohner, weil er zu jeder Zeit die öden Gegenden zu beleben versteht.

Schon im April, regelmäßig aber zu Anfang Mais schreitet der Schneefink zur Fortpflanzung. Er brütet am liebsten in den Spalten steiler, senkrechter Felswände, zuweilen aber auch in Mauerritzen oder unter den Dachplatten einzelner Gebäude, gleichviel, ob solche bewohnt sind oder leer stehen.

Das Nest, ein dichter und großer Bau, wird aus feinen Halmen zusammengetragen und sorgsam mit Wolle, Pferdehaaren, Schneehuhnfedern und dgl. ausgefüttert. Die Eier, welche die unseres Edelfinken an Größe übertreffen, sind schneeweiß. Beide Eltern füttern gemeinschaftlich ihre Jungen groß und zwar hauptsächlich mit Larven, Spinnen und Würmchen, beweisen sich äußerst zärtlich gegen sie und bewachen sie mit größter Sorgfalt. Haben sie mehr in der Tiefe gebrütet, so führen sie die Ausgeflogenen baldmöglichst nach den Gefilden des „ewigen Schnees“ empor. Während des Winters bilden verschiedene Sämereien ihre Nahrung, und wie es scheint, leiden sie auch in dieser armen Jahreszeit keinen Mangel. In den Hospizen werden sie regelmäßig gefüttert und sammeln sich deshalb oft in Scharen um diese gastlichen Häuser.

Amerikanische Forscher haben mit dem Schneefinken einen Vogel verwechselt, welcher mit ihm wohl den Namen, sonst aber Nichts weiter gemein hat.

Der Winter- oder Ammerfink, wie wir ihn nennen wollen (Nyphaea hyemalis), gilt als Vertreter einer eigenen Sippe der Finkenfamilie, welche mein Vater durch die wenigen Worte kennzeichnet: „Ammer mit finkenartigem Schnabel und sehr unscheinbarer Zeichnung.“ Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf groß, der Schnabel kurz, sehr spitzig. Die Läufe sind mittellang und dünn, die Flügel kurz, aber gewölbt und gerundet, die dritte und vierte Schwinge am längsten (die zweite ist fast ebensolang, die erste ein wenig kürzer); der Schwanz ist lang und gegabelt, das Gefieder sanft und zerschlissen. Beim Männchen sind Kopf, Nacken, Rücken, Schwingen, Schwanz und Vorderbrust schwarzgrau, auf dem Kopf etwas tiefer, als übrigens; die Schwingen sind weißlich geründert, die beiden äußersten Schwanzfedern, wie die Unterbrust und der Bauch weiß. Der Schnabel ist röthlichweiß, dunkel an der Spitze, der Augenstern schwärzlich braun. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch seine lichtere Färbung, welche auf dem Rücken bräunlich überlaufen ist. Bei ersterem beträgt die Länge 5¾ Zoll, die Breite gegen 9 Zoll, bei letzterem die Länge 5½ Zoll, die Breite 8¼ Zoll.

Wilson, Audubon, Nuttall und der Prinz von Wied haben uns über das Leben des Winterfinken unterrichtet. Der Vogel gehört zu den gemeinsten Arten seiner Familie und kommt im größten Theile Nordamerikas, wenigstens zeitweilig häufig vor. „Ich habe“, sagt Wilson, „vom Norden Maines bis Georgia das Land durchwandert und ungefähr 1800 Meilen zurückgelegt; aber ich erinnere mich keines Tages und kaum einer Meile, ohne daß ich Scharen dieser Vögel, zuweilen solche von vielen Tausenden gesehen hätte, und auch alle andern Reisenden, mit denen ich gesprochen habe, bestätigten mir Dasselbe: auch sie hatten überall diese Vögel gesehen.“ Dem entgegen sagen andere amerikanische Forscher, daß der Winterfink seinen Namen bethätigt, d. h. nur im Winter in solcher Häufigkeit auftritt, im Sommer aber wenigstens in dem südlichen Theil der vereinigten Staaten fehlt. Er ist ein Bewohner der Gebirge und des Nordens von Amerika. Hier gründet er sein Nest, und vonhieraus wandert er nach dem Süden, wenn der Winter sich einstellt. Gelegentlich solcher Wanderungen soll er auch in Europa vorgekommen sein; wenigstens versichert Temminck, daß verschiedene Winterfinken auf Island gefangen worden seien. Auf diese Gewähr hin hat der Winterfink in den Verzeichnissen der europäischen Vögel seine Stelle erhalten.

Der Winterfink erscheint in den vereinigten Staaten Ende Oktobers und verläßt dieselben wieder Ende Aprils. Er wandert bei Nacht: man sieht ihn eines schönen Morgens plötzlich in Menge da, wo man am Tag vorher keinen einzigen bemerkte. Anfänglich hält er sich in kleinen Trupps von zwanzig bis dreißig Stück zusammen und treibt sich an Waldrändern, Hecken und Zäunen umher; später vereinigt er sich zu größeren Scharen und namentlich vor Stürmen zu Flügen von Tausenden. Solange der Boden noch unbedeckt ist, nährt er sich von Grassämereien, Beeren und Kerbthieren,

nicht selten in Gesellschaft von Rebhühnern, wilden Truthühnern und auch wohl von Eichhörnchen, welche mit ihm demselben Futter nachgehen. Wenn aber Schnee gefallen ist und seine Futterplätze bedeckt sind, erscheint er im Gehöft des Bauern, längs der öffentlichen Wege und schließlich auch in den Straßen der Stadt, begibt sich vertrauensvoll unter den Schutz des Menschen und wird, wie zu erwarten, tagtäglich grausam getäuscht d. h. zu Hunderten weggefangen. Doch hat er immerhin mehr Freunde, als Feinde: viele Amerikaner haben ihn ebenso lieb, als wir unser Rothkehlchen. Auch er wird von Gutherzigen gefüttert und unterstützt und vergißt darüber das Mißtrauen, welches ihm die Tücke des Fängers sonst wohl einflößen möchte. Er läßt den Fußgänger und Reiter nahe an sich vorüberziehen und fliegt höchstens dann auf, wenn er fürchtet, von dem Vorbeigehenden verletzt zu werden. Dieses Zutrauen währt jedoch nur, solange der strenge Winter seine Herrschaft führt; denn mit beginnendem Frühling verläßt er Städte und Dörfer, um seinen lieben Bergen oder seinem heimatlichen Norden zuzufliegen. Wilson, der genaue Thierkenner, wundert sich, daß der Winterfink während der schönen Monate des Jahres nicht im Süden bleiben mag, obgleich dieser reich sei an verschiedenem Futter, wie der Vogel es liebt: er vergißt, daß den Fremdling eben nur die Noth zum Wandern treibt, und daß auch er die Zeit ersehnt, welche ihm die Heimat wieder wohnlich macht.

Mit Vögeln seines Gelichters vereinigt sich der Winterfink selten. Höchstens in den Dörfern schlägt er sich mit dem sogenannten Singsperling und andern Verwandten, im Gehöft auch mit Haushühnern, in Flüge zusammen; aber auch dann noch hält er sich gesondert von dem großen Haufen. Die Nacht verbringt er auf Bäumen sitzend oder aber nach Art der Sperlinge in Höhlungen, welche er zufällig findet oder in den Getreidehaufen selbst sich anlegt. Audubon versichert, daß eine gewisse Förmlichkeit unter ihnen herrsche, und daß keiner zu große Vertraulichkeit leiden möge. Augenblicklich sind die kleinen Schnäbel geöffnet und die Flügel ausgebreitet, wenn ein Fremder zu nahe kommt; die Augen funkeln, und ein abweisender Ton wird ausgestoßen, um den Störenfried zu bedeuten. In seinen Bewegungen ähnelt der Winterfink unserm Sperling. Er hüpft leicht über den Boden dahin, fliegt schnell und zeigt bei eifersüchtigen Kämpfen mit seines Gleichen eine große Geschicklichkeit.

Bald nach seiner Ankunft in der eigentlichen Heimat schreitet der Winterfink zur Fortpflanzung. Die Männchen kämpfen heftig unter einander, jagen sich, fliegend, hin und her, breiten dabei Schwingen und Schwanz weit aus und entfalten so eine eigenthümliche und überraschende Pracht. Zu gleicher Zeit geben sie ihren einfachen, aber angenehmen Gesang zum Besten, in welchem einige volle, langgezogene Töne die Hauptsache sind; Gerhardt nennt ihn ein Gezwitscher, wie das junger Kanarienvögel. Die Paare suchen sich sodann einen geeigneten Nistplatz aus, am liebsten eine Bergwand, welche dicht mit Buschwerk bestanden ist, und bauen sich hier, immer auf dem Boden, aus Rindenschalen und Gras ihr Nest, dessen innere Wandung mit feinem Mos, mit Pferde- und anderen Haaren ausgekleidet wird. Die vier Eier sind etwa ¾ Zoll lang und an der dicksten Stelle ⅝ Zoll breit und auf gilblich weißem Grunde dicht mit kleinen röthlichbraunen Flecken gezeichnet. Ueber den Antheil, welchen das Männchen am Brutgeschäfte nimmt, finde ich keine Angabe; dagegen erwähnen die gedachten Schriftsteller, daß beide Eltern ihre ausgeflogenen Jungen noch längere Zeit führen, sorgsam bewachen und bei Gefahr durch einen eigenthümlichen Laut warnen.

Unter den zahlreichen Feinden des Winterfinken soll der Sperlingsfalk (Rhynchodon sparverius) der schlimmste sein. Ihn sah Wilson stets in der Nähe unserer Vögel, auf eine günstige Gelegenheit wartend. Im geeigneten Augenblick schoß er dann unter den auffliegenden Haufen, ergriff Einen aus der Menge und verzehrte ihn auf dem nächsten besten Baume. Nächst dem Falken mögen wohl auch die Wiesel und andere kleine Raubthiere den Winterfinken eifrig nachstellen.

In der Gefangenschaft wird der Vogel nicht gehalten. Man hat es versucht, aber gefunden, daß er still und langweilig ist, auch, wie es scheint, von der Hitze viel zu leiden hat. Nach Europa ist er meines Wissens bis jetzt noch nicht lebend gekommen; doch will Dies nicht viel sagen, da auffallender Weise von Nordamerika äußerst wenig Vögel in den Handel gelangen.

Auch die Hänflinge (Cannabina) hat man in der Neuzeit von den übrigen Finken getrennt und in einer besonderen Sippe vereinigt. Ihr echt kegelförmiger, runder, kurzer, scharf zugespitzter Schnabel, die ziemlich langen, schmalen, spitzen Flügel und der am Ende gabelförmig ausgeschnittene, an den Ecken aber spitzige Schwanz gelten als Kennzeichen dieser Gruppe. Sie findet nur im Norden der alten Welt ihre Vertreter.

Unser Blut- oder Rothhänfling, Rubin, Rothkopf, Rothbrüster, gemeiner oder grauer, brauner, weißer, Mehl-, Krauthänfling, Hemperling, Hanfvogel oder Hanffink, Hanffer, Artsche u. s. w. (Cannabina linota) ist 5 Zoll lang und 8¾ Zoll breit. Die Färbung ist nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit verschieden. Das alte Männchen im Frühjahr gehört unter unsere Prachtvögel. Sein Vorderkopf ist hell blutroth; der Hinterkopf, Nacken, die Kopf- und Halsseiten sind grau; der Rücken ist rostbraun, der Bürzel weißlich, der Vorderhals weißlichgraubraun, die Brust brennend blut-



Der Bluthänfling (Cannabina linota).

roth, der übrige Unterkörper weiß, an den Seiten hellbräunlich. Im Herbst ist die Blutfarbe unter hellen Federkanten verdeckt und bräunlich anstatt roth, gegen das Frühjahr hin wird das Roth immer heller und lebhafter, hauptsächlich wohl in Folge der Abnutzung der Federn, welche hierdurch in ihren Einzeltheilen umgestaltet werden.

Bei dem Weibchen sind Kopf und Hals bräunlich oder tief gelblichaschgrau, die Federn mit dunkleren Schaftflecken; der Mantel ist rostbraun; die Federn sind hier heller gekantet und längs des Schaftes dunkler gestrichelt. Der Kropf, die Oberbrust und die Seiten sind licht gelblichbraun, dicht schwärzlichbraun in die Länge gefleckt. Die Jungen ähneln den Weibchen, sind aber oben und unten auf hellerem Grunde stärker gefleckt. Jung aufgezogene Vögel werden nie roth, und bei alt eingefangenen verwandelt sich diese Prachtfarbe, wahrscheinlich aus Mangel an frischer Luft und Kerbthiernahrung, bald in ein mattes Gelb oder Gelbroth. Manchfache Ausartungen kommen vor.

Der Bluthänfling bewohnt ganz Europa und den größten Theil Nordasiens, auch Kleinasien und Syrien. Auf dem Zuge erscheint er regelmäßig in Nordwestafrika, sehr selten aber in den nordöstlichen Ländern dieses Erdtheils, z. B. in Egypten. In Deutschland ist er überall häufig, am gemeinsten vielleicht in hügeligen Gegenden. Hohe Gebirge meidet er, ausgedehnte Waldungen nicht minder.

Unter unsern Finken gehört der Hänfling zu den liebenswürdigsten und anmuthigsten, abgesehen von seiner Gesangskunst, welche ihn zu einem der beliebtesten Stubenvögel stempelt. „Der Bluthänfling", sagt mein Vater, welcher ihn sehr genau beschrieben hat, „ist ein gesellschaftlicher, munterer, flüchtiger und ziemlich scheuer Vogel. Er ist außer der Brutzeit immer in kleinen und großen Flügen bei einander; selbst während der Brutzeit habe ich mehrere zusammengesehen. Im Herbste, gewöhnlich schon im August, schlagen sich die Bluthänflinge in große Herden zusammen, so daß ich auf hundert und mehrere in einem Zuge gesehen habe. Im Winter mischen sie sich unter die Grünlinge, auch unter die Edel- und Bergfinken, Feldsperlinge und Goldammern. Im Frühjahre sondern sie sich nach der Paarung von einander ab, brüten aber oft in friedlicher Nähe neben einander."

„Merkwürdig ist es, wie sehr dieser Vogel selbst während der Brutzeit hin und her streicht. In meinem Garten singt im Frühjahre und Vorsommer fast alle Morgen ein Bluthänfling, der eine Viertelstunde weit davon sein Nest hat. Solange das Weibchen nicht über den Eiern oder Jungen sitzt, fliegt es mit dem Männchen umher. Deswegen sieht man sie dann immer beisammen."

„Wie treu sich beide Gatten lieben, habe ich oft mit Bedauern bemerkt; wenn ich ein Männchen oder Weibchen von einem Paare geschossen hatte, flog das übrig gebliebene ängstlich lockend lange in der Nähe herum und wollte sich nicht von dem Orte trennen, ohne den treuen Gatten mitzunehmen. Ebenso zärtlich lieben sie ihre Eier und Jungen; sie lassen sich bei den letztern sehr leicht fangen."

„Der Flug ist leicht, ziemlich schnell, in Absätzen und schwebend, besonders wenn der Vogel sich setzen will, oft im Kreise sich herumdrehend; oft nähert sich der Hänfling im Fluge dem Boden, so daß man glaubt, er wolle sich niederlassen; er erhebt sich aber nicht selten wieder und fliegt eine große Strecke weiter."

„Auf der Erde hüpft er ziemlich geschickt herum. Wenn er auf Bäumen singt, sitzt er gewöhnlich auf der höchsten Spitze oder auf einem einzeln stehenden Aste; dies thut er auch auf Büschen, besonders auf Fichten- und Tannenbüschen; überhaupt sitzt er gern auf dem Wipfel, auch wenn er nicht singt."

Lockstimme und Gesang werden von meinem Vater als ganz bekannt vorausgesetzt, und er sagt deshalb ferner nur, daß der Hänfling den Gesang sitzend und fliegend hören lasse, vom März an bis in den August hinein, und daß die Jungen gleich nach ihrer Herbstmauserung und an schönen Wintertagen im November und Dezember eifrig singen. Ich habe deshalb hier Einiges hinzuzufügen. Die Lockstimme des Hänflings ist ein kurzes, hartes „Gäck" oder „Gäcker", welches häufig mehrmals schnell hinter einander ausgestoßen wird. Ihm wird oft ein wohlklingendes „Lü" zugefügt, zumal wenn die Vögel etwas Verdächtiges bemerken. Der Gesang, einer der besten, welchen ein Fink überhaupt vorträgt, fängt gewöhnlich mit dem erwähnten „Gäckgäck" an. Diesen Lauten werden aber flötende, klangvolle Töne beigemischt und sie wie jene mit viel Abwechslung und Feuer vorgetragen. Jung eingefangene Männchen lernen leicht Gesänge anderer Vögel nachahmen oder Liedchen nachpfeifen, fassen aber leider auch unangenehme Töne auf und werden dann zu unleidlichen Stümpern. Mein Vater erwähnt eines Bluthänflingsmännchens, welches den Schlag des Edelfinken täuschend nachahmte und eines andern, welches den Zeisiggesang vollständig erlernt hatte; Naumann berichtet von solchen, welche die Lieder der Stieglitze, Lerchen und selbst der Nachtigallen vortrugen.

Bereits im April schreitet der Hänfling zum Nestbau, und während des Sommers nistet er mindestens zwei, gewöhnlich aber drei Mal. Das Nest wird am liebsten in Vor- oder Feldhölzern, aber auch in einzelnen Büschen angelegt, meist niedrig über dem Boden. Es besteht äußerlich aus Reiserchen, Würzelchen und Grasstengeln, Haidekraut und dergl., welche Stoffe nach innen zu immer feiner

gewählt werden und so gleichsam eine zweite Lage bilden. Zur eigentlichen Ausfütterung wird Thier- und Pflanzenwolle vorzugsweise, namentlich aber auch Pferdehaar benutzt. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier, welche auf weißbläulichem Grunde mit einzelnen blaßrothen, dunkelrothen und zimmtbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnet sind. Sie werden vom Weibchen allein in dreizehn bis vierzehn Tagen ausgebrütet, die Jungen aber von beiden Eltern gemeinschaftlich aufgefüttert und noch nach dem Ausfliegen lange geführt, namentlich die der letzten Brut. Während das Weibchen auf dem Neste sitzt, kommt das Männchen oft herbei geflogen und singt von einem der nächsten Bäume herab sehr eifrig.

Im Gegensatz zu den Edelfinken leben die Hänflinge auch während der Paarungs- und Brutzeit in Frieden zusammen. Die Männchen mehrerer nahe bei einander brütenden Weibchen machen ihre Ausflüge nicht selten gemeinschaftlich und singen dann auch, ohne sich zu zanken, zusammen neben den Nestern. Von einem Pärchen, welches unter den Augen meines Vaters brütete, erzählt dieser Folgendes:

„Ich entdeckte das Nest, als die Jungen kielten und hatte viele Gelegenheit, das Betragen der Alten und Jungen genau zu beobachten. Die letzteren saßen ruhig im Neste und ließen, solange sie noch keine Federn hatten, ihre Stimme nur hören, wenn die Alten geflogen kamen oder sie fütterten. Als sie befiedert waren, verhielten sie sich ganz ruhig, selbst wenn sie Nahrung bekamen. Sie wurden ziemlich schnell flügg. Eines Tages, als sie völlig befiedert waren, flatterten sie alle mit den Flügeln und versuchten die Bewegungen mit denselben bis gegen Abend; am Morgen darauf waren sie alle ausgeflogen und zwar mit Tagesanbruch. Sie hielten sich nun in der Nähe des Nestes in dichtbelaubten Bäumen verborgen und waren bald da, bald dort, bis sie sich mit den Alten entfernten."

„Diese machten mir außerordentliche Freude; sie waren so zahm, daß sie sich im Füttern der Jungen nicht stören ließen, wenn ich in der Laube saß, selbst nicht, wenn mehrere Personen darin sprachen. Dies ist bei diesen Vögeln, die sonst scheu sind, sehr auffallend."

„Sie fütterten ihre Jungen stets in Zwischenräumen von zwölf bis sechszehn Minuten, kamen immer zusammen geflogen, setzten sich auf einen über die Laube hervorragenden Apfelbaum, lockten ganz leise und flatterten nun dem Neste zu. Sie näherten sich ihm jedes Mal von ein und derselben Seite und gaben jedem Jungen Etwas in den Kropf, so daß nie einer derselben verkürzt wurde. Das Männchen fütterte immer zuerst, und wenn dieses fertig war, kam das Weibchen; das Männchen wartete, bis jenes den Kropf geleert hatte, und dann flogen beide mit einander fort, wobei sie gewöhnlich ihren Lockton hören ließen. Ein einziges Mal kam das Weibchen allein, und ein einziges Mal fütterte es die Jungen früher, als das Männchen."

„Ehe das Weibchen das Nest verließ, reinigte es dasselbe von dem Unrathe der Jungen; es warf aber den Koth derselben nicht herab, sondern verschluckte ihn und spie ihn fern vom Neste wieder aus. Das Männchen unterzog sich dieser Reinigung nicht; ein einziges Mal nur sah ich, daß es den Koth der Jungen aufnahm. Ohne Zweifel trägt der Bluthänfling den Unrath der Jungen weit vom Neste weg, damit dieses nicht durch denselben verrathen wird; ich habe etwas Aehnliches auch bei andern Vögeln bemerkt."

„Als die Jungen ausgeflogen waren, hielten sich die Alten immer in ihrer Nähe auf und führten und fütterten sie noch lange Zeit."

Das Hänflingspaar verläßt seine Eier nur äußerst selten, seine Jungen nie; die Alten füttern diese vielmehr auch dann noch groß, wenn man sie mit dem Nest in einen Käfig sperrt. Dies geschieht von den Liebhabern sehr häufig, um sich die Mühe des Selbstauffütterns zu ersparen, und meines Wissens ist noch kein Fall vorgekommen, daß die alten Hänflinge sich dadurch hätten abhalten lassen, ihren elterlichen Pflichten Genüge zu leisten. Man kann das Elternpaar nach und nach durch die Jungen aus ihrem eigentlichen Wohngebiet weglocken, indem man den Bauer, in welchem letztere eingesperrt sind, allgemach weiter und weiter von der ursprünglichen Brutstelle entfernt, vielleicht seinem

Wohnhause nähert. Doch hat dies Auffütternlassen der Jungen den einen Nachtheil, daß letztere wild und scheu bleiben, während diejenigen, welche man selbst groß zieht, bald ungemein zahm werden.

Der Hänfling ernährt sich fast ausschließlich von Sämereien, wird aber demungeachtet nirgends schädlich. Das Unkraut liefert ihm wohl die Hauptmasse seiner Mahlzeiten. Er frißt die Samen von Wegebreit, Löwenzahn, die Sämereien aller Kohl-, Mohn-, Hanf- und Rübsenarten und namentlich Grasgesäme. Die Jungen werden mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert. Daß der Vogel Kerbthiere wirklich durchaus verschmäht, wie die Beobachter sagen, glaube ich nicht. Gefangene ernährt man ohne Mühe mit Rübsamen; Grünfutter, Salat z. B., wird ihnen zum Leckerbissen.

Mit Recht gilt der Hänfling als einer der beliebtesten Stubenvögel. Er befreundet sich nach kurzer Gefangenschaft innig mit seinem Gebieter, ist anspruchslos, wie wenig andere Vögel, und singt fleißig und eifrig fast das ganze Jahr hindurch. In dem Zimmer echter Liebhaber fehlt er selten.

Ein dem Bluthänfling sehr nahe verwandter Vogel, der Berg- oder Steinhänfling, Felsfink, Widden oder Grainlein (Cannabina montium), ersetzt unsern Bluthänfling in den nördlichen Ländern. Seine Länge beträgt 4¾ bis 5 Zoll, die Flügelweite 8 bis 8¼ Zoll. Das Gefieder ist oben schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern, auf dem Bürzel roth, auf der Brust rostgelbgrau, braun gestreift, auf der übrigen Unterseite weiß.

Erst hoch oben im Norden der alten Welt, von Schottland oder Norwegen an nördlich, in Lappland, Rußland und Sibirien ist der Berghänfling eine ständige Erscheinung. Er bewohnt die Gebirgsgegenden da, wo verkrüppeltes Gesträuch oder niedrige Alpenpflanzen zwischen den Gesteinsmassen hervorsprossen. In seinem Betragen ähnelt er seinem Verwandten; er ist aber vielleicht noch lebhafter, flüchtiger, gewandter und vorsichtiger, als er. Da, wo beide Arten zusammenstoßen, vermischen sie sich; im höheren Norden vereinigt der Berghänfling sich auch oft mit Leinfinken und andern Verwandten. Stimme und Gesang ähneln ebensowohl unserm Bluthänfling, als dem Zeisig; dem „Gäck“ des Hänflings wird ein gedehntes „Daii“ oder „Daijae“ angehängt. Im Gesang wechseln die verschiedenen Laute der Lockstimme mit „diedelnden und gäckernden“, welche außerdem knarrend angehängt werden. Man kann das Lied nicht gerade ein vorzügliches nennen; es wird aber mit so viel Munterkeit und Feuer vorgetragen, daß es der Nordländer, welcher ohnehin wenig andere Finkenschläge zu hören bekommt, doch recht gern vernimmt.

In der Gefangenschaft beträgt sich der Berghänfling wie sein Verwandter. Er gewöhnt sich leicht an das Gebauer, wird zahm, zutraulich und ist immer munter und vergnügt, singt auch recht fleißig. Die Nahrung im Freien oder im Käfig ist dieselbe, welche der Bluthänfling beansprucht.

Schon im südlichen Schweden ist der Berghänfling ein regelmäßiger Wintergast; auch im nördlichen Deutschland kommt er einzeln nicht selten vor. In recht harten Wintern wandert er bis in die südliche Schweiz, nach Oberitalien oder ins mittägige Frankreich.

Mehrere kleine, lang- und dünnschnäbelige Finken, welche ebenfalls vorzugsweise im Norden wohnen, hat man früher unter dem Namen Zeisige von den übrigen abgetrennt und in einer besondern Gruppe vereinigt, neuerdings aber in mehrere Sippen aufgelöst, mehr mit Rücksicht auf die Färbung des Gefieders, als wegen der geringen Abweichungen, welche sie auch im Leibesbau bekunden.

An die Hänflinge erinnern die Leinfinken oder Birkenzeisige (Linaria), welche allwinterlich in größeren oder kleineren Scharen als Gäste in unserm Vaterlande eintreffen und hier harmlos und vertraut in unmittelbarer Nähe des Menschen eine Zeitlang ihr Wesen treiben. Man ist mit sich noch nicht einig, ob diese Vögel in mehrere Arten zerfallen oder nicht. Ziemlich bedeutende Abweichungen in Größe und Gefieder lassen sich nicht wegleugnen; unsere Kenntniß des Lebens

aber ist noch nicht ausreichend, um mit Bestimmtheit das Eine oder das Andere behaupten zu können. Mein Vater unterschied mindestens die rothbrüstigen Leinfinken von den weißbrüstigen, andere Naturforscher, z. B. Bonaparte, nehmen noch mehrere Arten an. In ihrer Lebensweise kommen sich die verschiedenen Arten oder Spielarten so vollständig gleich und auch im Gefieder stehen sie sich so nahe, daß uns die ganze Frage wenig kümmert.

Der Birkenzeisig oder Leinfink (Linaria rubra) beweist schon durch seinen Namenreichthum, wie bekannt er uns Deutschen geworden ist; er heißt auch noch Flachs-, Berg-, Meer-, Nessel- und Birkenzeisig, Karminhänfling, Schwarzbärtchen, Tschetscherling, Tschetchen, Tschetscher, Schösserle, Grasel, Todten- und Mausevogel. Nur ein gänzlich Unkundiger kann ihn mit dem Hänfling verwechseln; er unterscheidet sich von diesem auf den ersten Blick. Das alte Männchen ist ein wirklich prachtvoll gefärbter Vogel. Der Vorderkopf ist dunkelkarminroth, der Bürzel oder Untertheil des Oberrückens blaßroth, das Gefieder des übrigen Oberkörpers braun mit helleren Federkanten. Die Schwung- und Steuerfedern sind schwärzlich, grau gesäumt; der Flügel ist zweimal hell gebändert; die Unterseite ist im ganzen lichtweißlich, die Kehle aber schwarz; der Vorderhals, die Oberbrust und die Brustseiten sind blaßkarminroth. Letztere Farbe fehlt dem Weibchen oder ist bei ihm nur angedeutet. Kurz nach der Mauser werden die Prachtfarben durch die graulichen Federränder verdeckt. Die Jungen ähneln den Weibchen; die Nestjungen sind auf ziemlich gleichmäßig braungrauem Grunde der Länge nach braun gestrichelt. Der Oberschnabel ist hornblau, der Unterschnabel gelb, der Fuß graubraun, der Augenstern dunkelbraun. In der Größe kommt der Birkenzeisig dem Hänfling fast gleich; seine Länge beträgt 5 Zoll, die Breite 8½ Zoll. Das Weibchen ist um 2 bis 3 Linien kürzer und um 4 bis 6 Linien schmäler. Von den bisher genannten Finkenarten unterscheidet sich der Birkenzeisig durch seinen gestreckten Schnabel, welcher einen seitlich zusammengedrückten Kegel bildet, und durch die verhältnißmäßig stärker entwickelten Flügel.

Erst wenn man die ungeheuren Birkenwaldungen des hohen Nordens durchwandert oder mindestens gesehen hat, begreift man, warum der Birkenzeisig nicht in jedem Winter mit derselben Häufigkeit bei uns erscheint, wie zuweilen. Er braucht nicht zu wandern, wenn seine Hauptnahrung, der Birkensamen, im Norden gerathen ist. Erst wenn dort Mangel eintritt, sieht er sich genöthigt, nach südlicheren Gegenden hinabzustreifen. So zahlreich auch die Massen sein mögen, welche zuweilen bei uns vorkommen, ungleich größere Mengen verweilen Jahr aus Jahr ein in ihrer Heimat; denn die Ansprüche, welche der Birkenzeisig an das Leben stellt, werden ihm im Norden viel besser als bei uns gewährt. Hunderte und Tausende von Geviertmeilen sind Birkenwaldungen, und es muß schon ein besonders ungünstiger Sommer gewesen sein, wenn diese Waldungen ihren Kindern nicht hinlängliche Nahrung mehr bieten.

Der Birkenzeisig ist in demselben Grade an jene Waldungen gebunden, wie der Kreuzschnabel an den Nadelwald. Er findet in ihm zur Winterszeit Sämereien und in den Sommermonaten, während er brütet, Kerbthiere, namentlich Mücken in größter Menge. Ich traf ihn nördlich von Tromsö recht häufig an und zwar in kleinen Familien mit seinen, vielleicht vor wenig Tagen erst dem Neste entschlüpften Jungen, welche er eifrig mit Kerbthieren fütterte. Aber es war nicht leicht, ihn zu beobachten, und es wurde mir unmöglich, die von meinem Vater sehnlichst gewünschten Nestjungen zu erbeuten; denn die Wälder waren dermaßen mit Mücken erfüllt, daß eine Jagd auf die harmlosen Vögel Beschwerden und Qualen im Gefolge hatte, von denen man sich bei uns zu Lande keine Ahnung machen kann. Gerade da, wo ich die Birkenzeisige fand, war jeder Baum und jeder Busch von Mückenwolken umhüllt, und der Mensch, welcher sich in diese Wolken wagte, wurde augenblicklich von Hunderttausenden dieser Quälgeister angefallen und so gepeinigt, daß er alle Jagdversuche sobald als nur möglich wieder aufgab. So viel aber wurde mir klar, daß unser Vogel hier während des Sommers seine Nahrung mit spielender Leichtigkeit sich erwirbt, und daß es sonderbar kommen muß, wenn er auch im Winter nicht genug zu leben haben sollte. Mücken im Sommer für Alt und Jung, Birkensamen im Winter — mehr braucht unser Zeisig zum Leben nicht.

Die eben geschilderten Umstände machen es erklärlich, daß wir über das Sommerleben noch äußerst dürftig unterrichtet sind. Es ist wiederholt behauptet worden, daß der Birkenzeisig auch in Deutschland brüte, bis jetzt aber ist noch kein Nest des Vogels in unserm Vaterlande gefunden worden. Lübbert sah den Vogel pärchenweise während des ganzen Sommers im Glatzer- und Riesengebirge und erhielt zwei Eier, von denen er glaubt, daß sie von ihm herrühren, ist aber nicht im Stande, Dies zu beweisen.

Es hält auch im Norden schwer, ein Nest zu entdecken. Die erste Beschreibung desselben rührt von Boje her, Schrader hat dessen Angaben lediglich bestätigt, ohne ihnen eigentlich etwas Neues hinzuzufügen. „Du weißt", schreibt Ersterer seinem Bruder, „wie viel Mühe wir uns bisher gegeben hatten, das Nest des Flachsfinken zu finden. Ich dachte nicht mehr an die Möglichkeit, es zu erhalten, und doch hat es mir ein Zufall in die Hände gespielt; denn als ich bei Norwick einen steilen und fast kahlen Abhang herunterstieg, that ich einen Fehltritt, fiel jämmerlich in das Gebüsch herab, und eben dieser mein Fall jagte ein brütendes Weibchen jener Vögel vom Neste auf. Es stand auf dem starken Seitenast einer Birke; in der Bauart kommt es ganz mit dem unseres Hänflings überein, innen ist es mit Schneehuhnfedern ausgefüttert. Die vier Eier sind nicht größer als die vom Girlitz und auf grünlichweißem Grunde mit braunröthlichen Tüpfeln besetzt."

Zu uns kommt der Birkenzeisig Anfangs November als Wintergast, manchmal in sehr großer Menge und nicht immer in solchen Jahren, welche auch bei uns mit einem strengen Winter beginnen. Höchst wahrscheinlich wird das Mißrathen des Birkensamens in seiner Heimat die Ursache zu seiner Wanderung. Er wählt sich bei uns Gegenden aus, in denen Erlen und Birken wachsen, vereinigt sich gewöhnlich mit dem Zeisig und streift mit diesem dann, den Gebirgen nachgehend, im Lande hin und her, nachts sich hohe, dichte Dornhecken zur Herberge erwählend. Eine höchst merkwürdige Beobachtung Wagner's theilt Lenz mit. Ersterer sah nämlich, daß sich eine Menge Birkenzeisige gegen Abend nach und nach, mit dem Kopfe zuerst und mit eingezogenen Flügeln in den Schnee stürzten, um daselbst zu übernachten. Wagner zog bei solcher Gelegenheit mehrere von ihnen aus dem Schnee hervor.

Während seines Aufenthalts in der Fremde ernährt sich der Birkenzeisig zwar vorzugsweise von Birken- und Erlengesämen, sonst aber von fast allen übrigen kleinen ölhaltigen Sämereien, welche er auch in den Stoppelfeldern zusammenliest. Zumal in den ersten Wochen seines Aufenthaltes bei uns zeigt er sich als ein Geschöpf, welches die Tücke des Menschen noch nicht kennen gelernt hat. Er erscheint ohne Scheu in den Dörfern und sucht sich in unmittelbarer Nähe des Menschen sein Futter, läßt sich auch durch das Getreibe dieses seines Erzfeindes nicht im Geringsten stören. Erst wiederholte Verfolgung macht ihn vorsichtig, eigentlich scheu aber wird er nie.

Man darf wohl behaupten, daß der Erlenzeisig jedem Naturfreund Vergnügen gewährt. Er ist ein unruhiger, gewandter, munterer Gesell, dessen Beweglichkeit und Rastlosigkeit erfreut und dessen Harmlosigkeit sehr für ihn einnimmt. Im Klettern ist er geschickter als seine sämmtlichen Verwandten; er wetteifert nicht blos mit dem Kreuzschnabel, sondern auch mit dem beweglichen Volk der Meisen. Birken, deren fadenähnliche Zweige von einer Schar der niedlichen Vögel bedeckt sind, gewähren einen prächtigen Anblick. Hier hängt und klettert die ganze Gesellschaft in den verschiedensten Stellungen auf und nieder und klaubt sich aus den Samenzäpfchen gar eifrig Nahrung aus. Aber auch auf dem Boden ist der Birkenzeisig nicht fremd; er geht öfter als sein Verwandter und Genosse, der gewöhnliche Zeisig, zum Boden herab und hüpft hier sehr geschickt umher. Sein Flug ist schnell, wellenförmig, vor dem Aufsitzen schwebend. Bei dem Ueberfliegen baumloser Strecken streicht der Schwarm gern in ziemlich bedeutender Höhe dahin, während er sich in baumreichen Gegenden selten mehr als nöthig erhebt. Die Lockstimme ist wiederholt ausgestoßenes „Tschettschet", welches namentlich beim Auffliegen aus aller Kehlen ertönt; ihr wird häufig ein zärtliches „Main" angehängt. Der Gesang besteht wesentlich aus diesen beiden Lauten, welche durch ein ungeordnetes Gezwitscher verbunden werden.

Wirklich liebenswürdig zeigt sich der Birkenzeisig gegen Andere seiner Art und Verwandte. Eine Schar, welche sich einmal zusammenfand, trennt sich nicht mehr und ruft den Einzelnen, welcher sich nur wenig entfernte, ängstlich herbei. Sie beweist aber auch bald die größte Anhänglichkeit an die Zeisige und mischt sich, in Ermangelung dieser passenden Genossen, unter Hänflinge und Feldsperlinge. Mit allen diesen Vögeln lebt der Birkenzeisig in tiefstem Frieden; Zank und Streit kennt er überhaupt nicht.

Im Käfig geht das niedliche Vögelchen ohne alle Umstände ans Futter, wird auch in kürzester Zeit ungemein zahm, begnügt sich mit einfacher Nahrung und erfreut durch seine Beweglichkeit und die Kletterkünste, welche er auch im Gebauer ausübt. Mit andern kleinen Vögeln macht er sich bald innig vertraut und liebkost sie auf die verschiedenste Weise. Weder seine Jagd, noch sein Fang hat irgend welche Schwierigkeit, man erlegt ihn mit dem Gewehr in Menge und fängt ihn in jeder passenden Falle. Seine Geselligkeit wird ihm dem Vogelsteller gegenüber regelmäßig zum Verderben; denn hat man erst Einen gefangen, so kann man sich Anderer, welche der Gefangene herbeilockt, leicht bemächtigen. Den Ersten pflegt man in Thüringen zu „titschen" oder, wie man in Anhalt sagt, zu „kikeln" d. h. mit einer Leimruthe zu fangen, welche man an einer langen, biegsamen Stange oder Gerte befestigt hat und dem Vogel, während er frißt, auf das Gefieder schnellt. Zu dieser Fangweise gehört allerdings ein gewisses Geschick; sie würde aber ohne die Dummdreistigkeit des Leinfinken unmöglich sein. Auf dem Finkenherde fängt man Birkenzeisige in Menge, nicht selten auch diejenigen noch, welche beim Zuschlagen der Netze glücklich entrannen, aus Liebe zu ihren gefangenen Gefährten aber nochmals herbeikommen und in den Netzen sich verwickeln. In manchen Gegenden werden sie leider noch, viel mehr als recht, für die Küche gefangen.

Es muß noch entschieden werden, ob der in Nordamerika vorkommende Birkenzeisig derselbe ist, welcher in Europa lebt, oder nicht. Für die Westhälfte der Erde gilt nämlich fast Dasselbe, was hinsichtlich Europas angegeben ist. Labrador ist der Sommeraufenthalt unserer Vögel; vonhieraus durchstreifen sie einen großen Theil Nordamerikas. Doch fand sie Richardson auch in den strengsten Wintern als Standvögel aller Pelzgegenden. Audubon traf sie im Sommer auf Labrador familien- und gesellschaftsweise an, so zahm, so menschenfreundlich, wie überall, wo ihr Vertrauen noch nicht wiederholt getäuscht wurde. Dagegen sahen weder dieser noch andere Forscher Birkenzeisige westlich vom Alleghaniegebirge, und somit scheint es, als ob dieses ihre Grenze nach Westen hin bilde.

Die Zeisige (Spinus), welche neuerdings von den Birkenzeisigen getrennt wurden, unterscheiden sich von diesen hauptsächlich durch den längeren, feinspitzigeren Schnabel, welcher auf der Firste bogenförmig gewölbt ist, durch die mit kurzen Nägeln besetzten Zehen und die verhältnißmäßig langen Flügel, sowie endlich durch die Färbung des Gefieders; im übrigen stehen sich beide Sippen sehr nahe.

Unser gemeiner oder Erlenzeisig, Zeising, Zising, Zislein, Gelbvogel, Angelches u. s. w. (Spinus viridis), wird 5 Zoll lang und 9 Zoll breit. Bei dem Männchen ist der Oberkopf schwarz, der Rücken gelbgrün, schwarzgrau gestrichelt, der Flügel schwärzlich, zweimal gelb gebändert, der Unterkörper an der Brust hochgelb, am Bauche weiß, an der Kehle schwarz. Beim Weibchen ist der Oberkörper graugrün, dunkler gestrichelt, der Unterkörper weiß oder gelblichweiß, durch schwärzliche Längsflecken gestreift. Die Jungen sind gelber und noch bunter gezeichnet als die Weibchen.

Vom mittleren Norwegen, Schweden und Rußland an kommt der Zeisig durch ganz Europa vor und ist namentlich in gebirgigen Gegenden häufig; in Nordasien hingegen soll er nicht gefunden werden; in Nordostasien aber kommt er vor: Radde berichtet von Flügen, welche er im Burejagebirge und am Amurufer sah. Der Zeisig ist ein Strichvogel, welcher außer der Brutzeit weit im Lande umherstreift, unser Vaterland aber nur selten verläßt; um so häufiger kommen in manchen Wintern Zeisige aus nördlichen Ländern zu uns, um Herberge während des Winters zu nehmen.

Während des Sommers bewohnt der Vogel die Nadelwälder bergigter Gegenden, namentlich diejenigen, in denen der Holzsamen gut gerathen ist. In diesen Wäldern brütet er auch, und von ihnen aus beginnt er dann seine Streifereien. In gewissen Wintern erscheint er zu Tausenden in den Dörfern und in unmittelbarer Nähe derselben; in andern Wintern sieht man hier kaum einzelne. Baumlose Gegenden meidet er ängstlich, er hält sich vielmehr fast beständig in den obersten Kronen der Bäume auf.

Der Zeisig gehört zu unsern anmuthigsten Finken. „Er ist", sagt Naumann, „immer munter, flink und keck, hält sein Gefieder stets schmuck, obgleich er dasselbe meistens nicht anlegt, bewegt sich schnell hin und her, wendet und dreht oft den Hinterleib hinüber und herüber, wozu er gewöhnlich lockt oder singt; er hüpft, steigt und klettert vortrefflich, kann sich verkehrt an die Spitzen schwankender Zweige hängen, an senkrechten, dünnen Ruthen ungemein schnell auf und ab hüpfen und gibt in dem Allen den Meisen wenig nach. Sein Sitz auf Zweigen ist höchst verschieden, und nirgends hat er lange Ruhe, wenn er nicht beim Fressen ist. Auch auf der Erde hüpft er leicht und schnell, ob er Dies gleich, so lange es gehen will, zu vermeiden sucht." Sein Flug ist wogend, schnell und leicht, er scheut sich deshalb nicht, große Räume zu überfliegen und steigt zu bedeutenden Höhen empor. Sein Lockton klingt wie „Trettet" oder wie „Tettertettet" und „Di, di" oder „didilei". Mit letzteren Tönen pflegt auch der Gesang des Männchens zu beginnen: — ein nicht eben ausgezeichnetes, aber doch gemüthliches Gezwitscher, welchem als Schluß ein langgezogenes „Dididlidlideidanan" angehängt wird. Im übrigen hat er in seinem Betragen große Aehnlichkeit mit dem Birkenzeisig. Er ist wie dieser arglos und zutraulich, gesellig, furchtsam, friedfertig und im gewissen Grade leichtsinnig; wenigstens verschmerzt kaum ein anderer Vogel so leicht wie er den Verlust seiner Freiheit.

Als Stubenvogel empfiehlt er sich sehr. Er ist äußerst gelehrig, eignet sich bald allerlei belustigende Kunststücke an, macht kaum nennenswerthe Ansprüche an das Futter, verträgt sich mit allen übrigen Vögeln, in deren Gesellschaft er leben muß, und wird seinem Herrn rücksichtslos zugethan. Man kann ihn so gewöhnen, daß er frei nach Belieben aus- und einfliegt, oder ihn dahin bringen, daß er auf den Ruf zu seinem Gebieter zurückkehrt.

„Ich hatte", erzählt Hoffmann, „in meinem Gesellschaftsbauer, welcher im Garten stand, mehrere Zeisige, von denen einer besonders so zahm war, daß ich ihn, wenn er sich nicht eben satt gefressen hatte, in den Garten hinausnehmen konnte. Sobald ich dann an der Thür des Gebauers stand und dem Zeisige den in meiner Hand befindlichen Hanfsamen zeigte, so flog er mir auf die Hand, fraß ruhig darauf und ließ sich wieder in seine Behausung bringen. — Einmal kam eine Schar von wilden Zeisigen lockend über mich weggeflogen, als ich meinen zahmen auf der Hand sitzen hatte. Kaum hörte dieser seine Brüder, so ließ auch er sein helles „Zöri" ertönen. Auf dies hin saß die Schar auf einen der benachbarten Bäume nieder, und der meinige flog von der Hand weg und zu ihnen hinauf. Es war ein gar herzlicher Empfang, der ihm zu Theil wurde; alle schnatterten zusammen und begrüßten den neuen Genossen. Obwohl ich meinen Liebling schon für verloren hielt, lockte ich ihn doch versuchsweise auf die ihm wohlbekannte, Futter verheißende Art. Zu meiner großen Freude und Ueberraschung kam er herunter und setzte sich wieder auf meine Hand; nun wollte ich jedoch nichts mehr wagen, sondern hielt mit dem Daumen der Hand, auf welcher er saß, eine seiner Zehen fest und brachte ihn in das Gebauer zurück. Als er von dem Baume Aestchen für Aestchen herunterkletterte, waren ihm einige der zutraulichen Wildfänge nachgehüpft und hatten sich meiner Hand bis auf sechs Fuß genähert."

Dies eine Beispiel beweist, wie zahm ein Zeisig werden kann, zugleich aber, wie innig einer dieser Vögel an dem andern hängt. Jeder Vogelliebhaber, welcher Zeisige hält, hat Aehnliches beobachtet; denn jeder Gefangene ruft und bittet die Vorüberfliegenden, welche er hört, so lange, bis sie herbei kommen und wenigstens einen Augenblick in seiner Nähe verweilen; dann geben Alle ihre größte Freude kund.

Sämereien mancher Art, hauptsächlich aber Baumgesäme, junge Knospen und Blätter und während der Brutzeit Kerbthiere bilden die Nahrung des Zeisigs. Die Jungen werden ausschließlich mit letzteren, zumal mit Räupchen, Blattläusen u. dgl. aufgefüttert. Deshalb erscheinen die Alten bald nach dem Ausfliegen ihrer Jungen mit diesen in den Gärten und Obstpflanzungen, welche immer reicher an Kerbthieren zu sein pflegen, als die tieferen Wälder. In der Gefangenschaft ernährt man sie mit Fichtensamen, Mohn, Rübsen u. dgl. und gibt ihnen ab und zu etwas Grünes.

Ueber die Fortpflanzung hat mein Vater zuerst ausführliche Beobachtungen veröffentlicht und es ist daher mehr als billig, daß ich hier ihn selbst reden lasse.

„Die Erlenzeisige paaren sich im April. Das Männchen singt dann sehr stark und fliegt flatternd und singend in der Luft herum, gerade wie ich es beim Kiefernkreuzschnabel beschrieben. Dieses kleine Thierchen sieht dann groß aus; es schlägt die Flügel sehr stark (fast wie der große Würger, wenn er rittelt), breitet den Schwanz aus und flattert in Kreisen und Bogen in einer beträchtlichen Höhe herum. Dieses geschieht oft fern vom Brutorte, zuweilen in den Gärten und von denen, welche keine Weibchen bekommen können, bis in den Sommer hinein. Das Weibchen verhält sich hierbei ganz ruhig, bleibt aber in der Nähe des Männchens, schnäbelt sich hernach mit ihm und streicht mit ihm herum. Man findet dann gewöhnlich mehrere Paare zusammen, welche friedlich neben einander Sämereien auflesen. Will das Weibchen betreten sein, dann kauert es sich auf einen Ast oder auf die Erde hin, zittert mit den Flügeln und gibt einen pispernden Ton von sich, der dem der jungen Zaunsänger nicht unähnlich, aber schwach klingt."

„Bald nach der Begattung beginnt das Bauen des Nestes, nachdem das Weibchen einen schicklichen Platz dazu ausgesucht hat. Und in der That muß man über die Klugheit erstaunen, mit welcher die Stelle zum Zeisigneste gewählt wird! Ich habe es nur auf Fichten und Tannen und eins auf einer Föhre gesehen; sie standen alle weit vorn, einige fast auf der Spitze der Aeste und so verborgen, daß man sich über die Meinung, ein Zeisignest sei unsichtbar, nicht zu verwundern braucht. Eins davon ist auf einem Fichtenaste, da, wo er ganz voll Flechten ist, so angebracht, daß man nur von oben, wo es aber durch einen darüber liegenden Ast gedeckt war, an der Vertiefung das Nest erkennen kann; von unten und von der Seite ist wegen der Flechten durchaus Nichts davon zu bemerken. Die, welche nahe an die Spitzen der Aeste gebaut waren, stehen so in dichten Zweigen, daß mein Steiger, welchem ich den Ast ganz genau bezeichnet hatte, das Nest in einer Entfernung von zwei Fuß nicht sah und schon den Baum wieder verlassen wollte, als ich ihm rieth, die Zweige aus einander zu legen; nun erst erkannte er ein Nest in den Nadeln. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß Jemand ein Zeisigpaar bauen sieht und beim Besteigen des Baumes das Nest nicht bemerkt, woraus dann das Märchen mit dem unsichtbar machenden Steinchen entstanden ist. Dazu kommt, daß ein Zeisignest funfzehn bis vierzig Ellen hoch und fast immer weit vom Stamme entfernt steht, was das Entdecken und Erreichen desselben sehr erschwert. Die Unsichtbarkeit ist also in gewisser Hinsicht gar nicht zu leugnen; denn wer die Erlenzeisige nicht bauen oder füttern sieht, wird nie ein Nest entdecken. Noch muß ich bemerken, daß die Behauptung, der Zeisig niste auf Erlenbäumen, mir ganz unrichtig scheint. Sie ist Nichts, als eine von seinem Aufenthalt entlehnte Vermuthung, welche sich nur bei Dem erhalten kann, welcher nie ein Zeisignest in der Natur sah, was freilich nur wenigen Naturforschern gelungen sein wird."

„Das Bauen des Nestes geht schnell von statten. Bei zwei Paaren, die ich beobachtete, baute auch das Männchen mit, und da beide Gatten mit einander flogen, so wartete gewöhnlich der eine, bis der andere das Nest wieder verlassen hatte. Beide brachen dürre Zweige zur Unterlage ab und rissen das Mos unten an den Baumstämmen los; sie trugen ganze Schnäbel voll. Sonderbar sah es aus, wenn sie etwas Schafwolle zum Neste bereiteten: sie zupfen diese, indem sie mit dem einen Fuß darauf treten, so lange herum, bis sie ganz aufgelockert ist. Ich habe sie fast

den ganzen Vormittag und auch in den Nachmittagsstunden sehr emsig bauen sehen. Bei den andern Paaren, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, baute blos das Weibchen; das Männchen flog aber beständig neben ihm her. Sie sind beim Bauen gar nicht schüchtern und lassen sich ganz in der Nähe betrachten; gleichwohl haben sie die Gewohnheit, daß sie ein angefangenes Nest oft verlassen und an einem frischen arbeiten. Ich sah im vorigen Jahre ein Pärchen dieser Vögel hoch auf einer Tanne bauen; zwei Tage darauf kam ich wieder an die Stelle und bemerkte nicht ohne Verwunderung, daß dasselbe Weibchen tief unten auf der nämlichen Tanne an einem Neste arbeitete. Diese eigene Gewohnheit der Erlenzeisige, welche sie mit dem fahlen Sänger (Curruca cinerea) gemein haben, vermehrt die Schwierigkeiten, ein Nest mit Eiern zu erhalten, gar sehr. Im Juni 1819 hatte ich drei Nester dieses Vogels gefunden; aber alle drei wurden verlassen; ebenso eins, welches mein Steiger entdeckt hatte. Daß der Erlenzeisig das Wasser sehr liebt, zeigt sich auch bei der Wahl des Nestplatzes. Alle drei Nester, welche ich im Juni 1819 fand, hatten Wasser in der Nähe; zwei eine große Pfütze und eins einen Teich; ein anderes stand nicht fern von einem Waldbache."

„Die Zeit des Legens ist verschieden. Wir haben ein Mal zu Anfange Mais schon flügge Junge gesehen; die meisten jedoch trifft man im Anfange des Juli an, so daß die Legzeit in den Anfang des Juni fällt."

Die Nester weichen einigermaßen von einander ab, bestehen aber im wesentlichen äußerlich aus dürren Reisern, sodann aus Baummos und Fichtenflechten, Schafwolle u. dgl., welche Stoffe durch Raupengespinnste fest unter einander verbunden werden, und sind inwendig mit Würzelchen, Pflanzenwolle, Flechtenfasern, Mosstengeln, Grasblättchen und Federn dicht ausgefüttert. Ihre Wandungen sind sehr dick, und der Napf ist ziemlich tief.

Die Eier ähneln denen des Bluthänflings und Distelzeisigs. Sie sind nach Gestalt, Größe und Farbe verschieden, gewöhnlich aber auf weißblaulichem oder bleich grünblauem Grunde mit mehr oder minder deutlichen Punkten, Flecken und Adern bezeichnet.

Das Weibchen brütet allein und pflegt, gleich nachdem es das erste Ei gelegt hat, auf ihm sitzen zu bleiben. Bei geeigneter Pflege brütet der Zeisig auch in der Gefangenschaft.

„Nach vielfachen Bemühungen", sagt Graf Rödern, „ist es mir endlich gelungen, ein Zeisigpaar im Käfig zum Legen zu bringen. Im vorigen Jahre kaufte ich mir nach der ersten Brut ein ganz junges Männchen und pflegte dasselbe in Gemeinschaft mit einem alten und einem jungen Weibchen sehr sorgfältig; Mitte April starb das alte Weibchen, und nunmehr that ich die beiden andern Vögel in ein großes, inwendig mit Tannenzweigen verziertes Lachtauben-Gebauer, in welches ich ein Nestkörbchen mit einem darin befindlichen Finkenneste befestigte. Aller sorgfältigen Pflege ungeachtet, wollte sich das Paar nicht zum Nisten bequemen; ich ließ daher das Weibchen fliegen und kaufte am 11. Mai ein frisch gefangenes, altes Weibchen. Dies war kaum einige Tage im Gebauer, als es sich schon mit dem kaum einjährigen Männchen paarte, das Finkennest mit Baumwolle, Werg und Roßhaaren sehr sorgfältig ausbauete und zuerst fünf Eier legte. Nachdem diese weggenommen worden, legte das Weibchen nach kaum andern 10 Tagen nochmals vier Eier, welche sämmtlich in Form, Größe und Zeichnung verschieden sind. Das Männchen vollzog die Begattung gewöhnlich nur ganz in aller Frühe. Es verfolgte das Weibchen einige Mal mit gesträubten Kopffedern durch das ganze Gebauer und stimmte jedes Mal, wenn die Begattung vorüber war, mit der größten Anstrengung einen kurzen Triumphgesang an. Das Weibchen brütet sehr eifrig, verläßt des Tages höchstens einmal sein Nest auf wenige Augenblicke, um zu trinken, und wird sonst, indem es sich ganz wie ein junger Vogel geberdet, nur von dem Männchen aus dem Kropf gefüttert."

Hinsichtlich der Jagd oder des Fanges gilt Dasselbe, was ich vom Birkenzeisig sagte; die Arglosigkeit und Geselligkeit des Erlenzeisigs gereicht ihm nur zu oft zum Verderben.

Der letzte deutsche Fink, welchen wir hier betrachten wollen, ist der allbekannte Stieglitz oder Distelzeisig, Kletterrothvogel, Gold- oder Jupitersfink, Trun, Sterlitz u. s. w. (Carduelis elegans). Auch er wird als Vertreter einer eigenen Sippe betrachtet, welche außer ihm nur wenige Mitglieder zählt, so viel mir bekannt ein einziges noch, welches in Indien vorkommt. Früher vereinigte man mit ihm mehrere amerikanische Finken, gegenwärtig hat man diese unter dem Namen Golddistelfink (Astragalinus) von den eigentlichen Stieglitzen getrennt.

Der Stieglitz kennzeichnet sich durch seinen sehr langen, kegelförmigen, seitlich wenig zusammengedrückten, an der dünnen Spitze etwas gebogenen Schnabel, durch die kurzen, starken Füße, den mittellangen Schwanz und das bunte Gefieder, welches bei beiden Geschlechtern gleich gefärbt ist, in der Jugend aber keine Aehnlichkeit mit dem der alten Vögel zeigt. Die Länge des Männchens beträgt 5 Zoll und darüber, die Breite $8\frac{1}{2}$ bis $8\frac{3}{4}$ Zoll. Das Weibchen ist um 2 bis 3 Linien kürzer und um $\frac{1}{4}$ Zoll schmäler als das Männchen. Der Schwanz mißt 2 Zoll, der Flügel vom Bug bis zur Spitze $2\frac{3}{4}$ Zoll. Das Gefieder ist geschmackvoll gezeichnet und theilweise prächtig gefärbt. Den am Grunde fleischfarbenen, an der Spitze bläulichen Schnabel umgibt ein schwarzer Kreis, auf welchem ein breiter, karminrother folgt. Der Hinterkopf und ein Theil der sonst weißen Wangen sind schwarz, der Rücken ist braun, der Unterkörper weiß, die Seiten der Oberbrust aber sind lichtbraun, Flügel und Schwanz schwarz mit weißem Spiegel, die Schwingen sind an der Wurzelhälfte goldgelb. Beide Geschlechter ähneln sich täuschend, und nur ein sehr geübter Blick unterscheidet an der etwas bedeutenderen Größe, dem ein wenig mehr verbreiteten Roth im Gesicht und einem tieferen Schwarz auf schönerem Weiß am Kopfe das Männchen von dem Weibchen. Den Jungen fehlt das Roth und Schwarz am Kopf; ihr Oberkörper ist bräunlich, dunkel gefleckt, der Unterkörper weiß und braun gefleckt.

Hinsichtlich seiner Verbreitung übertrifft der Stieglitz die meisten übrigen Finken. Von dem mittleren Schweden an findet er sich durch ganz Europa, aber auch auf Madeira, auf den kanarischen Inseln, in Nordwestafrika und in einem großen Theil Asiens, von Sirien an bis nach Sibirien hinauf. Auf Cuba ist er verwildert. Gundlach sah hier vor mehreren Jahren einen Schwarm dieser Vögel, welcher sich ganz wie bei uns umhertrieb. Innerhalb dieses Verbreitungskreises scheint der Stieglitz nirgends zu fehlen; er kommt aber keineswegs überall mit gleicher Häufigkeit vor. In einzelnen Gegenden ist er selten, in andern sieht man ihn in großen Flügen. Bolle traf ihn auf Canaria ungemein häufig an; ich fand ihn in großen Schwärmen in Andalusien und Kastilien; andere Beobachter sahen ihn in Menge in Griechenland. In Deutschland schart er sich namentlich zu Herbstes Anfang und zieht dann zuweilen in Gesellschaften im Lande umher, welche mehrere Hunderte zählen. Diese Massen pflegen sich gegen den Winter hin in kleinere Trupps aufzulösen, welche sich dann wochenlang zusammenhalten. Als eigentliche Aufenthaltsorte unserer Vögel sind Gegenden zu betrachten, in denen der Laubwald vorherrscht oder welche reich an Baumpflanzungen sind. Als Waldbewohner im strengeren Sinne ist der Stieglitz nicht zu betrachten; denn lieber noch als in zusammenhängenden Beständen siedelt er sich in Gärten oder Parks, an Straßen, auf Angern oder Wiesen und ähnlichen Orten an, und hier pflegt er auch zu brüten.

Der Stieglitz ist ein höchst anmuthiger Vogel, nicht blos rücksichtlich seiner angenehmen Gestalt und schönen Zeichnung, sondern auch hinsichtlich seines Betragens. Er ist in allen Leibesübungen wohl bewandert, beständig in lebhafter Bewegung, unruhig, gewandt, klug und listig, nebenbei ein tüchtiger Sänger. Als wahrer Baumvogel kommt er nur ungern auf den Boden herab und bewegt sich hier auch ziemlich ungeschickt; dagegen klettert er trotz einer Meise, hängt sich wie die Zeisige geschickt von unten an die dünnsten Zweige und arbeitet Minuten lang in solcher Stellung. Sein Flug ist leicht und schnell, wie bei den meisten Finken wellenförmig und nur dann schwebend, wenn der Vogel sich niederlassen will. Im Sitzen sieht der Stieglitz sehr schlank aus, weil er sein Gefieder immer knapp anlegt. Dazu bevorzugt er die höchste Spitze der Bäume oder Gesträuche; er hält sich aber niemals lange an ein und demselben Orte auf, denn seine Unruhe macht sich immer geltend.

Den Menschen gegenüber zeigt er sich stets vorsichtig, scheu aber nur dann, wenn er bereits Nachstellungen erfahren hat. Mit andern Vögeln lebt er in Frieden, läßt jedoch einen gewissen Muthwillen an ihnen aus. Am häufigsten sieht man ihn mit den Meisen zusammen. Seine Lockstimme läßt sich am besten durch seinen Namen wiedergeben; denn dieser ist nichts Anderes, als ein Klangbild der Silben „Stiglit", „Pickelnit und pickelnick ki kleia", welche er im Sitzen wie im Fliegen vernehmen läßt. Ein sanftes „Mai" wird als Warnungsruf gebraucht, ein rauhes „Rärärärä" ist das Zeichen unangenehmer Erregung. Die Jungen rufen „Zif litzi zi" u. s. w. Das Männchen singt laut und angenehm, obgleich die einzelnen Töne denen des Bluthänflings an Klang und Fülle weit nachstehen. Aber der ganze Gesang wird mit viel Abwechslung und so fröhlich vorgetragen, daß der Liebhaber seinetwegen den Stieglitz hoch in Ehren hält. In der Gefangenschaft singt dieser fast das ganze Jahr; im Freien schweigt er nur während der Mauser und bei sehr schlechtem Wetter.

Die Nahrung besteht in Gesäme mancherlei Art, vorzüglich aber in den Samen der Disteln im weitesten Sinne, und man darf deshalb da, wo Disteln oder Kletten stehen, sicher darauf rechnen, Stieglitze zu bemerken. „Nichts kann reizender sein", sagt Bolle, „als einen Trupp Stieglitze auf den schon abdorrenden Distelstengeln sich wiegen und aus der weißen Seite ihrer Blüthenköpfe die Samen herauspicken zu sehen. Es ist dann, als ob die Pflanzen sich zum zweiten Male und mit noch farbenprächtigeren Blumen, als die ersten es waren, geschmückt hätten." Der Stieglitz erscheint auf den Distelbüschen, hängt sich geschickt an einen Kopf an und arbeitet nun eifrig mit dem langen, spitzen Schnabel, um sich der versteckten Samenkörner zu bemächtigen. Dabei kommen ihm, wie Gloger es zuerst hervorhob, die verhältnißmäßig harten und festen Federn des Vorderkopfes wohl zu statten; sie verhindern eine allzu leichte Abnutzung, wie sie bei derartigen Arbeiten sonst unvermeidlich sein würde. Im Sommer verzehrt der Stieglitz nebenbei viele Kerbthiere, und mit ihnen füttert er auch seine Jungen groß. Er nützt also zu jeder Jahreszeit; denn durch Verminderung des schädlichen Unkrauts macht er sich nicht minder verdient, als durch Wegfangen der Kerbthiere.

Das Nest steht bei uns in lichten Laubwäldern oder in Obstpflanzungen, oft in Gärten und unmittelbar bei den Häusern, gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 24 Fuß über dem Boden. Es wird am häufigsten in einer Astgabel des Wipfels angelegt und so gut verborgen, daß es von unten her erst dann gesehen wird, wenn das Laub von den Bäumen fällt. Dem Nest des Edelfinken steht es an Schönheit nach; doch ist es immerhin ein fester, dicht zusammengefilzter Kunstbau. Grüne Baum- und Erdmosflechten, feine Würzelchen, dürre Hälmchen, Fasern und Federn, welche Stoffe mit Kerbthiergespinnsten verbunden werden, bilden die äußere Wandung; die innere besteht gewöhnlich aus Wollagen, meist aus Distelflocken, welche durch eine dünne Lage von Pferdehaaren und Schweinsborsten in ihrer Lage erhalten werden. Das Weibchen ist der eigentliche Baumeister, das Männchen ergötzt es dabei durch fleißigen Gesang, bequemt sich aber nur selten, bei dem Bau selbstthätig mitzuwirken.

Das Gelege enthält vier bis fünf zart- und dünnschalige Eier, welche auf weißem oder blaugrünlichem Grund sparsam mit violettgrauen Punkten bedeckt, am stumpfen Ende aber kranzartig gezeichnet sind. Selten findet man diese Eier früher als im Mai, und wahrscheinlich nisten die Paare nur einmal im Laufe des Sommers. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Jungen binnen 13 bis 14 Tagen. Es verläßt das Nest nur auf Augenblicke; denn der Nahrung wegen braucht es sich nicht zu entfernen, das Männchen trägt ihm diese herbei. Die zarten Jungen werden mit kleinen Kerbthierlarven, die größeren mit Kerbthieren und Sämereien gefüttert, die ausgeflogenen noch lange von den Eltern geleitet und geführt. Wie der Hänfling füttert auch der Stieglitz seine Kinder groß, wenn sie vor dem Ausfliegen in einen Käfig eingesperrt wurden.

Es hält, wenn man die Sitten des Stieglitzes kennt, nicht schwer, sich seiner zu bemächtigen; zumal im Winter, wenn einzeln stehende Distelbüsche die hauptsächlichsten Futterplätze des Vogels bilden, kann man ihn durch geschickt aufgestellte Sprenkel, Leimruthen, Zug- und Schlaggarne leicht berücken. Im Käfig zeigen sich die Gefangenen zuerst sehr scheu; bald aber werden sie zahm und zu-

traulich, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, kann man sie schon nach Monatsfrist zu allerlei kleinen Kunststückchen abrichten und ans Aus- und Einfliegen gewöhnen. Im Gesellschaftsbauer sind sie allerliebst; sie vertragen sich sehr gut mit andern Vögeln und bringen durch ihre Unruhe Leben in die Gesellschaft. Mit Kanarienvögeln paaren sie sich oft und erzeugen dann Blendlinge, welche die Färbung beider Eltern in sonderbarer Vereinigung erhalten. Als Stubenfutter ist reiner Mohn am meisten zu empfehlen; ihm fügt man zur Abwechslung Distel- und Klettensamen, gequetschten Hanf und grüne Blätter bei. Jung aus dem Nest genommene füttert man anfangs mit Milchsemmel, später mit Mohn, welchen man vorher im Wasser aufweichte, bis sie im Stande sind, mit dem feinen Schnabel auch trockene Körner zu zermalmen.

Ueber den Golddistelfink (Astragalinus tristis), einen der nächsten Verwandten des Stieglitz, haben uns Wilson und Audubon ausführliche Mittheilungen gegeben. Es ist ein kleines niedliches Vögelchen von $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge und 8 Zoll Breite, in der Gestalt unserem Stieglitz sehr ähnlich, aber von vorherrschend goldgelbem Gefieder mit einfarbig schwarzer Stirn und schwarzen, weiß gebänderten oder weiß gerandeten Schwung- und Steuerfedern; Schnabel und Fuß sind gelblichbraun; die Regenbogenhaut des Auges ist dunkelbraun. Das Weibchen unterscheidet sich durch düsteres Gelb und durch das Fehlen des schwarzen Stirnfleckens von dem Männchen.

Ich habe diesen zierlichen Vogel hauptsächlich deshalb erwähnt, weil er, ungeachtet seiner abweichenden Färbung, in seinem Leben von unserem Stieglitz kaum zu unterscheiden ist. Das Lebensbild, welches die amerikanischen Forscher von ihrem Golddistelfink entwerfen, gleicht dem unseres Stieglitzes in jeder Hinsicht, so daß man also jenen so recht eigentlich als die amerikanische Form oder Ausgabe unseres Stieglitzes betrachten darf. Audubon versichert, daß er während seines Aufenthalts in Europa oft geglaubt habe, Golddistelfinken zu vernehmen, wenn er Stieglitze locken oder singen hörte, und nach der Rückkehr in seine Heimat durch Nichts mehr an die alte Welt erinnert worden sei, als eben durch die Stimme des Golddistelfink, welcher ihm nun wieder den europäischen Vogel und damit dessen Heimat vor die Seele führte.

* * *

Wie bei den Papageien, hält es auch bei den Sperlingsvögeln schwer, die einzelnen Familien zu begrenzen. Eine rein äußerliche Betrachtung und bezüglich Vergleichung der Finken reicht hierzu nicht aus: Lebensweise und Sitten erst liefern dem Forscher Anhaltspunkte, welche man wohl als sichere bezeichnen darf. Gerade die Finken gehen fast unmerklich so in einander über, daß man oft in Verlegenheit kommt, zu bestimmen, zu welcher Gruppe oder Familie man den Einen oder den Andern zählen muß und geneigt wird, die Gesammtheit nur als eine einzige große Familie anzusehen. Andrerseits aber läßt sich gar nicht verkennen, daß diese Gesammtheit wirklich in Gruppen zerfällt, welche so viel Selbständigkeit haben, daß man sie unbeschadet der zur naturwissenschaftlichen Beschreibung unerläßlichen Strenge recht wohl als solche Einzeltheile oder, wie wir hier sagen, als Familien unterscheiden darf.

Eine derartige Familie bilden wir aus den verschiedenen Sperlingen (Passeres) im engeren Sinne, jenen allbekannten Hausfinken, denen es in der Gesellschaft des Menschen so behagt, daß sie seine Wohnung überall aufsuchen und sich ihm förmlich aufdrängen. Dieser Bund, welchen die Vögel mit dem Gebieter der Erde schlossen, besteht wenigstens auf der größeren Halbscheid der Erde aller Orten; denn Sperlinge umfliegen ebensowohl die Hütte des Innerafrikaners, wie die Prachtgebäude unserer Städte. Neuerdings hat sich der Mensch eines Vorurtheils, welches er früher gegen die treuen Gäste hegte, in so weit entledigt, daß er sie sogar dahin nachholt, wo sie vorher noch nicht heimisch waren, und so haben sich denn die Haussperlinge gegenwärtig auch Amerika und Australien erobert. Auf Cuba sind sie bereits vollständig eingebürgert, d. h. verwildert; sie finden sich hier

schon in ziemlich starken Flügen. Wahrscheinlich werden sie noch wie andere Hausthiere den Menschen über die ganze Erde folgen.

Die Sperlinge kennzeichnen sich im allgemeinen durch starken, dicken, kolbigen Schnabel, welcher an beiden Kinnladen etwas gewölbt ist, durch ihre kurzen, stämmigen Füße mit mittellangen Zehen und kurz gekrümmten Nägeln, durch die kurzen Flügel und den wenig oder nicht am Ende ausgeschnittenen Schwanz. Es sind meist plump gestaltete und mit wenig Ausnahmen sehr einfach gefärbte und gezeichnete Vögel, welche im Gefieder so große Uebereinstimmung haben, daß man noch heutigen Tags gewisse Arten von ihnen nur als Spielarten ein und derselben Grund- oder Urform erklärt. Beim Männchen herrscht Kastanienroth, Braun und Grau im Gefieder vor, bei einer mir bekannten Art, der prächtigsten von allen, aber Braun, Grau und Goldgelb. Die Weibchen sind durchgängig grau, auf dem Mantel mehr oder minder braun gestreift; die Jungen ähneln ihnen mehr oder minder.

Noch wissen wir keineswegs mit Sicherheit anzugeben, wie viele Arten von den uns bekannten Finken wir zur Familie der Sperlinge zu zählen haben; doch scheint sich so viel festzustellen, daß die Familie nicht gerade zahlreich an Mitgliedern ist. In Lebensweise und Betragen ähneln sich alle Sperlinge. Sie finden sich vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich in Ländern, wo Getreidebau stattfindet, und bewohnen die Behausungen des Menschen im weitesten Sinn, außerdem Felswände, Gärten und Waldränder. Alle Arten sind Standvögel, welche höchstens zu gewissen Zeiten nach benachbarten Gegenden kleine Ausflüge unternehmen, die man kaum einen Strich nennen kann. Mehr als die meisten andern Finken halten sie sich, um Nahrung zu suchen, auf dem Boden auf und ähneln darin den Ammern, welche man als die vollkommensten Erdfinken zu betrachten hat. Doch lieben sie baumlose Gegenden ebenso wenig, als große zusammenhängende Waldungen; in diesen fehlen sie gänzlich, in jenen erwählen sie sich Orte, wo es mindestens Hecken und anderes niederes Gebüsch gibt, welches ihnen bei Gefahr eine sichere Zuflucht gewähren kann. Einige Arten finden in den Höhlen der Felswände Schutzorte.

Ihre Bewegungen sind schwerfällig; selbst ihr Hüpfen auf dem Boden erscheint noch etwas unbehilflich. Der Flug strengt sie an und ermüdet sie sehr bald, fördert aber demungeachtet ziemlich rasch. Ebenso wenig als durch die Bewegungen zeichnen sie sich durch ihre Stimme aus. Keine einzige Art ist fähig, wirklich zu singen, und der Lockton fast aller ist einsilbig und unangenehm mißtönend. Dagegen müssen ihre geistigen Fähigkeiten als hoch entwickelte betrachtet werden. Alle Sperlinge bekunden eine große Klugheit: sie besitzen, wie man zu sagen pflegt, wahren Menschenverstand. Leider haben sie demungeachtet nur wenig gute Eigenschaften. Sie leben zwar immer in Gesellschaften und schlagen sich namentlich im Spätsommer zu großen Flügen zusammen, dulden wohl auch andere Vögel unter sich, sind aber äußerst reizbar und zanksüchtig, zumal wenn die bei ihnen sehr heiße Liebe und die nicht minder glühende Eifersucht ins Spiel kommt. Dann gibt es viel Streit und Kampf unter den Gesellschaften: die erbosten Gegner fallen wüthend über einander her, zanken und beißen sich unter großem Lärm, verfolgen sich eifrig und nehmen dabei die sonderbarsten Kampfstellungen an. Der Friede wird zwar gewöhnlich rasch wiederhergestellt, währt aber auch unter solchen Umständen nie lange, sondern geht vielmehr bald wieder in Thätlichkeiten über. Indeß scheint es, als ob die lebhaften und thätigen Vögel sich mehr zu ihrer Unterhaltung streiten, als in der Absicht, wirkliche Erfolge zu erzielen. Unter den übrigen Eigenschaften, welche wir bei den einzelnen Arten genauer kennen lernen werden, verdient noch die große Reinlichkeitsliebe der Sperlinge hervorgehoben zu werden. Alle Arten baden und putzen sich sehr häufig und nehmen jede Gelegenheit wahr, sich zu reinigen. Sie baden sich so tüchtig im Wasser, daß ihr ganzes Gefieder vollkommen durchnäßt wird, paddeln sich aber auch, wie die Hühner im Sand oder während des Winters im Schnee und halten so ihr einfaches Federkleid immer in Ordnung.

Die Sperlinge sind Körner- und Kerbthierfresser. Unter den Sämereien bevorzugen sie Getreide aller Art, und gerade Dies scheint der Hauptgrund ihrer Anhänglichkeit an den Menschen zu sein. Während des Sommers aber stellen sie den Kerbthieren mit großem Eifer nach und füttern mit ihnen

fast ausschließlich ihre Jungen groß. Sie sind jedoch genäschig und begnügen sich nicht lange mit gleichmäßigem Futter; deshalb fallen sie auf Obst- und Fruchtbäumen aller Art in Massen ein und thun hier zuweilen großen Schaden.

So viel uns bekannt, nisten alle Sperlinge mehrmals im Jahre. Die Nester stehen regelmäßig in Höhlungen, gar nicht selten aber auch im dichten Gezweig mancher Bäume. Sie sind kunstloser, als bei allen übrigen Finken, gewöhnlich nur unordentliche über einander geworfene Haufen aus allerhand tauglichen Stoffen, welche ohne Auswahl zusammengeschleppt und ohne Ordnung über einander gehäuft werden. Nach des Orts Beschaffenheit sind sie sehr verschieden gestaltet, immer aber eher ein wirrer Haufen, als ein Nest zu nennen; nur das Eine kann als Regel gelten, daß die weicheren Stoffe, namentlich die Federn innen und die rauhen Stoffe außen abgelegt werden. Die Eier sind auf graulichem Grunde dunkler gefleckt, gepunktet und gestrichelt.

Für die Gefangenschaft eignet sich kein einziger Sperling. Sein Betragen in der Freiheit kann anziehend sein, im Käfig wird der Vogel sehr bald lästig; denn hier zeigt er gewöhnlich nur seine unangenehmen Eigenschaften.

Es versteht sich ganz von selbst, daß wir unter allen Sperlingen unsern Haus-, Hof-, Rauch-, Faul- und Kornsperling, Sparling, Spar, Sperr, Spatz, Dieb, Lüning, Lepes, Haus- und Mistfink (Passer domesticus) die erste Stelle einräumen. Einer ausführlichen Schilderung bedarf dieser allbekannte Vogel, so weit es sich um die Beschreibung seines Gefieders handelt, gewiß nicht; Jedermann ist im Stande, den Sperling durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Es gibt aber, wie bemerkt, sehr verwandte Arten, deren Unterscheidungsmerkmale nur durch Vergleichung mit unserem Spatz festgesetzt werden können, und deshalb ist es nöthig, auch seinem Kleide einige Worte zu widmen.

Bei dem alten Männchen des Haussperlings ist der graulichblaue Scheitel seitlich hoch kastanienbraun gefärbt, der Mantel rostfarben mit schwarzen Längsstreifen, der Flügel einmal breit weiß, einmal schmal rostgelb gebändert, die Wange grauweiß, der Vorderhals schwarz, der Unterkörper hellgrau. Das Weibchen ist auf dem Scheitel hellbraungrau, auf dem Rücken hellbräunlich, mit schwärzlichen Längsflecken, auf der ganzen Unterseite grauweißlich; über die Augen verläuft ein blaßgelber Streifen. Die Jungen gleichen bis zum ersten Federwechsel der Mutter. Der Schnabel ist im Sommer schwarz, im Winter hornfarben, der Fuß horngrau, die Regenbogenhaut braun. Manchfache Ausartungen kommen vor: es gibt weiße, gilblichweiße, semmelgelbe und schwarze Sperlinge, letztere namentlich in Städten und an einzelnen Fabriken. In der Größe ist zwischen beiden Geschlechtern kein bedeutender Unterschied zu bemerken. Das Männchen mißt 6 bis 6¼ Zoll in der Länge und 9 bis 9½ Zoll in der Breite; das Weibchen ist um ungefähr 2 Linien kürzer und 3 bis 4 Linien schmäler.

Der Haussperling gehört zu den verbreitetsten Finken. Sein Heimatskreis reicht über den ganzen Norden der alten Welt. Erst in Mittelafrika und Südasien ersetzen ihn andere Arten, welche sich hauptsächlich durch größere Reinheit und Schönheit ihrer Farben unterscheiden.

Es ist bezeichnend für den Sperling, daß er überall, wo er vorkommt, Hausvogel ist. Man hat ihn neuerdings in Australien, Nord- und Mittelamerika eingeführt, und in beiden Erdtheilen hält er sich, wie die neuesten Beobachtungen mittheilen, ebenfalls zu den Menschen. Wenig Dörfer gibt es, in denen er sich nicht angesiedelt hätte und zwar fester angesiedelt, als irgend ein anderer Vogel; denn gerade er ist Standvogel im vollsten Sinne des Worts und entfernt sich gewiß selten über eine Meile von dem Orte, wo er geboren wurde. Demungeachtet läßt sich nicht bestreiten, daß auch er Wanderungen unternimmt, möglicherweise in der Absicht, sich passendere Wohnplätze auszuwählen. So erscheinen nach mündlichen Mittheilungen des norwegischen Naturforschers Nordvi am Warangerfjord im nördlichsten Lappland fast alljährlich Sperlingspaare, durchstreifen die Gegenden, besuchen alle Wohnungen, finden jedoch das Land dort nicht nach ihrem Behagen und verschwinden spurlos wieder.

Die Anhänglichkeit des Sperlings an die Wohnung des Menschen ist merkwürdig. Er nistet stets in unmittelbarer Nähe der Ortschaften, bezüglich in den Häusern selbst und macht vonhieraus höchstens Ausflüge ins Freie, ganz nach Art der Hausvögel; wird aber ein neues Haus gebaut, so siedelt er gewiß sich an. Nur wenige Dörfer gibt es, in welchen kein Sperling vorkommt; es sind immer Walddörfer, welche keine Felder haben. Im Thüringerwalde gibt es mehrere solcher Ortschaften, in denen seit Menschengedenken kein Sperling vorgekommen, und auch alle Versuche, sie dort ansässig zu machen, gescheitert sind. Die Abhängigkeit des Vogels vom Menschen ist also nur eine bedingte; denn der Sperling verlangt weniger nach der Gesellschaft seiner Gastfreunde, als vielmehr nach einem Orte, wo er sich ohne Sorge ernähren kann.

Unser Hausspatz ist ein äußerst geselliger Vogel. Er trennt sich blos während der Brutzeit in Paare, ohne jedoch deshalb aus dem Gemeinverband zu scheiden. Oft brütet ein Paar dicht neben dem andern, und die Männchen suchen, so eifersüchtig sie sonst sind, auch wenn ihr Weibchen brütend auf den Eiern sitzt, immer die Gesellschaft von ihres Gleichen auf. Die Jungen schlagen sich sofort nach ihrem Ausfliegen mit andern in Trupps zusammen, welche bald zu Flügen anwachsen. Sobald die Alten ihr Brutgeschäft hinter sich haben, finden auch sie sich wieder bei diesen Flügen ein und theilen nunmehr mit ihnen Freud und Leid. So lange es Getreide auf den Feldern gibt oder überhaupt, so lange es grün draußen ist, fliegen die Schwärme vom Dorfe aus alltäglich nach der Flur hinaus, um dort sich Futter zu suchen, kehren aber jedes Mal wieder nach dem Dorfe zurück. Hier halten sie ihre Mittagsruhe in dichten Baumkronen oder noch lieber in Hecken, und hier versammeln sie sich abends unter großem Geschrei, Gelärm und Gezänk, entweder auf dicht belaubten Bäumen oder später in Scheunen, Schuppen und andern Gebäuden, welche Orte ihnen zur Nachtherberge werden müssen. Im Winter bereiten sich die klugen Geschöpfe förmliche Betten, weich und warm ausgefütterte Nester nämlich, in denen sie sich verkriechen, jedenfalls in der Absicht, gegen die Kälte sich zu schützen. Zu gleichem Zwecke wählen sich andere Schornsteine zur Nachtherberge, ganz unbekümmert darum, daß der Rauch ihr Gefieder berußt und schwärzt.

Das ganze Leben des Spatzes beweist, daß er einer der klügsten Vögel ist, welchen wir haben. „Im Thun und Treiben unseres Sperlings", sagt Naumann in seinem unübertrefflichen Werke über die Vögel Deutschlands, „den man bald einen Schelm, bald einen Dieb schilt, den man grundhäßlich findet und mit aller möglichen Verachtung behandelt, zeigt sich dem einfachen Beobachter vor Allem ein im Widerspruch stehendes Verhältniß der Körperkräfte zu den Geistesfähigkeiten. Seine Körperbewegungen sind in der That etwas plump oder ziemlich ungeschickt, während seine Klugheit Alles übertrifft, was man in der Art kennt und seinem Scharfblicke Nichts entgehet, was ihm nützen oder seine Sicherheit irgend gefährden könnte. Auch bei aufgeblähetem Gefieder, in trüber Laune kann das kleine Auge den listigen, verschlagenen Sinn nicht bergen. Er merkt es bald, wo er friedlich geduldet wird, scheint da zutraulicher, vergißt sich aber dessenungeachtet nie so weit, daß ihm Sorglosigkeit einstens schaden könnte. Hat er aber vollends schon Nachstellungen erfahren, so ist er immerwährend auf seiner Hut. Das ungewöhnliche Oeffnen eines Fensters, das scharfe Anblicken von einer ihm verdächtigen Person, das Zielen nach ihm, auch mit einem blosen Stocke, setzt ihn augenblicklich in Angst und Schrecken und macht ihn fliehen. — So sehr er sich gezwungen sieht, die menschliche Gesellschaft zu suchen, so ist Dies doch nie auf Kosten seiner Freiheit geschehen. Die Nähe des Menschen hat ihn nicht, wie unsere Feldtaube, allmählich zähmen können; sie hat im Gegentheil auf ihn gewirkt, ihn nur noch listiger, verschlagener, mißtrauischer gemacht. Man hat unzählige Beweise seiner Schlauheit und Jedermann kann sich leicht und bald, so oft er will, davon überzeugen. Welcher Ausbildung sein Ueberlegungsvermögen, sein Verstand fähig ist, zeigen die ganz alten Vögel, im Gegensatz von den unerfahrnen Jungen, bei welchen sich diese Kräfte erst nach und nach entwickeln."

„In der Stellung des Sperlings liegt, trotz der etwas plumpen oder unbehilflichen Gestalt, etwas Keckes. Der Schwanz wird immer erhaben getragen und öfters damit gewippt oder gezuckt; aber der stets hüpfende Gang auf dem Erdboden ist schwerfällig, doch manchmal schnell genug; die

Fersen sind dabei eng gebogen und der Bauch gesenkt. — Sein Hang zur Geselligkeit macht ihn nicht von aller Zanksucht frei; sie bricht oft zwischen den Männchen um den Besitz der Weibchen aus und wird meistens zur lärmenden Balgerei, indem gleich mehrere Männchen, auch einzelne Weibchen, sich darein mischen, wo dann alle unter dem heftigsten Schimpfen auf einander loszausen, auch wohl in der Wuth des Streits, in einen Klumpen verbissen, vom Dache oder Baume herabpurzeln und sich dabei manchmal so vergessen, daß sie selbst ihre Sicherheit unbesonnen aufs Spiel setzen. Sie tragen sich dabei ganz besonders, Kopf und Hals erhaben, den Schwanz hoch und die Flügel tief herabhängend."

„Der Haussperling fliegt mit vieler Anstrengung, aber noch schnell genug, schwenkt sich aber ungeschickt. Der Flug ist schnurrend, auf weite Strecken in flachen Wogenlinien, sonst gerade, beim Niederlassen etwas schwebend. Starker Wind macht ihm viel zu schaffen und wirft ihn oft aus seiner



Der Feldsperling (Passer montanus) und der Haussperling (Passer domesticus).

Richtung. Er fliegt auch selten sehr hoch und ungern sehr weit. Die, welche auf Thürmen wohnen, stürzen sich gewöhnlich erst in eine niedere Luftschicht herab, bevor sie weiter fliegen, und bei der Ankunft steigen sie dann, ebenfalls fliegend, lieber schief aufwärts zu ihrem Wohnsitz in die Höhe. Dies scheint ihnen viel Anstrengung zu kosten; aber sie wohnen dessenungeachtet doch sehr gern hoch. — Gegen die gewöhnliche Kälte unserer Winter sind diese harten Vögel ziemlich gleichgiltig, und wenn nicht mit sehr heftiger Kälte und vielem Schnee gewöhnlich auch Futtermangel einträte, so würden ihnen jene nicht schaden und keinen tödten, was in lange anhaltenden harten Wintern doch einzeln der Fall ist."

„Die allbekannte unangenehme Stimme unseres verrufenen Sperlings zu beschreiben, würde fast überflüssig sein, wenn eine kurze Beschreibung davon nicht oft zum Vergleich mit der anderer

Vögel dienen müßte. Wer hörte nicht da, wo ihrer viele wohnen, ihr immerwährendes, manchfach verändertes Schilp, Schelm und Dieb bis zum Ueberdruß? Wer sah nicht die alten Männchen vor ihrer Höhle, auf ihrem Lieblingssitze hinter oder auf einem Schornsteine, Dachrinne u. s. w., zumal in der Brutzeit sich mächtig blähen und ihr Schilp so eifrig und anhaltend ausrufen, als wenn es ein noch so anmuthiges Lied wäre? Allein nicht Jedem fiel es schon auf, wie manches alte Männchen sich einen besondern Lockton erfunden zu haben und darin so verliebt zu sein scheint, daß es nicht müde wird, ihn bis zum Uebermaß zu wiederholen. Wer staunte nicht schon über den Lärm, den dieses Schilpen, von vielen Kehlen ausgestoßen, beim Ausruhen der Herden in dichtbelaubten Bäumen und vor dem Schlafengehen in denselben machte? — Dieb rufen sie meistens im Fliegen, Schilp im Sitzen; beides sind ihre Locktöne. Aber die Spatzen sind fast unerträgliche Schwätzer, welche selten das Maul halten und auch im ruhigen Treiben, beim Fressen u. s. w. ein wiederholt ausgestoßenes, leises Dieb, Bilp oder Bium nicht unterlassen können. Ein sanfteres Dürr und Die, die, die sind Töne der Zärtlichkeit; aber mit einem heftigen, schnarrenden Terrrr zeigen sie eine bevorstehende Gefahr an, und dieser Ton ist auch für andere Vögel ein Warnungszeichen. Hat die Gefahr sich verwirklicht und in augenscheinliche Noth verwandelt, z. B. beim plötzlichen Erscheinen eines Raubvogels, einer Katze und anderer Feinde, so wird daraus ein hastiges „Tellterelltelltelltell". Ist der Sperling in Sicherheit, der Raubvogel aber soeben bei ihm vorbeigeflogen, so ruft er ein sanfteres „Dürrr" mehrmals nach einander aus. Hadern sich die Männchen um die Weibchen, dann macht ihr „Tell, tell, silp, den, dell, dieb, schilk" u. s. w., aus mehreren Kehlen durch einander gerufen, den bekannten Lärm, den man zu allen Zeiten, doch mehr im Frühjahr, als sonst, vernimmt. Viel anders klingt auch der noch mit Zworr, Dürr und ähnlichen zärtlichen Tönen durchwebte Gesang nicht, welchen die alten Männchen, besonders im Frühjahr, im warmen Widerschein der Sonne, in Zäunen, Hecken und anderswo hören lassen, welcher aber kaum den Namen eines Gesangs verdient. — Die Jungen schilpen wie die Alten, nur einförmiger, und werden schon im Neste beim Füttern sehr laut."

Der Sperling vermehrt sich sehr stark. Er beginnt bereits früh im Jahr mit seinem Nestbau und brütet mindestens drei Mal im Laufe des Sommers. Seine Brunst ist ungemein heftig: Dies haben schon die Alten beobachtet und hervorgehoben. „Der ist vber die Maßen vnkeusch", sagt der alte Geßner. „Die Männlein mögen nicht lang leben, ihrer großen vnkeuschheit halben vnd des stätigen fliehens: dann sitzen sie nimmer still, dardurch die innerliche natürliche feuchte verzehret wirt: aber das Weiblein lebt lenger."

Die letztere Ansicht ist freilich falsch; die erste Behauptung aber vollkommen begründet. Das Männchen bekundet sein Verlangen durch ein äußerst zärtliches und eifriges Schilpen, und das Weibchen gibt seine Willfährigkeit durch allerlei Stellungen, durch Zittern mit den Flügeln und ein überaus zärtliches „Die, die, die" zu erkennen. Es wird behauptet, daß der Sperling die Banden der Ehe, welche andere Finken sehr heilig halten, nicht besonders beachte; doch scheint mir diese Meinung nicht begründet zu sein. So viel ist indeß gewiß, daß kein anderer Vogel so häufig sein Weibchen betritt, als gerade der Sperling.

Das Nest selbst wird nach des Orts Gelegenheit angelegt, in der Regel steht es in passenden Höhlungen in Gebäuden, gar nicht selten aber auch in Baumlöchern, in Staarkübeln, in Schwalbennestern, in dem Unterbau der Storchnester und endlich mehr oder minder frei im Gezweig, manchmal in niedern Büschen, häufiger 12 bis 20 Zoll über dem Boden. Je nach diesem Standorte ist es verschieden gebaut, immer aber nichts Anderes, als ein liederlich zusammengetragener Haufen von Stroh, Heu, Werg, Borsten, Wolle, Haaren, Papierschnitzeln, Lappen u. dgl., welcher innen mit Federn ausgefüttert wird. Die Nester, welche frei auf Bäumen stehen, erhalten oben eine Haube; die, welche in Höhlen angelegt werden, sind oben bald geschlossen, bald unbedacht. Sehr gern nimmt der Spatz die Nester der Schwalben in Besitz, auch dann noch, wenn die Schwalben bereits Eier oder Junge haben. Der unverschämte Nesträuber pflegt in solchen Fällen die Eier und die Jungen, nachdem er sie ge-

tödtet, herauszuwerfen und kümmert sich nicht im geringsten um das Klagen der Mutter. Bis in die neueste Zeit ist behauptet worden, daß die Schwalbe für solche Unbill sich räche und das Sperlingsweibchen, während es brütet, im Neste einmaure; die Angabe ist aber leider nur als eine hübsche Fabel zu betrachten; von einem Naturforscher wenigstens ist die „Schwalbenrache“ noch nicht beobachtet worden.

In günstigen Jahren findet man bereits im März das erste Gelege im Neste. Es pflegt aus 5 bis 6, ausnahmsweise auch wohl 7 bis 8 Eiern zu bestehen, welche zart und glattschalig, aber wenig glänzend und auf bläulich oder röthlichweißem Grunde braun und aschgrau gefleckt, bespritzt und gepunktet sind, in der Zeichnung aber sehr abweichen. Beide Gatten brüten wechselweise und zeitigen die Brut in dreizehn bis vierzehn Tagen; die ausgeschlüpften Jungen füttern sie zuerst mit zarten Kerbthieren, später mit solchen und vorher im Kropf aufgequellten Körnern und endlich hauptsächlich mit Getreide und andern Sämereien, auch wohl mit Früchten.

Bereits acht Tage nach dem Ausfliegen der Jungen treffen die Alten zur zweiten Brut Anstalt, richten das erste Nest einigermaßen wieder her, und im Verlauf von vierzehn Tagen hat das Weibchen wieder Eier. So geht es den ganzen Sommer hindurch fort bis in den September hinein.

Beide Eltern lieben ihre Brut ganz ungemein und vergessen deshalb selbst die ihnen sonst eigene Vorsicht. Wird einer der Gatten getödtet, so strengt sich das andere umsomehr an, um die hungrige Schar zu ernähren. Ein Beispiel der Elternliebe der Sperlinge führt Selby an. Er beobachtete, daß ein Spatzenpärchen bis in den Winter Futter ins Nest trug, untersuchte dieses endlich und fand in ihm ein Junges, um dessen Fuß sich ein Faden gewickelt hatte, so daß es das Nest nicht hatte verlassen können!

Die meisten Leute sind geneigt, den Sperling als einen überwiegend schädlichen Vogel anzusehen. In der That läßt sich nicht verkennen, daß er sich vorzugsweise von Sämereien, namentlich Getreide ernährt und deshalb zuweilen recht lästig werden kann. Auch durch seine Diebstähle an Obst mancherlei Art wird er verhaßt, und da, wo er massenhaft auftritt, macht sich seine Verfolgung oft nöthig. Dagegen nützt er durch Aufzehren der schädlichen Kerbthiere unzweifelhaft mehr, als er schadet. Er macht sich während des ganzen Sommers hochverdient um Obstpflanzungen und Felder und schadet nur während der Reife gewisser Fruchtarten: er muß also als überwiegend nützlicher Vogel betrachtet werden. Für die Wahrheit dieser Behauptung haben wir mehr als einen Beweis. Friedrich der Große gab einmal, geärgert durch die Sperlinge, den Befehl, diese Vögel überall wegzufangen und todtzuschießen und setzte für jeden getödteten Spatz eine Belohnung von 6 Pfennigen aus. Nunmehr zog Alles zur Sperlingsjagd aus, und der Staat bezahlte in wenigen Jahren Tausende von Thalern als Auslösung für die eingelieferten Korndiebe. Aber die Folge zeigte sich bald. Auf den Obstbäumen, welche früher von den Sperlingen gebrandschatzt worden waren, nahmen die Raupen und andere Kerbthiere in solcher Menge überhand, daß sie nicht blos ohne Früchte, sondern bald auch ohne Blätter dastanden. „Da zog der große König“, sagt unser Berichterstatter, „weislich seine Hand von dem Rade des Schöpfungswerkes zurück, in welches er eingreifen zu müssen geglaubt hatte. Er widerrief seinen Befehl und war noch obendrein genöthigt, Sperlinge von weither wieder herbeischaffen zu lassen, und diese Eingewanderten wurden nun sorgfältig geschont.“ Nach Australien hat man die Sperlinge nur deshalb eingeführt, weil man hofft, daß sie die Kerbthiere in den Obstpflanzungen vertilgen werden. Diese Angabe spricht gewiß mehr, als weitläufige Auseinandersetzungen für den Nutzen der Sperlinge. Man muß bei Berechnung ihres Nutzens und ihres Schadens nur immer festhalten, daß sie stetig und unmerklich das ganze Jahr hindurch sich nützlich machen, empfindlich schädlich aber nur zu gewissen Zeiten werden.

Uebrigens nützt uns der Sperling auch unmittelbar durch sein Fleisch, welches von Jedermann als wohlschmeckend gerühmt wird. In Italien baut man den Spatzen zu Liebe Thürme aus Steinen, deren Wände eine Menge kleine Eingänge haben, welche zu Nistkästchen führen. Diese untersucht

man von Zeit zu Zeit, nimmt alle flüggen Vögel aus, bratet sie an dünnen Spießen und schätzt sie als Leckerbissen.

Zur Zeit des alten Geßner wußte man den Sperling noch ganz anders zu benutzen; auch er wurde, wie so viele andere Thiere, vielfach in der Heilwissenschaft verwandt. „Zween Löffel voll Aschen von gebrennten Spatzen auß Wassermät getrunken, genehrt die Gelbsucht. Diese von jungen mit Essig auff die Zän geriben, benimbt den schmertzen derselbigen, als Plinius außweiset. — Die Hirn so man in der Arznei braucht, söllen von den Vögeln die in Häuser nisten, genommen werden zu Herbstzeit, oder im Frühling, welche man enthäuptet, ihr Hirn auß ihnen nimbt, und in ein rein Geschirr legt; man reinigt aber die von jrem vmbgehenden Häutlein; man thut auch allwegen zu zehen Hirnen ein Eyerdotter von einem newen Henneney, so erst vom Hanen bedeckt ist worden. Vnd so du diß vermischet hast, so trockne es in einer Blatten auf warmer Aschen, darnach derr es an der Sonnen, oder stell es wiederumb zu dem Fewer. Etliche machen diese Artzney ohn Eyerdotter, Andere brauchen gantz frische Hirn. Vber dieß thun etliche vnder die Hirn vnd Eier ein wenig Honig, vnd stellen diß also dick zum Fewer, als Bulcasis ausweiset. Die Hirn nimbt man von denen Spatzen so newlich getödt sind, die wascht vnd seubert man. Auß diesen werden zehen mit einem Eyerdotter vermengt, ein wenig ob dem Fewer gekocht, darnach an der Sonnen oder ob dem Fewer gederrt, vnd ein wenig Honig, wenn du wilt, darzu gethan. Spatzenmist benimmt die Laubflecken des Angesichts. Dieser Koot mit öl gewärmet, in das nechst rat darbey gegossen, benimbt das Zanwehe, es kützelt aber dich sehr, sagt Plinius. Der mit Schweinenschmaltz auffgestrichen, benimbt die Hauptsucht, darvon das Haar außfällt, vnd bricht das Wildfewer, sagt Rasis. Für die Würm der Habichen vermischen etliche Spatzenmist vnder ein Artzney.“

Es ist nicht eben leicht, den Sperling zu erbeuten. So zudringlich er sich zeigt, so sorgfältig achtet er seiner Sicherheit. Er kennt seine Feinde sehr wohl und weiß, daß der Feinde schlimmster sein Brodherr ist; deshalb ist all seine Zuneigung und Freundschaft zu letzterem blos eine scheinbare: er traut ihm nie. Kein anderer Vogel gibt sich so große Mühe, das Wesen des Menschen zu ergründen, als Dies der Sperling thut, welcher auch bei dem vertraulichsten Umgang mit dem Gebieter der Erde sein Heil zu wahren weiß. Der Verstand des Vogels und sein merkwürdiges Gedächtniß hilft ihm über so Vieles hinweg, was Andern verderblich wird. Er fürchtet beständige Tücke und Hinterlist und betrachtet das einfachste Ding mit scheelem Auge, bis er sich überzeugt hat, ob wohl eine Falle dahinterstecke oder nicht. Eine seiner Art angethane Unbill läuft überlieferungsweise unter dem Volke fort und wird so leicht nicht vergessen, wiederholte Beweise von freundschaftlicher Gesinnung dagegen werden dankbar anerkannt, jedoch keineswegs mit rücksichtslosem Vertrauen erwiedert. Man kann die Sperlinge dahin bringen, daß sie Futter vor den Fenstern auflesen, gewiß aber nicht gewöhnen, daß sie das Futter aus der Hand des Gebers nehmen. Gestellte Fallen weiß der Spatz sicher zu meiden; leere Drohungen verachtet er nicht minder: der Strohmann oder die Klappermühle, bunte Federn und Lappen, welche über die Beete gespannt sind, halten ihn wohl ein oder zwei Tage ab, durchaus aber nicht für immer. Es ist unverkennbar, daß der Sperling sich anders benimmt, je nach der Oertlichkeit, welche er bewohnt und je nach den Menschen, mit denen er es zu thun hat. Man muß also, will man des Vogels in Menge habhaft werden, neue Listen und Kniffe ersinnen. Demungeachtet kommt man durch Zufall oft genug in Besitz der häufigen Vögel: ihre Dreistigkeit oder die Unvorsichtigkeit der Jungen wird ihnen zum Verderben.

Für das Gebauer eignen sich solche Gefangene nicht. Von den guten Eigenschaften der freilebenden Sperlinge bemerkt man an den Gefangenen wenig oder Nichts. Sie werden niemals ordentlich zahm und können auch nicht wohl in den Gesellschaftsbauer gebracht werden, weil sie ihre Mitgefangenen in der rohesten Weise zu mißhandeln pflegen. —

Lichtenstein scheint der erste Vogelkundige gewesen zu sein, welcher die Meinung aufgestellt hat, daß alle Sperlinge, welche südlichere Gegenden der alten Welt bewohnen, nur als Abänderungen unseres Hausspatzes betrachtet werden müßten. Naumann, welcher nicht selbst im Stande war, die

betreffenden Vögel lebend zu beobachten, machte jene Ansicht zu der seinigen, und Gloger, einer der letzten Naturphilosophen, suchte sich die Sache so einfach als möglich zu erklären.

„Das männliche Geschlecht", sagt er, „erleidet durch einen außerordentlich starken Einfluß des Klimas und durch das Alter, oft durch Wirkung beider zugleich, mehrfache und große Farbenveränderungen. Dieselben entstehen, indem sich das an den Seiten des Kopfes befindliche Rothbraun weiter nach der Mitte zu ausbreitet, das hübsche Rothbraun des Rückens hingegen verbleicht, indem dann ferner das beigemischte oder tiefer am Federgrund sitzende Schwarz sich höher hebt oder sich weiter ausdehnt, unterhalb sowohl wie oberhalb, und indem auch das an den weißen Kopf- und Halsseiten oben aufsitzende Trübe sich verliert."

„So erscheinen in südlichen Erdstrichen von der Provence und vorzüglich von Oberitalien an die nicht mehr jungen männlichen Sperlinge zwar auf dem Rücken den unserigen noch ziemlich gleich, auf dem Kopfe aber meist ganz rothbraun ohne grau, und nur noch kurz nach der Mauser mit hellbräunlichen Spitzen. Auch hat die schwarze Kehlfarbe gewöhnlich einen größeren Umfang und ist dabei nicht selten noch stark braunroth übertüncht. Im wärmeren Sibirien, in Buchara, in Sirien, auf Java, in Egypten und Nubien u. s. w., sehr häufig auch schon auf den Mittelmeerinseln, namentlich auf Sardinien, weniger oft dagegen in Spanien wird bei recht alten Männchen der Rücken schwarz mit rostweißlichen, gegen die Mauser fast verschwindenden Kanten. Von den Untertheilen erscheinen dann nicht blos die Kehle, sondern selbst die Brustseiten tiefschwarz, die letzteren mit weißlichen, nicht verschwimmenden Rändern. Die Bauchseiten sehen weißlich aus mit äußerst breiten, sehr sichtbaren schwarzen Flecken. Der sonst sehr feine weiße Streif über dem Auge und den Zügeln tritt dabei gewöhnlich etwas deutlicher hervor."

„Die größtentheils ganz anders, als die Männchen, gefärbten Weibchen scheinen fast allen Einwirkungen dieser Art enthoben, nur daß der stärkere Sonnenschein südlicher Landstriche ihre Farben mehr auszieht."

„Es steht hierbei als unumstößliche Gewißheit fest, daß nicht allein bei uns manche recht alte Männchen den in Italien vorkommenden Sperlingen vollkommen gleich werden, sondern daß auch gerade umgekehrt wieder in Italien selbst, ja sogar in Egypten, Nubien und Bengalen noch eine Menge dieser Sperlinge ganz so wie unsere gewöhnlichen aussehen und letzteren durchgängig völlig gleichen; daß also alle nur denkbaren Uebergänge und Kreuzungen vorhanden sind, beweist, wie häufig auch bei diesen Vogelarten neben dem Einfluß des Alters noch ein individuelles Hinneigen stattfinden mag, welches den klimatischen Einfluß bald schwächt oder seine Wirksamkeit verzögert, bald sie begünstigt und fördert."

„Noch hat kein einziger gründlicher Beobachter auch nur die geringste wahre, gänzliche Abweichung in Lebensweise, Stimme u. s. w. angeben können, und da, wo es beide Abänderungen gibt, den sogenannten italienischen und den gewöhnlichen, da leben und streichen beide unter einander, locken einander und zeigen sich mit einem Worte in Allem deutlich als gleichartig."

„Uebrigens sind natürlich den geschichtlichen Angaben über die Verbreitung des Haussperlings gemäß die bei uns lebenden eigentlich als die nördliche Abänderung zu betrachten, die südlichen dagegen als der Urstamm."

Die Zeiten, in welchen die Naturgeschichte des Thierreichs in der angegebenen Weise behandelt wurde, sind vorüber. Wir begnügen uns gegenwärtig, wirkliche Thatsachen zu geben und hüten uns vor allen und jeden Behauptungen, deren Wahrheit wir nicht beweisen können. Ich habe mit aller Absicht Gloger's Auslassung hier angeführt, weil noch heutigen Tags viele Naturforscher in Thieren, welche irgend einem andern ähnlich sehen, nur klimatische Abänderungen des letzteren erkennen wollen. Hinsichtlich der Haussperlinge ist nur das Eine gewiß, daß in allen südlichen Ländern sehr nahe verwandte Arten vorkommen, welche in der Lebensweise keine oder wenigstens unmerkliche Unterschiede zeigen, gleichwohl aber durch irgend welche Merkmale von den unserigen ständig abweichen.

Ein solcher Sperling ist der sogenannte italienische (Passer italicus). Bei dem alten Männchen dieses Vogels sind Oberkopf und Hinterhals dunkelrothbraun, die Halsseiten und Wangen weiß, die Gurgel, Kehle und Oberbrust dunkelbraunschwarz und die Weichen rostgrau. Beim Weibchen ist die Unterseite rostweißlich, mit grau gemischt, der Streifen über den Augen viel lichter, als bei unserm Sperlingsweibchen. Dieser Spatz kommt hauptsächlich in Italien und in Südfrankreich vor, fehlt aber, soweit mir bekannt, auf dem Festlande Spaniens und in Egypten gänzlich. Im südlichen Frankreich soll er mit unserm gewöhnlichen Haussperling zusammenleben, und da mag es wohl oft vorkommen, daß beide sich unter einander vermischen und Blendlinge erzeugen, welche eine Mittelfärbung zur Schau tragen.

Im innern Afrika, von Mittelnubien an südlich und wahrscheinlich auch in Indien wird unser Haussperling wiederum durch einen andern, ihm aber auch sehr ähnlich, nur lebhafter gefärbten Vogel, ersetzt, welcher zu ihm in demselben Verhältnisse stehen mag, wie der oben genannte, und so können wohl auch noch andere Sperlingsarten vorkommen, welche dem unserigen sehr ähnlich sind, ohne ihm vollständig zu gleichen. Dies sind die Thatsachen. Nicht blos Gloger, sondern auch andere Naturforscher haben aus ihnen schon ganz merkwürdig gefolgert, namentlich die Macht und Einwirkung des Klimas zu beweisen gesucht, während wir, wenn wir ehrlich sein wollen, anerkennen müssen, daß wir eine solche Einwirkung durchaus nicht beweisen können. Mit demselben Rechte, welches Gloger für seine Meinung beansprucht, können wir behaupten, daß die gedachten Abänderungen eigene, selbständige Arten sind, welche eben nur als Verwandte unseres Haussperlings betrachtet werden dürfen. Daß dieser mit ihnen sich vermischt und Blendlinge erzeugt, welche wiederum fruchtbar sein können, beweist gegenwärtig gar Nichts mehr; die „Einpaarler-Theorie" hat längst einer bessern Erkenntniß weichen müssen: wir haben wiederholt erfahren, daß zwei unzweifelhaft verschiedene Arten den engsten Bund mit einander eingehen und fruchtbare Blendlinge erzeugen können. Auch unser Feldsperling, welchen Niemand mit dem Haussperling für gleichartig halten will, paart sich erfolgreich gar nicht selten mit dem Haussperling und erzielt mit diesem Junge, welche hinsichtlich ihrer Färbung zwischen beiden Eltern ungefähr mitten inne stehen. Folgerungen und Schlüsse, wie Gloger sie zog, sind nur geeignet, zu verwirren, nicht aber aufzuklären. Dies beweist recht deutlich der zweite südliche Sperling, welchen Gloger ebenfalls als klimatische Abänderung unseres Hausspatzes bezeichnete, der sogenannte spanische nämlich. Auch sein getrockneter Balg läßt sich im Arbeitszimmer als eine Spielart unseres Hausspatzes erklären, während der Vogel selbst, so lange er lebt und wirkt, eine Selbständigkeit bekundet, welche keinen wahren Beobachter über ihn in Zweifel lassen kann. Ich will versuchen, sein Leben nach Bolle's, Homeyer's und meinen eigenen Beobachtungen, welche vollkommen übereinstimmend sind, zu schildern.

Der spanische Sperling (Passer hispanicus) oder, wie er mit größerem Recht genannt zu werden verdient, der Sumpfsperling (Passer salicicolus), kommt unserem Haussperling an Größe gleich. Seine Länge beträgt 6 bis 6¼ Zoll, seine Breite 9½ bis 9¾ Zoll. Das Weibchen pflegt um 2 Linien kürzer und um 3 bis 4 Linien schmäler zu sein. Ein geringer Unterschied in den Verhältnissen der einzelnen Glieder ergibt sich nach meinen eigenen Messungen hinsichtlich des Schwanzes und der Höhe der Fußwurzeln. Der erstere pflegt beim Sumpfsperling etwas länger, die letztere etwas höher zu sein, als Schwanz und bezüglich Fußwurzel des Haussperlings es sind. Doch reichen meine Messungen bei weitem nicht aus, um diesen Befund als einen allgemein giltigen zu bezeichnen. Viel bedeutender sind die Unterschiede hinsichtlich der Färbung beider Arten. „Der Sumpfsperling", sagt Bolle, „weicht in seiner Färbung von dem Haussperling so ab, daß ich schwer begreife, wie Einige darauf bestehen können, so Verschiedenes zu einer Art zusammenschmieden zu wollen." Beim alten Männchen sind Kopf und Hinterhals dunkelrothbraun, der Rücken ist schwarz und kastanienbraun gefleckt, die sehr dunkle Kehle, Brust und Seiten sind schwarz, „einem aufgelösten, in schwarzen Perlen zerfließenden Halsbande vergleichbar", welches auch das Weibchen noch schmückt. Ueber die Augen, wo sich bei unserm Sperlingsmännchen nur ein kleines, weißes Fleckchen zeigt, zieht

sich ein blendend hellweißer Streifen. Das übrige Gefieder kommt in der Färbung mit dem unseres Haussperlings überein, und das Weibchen ähnelt dem Weibchen unseres Spatzes aufs täuschendste.

Der Sumpfsperling findet sich, soviel bisjetzt bekannt, in Spanien, Griechenland, im Norden Afrikas und auf den nordwestlichen Inseln des Erdtheils, sowie auch in gewissen Theilen Asiens, jedoch vorzugsweise — in Spanien und Egypten nur — in Gegenden, welche reich an Wasser sind. Er ist kein Haussperling, sondern ein echter Feldsperling, welcher blos zufällig in der Nähe menschlicher Wohnungen vorkommt. Er meidet diese zwar nicht, sucht sie aber niemals auf, wie der Haussperling es immer zu thun pflegt. Gerade in Spanien und Egypten, wo der zuletzt genannte Vogel ebenso häufig vorkommt, wie bei uns zu Lande, hat man Gelegenheit, das durchaus verschiedene Betragen beider Arten vergleichend zu beobachten. Der Hausspatz ist auch dort treuer Genosse des Menschen, der Sumpfsperling bekümmert sich nicht um ihn und sein Treiben. Flußthäler, Kanäle und sumpfigte Feldstrecken, wie der Reisbau sie verlangt, sagen ihm besonders zu, und hier tritt er in außerordentlich starken Banden auf. In Spanien fand ich ihn im Thale des Tajo sehr zahlreich, aber immer nur in unmittelbarer Nähe des Flusses; in Egypten sah ich ihn im Delta und in der Niederung bei Fajum häufiger, als irgend einen andern Vogel. Dasselbe beobachteten Savi, Bolle, Hansmann, Graf von der Mühle und Homeyer in Sardinien, auf den Kanaren, in Griechenland und in den Atlasländern. Doch erfahren wir gerade durch Bolle, daß der Sumpfsperling durch die Dattelpalme sich bewegen lasse, der wasserreichen Niederung untreu zu werden und ihr zu Liebe förmlich zum Haussperling wird. Da, wo Palmen die Hütte des Dörflers umstehen, fehlt unser Vogel nicht, am wenigsten an Orten, wo kein anderer Sperling neben ihm wohnt, wie auf den kanarischen Inseln z. B. „Palmenkronen", sagt Bolle, „allen übrigen als Wohn- und Niststätte vorziehend, haben eben diese Bäume, welche der Landmann um seine Wohnung zu pflanzen liebt, ihn zuerst mit der Nachbarschaft des Herrn der Schöpfung vertraut gemacht." Für Egypten kann ich diese Angabe durchaus bestätigen. Dort findet sich der Sumpfsperling allerdings ebenfalls auf den Palmen in und um die Dörfer, während er diejenigen Ortschaften, welche keine Palmen haben, entschieden meidet. Aber ich muß hierbei bemerken, daß für Egypten Palmen allein dem Sumpfsperling nicht zu genügen scheinen; denn in Oberegypten und Nubien, wo die Dattelpalme meilenweite Wälder bildet, fehlt der Vogel gänzlich. „Auf den kanarischen Inseln", sagt Bolle, „hebt kaum irgendwo eine Palme ihr Haupt voll im Winde schwankender, schöngefiederter Wedel auf narbigem Schafte zum Himmel empor, ohne daß einige Sperlingspärchen sich in den Zwischenräumen der untern Blattstiele angebaut hätten und man nicht von weitem schon ihr lärmendes Geschrei vernähme. Wo Palmenhaine sind, wohnen diese Vögel scharenweis in unglaublicher Menge. Da es schwer hält und ziemlich viel Geduld und Geschicklichkeit erfordert, die hohen, mastengleich aufstrebenden Stämme zu besteigen, so bringen sie ihre Bruten meist in Sicherheit auf: daher ihre bedeutende Vermehrung. Die nistenden Paare sehen furchtlos den Thurmfalken sich dicht neben ihnen auf den Blattstielen der Wedel niederlassen; ihr Zirpen und Zwitschern mischt sich in das schrille Rasseln des Windes, der die lederartigen, steifen Wedel an einanderschlägt. Hin und wieder, an von feuchteren Luftströmungen getroffenen Stellen, nicht selten z. B. in der Vega von Canaria, pflanzt die Natur um ihre Brutstätten einen schwebenden Garten, reizender und eigenthümlicher, als ihn Semiramis je besessen. Die Winde füllen nämlich einzelne Stellen zwischen den Wedeln allmählich mit Staub und Erde an; der Regen sickert hindurch und bald blüht und grünt es dort oben, in schwindelnder Höhe, von rosenrothen Cinerarien, feinzerschlitzten Farren mit goldbraunem Rhizome, baumartigen Semperviven u. a. m. Diese Fälle sind jedoch nicht häufig und wiederholen sich nur an besonders günstig gelegenen Oertlichkeiten. Bei weitem die Mehrzahl behilft sich auf einfachere Weise: ja, ich habe sie in zwei Fällen sich dazu entschließen sehen, ihrem Lieblingsbaume untreu zu werden und zwar beide Male um schnöden Gewinnes oder, schonender zu reden, des lieben Brodes willen. Die große und reich bebaute Hacienda Maspamolas, im äußersten Süden Canarias gelegen, hat keine Palmen, wohl aber ausgedehnte Kornfelder und gewaltige Eras (Tennen), auf denen der Weizenertrag reicher Ernten, nach uralter

erzväterlicher Sitte, von Ochsen, Pferden und Maulthieren, die man an einer Leine im Kreise umhertreibt, mit den Füßen ausgetreten wird. Dergleichen Tennen sind ein Sammelplatz vieler körnerfressenden Vögel, die sich massenhaft daselbst einfinden, um in dem zertretenen Stroh nach übriggebliebenem Getreide zu suchen. Der Ueberfluß an Nahrung hat nun auch die Sperlinge hierher eingeladen, und sie brüten jetzt gesellschaftlich, wie die unserigen Das in dicht verzweigten Bäumen oft genug zu thun pflegen, in den Orangenkronen des Gartens oder auch hin und wieder in einzelnen Mauerlöchern, die gar nicht einmal sehr hoch zu sein brauchen." An einer andern Stelle sah Bolle Sumpfsperlinge, welche sich zu Hunderten unter dem Dache einer Kirche angesiedelt hatten.

Es ist nicht eben leicht, im übrigen das Betragen des Sumpfsperlings zu schildern; denn er ähnelt dem Haussperling in seinem Leben und Treiben sehr. Doch muß ich Homeyer beistimmen, wenn er sagt, daß der Flug unserer Vögel schneller ist, als der unseres Spatzes, und namentlich, daß sich der Sumpfsperling im Fluge dicht geschlossen hält, was kein anderer Sperling thut. In Egypten bildet er, wenn er von den Reisfeldern aufschwirrt, förmliche Wolken. Die einzelnen Vögel fliegen so dicht neben einander, daß man mit einem einzigen Schusse Massen herabdonnern kann. Ich selbst erlegte aus einem auffliegenden Schwarm mit einem Doppelschusse 56 Stück von ihm, d. h. ich fand so viel von den herabgestürzten auf und verwundete vielleicht noch ein paar Dutzend mehr. Auch die Stimme unterscheidet den Sumpfsperling von seinem hausliebenden Verwandten, ich fühle mich aber außer Stande, diesen Unterschied mit Worten auszudrücken. Homeyer, welcher hierfür entschieden ein feineres Ohr besitzt, als ich, gibt an, daß die Stimme des Sumpfsperlings stärker, reiner und wohl auch manchfaltiger sei, als das bekannte Geschelte des Haussperlings, daß ihr aber auch wieder einzelne, dem letzteren eigenthümliche Laute fehlten. „Eine große Verschiedenheit derselben", sagt er, „ist aus bekannten Gründen bei allen Sperlingen überhaupt nicht zu erwarten; doch glaube ich, der Stimme nach, unsern Vogel sicherer vom Hausspatz unterscheiden zu können, als manche andere nahe stehenden Finken, so z. B. die hiesigen Kreuzschnäbel, welche dennoch als unbestrittene Arten betrachtet werden. Ich kann insofern genau über diesen Unterschied urtheilen, als ich zwei Sumpfsperlinge aus Algier, einen Haussperling und einen Feldsperling zusammen im Käfig habe."

In geistiger Hinsicht dürfte der Sumpfsperling seinem Vetter wohl ziemlich gleichkommen. Mir ist aufgefallen, daß der erstere immer scheuer und ängstlicher war, als der Hausspatz, wahrscheinlich blos aus dem Grunde, weil dieser sich inniger mit dem Menschen vertraut gemacht hat.

Auf den kanarischen Inseln und in Egypten beginnt die Brutzeit des Sumpfsperlings im Februar, spätestens zu Anfang des März. Im Delta waren in den angegebenen Monaten alle Palmenkronen mit Nestern bedeckt, aber auch alle Höhlungen in den Stämmen dieser Bäume von nistenden Sumpfsperlingen bevölkert. Das Nest unterscheidet sich von dem unseres Haussperlings nicht: es ist ein ebenso liederlicher und willkürlicher Bau, wie ihn der Hausspatz aufzutragen und zu schichten pflegt. Die Eier ähneln denen unseres Feldsperlings in so hohem Grade, daß diejenigen, welche ich mitbrachte, von den tüchtigsten Kennern mit Feldsperlingseiern verwechselt werden konnten. Im Mai ist die erste Brut bereits selbständig geworden, und die Alten schreiten dann zu einer zweiten und vielleicht später noch zu einer dritten.

Der Sumpfsperling ist nirgends beliebt, und man hat auch wohl Grund zu einer ungünstigen Meinung über ihn. In den Reisfeldern Egyptens verursacht er, seiner erstaunlichen Menge wegen, großen Schaden; auf den kanarischen Inseln ärgert er die Leute in anderer Weise.

„Im Sommer", sagt Bolle, „werden diese Sperlinge zu einer Plage für die Hauptstadt Canarias. Es besitzt dieselbe einen anmuthigen, obwohl nicht großen, mit Platanen bepflanzten öffentlichen Spaziergang voller Springbrunnen und Blumen. Hier pflegt sich allabendlich die schöne Welt zusammenzufinden, um sich zu ergehen und die Kühlung zu genießen. Ringsum tönt Musik aus erleuchteten Fenstern; das Wasser in den Marmorbecken, von Mirtenhecken umgeben, glänzt im Strahle der Lichter. Man glaubt, den Schauplatz einer Romanze von Heinrich Heine verkörpert vor sich zu sehen. Da regt es sich auf einmal in den hohen, geheimnißvoll flüsternden Baumwipfeln. Das Heer

der Sperlinge, welches sich gegen Abend daselbst zusammengefunden und die untergehende Sonne mit gellendem Geschrei begrüßt hatte, ist durch den Schein der eben angezündeten Laternen im Schlummer gestört worden, und bald hören wir von der Dame, der wir den Arm bieten, oder von einer ihrer Freundinnen Klage über Klage laut werden. Diese unglückseligen Vögel sind Schuld daran. Sie allein trüben den allgemeinen Frohsinn und verderben die gute Laune der Señoritas; denn sie hören nicht auf, sich gegen die Mantillen und Fächer derselben Freiheiten nach Art der Schwalbe des Tobias zu erlauben. Wie leicht denkbar, ist der „pajaro palmero“ kein Liebling der kanarischen Damenwelt, und auch die Herren theilen diese Abneigung und bemühen sich um seine Ausrottung oder wenigstens um seine Verbannung aus der Alameda. Man schießt die Sperlinge in der Abenddämmerung mit Schrot von den Bäumen herab; man schickt im Dunkeln Knaben mit Laternen auf die Platanen, welche die vom Schein Geblendeten mit Händen greifen; aber wie viele ihrer auch geopfert werden und mit schuldbelastetem Gewissen in die Bratpfanne hinabsteigen — ganz verscheuchen lassen sie sich den Sommer über nicht. Der Krieg hört erst auf, wenn die Platanen, sich entlaubend, den Bequemen kein Obdach mehr bieten, und der Herbst, wie sie, Spaziergänger und Spaziergängerinnen von der Alameda verscheucht.“

Auch das Gefangenleben des Sumpfsperlings schildert uns Bolle in seiner anziehenden Weise. „Trotz seines schlimmen Rufes“, fährt er fort, „und obwohl man sie selten im Käfige hält, habe ich dennoch in Canaria gezähmte Sperlinge gesehen. So namentlich einen, der in einer belebten Straße der Vorstadt Triana zu las Palmas vor dem Fenster eines Schuhmachers hing und durch die stets offene Thür seines Bauers aus- und einflog. Ich selbst habe mehrere dieser Vögel besessen. Die vier, welche ich im Juni bekam, waren Junge von demselben Jahre. Sie waren bald eingewöhnt und, eine unüberwindliche Neigung, sich in Löcher zu verkriechen, abgerechnet, ganz artige Stubenvögel. Sie badeten fleißig in Sand und Wasser, fraßen und tranken frank und frei, wobei sie süßes Obst, besonders Feigen und auch unreife Maiskolben jedem anderen Körnerfutter vorzogen. Salat, an den sie anfangs nicht gehen wollten, liebten sie zuletzt ungemein. Sie schienen vollkommen dauerhaft; sind Dies aber — hierin unserm Haussperling ähnelnd — durchaus nicht, wenigstens nur dann, wenn man sie jung, noch ehe sie allein fressen können, aufzieht. Von den meinigen stäubte einer nach dem andern sein Gefieder; um, ohne vorher die Eßluß eingebüßt zu haben, an der Auszehrung zu Grunde zu gehen. Die Mauser schien bei ihnen in der Gefangenschaft nicht zum Durchbruch zu kommen. Einer, der, als ich ihn erhielt, bereits die das Männchen verrathenden kastanienbraunen Schulterfedern hatte (diese und die schwarzen Schaftstriche der Weibchen erscheinen zuerst), mauserte nicht weiter fort. Sollte es Mangel an Kerbthiernahrung sein, woran sie kränkeln und zuletzt unterliegen? Wenigstens genossen die meinigen mit auffallender Gier jede Spinne oder Fliege, die ich ihnen darbot. Ich verlor den letzten, der mir geblieben war, und den ich mit nach Europa zu nehmen gesonnen war, in Teneriffa, bei der besten Pflege langsam zu mausern beginnend und zuletzt einem Uebel erliegend, welches eine Art Halsschwindsucht zu sein schien.“

In Mittel- und Nordeuropa lebt neben dem Hausspatze ein anderes Mitglied der Familie, der Feldsperling, Holz-, Wald-, Weiden-, Nuß-, Rohr-, Berg-, Braun-, Roth-, Ringelsperling, Spatz oder Fink (Passer montanus). Er ist etwas kleiner, als der Hausspatz, $5^1/_2$ Zoll lang und $7^3/_4$ bis 8 Zoll breit, im ganzen dem gemeinen Spatz ähnlich gefärbt, aber doch leicht von ihm zu unterscheiden. Der Oberkopf und Nacken sind rothbraun, der Mantel ist rostig sperlingsfarben, Zügel, Kehle und ein Fleck auf den Wangen sind schwarz, das Uebrige der Kopfseiten aber weiß. Die Unterseite ist lichtgrau, und über den Flügel verlaufen zwei weiße Querbinden. Das Auge ist dunkelgraubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich hornfarben. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt und die Jungen kaum von den Alten unterschieden.

Der Feldspatz gehört mehr dem Osten der alten Welt an, als der eigentliche Haussperling. Er ist in Deutschland nirgends selten, reicht nach Norden hin ungefähr bis zum Polarkreis, findet sich in

einem großen Theil Asiens und kommt häufig noch auf Japan vor. In Südeuropa ist er selten, nach Nordafrika verirrt er sich nur zuweilen. Abweichend von unserm Spatz bevorzugt er das freie Feld und den Laubwald vor den Dörfern und Städten. Zu den Wohnungen der Menschen kommt er im Winter, um Nahrung bittend, heran, im Sommer hingegen hält er sich da auf, wo Wiesen mit Feldern abwechseln und alte, hohle Bäume ihm geeignete Nistplätze gewähren. Hier lebt er gewöhnlich in Gesellschaften und nur während der eigentlichen Brutzeit paarweise. Die Gesellschaften streifen in beschränkter Weise im Lande hin und her, mischen sich unter Goldammern, Lerchen, Finken, Grünlinge, Hänflinge und andere Ordnungsverwandte, besuchen mit diesen die Felder, oder, wenn der Winter hart wird, die Gehöfte des Landmannes, und zertheilen sich in Paare, wenn der Frühling beginnt.

In seinem Wesen hat der Feldsperling Vieles mit seinem Verwandten gemein; er ist aber nicht so klug als dieser, — aus dem einfachen Grunde, weil ihm der innige Umgang mit den Menschen mangelt und ihm Gelegenheit zu seiner Ausbildung fehlt. Seine Haltung ist ansprechender, als die die des Haussperlings. Er trägt sein Gefieder knapp, ist keck, ziemlich gewandt und fast immer in Bewegung. Sein Flug ist leichter als der seines Vetters, der Gang auf dem Boden geschickter; der Lockton ist kürzer, gerundeter, demungeachtet jedoch ein echtes Sperlingsgeschrei, welches nicht verkannt werden kann.

Vom Herbst bis zum Frühling bilden Körner und Sämereien, im Sommer Raupen, Blattläuse und anderes Ungeziefer die Nahrung des Feldspatzes, welcher mit Recht als ein wahrer Wohlthäter der Obst- und Laubbäume betrachtet wird. Auf Weizen- und Hirsefeldern richtet er zuweilen Schaden an; dagegen läßt er die Früchte und die keimenden Gartenpflanzen unbehelligt. Seine Jungen füttert er mit Kerbthieren und mit milchigen Getreidekörnern auf.

Die Brutzeit beginnt im April und währt bis in August; denn auch der Feldspatz brütet zwei bis drei Mal im Jahre. Das Nest steht immer in Höhlungen, vorzugsweise in Baumlöchern, seltener in Feldspalten oder an entsprechenden Stellen in Gebäuden. In der Bauart gleicht es dem Neste seines Verwandten. Das Gelege besteht aus fünf bis sieben Eiern, welche denen des Haussperlings sehr ähneln, aber etwas kleiner sind. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und zeitigen die Eier in dreizehn bis vierzehn Tagen.

Der Feldsperling paart sich gar nicht selten mit seinem Verwandten und erzeugt mit diesem Junge, welche, wie man annimmt, wiederum fruchtbar sind. Im Nestkleide ähneln diese Blendlinge jungen Hausspatzen; sie sind aber dunkler auf dem Kopf und durch den schwarzgrauen Fleck an der Kehle ausgezeichnet. In solchen Mischlingsehen pflegt der männliche Gatte gewöhnlich ein Feldsperling, der weibliche ein Hausspatz zu sein.

Unser Vogel ist leichter zu erbeuten, als der Hausspatz. Auf Finkenherden wird er oft in Menge gefangen, aber auch durch Vogelleim, Schlingen und Dohnen, durch Schlaggarne und durch Fallen anderer Art kann er leicht berückt werden. Die übrigen Feinde sind dieselben, welche dem Hausspatz nachstreben.

In der Gefangenschaft erhält man den Feldsperling ohne Mühe mit allerhand Gesäme, dem man als Leckerbissen ab und zu grüne Blättchen beifügt. Er geht ohne Umstände ans Futter und wird auch bald erträglich zahm. Im Gesellschaftsbauer ist er recht hübsch; nur mangelt ihm freilich die Gabe des Gesanges.

In den Walddörfern Ost-Sudahns, wo man keinen Haussperling mehr antrifft, findet sich bei den Hütten der Eingebornen ein eigenthümlicher Sperling ein, welcher gegenwärtig mit Recht einer besondern Sippe zugezählt wird. Dies ist der sogenannte einfache Spatz (Pyrgitopsis simplex), eins der größten Mitglieder unserer Familie, ausgezeichnet durch seinen schlanken Leibesbau und den lang-

gestreckten Schnabel. Seine Länge beträgt reichlich 6½ Zoll, die Breite 10½ Zoll. Die Färbung entspricht dem Namen. Kopf und Nacken sind mäusegrau, der Rücken und die Flügeldeckfedern rostfarbig braun, die Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, an den Rändern verwaschen rostroth gesäumt. Die Unterseite ist mit Ausnahme der lichteren Kehle und des weißlichen Bauches hellröthlichgrau. Das Auge ist licht rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich hornfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung nur wenig; das Weibchen ist höchstens etwas blässer.

Der Verbreitungskreis des einfachen Sperlings erstreckt sich über Mittel- und Südafrika. Er ist vom Kapland und aus Senegambien eingesandt worden; ich selbst habe ihn oft im Ost-Sudahn und in Abissinien angetroffen. Hier lebt er nach Art unserer Feldsperlinge, jedoch, soweit mir bekannt, immer nur paarweise und in Familien, nicht in großen Gesellschaften. Man findet ihn ebensowohl im tieferen Walde, fern von den Wohnungen, als in den Dörfern selbst. Im Walde nistet er wahrscheinlich in Baumhöhlen; in den Dörfern baut er sein Nest in das Strohdach der Hütten. Lebensweise und Betragen unterscheiden ihn wenig oder nicht von andern Sperlingen. Er ähnelt diesem auch im Lockton; das „Schilp, Zilli und Zerrrr" unserer Hausspatze vernimmt man von ihm ebenfalls. Seine Brutzeit fällt in das Frühjahr; ich sah ihn in Habesch schon im April eifrig mit dem Bau seines Nestes beschäftigt. Die Eier kenne ich nicht.

In denselben Gegenden kommt noch ein Sperling vor und zwar einer der schönsten von Allen, der Goldspatz (Chrysospiza lutea). Das Männchen ist ein prachtvoller Vogel. Der Kopf, der Nacken und die ganze Unterseite sind schön goldgelb, von derselben Farbe, welche unser gezähmter Kanarienvogel zu zeigen pflegt, der Mantel aber ist rothbraun. Die kleinen Oberflügeldeckfedern sind schwärzlich, die Schwingen und Steuerfedern dunkelgrau, auf der Außenseite rothbraun gesäumt. Der weibliche Vogel ist andern Sperlingsweibchen sehr ähnlich; doch spielen alle Farben mehr ins Gilbliche, und namentlich die Kehle ist gelb. Das junge Männchen ähnelt der Mutter, ist aber goldiger. In der Größe kommt der Goldspatz unserm Feldsperling ungefähr gleich.

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch meiner ersten Bekanntschaft mit diesen Vögeln. Wir waren tagelang durch die arme Bahiuda, eine wüste Steppe, gezogen und kamen nun endlich an die reich umbuschten Ufer des Nils. Da erhob sich vor uns ein zahlreicher Schwarm finkenartiger Vögel, ganz in der Weise und mit dem bekannnten Geschrei unserer Sperlinge, so daß ich geglaubt haben würde, diese vor mir zu haben, hätten nicht die prächtigen Männchen jede derartige Täuschung verhindert. Später habe ich den Goldspatz öfter beobachtet; doch will ich mich keineswegs einer genauen Kunde seines Lebens rühmen.

Es scheint, daß der im Ost-Sudahn häufige Vogel auf gewisse Stellen beschränkt ist. In den Gebirgen von Habesch fand ich ihn nicht und ebensowenig in den größeren Waldungen längs der Ströme. Offene, mit niederen Mimosenbüschen bewachsene Ebenen wasserreicher Gegenden scheinen seine bevorzugten Aufenthaltsorte zu bilden. Hier treibt er sich umher ganz in der Weise unseres Feldsperlings. Er hält sich regelmäßig in zahlreichen Flügen, welche bis zu Hunderten anwachsen können, fällt nach Sperlingsart in den Getreidefeldern ein oder treibt sich zwischen den Grashalmen in der Steppe umher und schweift gern von einem Orte zum andern, obgleich nur innerhalb eines kleinen Gebietes. Da er von den Eingebornen durchaus nicht behelligt wird, ist er wenig oder nicht scheu und läßt den Jäger nahe an sich herankommen. Nach einem Schuß aber stürmt der ganze Haufen schreiend in die Höhe, einen dichten Schwarm bildend, erhebt sich beträchtlich und fällt erst nach längerem Hin- und Herfliegen in einem entfernteren Busche wieder ein. Vor der Regenzeit, wenn die Dürre hart das Land drückt und winterlichen Mangel hervorgerufen hat, erscheint der Goldspatz in den Dör-

fern und Städten, so namentlich in Charthum und macht sich hier im Gehöft und im Garten zu schaffen, ganz so, wie der Feldspatz während des Winters bei uns zu Lande. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, diese Bettlerscharen vom Fenster aus zu füttern. Sie werden zuletzt ebenso dreist, wie ihre europäischen Verwandten und fliegen höchstens, wenn man mitten unter sie geht, vom Boden aus auf die benachbarten Bäume und Mauern, kehren aber augenblicklich wieder zum Boden zurück, wenn die Störung vorüberging. Heuglin meint, daß sie im Oktober und November, d. h. kurz nach der Regenzeit, das Thal des blauen Flusses verließen und eine Wanderung anträten, irrt sich jedoch; denn nach meinen Beobachtungen wandert der Goldspatz nicht. Er streift höchstens im Lande umher und um die angegebene Zeit eben nur in die Steppe hinaus, um hier zu brüten.

Die Regenzeit ist auch für ihn der Frühling, welcher seine Liebe weckt. Schon Mitte August trennen sich die Schwärme in einzelne Paare, welche jedoch auch dann noch gern sich nachbarlich zusammenhalten und nahe bei einander ihre Nester bauen. Auch hinsichtlich des Brutgeschäfts unterscheidet der Goldspatz sich nicht von seinen Verwandten. Er gründet aus Halmen und Gräsern, wie er sie gerade bei der Hand hat, ein ziemlich unordentliches Nest in niederem Buschwerk, nur wenige Fuß über dem Boden, und da hineinlegt das Weibchen Mitte Oktobers seine drei bis vier weißen, mit braunen Punkten getüpfelte Eier, deren Länge acht Linien beträgt. Wie lange die Brutzeit währt, ist mir unbekannt, und ebensowenig vermag ich zu sagen, ob beide Geschlechter gemeinschaftlich brüten oder nicht. Ende Septembers und im Oktober sieht man bereits zahlreiche Schwärme mit ihren Jungen. Die Mauser fällt in die ersten Monate des Jahres. Im Juni und Juli prangen die Alten im Hochzeitskleide.

Ich habe niemals Goldsperlinge im Käfig gehalten und auch solche bei den gleichgiltigen Sudahnesen nicht gesehen. Sie würden sich durch die Pracht ihres Gefieders empfehlen, sonst aber schwerlich anziehend sein; denn einen eigentlichen Gesang haben sie ebensowenig, als ihre Brüder im Norden.

Das letzte Mitglied der Sperlingsfamilie, dessen ich hier noch Erwähnung thun will, unterscheidet sich in Gestalt, Färbung und Betragen nicht unwesentlich von den uns bekannt gewordenen Arten, ist aber nichts desto weniger ein echter Spatz, dessen Verwandtschaft mit Haus- und Feldsperlingen nicht zu verkennen ist.

Der Stein- oder Bergsperling, der Stein- oder Graufink (Petronia rupestris), zeichnet sich durch gedrungenen Leibesbau, namentlich durch verhältnißmäßig starken Schnabel, sowie durch bescheidene Färbung aus. Seine Länge beträgt 6¼ Zoll, die Breite 9½ Zoll; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, etwas kleiner. In der Färbung hat der Steinsperling mit dem Weibchen unseres Hausspatzes Aehnlichkeit. Der Rücken ist graubraun, schwarzbraun und grauweiß in die Länge gefleckt; der Rücken und die Oberschwanzdeckfedern sind grau; die Unterseite ist grauweiß, die Kehle aber schön schwefelgelb; der Scheitel ist grau, seitlich und auf der Stirn olivenbraun gestreift; über das Auge zieht sich ein lichter Streifen; die Schwanzfedern haben auf der inneren Fahne am Ende einen weißen Flecken. Der Schnabel ist im Winter hornbraungrau, im Sommer horngelb, der Oberschnabel immer dunkler als der untere; das Auge ist braun, der Fuß röthlich horngrau. Im Alter unterscheiden sich die Geschlechter wenig oder nicht; denn man findet oft alte Weibchen, welche ebenso hübsch gezeichnet sind, als die Männchen. Die Jungen machen sich durch weißen Kehlfleck kenntlich.

In Deutschland gehört der Steinsperling durchaus nicht zu den häufigen Vögeln. Man findet ihn nur sehr einzeln in felsigen Gegenden oder als Bewohner alter verfallener Gebäude, namentlich als Ansiedler auf alten Ritterburgen. Von Südfrankreich an aber wird er häufig, und in Spanien, Algerien und auf den kanarischen Inseln gehört er zu den gemeinen Vögeln des Landes. Dort bewohnt er alle geeigneten Orte in Menge, die Städte und Dörfer ebensowohl, als die einsamsten Fels-

thäler. In Spanien traf ich ihn mit Sicherheit in jeder steilen Wand des Mittelgebirges, aber auch in jedem alten Schloß an. Auf Canaria sind, wie Bolle uns mittheilt, Thürme und sehr hohe Gebäude innerhalb der Städte sein Lieblingsaufenthalt. Er meidet also den Menschen keineswegs, bewahrt sich aber unter allen Umständen seine Freiheit. In die Straßen der Städte und Dörfer kommt er nur höchst selten herab; er fliegt vielmehr von dem gewählten Nistplatze aus regelmäßig nach der Flur hinaus, um dort sich seine Nahrung zu suchen. Eine eigenthümliche Scheu und Vorsicht, welche man fast eine ungerechtfertigte nennen möchte, zeichnet ihn vor andern Sperlingen sehr aus. Er will auch da, wo er wenig mit dem Menschen zusammenkommt, Nichts mit diesem zu thun haben.

In seinen Bewegungen unterscheidet sich der Steinsperling ganz wesentlich von seinen Verwandten. Er fliegt schnell, mit schwirrenden Flügelschlägen, schwebt vor dem Niedersetzen mit stark ausgebreiteten Flügeln und erinnert viel mehr an den Kreuzschnabel als an den Spatz. Auf dem Boden hüpft er ziemlich geschickt umher. Im Sitzen nimmt er eine kecke Stellung an und wippt häufig mit dem Schwanze. Sein Lockton ist ein schnalzendes, dreisilbiges Giüib, bei welchem der Ton auf die letzten Silben gelegt wird; der Warnungsruf ein sperlingsartiges „Errr", welches man jedoch auch sofort erkennen kann, der Gesang ein einfaches, oft unterbrochenes Zwitschern und Schwirren, welches in mancher Hinsicht an das Lied des Gimpels erinnert, jedoch nicht gerade angenehm klingt.

Die Fortpflanzungszeit fällt in die letzten Frühlings- und ersten Sommermonate. In Spanien beginnt sie wahrscheinlich schon im April; ich fand aber die meisten Nester erst in den Monaten Mai bis Juli. Bei uns zu Lande hält es sehr schwer, Beobachtungen über das Brutgeschäft anzustellen, in Südeuropa ist Dies selbstverständlich leichter. Hier nistet der Steinsperling in den Höhlungen steiler Felswände, in Mauerspalten, unter den Ziegeldächern der Thürme und hohen Gebäude und zwar gewöhnlich in großen Gesellschaften. Es ist aber auch da, wo der Vogel häufig ist, nicht eben leicht, dem Neste beizukommen; denn der Standort wird unter allen Umständen mit größter Vorsicht gewählt, und der Süden bietet in seinen zerrissenen Gebirgsschluchten der günstigen Orte so viele, daß der kluge Vogel niemals in Verlegenheit kommt. Das Nest, welches mein Vater zuerst beschrieb, hat mit andern Sperlingsnestern Aehnlichkeit. Es besteht aus starken Halmen, aus Baumbast, Tuch, Leinwand, welche Stoffe liederlich zusammengeschichtet werden, und ist innerlich mit Federn, Haaren, Wollflocken, Raupengespinnst, Pflanzenfasern und dergleichen ausgefüttert. Ein einmal fertiges Nest wird jahrelang benutzt, das Pärchen bessert es im Frühjahr höchstens etwas aus. Die Eier, fünf bis sechs an der Zahl, sind größer als gewöhnliche Sperlingseier, auf grauem oder schmuzigweißem Grunde asch- und tiefgrauschieferfarben gefleckt und gestrichelt, am stumpfen Ende meist dichter als an der Spitze. Noch ist es nicht mit Sicherheit festgestellt, ob beide Geschlechter abwechselnd brüten; dagegen weiß man gewiß, daß die Eltern sich in die Mühe der Erziehung ihrer Kinder redlich theilen. Die ausgeflogenen Jungen scharen sich mit anderen ihrer Art in große Gesellschaften und schweifen dann ziellos bis zum Herbst in der Flur hin und her, während die Eltern zur zweiten und vielleicht zur dritten Brut schreiten. Erst nach Beendigung des Brutgeschäftes vereinigen auch sie sich wiederum zu größeren Gesellschaften.

Hinsichtlich der Nahrung gilt höchst wahrscheinlich Dasselbe, was wir von den übrigen Sperlingen erfahren haben. Während des Sommers verzehren die Steinsperlinge vorzugsweise Kerbthiere, im Winter Sämereien, Beeren u. dgl. In Spanien trifft man sie häufig auf den Landstraßen, wo sie nach Art der Feld- und Haussperlinge den Mist durchwühlen. Bei uns hat man Dasselbe beobachtet.

Nur in Gegenden, wo unsere Vögel häufig sind, kann man sich ihrer ohne große Mühe bemächtigen. In Spanien werden sie schockweise auf den Markt gebracht. Man fängt sie dort mit Hilfe von Lockvögeln unter Netzen oder auf den mit Leimrüthchen überdeckten Bäumen. Die Jagd mit dem Feuergewehr hat immer ihre Schwierigkeiten; denn der kluge Vogel, welchen nur ein Balgforscher „stultus" nennen konnte, merkt sehr bald, wenn er verfolgt wird, und seine angeborene Scheu steigert sich dann aufs höchste. Mit Recht hebt mein Vater als Eigenthümlichkeit hervor, daß er an dem Orte,

wo er Nachtruhe hält, am allerscheuesten ist. Man muß, um sich des Vogels zu bemächtigen, auf ihn förmlich anstehen und sich wohl vor einem Fehlschusse in Acht nehmen. Dies gilt auch für Spanien, wo wir uns oft vergebens bemühten, die schlauen Vögel zu überlisten, und trotz aller Uebung im Jagen derartigen Wildes gar häufig mit leeren Händen den Rückweg antreten mußten.

In der Gefangenschaft verursacht der Steinsperling wenig Mühe, aber viel Vergnügen. Er wird bald zutraulich, verträgt sich mit andern Vögeln vortrefflich und erfreut durch die Anmuth seines Betragens. Mein Vater fütterte einen, welcher jung aus dem Neste genommen war, mit vieler Mühe auf, hatte dann aber die Genugthuung, ihn ungewöhnlich zahm zu sehen. „Er bleibt", sagt er, „ganz ruhig und flattert nicht, wenn man seinen Käfig herabzieht, um ihn zu füttern, scheut sich selbst dann nicht, wenn man das Trinkgeschirr aus demselben herausnimmt. Seine Zutraulichkeit geht so weit, daß er, wenn ich ihm sein Futter in das Gefäß schütte, gleich neben die Hand oder zwischen die Finger seinen Kopf steckt. Die vorgehaltenen Fliegen, welche er sehr gern verzehrt, nimmt er aus der Hand. Wenn ich früh beschäftigt bin und ihn zu füttern unterlasse, erinnert er mich daran durch beständiges Locken." Auch Bolle rühmt seine Gefangenen. Bei geeigneter Behandlung kann man den Vogel zur Fortpflanzung im Käfig bringen, Toussonel wenigstens erwähnt eines solchen Falles.

* *
*

Ein sehr auffallend gestalteter Fink, der Kernbeißer, ist gewöhnlich den Edelfinken zugerechnet worden, verdient aber als Vertreter einer eigenen Familie betrachtet zu werden, wie er schon längst als Vertreter einer eigenen Sippe gegolten hat. In diese Familie würden allerdings nur wenige andere Finken einzureihen sein, und unter ihnen gibt es nicht einen Einzigen, welcher alle wesentlichen Kennzeichen des Kernbeißers mit ihm gemein hätte. Wir kennen sehr viele Finken, welche an ihn erinnern, aber nur höchst wenige, welche ihm wirklich ähneln: man kann höchstens sagen, daß sich sein Gepräge in andern Familien wiederholt.

Die Kernbeißer kennzeichnet ein gedrungener, fast plumper Leib mit langen Flügeln, aber verhältnißmäßig kurzem Schwanze und kurzen kräftigen Füßen; vor Allem aber der starke Kopf mit gewaltigem, kreiselförmigen, dicken, aber doch nicht gerade kurzen, spitzen Schnabel, welcher auf der Innenseite des Oberschnabels Längsriefen und hinter diesen eine knollige, quere Erhöhung hat, der eine von einer harten und dicken Wulst umgebene Grube im Unterkiefer gegenübersteht. Das Gefieder ist reich, weichstrahlig und ansprechend, aber nicht besonders lebhaft gefärbt.

Die hierher zu zählenden Vögel sind Weltbürger und einzelne Arten sehr weit verbreitet. Ueber ihr Leben und Treiben geben uns die einheimischen Arten Kunde; über die außereuropäischen Kernbeißer sind die Nachrichten sehr dürftig.

Wir dürfen einen in Deutschland überall häufig vorkommenden Finken, den Grünling oder Schwunsch-, Grün-, Hirsen- und Kuttvogel, Rappfink, Tutter, Wonütz, Gröning, Grinzling und wie das Volk ihn sonst noch benennen mag (Chloris hortensis), zu unserer Familie zählen und ihn als ein Uebergangsglied von den Edelfinken zu den Kernbeißern betrachten. Der Schnabel ist schwächer, als bei diesen, aber stärker als bei jenen, kegelförmig, an den Schneiden scharf und eingezogen, mit einem kleinen Ballen im Unterkiefer. Der Fuß ist etwas länger als bei den Kernbeißern, die Gestalt gestreckter, jedoch immerhin noch kräftig. Grün ist die Hauptfarbe des Gefieders. Beim Männchen im Hochzeitskleid ist der Oberkörper olivenzeisiggrün, der Unterkörper grüngelb, der Flügel aschgrau, der Schwanz schwarz, jener auf den neun vordersten Schwungfedern, dieser am Hinterende der fünf äußeren Schwanzfedern schön gelb gefleckt. Der Schnabel ist hornfleischfarben, der Augenstern braun. Das Winterkleid erscheint wegen der grauen Spitzenkanten der Federn graulicher; das Weibchen behält diese Färbung im wesentlichen bei. Das Jugendkleid unterscheidet sich durch dunkle Längsstreifen auf der Ober- und Unterseite. Die Länge beträgt fast 6 Zoll, die Breite 10 Zoll. Das Weibchen ist um ½ Zoll kürzer und um ¾ Zoll schmäler.

Mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden Europas fehlt der Grünling nirgends in diesem Erdtheil, und ebenso verbreitet er sich weit über Asien, obwohl er in Sibirien, welches im wesentlichen dieselben Finken besitzt, wie Mitteleuropa, gänzlich fehlt. In Japan ersetzt ihn eine andere, nahe verwandte Art. Sehr häufig ist er in Südeuropa, namentlich in Spanien, aber auch bei uns gehört er zu den allbekannten Finken. Er bewohnt am liebsten fruchtbare Gegenden, wo kleine Gehölze mit Feldern, Wiesen und Gärten abwechseln, findet sich in allen Augegenden in Menge, hält sich in unmittelbarer Nähe bewohnter Gebäude auf, meidet aber die größeren Wälder. Bei uns ist er eigentlich Wandervogel; wenigstens begibt sich der größte Theil von denen, welche im Sommer hier lebten, auf die Reise. Diese wird aber höchstens bis Spanien ausgedehnt; die dort einheimischen Grünlinge wandern nicht. Wahrscheinlich ist, daß diejenigen, welche bei uns überwintern, eigentlich im hohen Norden zu Hause sind.



Der Grünling (Chloris hortensis).

Nur auf der Wanderschaft schlägt sich der Grünling mit verwandten Vögeln in zahlreiche Flüge zusammen, so mit Edel- und Buchfinken, Feldsperlingen, Goldammern, Bluthänflingen und andern. Sonst lebt er paar- oder familienweise. Er erwählt sich ein kleines Gehölz oder einen Garten zum Standorte, sucht sich hier einen dichtbelaubten Baum zum Schlafplatze aus und streift vonhieraus nach Nahrung umher. Während des Tages sieht man ihn gewöhnlich im Freien und zwar hauptsächlich auf dem Boden, wo er sich mit allerhand Sämereien zu schaffen macht. Bei Gefahr flüchtet er den nächstbesten Bäumen zu und verbirgt sich hier im Gelaube der Krone. Er ist ein munterer und rascher Vogel, so plump er auch auf den ersten Anblick hin erscheinen mag. Seine Bewegungen sind lebhaft und gewandt. Im Sitzen trägt er den Leib gewöhnlich wagrecht und die Federn locker; oft aber stellt er sich aufgerichtet und legt das Gefieder so platt an, daß man ihn kaum erkennt. Sein Gang ist hüpfend, aber nicht ungeschickt, sein Flug ziemlich leicht, bogenförmig, weil die Schwingen bald stark ausgebreitet, bald sehr zusammengezogen werden, vor dem Niedersetzen

stets schwebend. Ohne Noth fliegt er ungern weit, obwohl es ihm gar nicht darauf ankommt, auch größere Strecken in einem Zuge zurückzulegen. Beim Auffliegen läßt er gewöhnlich seinen Lockton, ein kurzes Tschick oder Tscheck vernehmen, welches zuweilen vielmals nach einander wiederholt wird. Der Ton der Zärtlichkeit ist ein angenehm sanftes, jedoch immerhin weit hörbares „Zwui“ oder „Schwunsch“. Dasselbe wird auch als Warnungston gebraucht, dann aber gewöhnlich mit einem sanften hellen Pfeifen begleitet. Da, wo der Grünling sich sicher weiß, ist er sehr wenig scheu, in Gesellschaften aber oft sehr vorsichtig. Es scheint, daß einer dann immer mehr auf die Sicherheit der Gesammtheit bedacht sein will, als der andere. „Bei Annäherung eines Menschen“, sagt mein Vater, „fliegen immer die zunächst auf der Erde sitzenden auf, ziehen die andern mit sich fort und lassen sich bald wieder nieder. So muß man einen Schwarm Viertelstunden weit verfolgen, ehe man einen sichern Schuß auf mehrere thun kann.“ Eigentlich vertrauensselig ist der Grünling nie. So kommt er niemals in das Gehöft, auch wenn ihn die ärgste Noth bedrückt.

Die Sämereien der verschiedensten Pflanzen, vor Allem ölige, Rübsamen, Leindotter, Hädrich, Hanfsamen und dergleichen, bilden die hauptsächliche Nahrung des Grünlings. Er liest sie nach Art der Edelfinken von der Erde auf, und nur, wenn tiefer Schnee ihm seinen Tisch verdeckt, versucht er auch solche auszuklauben oder nimmt Wachholder= und Vogelbeeren an und beißt die Buchnüsse auf, um des Kernes habhaft zu werden. Letzteres verursacht ihm aber viel Mühe, und man findet deshalb auch die Kerne der Bücheln nie allein, sondern stets unter vielem anderen Gesäme in seinem Kropfe. In Gegenden, wo Hanf gebaut wird, kann der Vogel zuweilen recht schädlich werden; denn er läßt sich schwer von diesem geliebten Futter vertreiben. Außerdem wird er wohl auch im Gemüsegarten lästig; dafür aber nützt er durch Auflesen und Aufzehren des Unkrautsamens und wahrscheinlich mehr, als er schadet.

Der Grünling pflegt zwei Mal im Jahre zu brüten, in guten Sommern wohl auch drei Mal. Schon vor der Paarung läßt das Männchen seinen einfachen Gesang fortwährend vernehmen und steigt dabei gelegentlich, wie viele andere Finken es thun, schief nach oben empor, beständig singend, schlägt die Flügel und erhebt sie so hoch, daß ihre Spitzen sich fast berühren, schwenkt sich hin und her, beschreibt einen oder mehrere Kreise und flattert nun langsam wieder nach dem Baume zurück, von welchem es sich erhob. Ein zufällig herbeikommender Nebenbuhler wird mit Eifer verfolgt und nach mehr oder minder hartnäckigen Kämpfen vertrieben. Das Weibchen verhält sich bei alledem ganz ruhig, hat aber offenbar seine große Freude an diesen Liebesbeweisen seines Gatten.

Das Nest wird auf Bäumen oder in hohen Hecken angelegt, zwischen einer starken Gabel oder dicht am Stamme und je nach den Umständen aus sehr verschiedenen Stoffen zusammengebaut. Dürre Reiserchen und Würzelchen, Quecken, trockene Halme und Graswurzeln bilden die Unterlage, auf welche eine Schicht feinerer Stoffe derselben Art, untermischt mit grünem Erdmos oder Flechten, auch wohl mit Wollklümpchen zu folgen pflegt. Zur Ausfütterung der Nestmulde dienen einige äußerst zarte Würzelchen und Hälmchen, auf und zwischen denen Pferde=, Hirsch= und Rehhaare liegen, vielleicht auch kleine Flöckchen Thierwolle eingewebt sind. Der Bau steht an Schönheit dem Nest des Edelfinken weit nach; er ist nicht sehr fest und dicht, aber doch hinlänglich gut gebaut, tiefer als eine Halbkugel, am Rande $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Zoll weit und gegen 2 Zoll tief. Das Weibchen ist der eigentliche Baumeister; das Männchen hilft selten, obwohl es bei der Arbeit selbst immer zugegen ist.

Ende Aprils findet man das erste Gelege, Ende Junis das zweite und wenn eine dritte Brut erfolgt, zu Anfang des Augusts das dritte. Es besteht aus vier bis sechs Eiern, von 9 bis 10 Linien Länge, welche sehr bauchig, dünn und glattschalig und auf bläulichweißem oder silberfarbenem Grunde mit bleichrothen deutlichen oder verwaschenen Fleckchen und Pünktchen bedeckt sind, besonders am stumpfen Ende, wo die Flecken nicht selten einen losen Kranz bilden.

Das Weibchen brütet allein, sitzt sehr fest auf dem Neste, wird inzwischen von dem Männchen ernährt und zeitigt die Jungen in ungefähr vierzehn Tagen. Beide Eltern theilen sich in die Aufzucht der Brut und füttern diese zunächst mit geschälten und im Kropfe erweichten Sämereien, später mit

härteren Nahrungsstoffen derselben Art. Schon wenige Tage nach dem Ausfliegen werden die Jungen ihrem Schicksale überlassen, und es wird zur zweiten Brut geschritten. Die Jungen vereinigen sich mit andern ihrer Art, auch wohl mit verwandten jungen Finken, streifen mit diesen längere Zeit umher und schließen sich dann den Eltern, welche die zweite oder dritte Brut ausgeführt, wieder an.

Unsere kleineren Raubthiere der ersten und zweiten Klasse, aber auch Eichhörnchen, Haselmäuse, Krähen, Elstern, Heher und Würger zerstören viele Nester und fangen selbstverständlich auch die Alten weg, wenn sie deren habhaft werden können. Schmarotzer hausen zwischen den Federn und in den Eingeweiden. Zu diesen Feinden gesellt sich der Mensch des leckeren Fleisches wegen, welches der Grünling liefert. Er verfolgt ihn entweder mit dem Gewehr oder fängt ihn auf Finkenherden mit andern Verwandten, selbst auch wohl auf Lockbüschen, auf Trinkherden, in Sprenkeln und Schlingen.

Als Stubenvogel ist der Grünling nicht besonders zu empfehlen. Sein Gesang ist zu unbedeutend, seine Klugheit nicht groß genug, als daß er hierdurch sich Freunde erwerben könnte. Unter andern Finkenarten darf man ihn nicht halten, weil er zänkisch ist und die übrigen Vögel des Gesellschaftsbauers beunruhigt. Dagegen pflanzt er sich leichter als andere Finken in der Gefangenschaft fort, und die hier geborenen Jungen lernen, wenn sie in gute Lehre kommen, d. h. von Edelfinken oder Kanarienvögeln unterrichtet werden, recht leidlich singen, fassen jedoch freilich auch gar manche Laute und Töne auf, welche wohl sie, nicht aber ihren Gebieter erfreuen.

Das Urbild der Familie, der Kirschkernbeißer, der Kirschfink, Kirschknacker, Kirschschneller, Kern=, Stein=, Nuß= und Bollenbeißer, Dickschnabel, Finkenkönig, Klepper, Leske, Lysblicker u. s. w. (Coccothraustes vulgaris), ist der dickleibigste und plumpeste aller deutschen Finken, deshalb mit keinem andern zu verwechseln. Für ihn gelten die Kennzeichen der Familie im vollen Umfange. Die Länge dieses Vogels beträgt 7 Zoll, die Breite 12 Zoll, die Schwanzlänge 2¼ Zoll, die Flügellänge 3¾ Zoll. Das Weibchen ist um 6 Linien kürzer und um fast 1 Zoll schmäler. Das Gefieder ist graugelb auf dem Vorderkopfe, braungelb auf Hinterkopf und Wangen, aschgrau auf Nacken und Hinterhals, lichtbraun auf dem Rücken, kastaniengraubraun auf der Unterseite und schwarz an der Kehle. Die Schwingen sind schwarz mit einem weißlichen Flecken auf der Mitte, der Schnabel ist dunkelblau im Frühling, horngrau, dunkler an der Spitze, im Herbst und Winter. Der Augenstern ist lichtgrau, der Fuß lichtröthlich. Beim Weibchen sind alle Farben blässer, und das Schwarze an der Kehle ist kleiner. Bei den Jungen ist das Gefieder des Kopfes graugelb, des Nackens schmuzig gelbbraun, des Rückens graubraun, des Unterkörpers graulichweiß, auf den Seiten und an der Gurgel rothgrau überflogen, mit braunen oder schwarzbraunen Querflecken. Ein bezeichnendes Merkmal dieses Vogels bilden die mittleren Schwungfedern, welche am Ende erweitert und stumpfwinklig ausgeschnitten sind. Mancherlei Spielarten sind beobachtet worden.

Als Heimat des Kernbeißers sind die gemäßigten Länder Europas und Asiens anzusehen. Seine Nordgrenze erreicht er in Schweden und in den westlichen und südlichen Provinzen des europäischen Rußlands. In Sibirien findet er sich von dem Quelllande des Amur an bis zur europäischen Grenze als Sommervogel. In Deutschland wandert er. Er findet sich nämlich oft auch im Winter, aber wahrscheinlich nur als ein Gast, welcher aus dem nördlicheren Europa gekommen ist. In Südeuropa erscheint er nur auf dem Zuge. So durchstreift er Spanien, wo er vielleicht blos in den nördlichsten Provinzen brütet, und geht bis nach Nordwestafrika, namentlich nach Algier und Marokko hinüber. In Egypten habe ich ihn nie beobachtet.

Bei uns zu Lande ist er nur in gewissen Gegenden häufig, in andern seltener, obgleich überall ein bekannter Vogel, weil er auf seinen Streifereien allerorten sich zeigt und Jedermann auffällt. Er wählt zu seinem Sommeraufenthalte bergige oder hügelige Gegenden mit Laubwaldungen; denn

den Nadelwald meidet er immer. In Südrußland gehört er nach Radde zu denjenigen Vögeln, welche sich mit der Zeit an solche Steppengegenden gewöhnen, wo nach und nach Bäume und Sträuche gepflanzt werden. Diese berührt er dann nicht nur regelmäßig auf seinem Zuge, sondern nistet auch in ihnen. Die Laubwaldungen geben ihm übrigens nur während der Brutzeit Herberge; denn nach derselben streift er mit seinen Jungen im Lande umher und kommt bei dieser Gelegenheit auch in die Kirsch- und Gemüsegärten herein.

Ende Oktobers oder im November beginnt er seine Wanderschaft, im März kehrt er wieder zurück; einzeln aber kommt er auch erst im Mai an: so habe ich ihn am ersten Tage des letztgenannten Monats bei Madrid auf dem Zuge beobachtet.

Im Sommer wählt sich jedes Paar ein ziemlich großes Gebiet in Feldhölzern oder ausgedehnten Baumgärten, am liebsten in der Nähe von Kirschpflanzungen, und sucht sich hier die höchsten Bäume aus, welche allen übrigen bevorzugt werden. Die Nachtruhe hält es im einsamen Walde und zwar in der dichten Krone eines Baumes ab, wo beide auf einem Zweige dicht am Schafte sitzen.

Der Kernbeißer ist, wie sein Leibesbau vermuthen läßt, ein etwas plumper und träger Vogel. Er pflegt lange auf ein und derselben Stelle zu sitzen und regt sich, wenn es nicht sein muß, ungern, bequemt sich auch erst nach einigem Besinnen zum Auffliegen, fliegt nur mit Widerstreben weit und kehrt beharrlich zu demselben Orte zurück, von welchem er verjagt wurde. Im Gezweig der Bäume bewegt er sich ziemlich hurtig, auf der Erde aber ungeschickt: es fällt ihm schwer, den gewichtigen Leib vermittelst der kurzen Füße fortzuschaffen. Auch sein Flug ist schwerfällig, aber schnell und rauschend. Er erfordert unaufhörliche Flügelbewegungen und beschreibt deshalb nur seichte Bogenlinien. Vor dem Niedersetzen pflegt der Kernbeißer eine kurze Strecke weit zu schweben.

Man darf sich nicht verleiten lassen, von dem plumpen Aussehen des Vogels auf seine geistigen Eigenschaften zu schließen. Der Kernbeißer ist ein sehr vorsichtiger und listiger Gesell, welcher seine Feinde bald kennen lernt und mit Schlauheit auf seine Sicherung Bedacht nimmt. „Er fliegt ungern auf“, sagt mein Vater, „wenn man sich ihm nähert, ist aber auch beim Fressen immer so auf seiner Hut, daß er jede Gefahr sogleich bemerkt und ihr dadurch zu entgehen sucht, daß er sich in dichtes Laub verbirgt oder, wenn dieses nicht vorhanden ist, flüchtet. Er weiß es recht gut, wenn er sich hinlänglich versteckt hat; denn dann hält er sehr lange aus, was nur selten der Fall ist, wenn er frei sitzt. Wenn die Bäume belaubt sind, kann man ihn lange knacken hören, ehe man ihn zu sehen bekommt. Er verbirgt sich so gut, daß ich zuweilen durch Steinwürfe auf andere Bäume gejagt habe, weil ich seiner durchaus nicht ansichtig werden konnte. Wenn er aufgescheucht wird, setzt er sich fast immer auf die Spitzen der Bäume, um jede ihm drohende Gefahr von weitem bemerken zu können. Mit seiner List verbindet er eine große Keckheit. In meiner Jugend stellte ich einstmal einem Kirschkernbeißer, der in den Gärten meines Vaters gleich vor dem Fenster des Wohnhauses Kohlsamen fraß, acht Tage lang nach, ehe ich ihn erlegte; so scheu und klug war dieser Vogel. Er schien das Feuergewehr recht gut zu kennen.“ Wenn eine Gesellschaft Kernbeißer auf Kirschbäumen sitzt, ist sie freilich leichter zu berücken, obwohl auch dann die Alten noch immer vorsichtig sind, sich möglichst lange lautlos verhalten und erst beim Wegfliegen ihre Stimme vernehmen lassen. In der Fremde auf dem Zuge ist der Kernbeißer ebenso scheu als in der Heimat. Er traut den Spaniern und Arabern durchaus nicht mehr, als seinen deutschen Landsleuten.

Am liebsten verzehrt der Kirschkernbeißer die von einer harten Schale umgebenen Kerne verschiedener Baumarten. „Die Kerne der verschiedenen Weiß- und Rothbuchen“, sagt mein Vater, „scheint er allen anderen vorzuziehen. Er beißt die Kirsche ab, befreit den Kern von dem Fleische, welches er wegwirft, knackt ihn auf, läßt die steinige Schale fallen und verschluckt den eigentlichen Kern. Dies Alles geschieht in einer halben, höchstens ganzen Minute und mit so großer Gewalt, daß man das Aufknacken auf dreißig Schritte weit hören kann. Mit dem Samen der Weißbuche verfährt er auf ähnliche Weise. Die von der Schale entblößten Kerne gehen durch die Speiseröhre gleich in den Magen, und erst, wenn dieser voll ist, wird der Kropf von ihnen angefüllt. Wenn die Bäume von

den ihnen zur Nahrung dienenden Sämereien entblößt sind, sucht sie der Kernbeißer auf der Erde auf. Deshalb sieht man ihn im Spätherbst und Winter oft auf dem Boden umherhüpfen. Außerdem frißt er auch Kornsämereien gern, geht deshalb im Sommer oft in die Gemüsegärten und thut an den Sämereien großen Schaden. Es ist kaum glaublich, wie viel ein einziger solcher Vogel von den verschiedenen Kohl- und Krautarten zu Grunde richten kann." Im Winter geht er stark auf die Vogelbeerbäume, ebenfalls nur der Kerne wegen. Außerdem verzehrt er Baumknospen und im Sommer sehr oft auch Kerbthiere, besonders Käfer und deren Larven. „Nicht selten", berichtet Naumann, „fängt er die fliegenden Maikäfer in der Luft und verzehrt sie dann, auf einer Baumspitze sitzend, stückweise, nachdem er zuvor Flügel und Füße derselben als ungenießbar weggeworfen hat. Ich habe ihn auch auf frischgepflügte Aecker, wohl einige hundert Schritt vom Gebüsch, fliegen, dort Käfer auflesen und seinen Jungen bringen sehen."

Je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, nistet der Kernbeißer ein- oder zweimal im Jahre, im Mai und Anfangs Juli. Jedes Paar erwählt sich ein umfangreiches Nistgebiet und duldet in diesem kein anderes seiner Art. „Das Männchen hält deshalb immer oben auf den Baumspitzen Wache und wechselt seinen Sitz bald auf diesen, bald auf jenen hohen Baum, schreit und singt dabei und zeigt eine außerordentliche Unruhe." Der Gesang selbst ist nicht viel werth. Naumann rechnet ihn zu dem schlechtesten von allen ihm bekannten. Schwirrende und scharfe Töne, welche dem wie „Zi" oder „Zick" klingenden Lockton sehr ähnlich sind, bilden ihn, und wenn mehrere Männchen zugleich singen, wird daraus, wie gedachter Forscher sagt, ein sonderbares, unangenehmes Geschwirr, welches man auf weit hin hören kann. Zum Glück erfreut das singende Männchen durch sein Lied sich und seine Gattin mehr, als den Menschen. Es singt stundenlang unter allerlei Wendungen und Bewegungen seines Leibes, welche sein behagliches Selbstgefühl deutlich genug ausdrücken. Das Nest steht hoch oder tief auf schwachen oder dünnen Zweigen, gewöhnlich aber gut versteckt. Seine erste Unterlage besteht aus dürren Reisern, starken Grashalmen, Würzelchen und dergleichen, die zweite Lage aus gröberem oder feinerem Baummos und Flechten, die Ausfütterung aus Wurzelfasern, Schweinsborsten, Pferdehaaren, Schafwolle und dergleichen. Das Gewebe seiner Wandungen ist nicht sehr dick; doch gehört es unter die gut gebauten Vogelnester. Seine ansehnliche Breite macht es leicht kenntlich. Die drei bis fünf Eier sind einen Zoll lang, ziemlich bauchig und auf schmuzig oder grünlich und gelblich aschgrauem Grunde mit deutlichen und verwaschenen braunen, schwarzbraunen, dunkelaschgrauen, hell- und ölbraunen Flecken, Strichen und Aederchen gezeichnet, um das stumpfe Ende herum am dichtesten. Das Weibchen brütet mit Ausnahme der Mittagsstunden, um welche Zeit es das Männchen ablöst. Die Jungen werden von beiden Eltern gefüttert, sehr geliebt und noch lange nach dem Ausfliegen geführt, gewartet und geäzt; denn es vergehen Wochen, bevor sie selbst im Stande sind, die harten Kirschkerne zu knacken.

Der Kernbeißer gehört durchaus nicht zu den beliebten Vögeln; ja, er macht sich einzelnen Grundbesitzern sogar sehr verhaßt. Der Schaden, welchen er in Kirschpflanzungen anrichtet, ist durchaus nicht unbedeutend. „Eine Familie dieser Vögel", sagt Naumann, „wird bald mit einem Baum voll reifer Kirschen fertig. Sind sie erst einmal in einer Anpflanzung gewesen, so kommen sie gewiß immer wieder, so lange es noch daselbst Kirschen gibt, und alles Lärmen, Klappern, Peitschenknallen und Pfeifen hält sie nicht ganz davon ab, alle aufgestellten Scheusale werden sie gewohnt. Schießen ist das einzige Mittel, sie zu verscheuchen, und Dies darf nicht blind geschehen, sonst gewöhnen sie sich auch hieran. Die gewöhnlichen sauren Kirschen sind ihren Anfällen am meisten ausgesetzt. In den Gemüsegärten thun sie oft großen Schaden an den Sämereien und in den Erbsenbeeten an den grünen Schoten. Sie zerschroten dem Jäger seine Beeren auf den Ebereschbäumen und richten andern Unfug an. Weit weniger Schaden würden sie thun, wären sie nicht so unersättliche Fresser und hätten sie nicht die Gewohnheit, einzelne Bäume, Beete und Pflanzungen immer wieder und so lange heimzusuchen, bis sie solche ihrer Früchte oder Samen gänzlich beraubt haben."

Es ist kein Wunder, daß der Mensch sich dieser ungebetenen Gäste nach Kräften zu entwehren sucht und Schlinge und Leimruthe, Netz, Falle und Dohne, das Feuergewehr und andere Waffen gegen sie in Anwendung bringt. Nächst ihm stellen die schnellen Falken den Alten, die Marder, Heher und Raben den Jungen nach. Viele Feinde aber haben weder diese noch die Alten, Dank ihrer Vorsicht und Scheu.

In der Gefangenschaft machen sich die Kernbeißer auch nicht liebenswürdig. Sie gehen zwar ohne alle Mühe ans Futter, gewöhnen sich an Rübsaat, Hanf, Leinen, Hafer und dergleichen, knacken artig Kirsch- und Pflaumenkerne auf, fressen Salat und dergleichen, verursachen also keine Mühe; sie werden auch bald sehr zahm: aber sie sind bei alledem langweilige und ihren Mitgefangenen gegenüber gefährliche Vögel. Ihre Zanklust stört das Leben in einem Gesellschaftsbauer unter allen Umständen, selbst dann, wenn der Störenfried eine Zeit lang sich gut beträgt. „Ich hatte einen Kernbeißer", erzählt Lenz, „welcher drei Jahre lang unter den andern Vögeln, namentlich heckenden Kanarienvögeln, herumflog, ohne irgend etwas Böses zu stiften. Im vierten fiel es ihm ein, mitzuhelfen. Er besah sich nun die Nester, fing an daran zu bauen und zu bessern, begann aber endlich, die Eier und gar die Jungen zu fressen, so daß ich ihn zuletzt entfernen mußte."

Vor seinem Schnabel muß man sich stets in Acht nehmen; denn er beißt stets und tüchtig und in Alles, was man ihm vorhält. Mein Vater sah einen Gefangenen im Besitz eines Studenten der edeln Musenstadt Jena, welcher in Folge dieser Eigenschaft von den Freunden des Vogelliebhabers oft betrunken gemacht wurde. Dies gelang sehr leicht. Die lustigen Gesellen füllten eine unten aufgeschnittene Federspule mit Bier und hielten sie dem Kernbeißer vor. So oft dieser in den offenen Theil der Spule gebissen hatte, richteten sie letztere aufrecht, so daß das Bier in den Schlund des Kernbeißers lief. Dieses Verfahren brauchte man nur einige Male zu wiederholen, und der dickköpfige Geselle war so betrunken, daß er beim Herumhüpfen hin und her taumelte.

Einer der schönsten Kernbeißer, vielleicht der prachtvollste von allen, bewohnt die noch wenig durchforschten nördlichen Länder Amerikas. Man hat ihn den Abendkernbeißer genannt, weil Cooper, sein Entdecker, behauptete, daß man nur in dem dämmernden Zwielicht jener hohen Breiten „seinen auffallenden und traurigen Ton vom Walde her schallen höre, während der schwermüthige Abendsänger selbst verborgen bleibe". Diese Angabe hat sich durch neuere Beobachtungen, welche Audubon mitgetheilt, nicht bestätigt. Demungeachtet bleibt der Vogel einer allgemeinen Theilnahme werth.

Der Abendkernbeißer (Hesperiphona vespertina), welchen die Indianer wegen seines prachtvollen Gefieders den Zuckervogel nennen, ist ungefähr 8 bis 8½ Zoll lang, wovon auf den Schwanz 3 Zoll zu rechnen sind. Der Flügel mißt vom Bug bis zur Schwingenspitze 4¾ Zoll. Beim Männchen sind Oberkopf, Flügel und Schwanz tiefschwarz, eine Binde, die von der Stirn an über die Augen verläuft, der mittlere Theil des Rückens und die ganze Unterseite aber, die unteren Flügel und Schwanzdeckfedern hochgelb, der Nacken, die Kopfseiten, Vorder- und Hinterhals, der Oberrücken und die Brust dunkelolivenbraun, die Schulterseiten gelb mit grünlichem Schimmer, die letzten Schwingen endlich blendend weiß. Alle einzelnen Farben sind sehr rein, doch nicht bestimmt von einander geschieden. Sie gehen allgemach in einander über und erhöhen dadurch die Schönheit des Thieres. Dem Weibchen fehlt das gelbe Band am Vorderkopf und der weiße Flecken auf den Hinterschwingen. Die übrigen Farben sind blässer, graulicher, die Schwungfedern theilweise weiß zugespitzt.

Weder Wilson noch Audubon kennen den prächtigen Vogel aus eigener Anschauung; Richardson hingegen erwähnt ihn als einen der häufigsten Bewohner der Ahornwälder in den

Ebenen des Saskatchewan. Townsend fand ihn häufig an dem Columbiafluß, und von diesem Forscher erhielten wir auch den ausführlichsten Bericht über das Leben.

„Der Abendkernbeißer", so schreibt er an Audubon, „ist sehr zahlreich in den Fichtenwäldern. Man kann kaum einen Fichtenhain betreten, ohne Scharen von ihm zu sehen. Sie sind so vertrauensselig und zahm, daß man leicht eine Menge aus ihnen erbeuten kann. Es ist behauptet worden, daß sie sich während des Tages still und zurückgezogen hielten und nur gegen den Abend hin sängen; hier aber vernimmt man ihre bemerkenswerthe Stimme während des ganzen Tages, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Dann ziehen sie sich zu ihren Schlupfplätzen in den Wipfeln alter Fichten zurück und rühren sich nicht mehr, bis der neue Morgen wieder anbricht. So habe ich es beobachtet; doch will ich nicht sagen, daß Dies zu allen Jahreszeiten und unter allen Umständen so sein möge. Jetzt (im Mai) sind die Vögel im Begriff zu brüten."

„Es scheint, als ob sie sehr gesellschaftlich wären; wenigstens sieht man nur selten einen einzelnen. Sie nähren sich von dem Samen der Fichten und anderer Bäume, welche sie von den starken Aesten auflesen und durch wiederholtes Aufspringen auf die äußersten Zweige ausschütteln. Ebensowohl aber als Sämereien verzehren sie eine Menge von den Larven der großen schwarzen Ameise, und wahrscheinlich deshalb sieht man sie oft auch auf den Stämmen der niederen Eichen sitzen, welche hier die Wälder umgürten. Ihre gewöhnliche Stimme, welche man sicher vernimmt, wenn sie Futter suchen, besteht in einem kreischenden Ton, den als Warnungsruf zu deuten ich anfänglich geneigt war. Gegen Mittag erheben sich die Männchen auf die luftigen Zweige der Fichten und beginnen hier zu singen. Der Gesang ist erbärmlich, und sie scheinen Dies zu fühlen; denn sie schweigen oft und sehen dann sehr unzufrieden aus. Nach längerem Schweigen fangen sie wieder an, ohne aber einen bessern Erfolg zu erzielen. Der Ton ist ein einziger, trillernder Ruf, außerordentlich ähnlich dem ersten Theile von dem Gesang unserer Wanderdrossel, aber nicht so sanft, und stockend, als ob der Sänger außer Athem wäre. Der Gesang, falls man ihn so nennen darf, ist nach meinen Begriffen langweilig und ermüdend. Ich lauschte stets nach der Fortsetzung und wurde regelmäßig getäuscht."

Ueber das Brutgeschäft des Abendkernbeißers erfahren wir leider Nichts durch die mir bekannten Schriftsteller, und ich weiß auch nicht, ob hierüber neuerdings Beobachtungen veröffentlicht worden sind. Es scheint, daß man den schönen Vogel nicht oft erlegt; denn er gehört in allen Sammlungen zu den größten Seltenheiten.

Beiläufig nur will ich des auffallendsten aller Kernbeißer gedenken. Er heißt Geospiza magnirostris und findet sich mit mehreren Verwandten auf den Gallopagos-Inseln. Sein ungeheurer Schnabel und der kurze Schwanz zeichnen ihn sehr aus; das Gefieder ist bei dem alten Männchen rabenschwarz, beim Weibchen braun; der Schnabel ist hornfarbig, der Fuß dunkel. Gedachter Kernbeißer lebt, wie seine nächsten Verwandten, hauptsächlich auf dem Boden und sucht sich hier allerhand Nahrung zusammen. Darwin sah einen furchtlos und gleichgiltig auf dem Rücken einer großen Eidechse sitzen.

* * *

Amerika und namentlich der Süden dieses Erdtheils ist reich an dickschnäbligen Finken; sie aber werden nicht zu den eigentlichen Kernbeißern gerechnet, sondern in einer eigenen Familie vereinigt. Wir können die hierher zu zählenden Kegelschnäbler nach Burmeister's Vorgange Papageifinken (Pityli) nennen. Sie sind Kernbeißer mit Hakenschnabel, kurzen Flügeln und langem Schwanze. Der Schnabel ist gewöhnlich sehr stark, dick, bauchig, kegelförmig, die Spitze des Oberschnabels hakig,

über die des unteren gebogen und hinter dem Haken ausgekerbt, der Mundrand mehr oder weniger eingebogen, schwach winkelig. Die erste Schwinge ist stets beträchtlich verkürzt, die dritte neben der vierten in der Regel am längsten. Der lange Schwanz ist meist zugerundet oder zugespitzt, seltener abgestutzt oder ausgeschnitten. Die Beine sind kräftig; der Lauf ist ziemlich hoch, die Zehen sind mittellang. Das Gefieder ist voll, ziemlich weich, meist ohne Metallglanz, oft einfarbig grau oder grünlicholivengrau, seltener rothgelb oder schwarz und noch seltener durch lebhafte Farbenfelder ausgezeichnet.

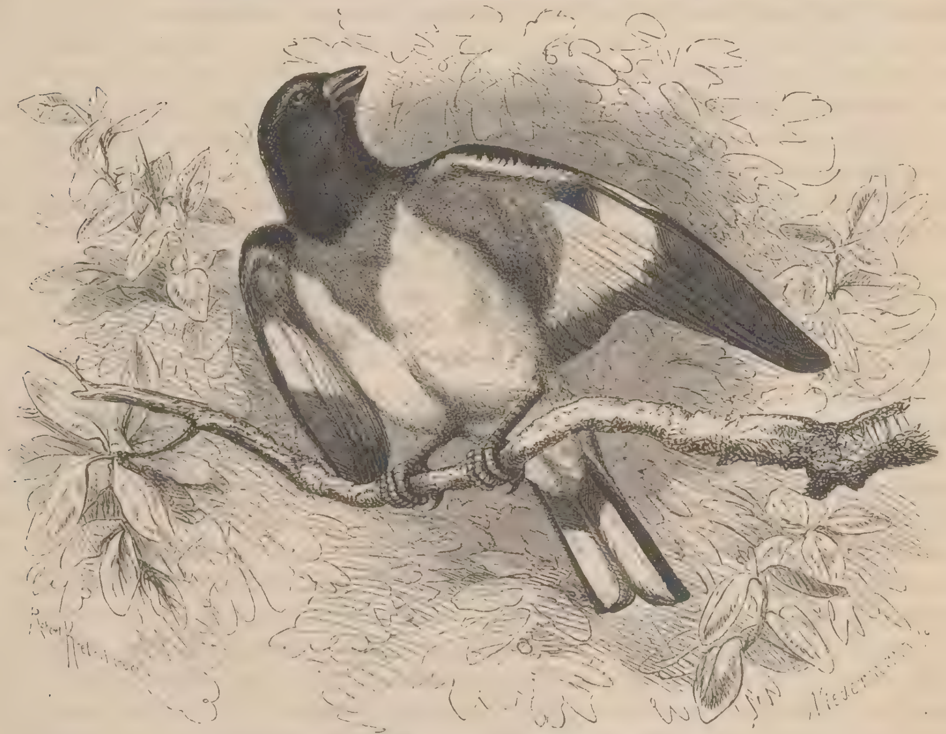
Südamerika insbesondere muß als die Heimat dieser Vögel betrachtet werden; in Nordamerika kommen verhältnißmäßig wenige Arten vor. Sie haben in ihrem Wesen sehr viel mit unsern Kernbeißern, aber auch Manches mit den Gimpeln gemein, bewohnen mehr die Gebüsche und Vorwälder, als den eigentlichen Urwald und fressen harte Sämereien, Beeren und Kerbthiere. Die meisten sind klanglose Geschöpfe, von denen man höchstens kurze Locktöne hört; andere hingegen sind berühmt wegen ihrer Lieder und deshalb hochbeliebte Stubenvögel.

Die Reihe mag ein Amerikaner eröffnen und zwar eine der prächtigsten Arten, welche wir als ein Mittelglied zwischen den Kernbeißern und den Papageifinken ansehen dürfen.

„Einst im Monat August“, erzählt Audubon, „als ich mich mühselig längs der Ufer des Mohawkflusses dahinschleppte, überkam mich die Nacht. Ich war wenig bekannt in diesem Theile des Landes und beschloß deshalb, da zu übernachten, wo ich mich gerade befand. Der Abend war schön und warm; die Sterne spiegelten sich wieder im Flusse; von fern her tönte das Murmeln eines Wasserfalles. Mein kleines Feuer war bald angezündet unter einem Felsen und ich neben ihm dahingestreckt. In behaglicher Ruhe, mit geschlossenen Augen, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und befand mich bald in einer geträumten Welt. Da plötzlich drang mir in die Seele der Abendgesang eines Vogels, so klangvoll, so laut, wegen der Stille der Nacht, daß der Schlaf, welcher sich bereits auf meine Lider herabgesenkt hatte, wieder von hinnen floh. Niemals hat mich der Wohllaut der Töne mehr erfreut. Er bebte mir durchs Herz und machte mich glückselig. Fast hätte ich meinen mögen, daß selbst die Eule durch den süßen Wohllaut erfreut war; denn sie blieb still diese Nacht. Lange noch, nachdem die Töne verklungen waren, freute ich mich über sie, und in dieser Freude schlief ich ein.“

Der Vogel, von welchem der dichterische Forscher so begeistert spricht, ist der rosenbrüstige „Kernbeißer“ (Coccoborus ludovicianus), ein Thier, ebenso erfreulich für das Auge, als sein herrlicher Gesang für das Ohr. Seine Länge beträgt 7 Zoll 3 Linien, die Breite 11 Zoll 2 Linien, die Fittiglänge 3 Zoll 8 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll 8 Linien. Der Leib ist gedrungen, der Flügel mittellang und breit, der Schwanz verhältnißmäßig kurz, leicht ausgerundet, der Schnabel kurz, stark, spitzig, fast kegelförmig, der Oberkiefer nur kurzhakig übergebogen. Das Gefieder ist weich und glänzend, seine Färbung bunt, aber ansprechend. Der ganze Kopf einschließlich des Oberhalses und Nackens, der Rücken, die Schwingen und der Schwanz sind glänzend schwarz, die erste Reihe der Deckfedern, die Spitzen der zweiten Reihe und die Wurzelhälfte der ersten Schwingen aber weiß, wodurch zwei weiße Flügelbänder entstehen. Dieselbe Farbe zeigen die Innenfahne der drei äußern Schwanzfedern, die Brustseiten und der Bauch; der Unterhals aber und die Brustmitte sind prachtvoll karminroth, welche Farbe auch auf den Unterflügeldeckfedern sich zeigt, hier jedoch licht überflogen ist. Der Schnabel ist weißlich, der Augenstern lichtbraun, der Fuß graubraun. Das Weibchen ist auf olivengrauem Grunde dunkelbraun gefleckt; letztere Farbe zeigt jede einzelne Feder in der Mitte. Ueber das Haupt verläuft eine gelbe, dunkelbraun gefleckte und jederseits dunkelbraun gesäumte Längsbinde; über und unter dem Auge zieht sich ein weißer Streifen dahin; der Zügel ist braun. Ueber den Flügel verlaufen ebenfalls zwei lichte Bänder; sie sind aber schmäler und düsterer, als bei dem Männchen. Die Schwingen und der Schwanz sind braun, die Untertheile licht gelbbraun, der Hals, die Brust und die Seiten mit dunkelbraunen Längsflecken besetzt, die Unterflügeldeckfedern rosenroth überflogen.

„Ich habe", fährt Audubon fort, „diesen prachtvollen Vogel oft beobachtet in den unteren Theilen von Louisiana, Kentucky und Cincinnati, schon im März, wenn er ostwärts zog. Er flog dann in einer bedeutenden Höhe in der Luft, und nur zuweilen setzte er sich auf die Spitze des höchsten Baumes im Walde, als ob er ein wenig ruhen wollte. Ich habe ihn auf seiner Wanderschaft verfolgt, in Pennsylvanien, Newyork und andern östlichen Staaten, durch die britischen Provinzen von Newbraunschweig und Newschottland bis Newfundland, wo er häufig Brutvogel ist; aber niemals sah ich ihn in Labrador und ebensowenig an der Küste von Georgia oder Carolina, obgleich er hier in den Gebirgen vorkommt. Längs der Ufer des Schuylkilflusses, zwanzig oder dreißig Meilen von Philadelphia, traf ich ihn zu Ende Mais in zahlreicher Menge; ich fand ihn auch in den großen Fichtenwäldern desselben Staates, noch häufiger aber in Newyork und vorzugsweise längs des prächtigen Flusses, dessen ich oben gedachte. Am Ontario und Eriesee sind sie ebenfalls häufig."



Der rosenbrüstige Kernbeißer (Coccoborus ludovicianus).

„Der Flug des rosenbrüstigen Kernbeißers ist hart, geradeaus, aber ziemlich anmuthig. Auf dem Zuge streicht er hoch über die Wälder dahin und stößt ab und zu einen klaren Ton aus, während er zu schweigen pflegt, wenn er sich niedergelassen hat. Dies geschieht dann gegen Sonnenuntergang, und zwar wählt er sich immer den höchsten Baumwipfel, auf welchem er sich aufrecht und steif hält, so lange er hier verweilt. Nach wenigen Minuten senkt er sich gewöhnlich in ein Dickicht hernieder, um in diesem die Nacht zu vollbringen."

Die Nahrung besteht in allerhand Gesäme, namentlich in Grassämereien, sodann aus verschiedenen Beeren und im Frühling aus Knospen und zarten Blüthen. Nebenbei jagt er Kerbthiere und zwar häufig auch im Fluge, wie andere Finken Dies ebenfalls zu thun pflegen.

Das Nest fand Audubon von Ende Mais an bis zum Juli in den obersten Zweiggabeln niederer Büsche, häufig aber auf höheren Bäumen, am liebsten auf solchen, welche neben einem Wasser

stehen. Es besteht aus trockenen Baumzweigen, zwischen denen einige Blätter und die Rinde der wilden Rebe eingewebt sind; innen ist es mit zarten Würzelchen und Roßhaaren ausgekleidet. Vier Eier bilden das Gelege. Beide Geschlechter brüten, wie es scheint, nur ein Mal im Jahre. Die Jungen brauchen drei Jahre, bevor sie die volle Pracht ihres Gefieders erhalten. Sie werden, so lange sie klein sind, mit Kerbthieren gefüttert; später erhalten sie Sämereien, welche die Eltern vorher in ihrem Kropf aufgeweicht hatten.

Die wenigen Vogelliebhaber, welche bisjetzt über das Gefangenleben des rosenbrüstigen Kernbeißers berichten, sind einstimmig in dessen Lobe. Er gilt für einen der besten und unermüdlichsten Sänger. Sein Gesang ist reich an Weisen, und höchst wohllautend. Die einzelnen Töne sind voll und klar. Bei guter Witterung singt er während der Nacht, wie Nuttall sagt: „mit all den verschiedenen, ergreifenden Tönen der Nachtigall, und es scheint, daß er, wenn er sich dem Gesange mit Eifer hingibt, vor Entzücken über denselben in die höchste Aufregung versetzt wird. Die Töne sind schmetternd, jetzt laut, klar und voll, dann klagend und hierauf wieder lebhaft und endlich zart, süß und gehalten. Kurz, ich glaube, daß nicht ein einziger unserer Vögel, mit alleiniger Ausnahme des Spottvogels, im Gesang ihn übertrifft".

Ueber das Betragen in der Gefangenschaft hat Bachmann seinem Freunde Audubon berichtet. „Eines Frühlings", so schreibt er, „schoß ich ein prachtvolles Männchen des rosenbrüstigen Kernbeißers vom Baum herab. Es war nur an einem Fuße verwundet, fiel aber doch vom Baum herab auf den Grund, und ehe es wieder zu sich selbst gekommen war, hatte ich es ergriffen. Da mir kein Gebauer zur Hand war, ließ ich es in dem Raume fliegen, welchen ich zu meinem Studirzimmer erwählt hatte. Ehe noch eine Stunde verstrichen war, schien der Gefangene Lust zum Fressen zu zeigen. Korn und Weizen wurde verschmäht, Milchbrod dagegen mit Begierde genommen. Am nächsten Tage zeigte er sich schon sehr zahm, sein inzwischen geschwollener Fuß schmerzte ihn aber, und er nahm deshalb eine genaue Untersuchung vor. Er fing an, in die wunde Stelle zu beißen und beendete seine Untersuchung damit, daß er den ganzen Fuß wegbiß. Der Stummel heilte in wenig Tagen, und der Vogel gebrauchte ihn später ebenso gut, wie den gesunden Fuß. Später brachte ich meinen Kernbeißer in einen Bauer, in welchem er sich augenblicklich eingewöhnte. Er fraß das verschiedenste Futter, zog aber Welschkorn und Hanf dem übrigen vor. Auf Kerbthiere war er erpicht, Heuschrecken und Grillen fraß er mit Begierde. Zuweilen saß er stundenlang auf der Lauer nach Fliegen, und oft schnappte er Wespen weg, welche von den in seinen Käfig gelegten Früchten naschen wollten. In den Mondscheinnächten sang er zuweilen prachtvoll, selten aber laut. Dabei hielt er sich bewegungslos in derselben Stellung, während er am Tage beim Singen mit den Flügeln zu schlagen pflegte."

„Er war mein liebenswürdigster und angenehmster Gesellschafter während dreier Jahre. Oft entschlüpfte er seinem Käfig, niemals aber zeigte er den leisesten Wunsch, mich zu verlassen; denn wenn er wirklich entflogen war, kehrte er mit Sonnenuntergang stets zurück. Sein Singen währte im Sommer ungefähr sechs Wochen, im Herbst etwa zwei Wochen, während des übrigen Jahres ließ er nur seinen Lockton vernehmen. Im Winter mußte ich ihn nach dem geheizten Zimmer bringen; denn er schien von der Kälte zu leiden. Sie wurde wahrscheinlich die Ursache seines Todes."

Der auch in Europa wohlbekannte Kardinal (Cardinalis virginianus) ist der Vertreter einer zweiten Sippe unserer Familie. Ein etwas gestreckter Leib, kurze Flügel, ein langer, in der Mitte ausgeschweifter Schwanz, ein kurzer, kräftiger und spitziger, an der Wurzel sehr breiter Schnabel, dessen Firste gekrümmt und dessen Oberkiefer in der Mitte stark ausgebuchtet ist, sowie endlich ein aufrichtbarer Schopf kennzeichnen diese Sippe.

Der Kardinal oder Haubenkernbeißer wird 8 Zoll 3 Linien lang und 11 Zoll 3 Linien breit. Die Fittiglänge beträgt 3 Zoll 8 Linien, die Länge des Schwanzes 3 Zoll 11 Linien. Das

Männchen im Hochzeitskleide ist ein schöner, aber ziemlich einfarbiger Vogel. Sein weiches und etwas glänzendes Gefieder ist sehr gleichmäßig dunkelroth, auf dem Kopfe scharlachroth, am Gesicht und an der Kehle aber tief schwarz. Die Innenfahnen der Schwingen sind lichtbraun, ihre Schäfte dunkelbraun; der Schnabel ist korallenroth, der Augenring dunkelgraubraun, der Fuß blaßbräunlich, aschbläulich überlaufen. Bei dem Weibchen ist die Haube kürzer und die Färbung des Gefieders blässer. Der Hinterkopf, Nacken und Oberrücken sind graubräunlich, die Stirn, die Augenbrauen und die Haube bräunlichhochroth, fast reinroth, die Flügel dunkelbräunlichroth, die einzelnen Schwingen und Schwanzfedern graubraun gerandet, die Unterseite olivengelbbraun, auf der Brust und Bauchmitte röthlich. Der Schnabel ist etwas blässer roth, als beim Männchen.

Aus den Berichten Wilson's, Nuttall's, Audubon's, des Prinzen von Wied und A. Gerhardt's geht hervor, daß der Kardinal über ganz Nordamerika verbreitet und da, wo er vorkommt, häufig ist. In den südlichen Staaten ist er gemein, in den hochnordischen dagegen fehlt er gänzlich. Die Küstenländer scheint er zu bevorzugen; doch fand man ihn auch ziemlich weit nach Westen hin. In gelinden Wintern verweilt er jahraus, jahrein an demselben Orte; bei strengerer Witterung soll er eine kleine Wanderschaft nach Süden hin antreten. Er ist ein angenehmer Vogel, welcher wegen seines prachtvollen Gefieders schon von weitem in die Augen fällt und eine wahre Zierde des Waldes bildet, besonders im Winter, wo er den entlaubten Bäumen zum größten Schmuck gereicht. Nach Prinz von Wied hält er sich am Tage gern in den dichtverwirrten Zweigen der Schlingpflanzen auf, und vonhieraus streift er dann nach den benachbarten Feldern und Gärten, falls ihm der Wald selbst nicht genug Nahrung bietet. Man begegnet ihm ebensowohl in der Nachbarschaft der Städte, als im tiefsten und einsamsten Walde.

„Man sieht ihn“, sagt Audubon, „in unsern Feldern, Baumgängen und Gärten, ja oft genug im Innern unserer südlichen Städte und Dörfer. Es ist ein seltener Fall, daß man in einen Garten kommt, ohne daß man einen der rothen Vögel gewahrt, wie er durch die Zweige schlüpft. Aber wo er auch sein mag, er ist überall willkommen, der Liebling Jedermanns, so glänzend ist sein Gefieder, so reich ist sein Gesang.“

Der Kardinal hält sich während des Sommers paarweise, im Herbst und Winter hingegen in kleinen Gesellschaften. Er verträgt sich gut mit allerlei kleinem Geflügel, nicht besonders aber mit andern seiner Art, am allerwenigsten während der Brutzeit. Im Winter kommt er, wenn er im Lande bleibt, nicht selten in das Gehöft des Bauern herein, und pickt hier vor der Scheuer mit Sperlingen und Tauben, mit Schneevögeln, Sumpf- und Singsperlingen, geselligen Ammern und andern das Gesäme auf, dringt in offene Ställe und Böden oder sucht an den Einhegungen der Gärten und Felder nach Sämereien aller Art. Mit seinem dicken Schnabel weiß er sehr geschickt die harten Körner des Mais zu zerkleinern, Hafer zu enthülsen und Weizen zu zermalmen: es fehlt ihm deshalb selten an Winterfutter. In einem benachbarten Heuschober oder einem dichtwipfeligen Baume findet er eine geeignete Nachtherberge, und so übersteht er den Winter ziemlich leicht. Er ist ein unruhiger, unsteter Gesell, welcher sich nur minutenlang an ein und derselben Stelle aufhält, sonst aber fortwährend hin und her fliegt und hüpft. Im Sitzen trägt er den Leib sehr wagrecht und läßt den Schwanz grade herabhängen, wippt ihn aber fortwährend und stelzt ihn nicht selten. Auf dem Boden bewegt er sich hüpfend mit ziemlicher Geschicklichkeit, im Gezweig mit großer Gewandtheit. Der Flug ist hart, schnell, ruckweise und sehr geräuschvoll, wird aber ungern weit ausgedehnt. Wechselseitiges Ausbreiten und Zusammenlegen, Zucken und Wippen des Schwanzes begleitet ihn, wie alle übrigen Bewegungen.

Wenn der Winter streng wird, wandert der Kardinal aus und streift dann im Lande umher. Anfangs März erscheint er wieder, regelmäßig in Gesellschaft anderer Zugvögel. Seine Reisen werden, so zu sagen, theilweise zu Fuß zurückgelegt. Er hüpft und schlüpft, nach Audubon, von Busch zu Busch und fliegt von einem Wald zum andern. Wie bei manchen andern Vögeln pflegen die Männchen um mehrere Tage früher zu erscheinen, als die Weibchen.

Bald nach seiner Ankunft sieht man ihn gepaart, und nun beginnen eifersüchtige Kämpfe zwischen den Männchen. Sie sind so streitlustig, daß sie sich mit Wuth auf jeden Eindringling in ihr Gehege stürzen, ihm unter schrillem Geschrei von Busch zu Busch folgen, heftig in der Luft mit ihm fechten und nicht eher ruhen, als bis der Fremde ihr Gehege verlassen hat. Dann pflegen sie zurückzukehren und ihrer Freude in schmetterndem Gesang Ausdruck zu geben. Die Anhänglichkeit der Gatten ist sehr groß. „Als ich", sagt Audubon, „gegen Abend eines Februartages das Männchen eines Paares im Stellbauer gefangen hatte, saß am andern Morgen das Weibchen dicht neben dem Gefangenen, und später fing es sich auch noch."

Der Nistplatz ist ein Busch, ein Baum nahe am Gehöft, inmitten des Feldes, am Waldrande oder im Dickicht, je nach Gelegenheit. Ein Flußufer scheint zu den erwünschtesten Brutorten zu gehören. Nicht selten findet man das Nest in unmittelbarer Nähe eines Bauernhauses und oft nur wenige Ellen entfernt von dem eines Spottvogels. Es besteht aus trockenen Blättern und Zweigen, namentlich stacheligen Reisern, welche mit Halmen und Rebenschlingen verbunden sind. Die Mulde wird mit zarten Grashalmen ausgelegt. Vier bis sechs Eier von schmuzig weißer Farbe, über und über mit olivenbraunen Flecken gezeichnet, bilden das Gelege. Sie haben Aehnlichkeit in der Färbung mit denen der Kalanderlerche oder mit denen unseres gemeinen Haussperlings, ändern aber sehr ab: Gerhardt versichert, daß man fast niemals ein Gelege finde, in welchem alle von gleicher Färbung wären.

In den nördlicheren Staaten brütet der Kardinal selten mehr als ein Mal, in den südlichen zuweilen drei Mal im Jahre. Die Jungen werden nur wenige Tage von ihren Eltern geführt, dann aber ihrem Schicksale überlassen. Allerlei Körner, Getreide- und Grassämereien, Beeren und wahrscheinlich auch Kerbthiere bilden ihre Nahrung. Im Frühling verzehren sie die Blüthen des Zuckerahorns, im Sommer Holderbeeren, nebenbei jagen sie eifrig nach Käfern, Schmetterlingen, Heuschrecken, Raupen und andern Kerbthieren. Nach Wilson soll Mais ihre Hauptnahrung sein, und sie außerdem den Kirschen, Aepfeln und Beeren der Kerne wegen sehr nachgehen, auch den Bienen zuweilen in unerwünschter Weise nachstellen.

Die amerikanischen Forscher rühmen ziemlich einstimmig den Gesang unseres Kernbeißers, die europäischen Beobachter hingegen und zumal die deutschen finden nicht, daß das Lied des Vogels begeistern könne. „Die Meinung", sagt Wilson, „welche so gewöhnlich in Europa ist, daß der Sang in den Wäldern Amerikas sich mit den Vogelliedern der europäischen Waldungen nicht vergleichen ließ, kann ich nicht für richtig halten. Wir können keinen Vergleich ziehen zwischen der Tiefe der Waldungen Amerikas und den bebauten Feldern Englands; denn es ist eine wohlbekannte Sache, daß die Singvögel sich selten in ersteren finden. Laßt uns aber gleiche Oertlichkeiten der vereinigten Staaten und Europas mit einander vergleichen, und man wird finden, daß gerade die Westhälfte bevorzugt ist. Die wenigen von unsern Singvögeln, welche nach Europa hinüber gebracht worden sind, haben dort die besten Kenner wegen ihres Gesangs in Verwunderung gesetzt."

„Die Töne des Kardinals sind denen der Nachtigall vollständig gleich, und diese Töne, so klar und ausgezeichnet sie auch sein mögen, stehen doch noch weit unter denen der Walddrossel und ebenso unter denen der Braundrossel. Unser unnachahmlicher Spottvogel ist ebenso der Nachtigall ebenbürtig anerkannt, und sie alle sind noch nicht der zehnte Theil unserer Singvögel. Könnten die Europäer an einem Maiabend gegen Sonnenuntergang an unsern Waldsäumen auf den Vogelgesang lauschen: sie würden wahrhaftig zufrieden sein. Man hat den Kernbeißer oft die virginische Nachtigall genannt, und er verdient seinen Namen wegen der Klarheit und Verschiedenheit seiner Töne, welche ebenso wechselnd, als klangvoll sind und vom März bis zum September vernommen werden."

„Der Gesang", sagt Audubon, „ist zuerst laut und klar und erinnert an die schönsten Töne des Flageoletts, mehr und mehr aber sinkt er herab, bis er gänzlich erstirbt. Während der Zeit der Liebe wird das Lied dieses prachtvollen Sängers mit großer Macht vorgetragen. Er ist sich seiner Kraft bewußt, schwellt seine Brust, breitet seinen rosigen Schwanz, schlägt mit seinen Flügeln und

wendet sich abwechselnd zur Rechten und zur Linken, als müsse er sein eigenes Entzücken über die wundervollen Töne seiner Stimme kundgeben. Von neuem und immer von neuem werden diese Melodien wiederholt; denn der Vogel schweigt nur, um Luft zu schöpfen. Man hört ihn lange bevor, ehe die Sonne den Himmel im Osten vergoldet, bis zu der Zeit, wenn das flammende Gestirn Licht und Wärme herniedersendet und alle Vögel zu zeitweiliger Ruhe zwingt, und sobald die Natur wieder aufathmet, beginnt der Sänger von neuem, und, als habe er niemals seine Brust angestrengt, ruft er das Echo wach in der ganzen Nachbarschaft und ruht nicht eher, als bis die Abendschatten um ihn sich verbreiten. Tag für Tag verkürzt der Rothvogel das langweilige Geschäft des brütenden Weibchens, und von Zeit zu Zeit stimmt auch dieses mit ein mit der Bescheidenheit ihres Geschlechts. Wenige von uns verweigern diesem süßen Sänger den Zoll der Bewunderung. Wie erfreulich ist es, wenn bei bedecktem Himmel Dunkel die Wälder deckt, so daß man meint, die Nacht sei schon hereingebrochen, wie erfreulich, plötzlich die wohlbekannten Töne dieses Lieblingsvogels zu vernehmen! Wie oft habe ich mich dieses Vergnügens erfreut, und wie oft möchte ich mich dessen noch erfreuen!"

Dieser dichterischen Auslassung gegenüber nehmen sich die Urtheile europäischer Forscher eigenthümlich aus. „Sein Gesang", sagt Prinz von Wied, „ist nicht ausgezeichnet und klingt mehr sonderbar, als angenehm." „Sein Gesang", versichert Gerhardt, „entspricht keineswegs seiner Schönheit. Er klingt wie „Dihu, duiduiduiduiduiduidi". Der Lockton ist ein kurz ausgestoßenes „Zip" oder „Tip".

Im Käfig läßt sich der Kardinal ohne Mühe erhalten. Er nimmt mit dem einfachsten Körnerfutter vorlieb, ist hart und ausdauernd und kann, in einem größeren Raum freigelassen, zur Fortpflanzung gebracht werden. Aber auch er hat Etwas von den Eigenschaften seines deutschen Verwandten: er ist zänkisch im Bauer und beunruhigt die andern Brutvögel. Ich glaube nicht, ihm Unrecht zu thun, wenn ich annehme, daß er es war, welcher in unserm Gesellschaftsbauer die Brut eines seiner Verwandten aus Japan vernichtete.

Die Südamerikaner bezeichnen mit dem Namen Kardinal einen andern dickschnäbligen Kernbeißer, welchen wir Dominikanerfink zu nennen pflegen. Er bildet mit einigen andern die Gruppe der Graufinken (Paroaria), so genannt, weil das Gefieder bleifarben ist. So pflegt mindestens der Rücken gefärbt zu sein, während die Bauchseite weiß und der Kopf gewöhnlich roth ist. Die Gestalt dieser Vögel ist verhältnißmäßig schlank, der Flügel ziemlich spitz, fast bis zur Mitte des mäßig langen, abgerundeten Schwanzes reichend. Der Schnabel ist noch ziemlich dick, aber gerade, die Spitze kaum hakig, der Mundrand etwas eingebogen, mit leichter Winkelung neben der Mitte, das Bein mittellang und kräftig.

Der Dominikanerfink (Paroaria dominicana) wird 6½ Zoll lang und 10½ Zoll breit; der Fittig mißt 3⅓ Zoll, der Schwanz 3 Zoll. Das Gefieder ist auf Nacken, Rücken, Flügel und Schwanz dunkelschiefergrau, auf der Unterseite weiß, längs der Brustseiten hier und da schiefergrau gefleckt; der Kopf, die Kehle und die Mitte des Vorderhalses mit Ausnahme der schwarzen Ohrdecken aber sind dunkelblutroth, am Hinterhalse durch ein weißes Band von dem grauen Nacken getrennt. Der Oberschnabel ist schieferschwarz, der Unterschnabel weißlich, der Augenring braun, das Bein fleischbraun. Das Weibchen soll von dem Männchen nicht bedeutend verschieden sein.

Auch dieser schöne Kernbeißer kommt sehr oft nach Europa herüber und ist deshalb hier wohl bekannt. In seinem Vaterlande wird er häufig im Käfig gehalten, obgleich er ein langweiliger, einfältiger Gesell ist und nicht einmal seine Landsleute zu ähnlichen Lobeserhebungen veranlaßt hat, wie sein nördlicher Verwandter die Nordamerikaner. Er verbreitet sich über ganz Nordbrasilien und wird namentlich bei Bahia, Para und am Amazonenstrome gefunden. Wie alle seine Sippschaftsgenossen

lebt er paarweise einzeln im Gebüsch der Vorwälder. Eigentlich häufig ist er nirgends. Er ist, wie Prinz von Wied sagt, ein stiller, einfältiger Vogel, welcher einen hellen Lockton und einen kurzen zwitschernden Gesang hat. Man hält ihn oft im Käfig, weil er sehr gut ausdauert und wenig Mühe verursacht. Im Thiergarten zu Frankfurt hat er sich fortgepflanzt.

Kleinere Arten dieser Familie sind das Pfäffchen (Sporophila oder Gyrinorhyncha minuta), ein Vögelchen von 4 Zoll Länge, mit schwarzer Oberseite, rostrothem Bürzel und solcher Unterseite beim alten Männchen oder brauner Oberseite, rostrother Brust und rostgelber Unterseite beim Weibchen, welchem auch das Junge ähnelt.

Das Pfäffchen lebt wie seine Verwandten vorzugsweise auf den grasigen Ebenen Brasiliens und ernährt sich dort von Sämereien. Alle diese Vögelchen sind schmucke, angenehme Thierchen, mit wohl-



Der Dominikanerfink (Paroaria dominicana).

lautender Stimme; sie werden nur dann unangenehm, wenn sie plündernd in die Felder einfallen. Von den Brasilianern werden sie als Stubenvögel gehalten und hoch geschätzt.

Die Merkmale der Sippe liegen in dem kleinen gimpelartigen Schnabel mit hakig herabgebogener Spitze, in dem verhältnißmäßig langen Flügel, dem kurzen Schwanz und dem vorherrschend schwarzen Rückengefieder der Männchen.

Aus Sancta Fe de Bogota stammt ein anderes Glied der Familie, der Diademruderfink (Catamblyrhynchus diademata). Er ist 5¼ Zoll lang; der Flügel mißt 2⅓ Zoll. Der Schnabel ist sehr dick, durchaus gimpelartig, der Oberkiefer kaum hakig, der Flügel abgerundet, der Schwanz seitlich wenig verkürzt, der Fuß sehr stark. Zügel, Wangen, Halsseiten und die ganze Unterseite sind

kastanienbraun, die Stirn und der Vorderkopf orangegelb, Hinterkopf und Nacken schwarz, die Oberseite übrigens bläulichgrau, auf Schwingen und Schwanz bräunlich, erstere breit blaugrau gerandet. Ein schmaler Zügelstreif ist schwarz, der Schnabel ebenso, der Fuß braun gefärbt.

Ueber die Lebensweise kenne ich keine Angabe.

Der aschblaue Papageifink, welcher der Familie ihren Namen verlieh (Pitylus coerulescens), ist ein sehr großer Fink von 9 Zoll Länge und 12 Zoll Breite; der Fittig mißt gegen 4 Zoll, der Schwanz ungefähr ebensoviel. Der Schnabel ist sehr dick, bauchig gewölbt, jedoch seitlich zusammengedrückt, der Mundrand eingebogen, in der Mitte winkelig ausgebuchtet, die Spitze stumpfhakig übergebogen. Die Flügel sind kurz und reichen zusammengelegt noch nicht über die oberen Schwanzdeckfedern hinab. Die beiden ersten von den schmalen Schwingen sind stufig gekürzt; die dritte ist die längste von allen. Der Schwanz ist sehr lang; seine drei äußeren Federn sind stark verkürzt, die sechs mittleren gleich lang. Die zierlichen, mittelhohen Beine stehen fast in einem Mißverhältniß zu dem Schnabel. Das Gefieder ist ziemlich weich, aber nicht besonders voll. Beim Männchen ist seine Färbung dunkelschwärzlichschiefergrau, in das Indigoblaue spielend, auf dem Mantel und den Flügeln blaugrünlich, glänzend; das Gesicht, die Zügel, die Gegend bis zum Auge, die Ohrdecken, der Vordertheil und die Seiten des Halses, Kinn, Kehle und Oberbrust sind tiefschwarz; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, erstere am hinteren Rande weißlich; die inneren Flügeldeckfedern sind reinweiß. Die Iris ist graubraun, der Schnabel auf der Firste dunkelschwärzlichbraun oder hornbraun, im übrigen aber zinnoberroth; die Beine sind bräunlichschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den weniger lebhaften Schimmer auf den Obertheilen, die minder dunkelschwarze Kehle, sowie überhaupt durch matteres Gefieder und einen blaßrothen Schnabel. Beim jungen Männchen ist das Gefieder weniger rein und dunkel, als beim alten Vogel, die schwarze Kehle minder deutlich abgegrenzt und der Schnabel da, wo er bei den Alten roth ist, hellcitronengelb.

Von Sankt Paulo an bis Bahia und darüber hinaus scheint dieser Papageifink überall paarweise vorzukommen; er ist jedoch nirgends häufig. Den tiefen Wald scheint er zu meiden; dagegen liebt er mehr die Waldränder und die buschigen, sonnigen Triften. „Er hielt sich“, sagt Prinz von Wied, „besonders an den Grenzen einiger im Urwald angelegten Pflanzungen auf, wo man ihn in den hohen luftigen Baumkronen umherfliegen, aber auch zuweilen die niederen Gebüsche durchkriechen sah. Mit dem dunkeln Gefieder und dem rothen Schnabel nimmt er sich alsdann sehr nett aus. Gewöhnlich hielten sich diese Vögel in jener Zeit (Januar) paar- oder familienweise zusammen. Ihre Lockstimme gleicht etwa der unseres Kernbeißers: sie ist ein etwas zischender oder zirpender Ton.“

Dies ist Alles, was ich zu berichten weiß; neuere und ausführlichere Beobachtungen sind mir nicht bekannt geworden. Burmeister gibt im wesentlichen nur die Angaben des Prinzen wieder.

Dem vorstehend beschriebenen nah verwandt ist der Maskenpapageifink der brasilianischen Wälder (Caryothraustes brasiliensis). Die Schnabelbildung ähnelt der eben beschriebenen; doch ist der Schnabel nicht ganz so bauchig und nicht so hoch, groß und stark, aber immer noch dick, gewölbt, an der Spitze ziemlich starkhakig herabgebogen. Die Flügel sind verhältnißmäßig lang; sie reichen zusammengelegt bis fast zur Mitte des allerdings auffallend kurzen Schwanzes herab. Dieser ist leicht abgerundet, in seinen äußern Federn nur wenig verkürzt. Die Beine sind ebenfalls schwach. Das Gefieder ist derber, seine Färbung eine lebhafte und schöne.

Unser Vogel ist fast so groß, wie der deutsche Kernbeißer, nämlich 6½ bis 7 Zoll lang, mit 3 Zoll 7 Linien langem Fittig und 3 Zoll langem Schwanze. Das ganze Gesicht ist kohlschwarz, die Stirn, die Gegend über dem Auge, Kopf und Halsseiten, der Unterhals und die Mitte der Brust und

des Bauches aber sind schön lebhaft gelb, die Brust und Leibesseiten olivenfarben überlaufen. Die Oberseite ist olivengrün, die Schwungfedern sind graubraun mit stark grünen Rändern und einem gelben Hintersaum; die graubraunen Schwanzfedern sind an der Innenfahne fahlgraubraun, an der äußeren olivengrün, die beiden mittelsten fast gänzlich olivengrün. Die Iris ist braun, der Schnabel glänzend schwarz, an der Wurzel etwas heller, bei alten Vögeln bleigrau. Die Beine sind hellfleischbraun.

Der Maskenpapageifink verbreitet sich über den größten Theil Amerikas und ist in Brasilien an einzelnen Stellen nicht selten. Man begegnet ihm hier sogar in kleinen Flügen in den inneren Waldungen. An andern Orten kommt er nur paarweise und einzeln vor. Ueber seine Lebensweise fehlen Beobachtungen.

Mehrere sehr dickschnäbelige, kurzflügelige und langschwänzige Papageifinken mit olivengrünem Gefieder auf Rücken und Flügeln Südamerikas werden von den Guaranern Habias genannt, und dieser Name ist schon in so viel wissenschaftliche Bücher übergegangen, daß auch wir ihn anwenden wollen. Zur ausführlicheren Kennzeichnung mag dienen, daß der lange Schwanz ziemlich kurz abgerundet, d. h. in der Mitte gerade und außen nur wenig verkürzt, daß der kurze Flügel sehr stark abgerundet und die erste Schwinge verkümmert, das Bein sehr kräftig und endlich, daß der schwarze Schnabel hoch, ziemlich stark, seitlich zusammengedrückt, die Spitze fast gerade, der Mund am Rande stark eingebogen und die Firste sanft gekrümmt ist.

Eine schon seit Azara's Zeit bekannte Art ist der Capi (Saltator coerulescens), ein schlanker Vogel von der Größe unserer Amsel von 8 Zoll Länge und 12 Zoll Breite, mit 4 Zoll langen Fittigen und 3½ Zoll langem Schwanze. Das Gefieder ist bläulichschiefergrau, auf Nacken, Rücken und Flügel gelbbraun überlaufen, besonders auf den vordersten großen Deckfedern; der Zügel und ein Streif am obern Augenrande und die vom schwarzen Kinnstreif seitlich begrenzte Kehle sind weiß, die Oberbrust ist grau, die Unterbrust und Bauchmitte weißlichgrau, der Steiß wie die Innenseite der Flügel rostgelb, aber grau gefleckt, der Schwanz dunkelschiefergrau. Der Schnabel ist hornbraungrau, längs der Ränder etwas lichter, der Augenstern rothbraun, der Fuß schieferschwarz.

Die Habias sind hauptsächlich im Süden Brasiliens bis Paraguay hin und von der Ostküste bis über die Cordilleren hinweg bis zur Westküste ziemlich häufig. Sie bewohnen Gärten, Hecken, Gebüsche und Buschwälder, nicht aber die eigentlichen Waldungen. Ueberall sind sie häufige Standvögel. Man sieht sie in Paaren oder zu kleinen Trupps vereinigt, welche gewöhnlich von verschiedenen Arten gebildet werden. Diese nähern sich ohne Scheu den Wohnungen der Landleute und werden in den Gärten nicht selten lästig.

„Stets im Innern der Gebüsche“, berichtet d'Orbigny, „ungefähr in der Mitte der Höhe derselben, thun diese Vögel weiter Nichts, als mit großer Lebendigkeit umherzuhüpfen. Dabei suchen sie ihre Nahrung, welche aus Körnern, Knospen, Schnecken und Kerbthieren besteht. Nebenbei verschmähen sie auch das Fleisch nicht, welches in der Nähe der Wohnungen getrocknet wird. Sie kommen selten zum Boden herab; wenn Dies aber geschieht, bewegen sie sich hüpfend mit wenig Anmuth. Ihr Flug ist nicht schnell, oft unterbrochen und ermüdend. Ihre Stimme ist unbedeutend; gewöhnlich vernimmt man nur einen oft wiederholten Schrei als Lockton.“ Doch sagt Azara, daß sie in der Zeit ihrer Liebe ein kleines, genugsam abwechselndes und ansprechendes Liedchen zum Besten geben. Im Käfig singen sie nicht. Im Monat November bauen sie sich in den höchsten und dichtesten Aesten der Gebüsche ein großes Nest aus Wurzeln von verschiedener Dicke, welche ohne besondere Sorgfalt zusammengeschichtet werden. In ihm findet man zwei oder drei Eier von grünlichblauer Farbe, welche mit feinen schwarzen Linien und Flecken am stumpfen Ende bedeckt sind. Andere Arten erbauen das Nest aus Mos.

Ueber das Gefangenleben des Vogels erfahren wir durch Azara Einiges. „Ich hielt“, so berichtet er, „während einiger Monate eine Habia dieser Art in einem Käfig, in welchem bereits einige andere kleine Vögel lebten. Mit ihnen vertrug sich der Capi ganz leidlich. Er fraß Brod, hartes wie weiches, gekochten Mais, Blüthen, Früchte, Mos, mit einem Worte Alles, aber nicht in der Art und Weise wie andere Vögel, sondern nach Art der Säugethiere. Wenn der Bissen groß war, hielt ihn die Habia weder mit dem Fuße fest, oder warf ihn in die Höhe, sondern nahm ihn in den Schnabel und kaute ihn, ohne ihn dabei loszulassen, bis der Bissen im Mund gerecht geworden war.“

Es scheint, daß nur ein Forscher, wie Azara, an einer gefangenen Habia Vergnügen finden kann; denn die Berichte über diese Vögel sind äußerst dürftig. Wir erfahren nicht einmal, ob sie bei den Landsleuten, denen sie zuweilen beschwerlich fallen, beliebt sind oder nicht.

An die Habias schließen sich naturgemäß einige auffallende Vögel an, welche man Pflanzenmähder (Phytotoma) genannt hat.

Schon Molina, der erste Naturbeschreiber Chiles, erwähnt eines von ihnen und berichtet namentlich über die Lebensweise sonderbare Dinge. Die Leibesbeschreibung des Vogels ist nicht zu brauchen; man merkt ihr, wie d'Orbigny sehr richtig sagt, ohne Mühe an, daß sie nur nach dem Gedächtniß niedergeschrieben wurde. Ueber die Lebensweise sagt er Folgendes: „Der Pflanzenmähder nährt sich von Kräutern, hat aber die böse Eigenschaft, sie nicht eher zu fressen, als bis er den Stengel dicht an der Wurzel abgesägt hat. Oft schneidet er Pflanzen blos zum Zeitvertreib ab, ohne ein Blatt davon zu fressen. Die Einwohner befehden ihn daher ohne Unterlaß und geben den Knaben, welche seine Eier ausnehmen, eine gute Belohnung. Da ihm diese Nachstellung bekannt ist, baut er sein Nest in die dichtesten Bäume und an schattige, wenig besuchte Orte. Ungeachtet dieser Vorsicht hat er sich sehr vermindert, und von dem Eifer, mit welchem ihn die Einwohner auszurotten suchen, darf man schließen, daß er sich nicht mehr erhalten wird, falls seine Nachkommenschaft nicht unterlassen sollte, ihren bösen Namen zu bethätigen.“

Lange Zeit hielt man die von dem Vogel verübten Uebelthaten für eine vollständige Fabel, wie solche Fremden erzählt und von diesen geglaubt zu werden pflegen. Neuere Beobachtungen aber haben ergeben, daß wenigstens Etwas an der Sache ist. Auffallend genug will es mir vorkommen, daß die Quellen über die Pflanzenmähder noch immer spärlich fließen, und manche sogar als unklare betrachtet werden müssen. So sagt Pöppig, welcher monatelang Gelegenheit hatte, den Pflanzenmähder zu beobachten, in seiner „Reise nach Chile u. s. w.“ wörtlich Folgendes: „Einige kleine, aber unansehnliche Waldvögel sind die einzigen Bewohner des Thales und kommen höher hinauf nicht vor. Doch ist es erfreulich genug, daß man die seltene Phytotoma, einen Vogel von der Größe unserer Ammer, hier eher erhält, als in den niederen Gegenden, wo die ewige Verfolgung sie in der That an Zahl sehr vermindert und sehr scheu gemacht; denn was Molina von seiner bösen Gewohnheit, Pflanzen am Boden abzuschneiden und von dem Hasse erzählt, welchen die Landbewohner gegen ihn fühlen, ist völlig wahr.“ In der „illustrirten Naturgeschichte des Thierreichs“ von demselben Forscher dagegen heißt es: „Nach Molina's sehr übertriebener Schilderung verdirbt sie eine Menge krautartiger Pflanzen; denn um zu ihrem Samen zu gelangen, soll sie die Stengel nahe am Boden absägen und zumal in Gärten solche Verwüstungen anrichten, daß auf ihre Austilgung einst Prämien gesetzt worden sind. Man weiß heutzutage Nichts von dieser schädlichen Thätigkeit und betrachtet die Rarita, wie jeden andern körnerfressenden Vogel, der, wenn er freilich scharenweise irgendwo einfällt, dem Landmann Schaden zufügen kann. Keimende Pflanzen frißt die Rarita allerdings gern; indessen theilt sie diesen Appetit mit den Sperlingen und andern nordischen Vögeln, welchen darum Niemand die Macht zutrauen wird, alle Mühen des Landmanns zu vereiteln.“ Diese Quelle ist also nicht zu brauchen, und wir würden noch Nichts über den betreffenden Vogel wissen, hätten wir nicht durch Kittlitz, d'Orbigny, Boeck und Landbeck Einiges erfahren, etwa Folgendes:

Die Pflanzenmähder sind dickschnäblige Finken, welche in Gestalt und Wesen den Habias sehr ähneln, sich aber von diesen und allen übrigen Kegelschnäblern dadurch unterscheiden, daß ihre Schnabelränder sägenartig mit feinen Zähnen besetzt sind. Dieses Merkmal ist so eigenthümlich, daß man die Pflanzenmähder bereits als Vertreter einer eigenen Familie aufgestellt hat, und dagegen wäre auch gar Nichts zu sagen, dürfte man den Schnabel allein als Maßstab gelten lassen. Mit Ausnahme dieses allerdings wichtigen Werkzeuges gleichen die Pflanzenmähder durchaus den Habias. Ihr Flügel ist ebenso kurz und fast ebenso gerundet, ihr Schwanz ebenso lang, ihr Fuß ganz so gebaut: sie sind, mit einem Worte, von jenen nur als scharf bezeichnete Sippe zu trennen.

Auch in ihren Sitten gleichen sie nach d'Orbigny durchaus den Habias, in deren Gesellschaft sie sich gewöhnlich finden. Sie leben in kleinen Flügen oder paarweise in Büschen und Hecken und nähren sich von Früchten, Knospen und Blättern.

Molina beschrieb die Rarita oder Rara (Phytotoma Rara), welche er nach ihrem Geschrei benannt hat. Ihre Länge beträgt reichlich 6½ Zoll, ihre Breite gegen 11 Zoll, die Fittiglänge 3⅓ Zoll, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Gefieder ist bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich gefärbt. Es erinnert an das Wiesenkleid unseres Pipers. Die Oberseite ist dunkelolivengrün, jede Feder mit schwärzlichen Schaftstrichen und breitem gelblichgrünen Rande; die Unterseite ist gelbgrün mit dunkleren Strichen längs der Federschäfte. Die Stirn ist rostroth, der Kopf dunkler, mit schwarzen Schaftstreifen; Kehle und Bauch sind gelb, die Oberbrust und die Schwanzfedern von unten an gesehen bis zum dunkeln Enddrittel rostroth; die Schwingen sind dunkelgrau, fast schwarz, licht gerandet, mit zwei weißen, durch die Enden der Deckfedern gebildeten Binden; die Schwanzfedern sind auf der Außenfahne und am Ende dunkel, auf der Innenfahne rostroth. Beim Weibchen sind alle Farben blässer und graulicher. Schnabel und Füße sind schwarzgrau, die Iris ist hochkarminroth. D'Orbigny unterscheidet noch zwei andere Arten, von denen er eine zu Ehren Azara's benannt hat, und die andere als bolivianischen Pflanzenmähder aufführt.

„Wir haben den Pflanzenmähder", sagt d'Orbigny, „auf dem östlichen Abhange der bolivianischen Anden oft gefunden, immer in trockenen öden Gegenden des gemäßigten Gürtels auf Hügeln und Ebenen, niemals aber in den heißen, feuchten und buschreichen Thälern, nach welchen er nicht herabzusteigen scheint. Man kann sagen, daß er im Getreidegürtel lebt; denn wir haben ihn niemals weder über noch unter dieser Grenze gesehen. Er hält sich immer in der Nähe der bewohnten und bebauten Gegenden auf und ist sehr gemein. Man sieht ihn während des ganzen Jahres allein, in Paaren, oder in kleinen Gesellschaften unter Habias, mit denen er die Weinberge und Gärten durchstreift und die Pflanzungen verwüstet, indem er die Schößlinge abschneidet, die Früchte anbeißt &c., und zwar geschieht Dies ohne alle Scheu; denn bisjetzt hat man noch gutwillig sich von diesem Schmarotzer plündern lassen, ohne nach Mitteln zu suchen, ihn zu vertreiben."

„Seine Gewohnheiten sind die der Habias. Der Flug ist kurz und niedrig, niemals ausgedehnt. Auf den Boden haben wir ihn nie herabkommen sehen. Sein oft wiederholter Ruf ist unangenehm. Er klingt wie das knirschende Geräusch einer Säge."

Kittlitz und Boeck vervollständigen diese Angaben: „Die Weinbeeren begannen jetzt reif zu werden", sagt der Erstere, „und in den Gärten zeigten sich zahlreiche Vögel, denen jene zur Nahrung dienen. In einem dieser Gärten, der ziemlich verwildert schien, erhielt ich bald hinter einander nicht weniger, als sechs Stück von einem Vogel, der nur zu der damals noch für fabelhaft gehaltenen Gattung der Pflanzenmähder gehören konnte. Der Magen enthielt bei allen Weinbeeren und Reste von grünen Blättern; auch war die Schnabelsäge grün gefärbt. Ich sah diesen Vogel nie am Boden, sondern meist in den Wipfeln ziemlich hoher Obstbäume. Seine Trägheit und Sorglosigkeit ist groß. Von zwei neben einander sitzenden schoß ich den einen; der andere blieb ruhig sitzen, bis er ebenfalls daran kam."

Auch Boeck bestätigt die Angaben über die Schädlichkeit dieses Pflanzenmähders. „Sein gezähnter Schnabel", sagt er, „ist ein furchtbares Werkzeug zur Vernichtung der jungen Schößlinge,

denen er äußerst schädlich ist, und Dies umsomehr, da er besonders morgens und abends in der Dämmerung seinem Raube nachstellt. Dieser besteht vorzüglich in jungen Pflanzen, welche er dicht am Boden abmäht, und von deren Saft sein Schnabel oft grün gefärbt ist. Kein Wunder, daß er gehaßt, gefürchtet und verfolgt wird. Landbeck vertilgt, was er vor sein Rohr bekommt; denn manche zarte Pflanze des Gartens ist schon von dem Pflanzenmähder vernichtet worden. Am Tage sitzt dieser häufig auf den Spitzen der Sträucher und Bäume, auf Pfählen der Umzäunung und ist nicht schwer anzuschleichen und zu erlegen. Auf dem Boden drückt und verbirgt er sich gern in die Furchen. Wären diese Thiere so scharenweise vorhanden, wie andere Finken, es käme keine einzige Gemüsepflanze in der Provinz davon. Seine Nahrung zwingt ihn, in der Nähe von bebauten Plätzen sich aufzuhalten. Im Winter streicht er weg, wohin, weiß ich noch nicht." Der alte Molina ist somit vollkommen gerechtfertigt; denn auf das Urtheil eines Forschers, wie Landbeck, dürfen wir uns unbedingt verlassen.



Die Rarita oder Rara (Phytotoma Rara).

Ueber das Brutgeschäft des Pflanzenmähders schweigen die neueren Beobachter; Molina aber erwähnt beiläufig, daß die Eier auf weißem Grunde roth getüpfelt sind.

* * *

Ueber den größten Theil Amerikas verbreitet sich eine artenreiche Gruppe von eigenthümlichen Vögeln in Finkengestalt, welche sich durch die Pracht ihres Gefieders so auszeichnen, daß die hierher gehörigen Arten kaum verkannt werden können, so schwer es auch sein mag, ihnen, wie der ganzen Gruppe überhaupt, eine passende Stellung in der Reihenordnung der Kegelschnäbler anzuweisen. Noch heutigen Tags sind sich die Naturforscher keineswegs einig, welche Stellung sie gedachten Vögeln, den Tangaras, anweisen sollen. Die Meisten vereinigen sie allerdings mit den Kegelschnäblern; Andere aber wollen diese Verwandtschaft nicht gelten lassen. Wir dürfen sie, meines Erachtens nach, bei den Sperlingsvögeln belassen.

Die Tangaras, welche wir Farbenfinken nennen könnten (Tanagrae), sind Kegelschnäbler von der Größe unseres Sperlings und darüber, mit sehr verschiedenem, immer aber kegelförmigen, auf der Spitze schwach gebogenen Schnabel, dessen leicht hakiger Oberkiefer vor der Spitze eine schwache Einkerbung zeigt. Die Flügel und der Schwanz sind von mittlerer Länge. Das Gefieder ist ziemlich derb, bunt und brennend gefärbt, meist blau, grün, roth mit Schwarz und Weiß gemischt, wenn auch diese Färbung in der Regel nur den Männchen zukommt, während das Weibchen stets ein matteres, unscheinbareres Federkleid trägt.

Der größte Theil Amerikas beherbergt ein oder das andere Mitglied dieser Familie. Die Wendekreisländer des Erdtheils müssen als die eigentliche Heimat betrachtet werden. Die Tangaras leben hauptsächlich in Waldungen, einige Arten auf den höchsten Bäumen, die andern im niedern Gebüsch. In unmittelbarer Nähe des Menschen siedeln sie sich selten an; wohl aber fallen sie oft verheerend in die Pflanzungen ein und werden dann sehr lästig, trotz ihrer erfreuenden Farbenpracht. Im stillen Wald entzücken sie den Forscher; denn sie fallen schon von weitem durch ihr lebhaftes Gefieder auf und werden den hohen Bäumen zur herrlichen Zierde. Doch ist ihre Farbenpracht das Einzige, welches sie anziehend macht; denn im übrigen sind sie stille und langweilige Geschöpfe.

Die Gabe des Gesanges ist ihnen fast gänzlich versagt; sie sind höchstens im Stande, einige wenige, kaum zusammenhängende Töne hervorzubringen. Nur einzelne sollen einen leisen Gesang haben.

Die Nahrung ist verschiedener Art; doch scheinen Beeren oder weiche saftige Zucker- und mehlhaltige Fleischfrüchte geringerer Größe das Hauptfutter zu bilden. Viele fressen nebenbei auch Kerbthiere, einzelne Sippen schon ausschließlich trockene Sämereien.

Wenige Arten nur werden in der Gefangenschaft gehalten, und keine einzige ist fähig, sich hier die Liebe des Menschen zu erwerben.

In der Neuzeit ist die Familie der Tangaras in zwei Unterabtheilungen, welche wir Horden nennen wollen, zerfällt und jede einzelne dieser Abtheilungen wieder in viele Sippen getheilt worden. Es wird für unsern Zweck genügen, wenn die bekanntesten derselben hier Erwähnung finden.

Eine dieser Sippen umfaßt die eigentlichen Tangaras, verhältnißmäßig große Mitglieder der Gruppe mit seitlich zusammengedrücktem, gebogenen, kegelförmigen, fast gradspitzigen Schnabel, dessen Obertheil nur eine schwache Kerbe zeigt, mit mäßig spitzen und mittellangen Flügeln, deren erste Schwinge wenig kürzer als die zweite, längste ist, mit einem ziemlich langen, nach dem Ende hin etwas breiteren, leicht ausgeschnittenen Schwanz und grünlich oder bläulichgraulichem, wenig lebhaften Gefieder, welches sich hinsichtlich der Geschlechter verhältnißmäßig wenig unterscheidet.

Eine Art dieser Sippe ist die Schmucktangara (Tanagra ornata). Ihre Länge beträgt 7 Zoll, wovon der Schwanz 2¾ Zoll einnimmt; der Flügel mißt vom Bug bis zur Spitze 3 Zoll 8 Linien. Beim Männchen sind Kopf, Hals, Brust und Bauch bis zu den Beinen indigoblau, hier und da graulich, weil die so gefärbten Wurzeln der Federn durchblicken, die Mitte des Bauches, die Schenkel und der Steiß grünlich aschgrau. Der Rücken ist schmuzig grünlich grau, indigoblau überlaufen; die kleinen Deckfedern am Flügelbuge sind blau, wie die vorher genannten Theile, die kleinsten Deckfedern hingegen citronengelb; der ganze übrige Flügel ist graubraun mit grünen Federsäumen. Der Schwanz ist graubraun; die mittleren Federn sind grün überlaufen, die übrigen grün gesäumt. Beim Weibchen sind alle Theile, welche beim Männchen blau sind, auf graugrünem Grunde bläulich überlaufen; die grüne und gelbliche Zeichnung der Flügel ist blässer und wenig ansehnlich.

Alle Waldungen der mittleren Küstenstrecken Brasiliens beherbergen die Schmucktangara in zahlreicher Menge. Nach Norden hin verbreitet sie sich vom Amazonenstrom bis über Guiana. Sie liebt die lichten Waldungen und die Pflanzungen, hält sich hier aber immer einzeln oder paarweise. Beweglich und munter, belebt sie alle Gebüsche der abwechselnd offenen Gegenden, nähert sich den menschlichen Wohnungen, ist nicht scheu und besucht besonders gern die Orangen- und Fruchtbäume in der Absicht, sie zu plündern. Die gewöhnliche Stimme ist ein einfacher Lockton; das Männchen läßt aber in der Paarungszeit auch einen kurzen, leisen Gesang vernehmen. Das Nest wird in einem dichten Busch oder niederen Baum angelegt und ähnelt in seinem ganzen Bau dem unseres Grünlings.

Auf dieses Wenige beschränken sich die Angaben, welche mir zu Gebote stehen.

Weit besser sind wir über die in Nordamerika vorkommenden Arten der Familie unterrichtet, Dank der Beobachtung eines Wilson, Audubon, Prinz von Wied und anderer Forscher. Wir haben es hier hauptsächlich mit zwei Arten zu thun, welche beide der Sippe der Feuertangaras (Pyranga) angehören. Die hierher zu zählenden Vögel sind schlank gebaut, ihre spitzen Flügel mäßig lang, beinahe bis zur Mitte des mittellangen, abgerundeten Schwanzes reichend; der Schnabel ist dick, kegelförmig, aber etwas gewölbt, am Mundrande stark eingebogen, in der Mitte des Oberkieferrandes zackig ausgebogen, an der Spitze fast gerade, mit kaum sichtbaren Spuren einer Kerbe. Das Gefieder ist derb und glatt, beim Männchen gewöhnlich roth, beim Weibchen regelmäßig gelb.

Der Flachsvogel der Amerikaner (Pyranga rubra) ist die am häufigsten vorkommende und am weitesten verbreitete Art der beiden erwähnten. Die Länge beträgt 6½ Zoll, die Breite 10½ Zoll, der Fittig mißt gegen 4, der Schwanz 2¾ Zoll. Das Männchen im Hochzeitskleide ist bald beschrieben. Ein prachtvolles Scharlachroth bildet die Grundfärbung, von welcher die tiefschwarzen Flügel und der ebenso gefärbte Schwanz lebhaft abstechen. Dieses Roth wird hervorgebracht durch die Spitzen der Federn; denn die Wurzeltheile sind weiß. Beim lebenden Vogel sieht man von den letzteren Nichts; beim ausgestopften hingegen schimmert die lichte Färbung häufig durch das Roth, und Dies ist der Grund, weshalb der Flachsfink im Leben um so viel schöner aussieht, als sein künstlich zubereiteter Balg. Bald nach der Brütezeit legt das Männchen sein Prachtkleid ab und erscheint dann in dem einfachen Gewande des Weibchens, welches auf der Oberseite zeisiggrün, auf der unteren gelblichgrün ist. Die Mauser beginnt bereits im August, und durch sie erhält das Männchen zunächst ein Uebergangskleid, welches sehr schön roth und grün gefleckt ist und es ebenfalls recht nett kleidet.

Der Sommerrothvogel oder die eigentliche Feuertangara (Pyranga aestiva) ist etwas größer als ihre Verwandte, 6¾—7¼ Zoll lang, 11 Zoll breit und ebenfalls roth, auf den Flügeln und Schwanz, aber nicht schwarz, sondern hellbräunlich zinnoberroth, wie das ganze Kleid überhaupt sanfter gefärbt ist. Das Weibchen ist olivengrün, auf Kopf und Hals bräunlich überlaufen, auf der Unterseite gelb, längs der Mitte der Brust und des Unterleibes röthlich überlaufen. Sehr alte Weibchen erhalten zuweilen ein Kleid, welches dem des männlichen Vogels ähnelt; sie werden „hahnfederig", wie der Vogelkundige zu sagen pflegt. Auch das Männchen dieser Tangara nimmt nach der Brutzeit die Tracht des Weibchens an, und die jungen Männchen ähneln der Mutter.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich beide Feuertangaras sehr. Sie bewohnen die an verschiedenen Baumarten reichen, großartigen Wälder Amerikas und leben hier, still und zurückgezogen, paarweise. Gewöhnlich sieht man sie hoch oben auf den Spitzen der Bäume.

„Als wir im Frühjahre 1834", sagt der Prinz, „den Missouri wieder hinabreisten und im Monat Mai die großen geschlossenen Waldungen des untern Missouri erreichten, durchstreiften wir jene hohen, geschlossenen und wild gedrängten Forsten von mancherlei Baumarten, wo eine einsame Ruhe herrschte und mancherlei fremdartige Vögelstimmen sich vernehmen ließen. Unter zahlreichen

Vögeln sahen wir hier häufig auf der Spitze der höchsten Bäume den scharlachrothen Vogel im hellen Sonnenlichte glänzen, wo er sich prachtvoll gegen den blauen Himmel malte, und waren entzückt von diesem Anblick."

Nicht selten nahen sich die Tangaras aber auch den Pflanzerwohnungen und kommen selbst in die Gärten herein, gewöhnlich als ungebetene Gäste, welche von Beeren und Früchten oder auch wohl den Flachsknoten ihren Zoll erheben. Sie sind nirgends häufig, werden aber überall bemerkt: der Sommerrothvogel ist eine in ganz Amerika bekannte Erscheinung. Seinen Namen führt er, weil sein Aufenthalt in den vereinigten Staaten nur etwa vier Monate beträgt. Er erscheint im Monat Mai und verläßt das Land wieder in der Mitte des Septembers. „Um diese Zeit", sagt Audubon, „würde es schwer sein, ein einziges Paar Tangaras zu entdecken." Die scharlachrothe Tangara erscheint etwas früher, bereits im April, und verläßt das Land auch später.

Der Sommerrothvogel wandert bei Tage, die Scharlachtangara bei Nacht, hoch über die Wälder dahinstreifend, wobei beide oft ihren Lockton ausstoßen: — zwei einfache Silben, welche Wilson durch „Tschip Tschurr", Audubon durch „Tschiki, Tschuki, tschuk" wiedergibt. Es scheint, daß sie sich auch auf dem Zuge kaum zu Gesellschaften vereinigen, sondern selbst während der Reise ihr einsames Leben fortführen. Die Scharlachtangara ist nach den Angaben des Prinzen von Wied auch in Brasilien ein häufiger Vogel, möglicherweise jedoch nur während der Wintermonate, welche sie unter dem milden Himmel des Südens verbringt.

Das Betragen dieser Tangaras muß sehr einförmig sein, weil keiner von den gedachten Forschern etwas Ausführliches zu erzählen weiß. Sie sprechen von der Pracht des Gefieders, von dem reizenden Anblick, welchen die Vögel gewähren, entschuldigen sie wegen ihrer Gesangsarmuth und sagen höchstens noch, wie Wilson, daß sie bescheidene, zurückgezogene, friedliche Vögel seien. „Der Flug", berichtet Audubon, „geschieht in einer gleitenden Weise, wenn sie durch den Wald ziehen, gewöhnlich zwischen den Wipfelzweigen der Bäume dahin." Auf den Boden herab kommen sie selten; er bietet ihnen auch die gesuchte Speise nicht. Im Gezweig bewegen sie sich wenig, und nur selten zeigen sie eine gewisse Lebhaftigkeit, indem sie sich aufrichten, mit den Flügeln schlagen und dabei ihre einfachen Töne ausstoßen. Oefters sieht man sie einem vorüberziehenden Kerbthiere zu Liebe sich erheben, dieses fliegend verfolgen und wo möglich im Fluge fangen; denn zeitweilig besteht ihre Nahrung, wie die der meisten Verwandten, fast ausschließlich aus Kerbthieren. Wilson fand ihren Magen gefüllt mit den Ueberresten der Bienen.

Das Nest ist ein schlechter Bau, welcher in den untern Zweigen eines Baumes angelegt wird, gewöhnlich in einer Astgabel. Die Tangaras scheinen sich keine große Mühe zu geben, es zu verbergen. Prinz von Wied versichert, daß ein weiblicher Vogel, den er brütend fand, „höchst gemüthlich sitzen blieb" und dem Forscher seine Betrachtungen ganz in der Nähe gestattete. Oft sieht man das Nest auf Zweigen über befahrenen Wegen, in den Wäldern gewöhnlich auf den Bäumen, welche eine offene Stelle umgeben. Trockene Halme und Wurzeln bilden die Außenwandungen, feineres Gras den Ausbau. Es ist so wenig auf den Zweigen befestigt, daß man es durch Schütteln leicht herunterwerfen kann.

Das Gelege besteht aus vier oder fünf Eiern von lichtblauer oder dunkelgrünlichblauer Farbe, welche bei den Scharlachtangaras mit röthlichblauen und lichtpurpurnen Punkten getüpfelt sind. Beide Geschlechter brüten zwölf Tage und füttern auch gemeinschaftlich die Jungen auf, hauptsächlich mit Kerbthieren. Im Anfang des Juni sieht man die ersten ausgeflogenen Jungen in Gesellschaft ihrer Eltern, mit denen sie sich bis zur Zugzeit zusammenhalten.

Wilson erzählt eine hübsche Geschichte von der Elternliebe unserer Vögel: „Eines Tages fing ich eine junge Scharlachtangara, welche erst vor wenig Tagen ihr Nest verlassen hatte. Ich trug sie eine halbe Meile weit mit mir weg, steckte sie in einen Käfig und hing diesen im Garten ohnweit eines Gelbvogel-Nestes auf, in welchem ich Junge wußte, hoffend, daß die Gelbvögel sich des Fremdlings annehmen würden. Die arme Waise aber wurde, ungeachtet ihres kläglichen Geschreies, gänzlich

vernachläßigt. Aus meiner Hand nahm sie kein Futter an, und ich wollte sie wieder zurücktragen nach dem Orte, von welchem ich sie gebracht. Da sah ich gegen Abend eine Scharlachtangara, unzweifelhaft eins der Eltern, rund um den Käfig fliegen und sich abmühen, um in das Innere zu kommen. Als der Alte fand, daß Dies unmöglich, flog er weg, kehrte aber bald darauf zurück, mit Futter im Schnabel; so trieb er es bis nach Sonnenuntergang; dann nahm er seinen Sitz auf einem der höheren Zweige des Baumes. Mit Tagesanbruch war er wieder in derselben Thätigkeit, wie am Tage vorher und fuhr in ihr fort, bis zum Abend, trotz aller Anfechtung seitens der Gelbvögel. Am dritten und vierten Tage zeigte er sich in hohem Grade besorgt, dem Gefangenen die Freiheit zu verschaffen, und gebrauchte alle Laute der Angst und Zärtlichkeit, um das Junge zu vermögen, daß es zu ihm komme. Dies war zuviel für den Beobachter: der Gefangene wurde befreit, flog zu seinem Erzeuger, und dieser nahm ihn, unter lauten Ausrufen der Glückseligkeit, mit sich in seine Wälder!"

In der Gefangenschaft sieht man diese Tangaras selten. Man kann sie leicht mit Körnern und Früchten erhalten, wie Gundlach von einer verwandten Art angibt, hauptsächlich mit reifem Pisang. Doch erfreuen sie den Besitzer keineswegs: sie sind zu still und ruhig, und ihr Gesang ist zu unbedeutend, als daß sich der Mensch für solche Stubengenossen begeistern könnte. Nach Europa herüber kommen einzelne solcher Gefangenen, immer aber selten: ich habe sie nur in wenigen Thiergärten lebend angetroffen.

Eine zahlreiche Genossenschaft kleiner Vögel von Ansehen der Buchfinken, Zeisige, Hänflinge, welche aber sehr bunt und prächtig gefärbt sind, hat man Callisten (Calliste) genannt. Ihr Schnabel ist verhältnißmäßig kurz, schlank, aber etwas hoch, seitlich zusammengedrückt, auf der Firste scharfkantig, an der Spitze schwach gekerbt. Die Augenlider sind mit einem Kranze kleiner platter Federn umgeben; Flügel und Schwanz sind von mäßiger Länge; der Schwanz ist schmalfedrig und etwas ausgeschnitten; die Beine sind zierlich, die Läufe ziemlich hoch, die Zehen kurz. Das Gefieder ist sehr bunt, bei den Männchen reiner und klarer, als bei den Weibchen, sonst jedoch nicht verschieden; nur die Jungen sind matter gefärbt.

Die Callisten finden sich in den Gebüschen der Waldgegenden Brasiliens, leben hier in kleinen Trupps zusammen und unterscheiden sich von andern Tangaras hauptsächlich dadurch, daß sie sich ausschließlich von Sämereien ernähren.

Eine der hervorragendsten Arten dieser Gruppe ist die rothnackige Calliste (Calliste festiva), ein kleiner Vogel von 5¼ Zoll Länge, dessen Flügel 2½ und dessen Schwanz 2 Zoll mißt. Seine Gestalt ist sehr zierlich und schlank gebaut, das Gefieder äußerst glatt und zart, die Färbung allerliebst. Der vorderste Stirnrand und der Zügel, die Nasenfedern, die Wurzel des Unterkiefers, das Kinn und der Oberrücken sind schwarz, der Hintertheil der Stirn, sowie die kleinen Federchen am Rande des Augenlids schön grünblau, der ganze übrige Oberkopf bis in den Nacken, und auch die Kehle prächtig ultramarinblau. Hinter und unter dem Auge und an der Wurzel des Unterkiefers beginnt ein breiter, prachtvoll zinoberrother Streifen, welcher die Backen, die Ohrgegend, den Seitenhals und unter dem blauen Hinterkopf den ganzen Nacken einnimmt. Im übrigen ist ein lebhaft glänzendes Grün, welches blos an Steiß und Unterschenkeln ins Gelbliche übergeht, die vorherrschende Färbung. Die Flügel sind bräunlich schwarz, alle Federn mit breiten, lebhaft grünen Rändern; der Flügelbug aber ist durch einen schön orangefarbenen Streifen noch besonders geschmückt. Die Schwanzfedern ähneln den Schwingen in der Färbung, sind aber überall stark grün überlaufen. Der Schnabel ist glänzend schwarz, der Fuß schieferschwarz, nach Wied graulichfleischbraun. Das Weibchen gleicht dem Männchen durchaus; seine Färbung ist nur ein wenig matter und der Anfang des grünen Rückentheils schwarz gefleckt.

Das Waldgebiet der Ostküste Brasiliens von Sankt Paulo bis zu dem Amazonenstrom hin und jenseits desselben noch Guiana bilden die Heimat dieser Calliste. Sie ist nicht gerade häufig. Die Jäger des Prinzen erlegten während der Dauer seiner Reise nur ein einziges Stück in einem schattenreichen Walde. Burmeister fand sie öfterer und zwar hauptsächlich in den Gebirgswaldungen höher gelegener Gegenden.

Ueber die Lebensweise vermag ich Nichts zu berichten.

Bei andern Tangaras, welche die Sippe der Schwielenschnäbler (Ramphocelus) bilden, ist der Schnabel dick und hoch, am Grunde bauchig angeschwollen und am Unterkiefer mit einer besonders gefärbten Schwiele bedeckt, welche sich bis unter den Mundwinkel erstreckt. Sie zeichnet unsere Sippe vor allen übrigen aus. Der Rand des Oberkiefers ist etwas einwärts gebogen, ohne Winkel oder Zahn, und die Spitze herabgebogen, mit deutlicher Kerbe. Die ziemlich kurzen Flügel reichen nicht bis auf die Mitte des Schwanzes, welcher sehr lang ist, aber stark verkürzte Seitenfedern zeigt. Die Beine sind klein, dickläufig, die feinen Zehen schwach bekrallt. Das Gefieder ist bei dem Männchen nicht blos prachtvoller gefärbt, als beim Weibchen, sondern auch derber gebaut.

Eine Art dieser Sippe ist die Tapiranga oder Tijé der Brasilianer (Ramphocelus brasilianus). Ihre Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 9 Zoll 8 Linien; der Fittig ist 3 Zoll und der Schwanz ungefähr ebenso lang. Das Weibchen ist wie gewöhnlich etwas kleiner. Das Gefieder des Männchens ist sehr derb, fast hornig und glänzend, gleichmäßig lichtblutroth, überall gleich lebhaft. Die Flügel und der Schwanz sind bräunlichschwarz, um so reiner, je älter der Vogel, ihre oberen Deckfedern an der Spitze blutroth gesäumt, ihre hinteren Schwingen blutroth gerandet, ihre unteren Deckfedern schwarz, weißlich marmorirt. Der Augenring ist schön hochblutroth, der Schnabel bräunlichschwarz, die Schwiele des Unterkiefers aber weiß, der Fuß dunkelbräunlich bleifarben. Beim Weibchen ist die Oberseite mit Ausnahme des Unterrückens unansehnlich graubraun, die Kehle etwas blässer; Brust, Bauch und die übrigen Untertheile, sowie der Unterrücken sind fahlröthlichbraun, die oberen Schwanzdeckfedern blutroth überhaucht, die Flügel graubraun mit blässeren Federrändern, die Steuerfedern schwärzlich braun. Dem Schnabel fehlt die Schwiele, die Iris ist blässer roth. Das junge Männchen ähnelt dem Weibchen; allein sein graubraunes Gefieder ist gewöhnlich etwas dunkler; der weiße Unterkiefer ist vorhanden; die oberen Schwanzdeckfedern sind blutroth. Schon in früher Jugend brechen die rothen Federn durch; dann hat der Vogel eine Zeitlang ein geflecktes Ansehen.

„Der Tijé", sagt der Prinz von Wied, welchem ich auch hinsichtlich der Beschreibung des Gefieders gefolgt bin, „ist einer der schönsten Vögel von Brasilien und in den von mir bereisten Gegenden gemein."

„Der erste Anblick seines prachtvoll blutrothen Gefieders in den malerischen mit schönen Blumen gezierten Gebüschen jener waldigen Flußufer, oder in dem hellgrünen, zart gefiederten Mimosenlaube, von dem hellen Lichte der Mittagssonne zu seltenem Glanze erhöht, entzückt den fremden Jäger, welcher nicht genug eilen kann, zum ersten Male diese kostbare Beute in seine Gewalt zu bekommen. Nicht in den großen geschlossenen Urwäldern trifft man diesen schönen Vogel am häufigsten an; er liebt mehr die dem Wasser nahen Gebüsche in abwechselnd offenen Gegenden, wo er in dem dunkeln Schatten Kühlung findet. Hier hüpft er in den dichten Gebüschen umher und läßt seine kurze Lockstimme „Zäpp! Zäpp! Zäpp!", welche der unseres Sperlings nicht unähnlich ist, hören. Sehr gemein ist der Tijé in den südlichen von mir bereisten Gegenden an den Ufern der Flüsse an der ganzen Ostküste an mit Rohr bewachsenen Stellen, oder in den großen, von den Flüssen und dem Meere wenig entfernten Rohrbrüchen."

„Er ist hier einer der gemeinsten Vögel, welcher außer der Paarzeit in kleinen Flügen oder Gesellschaften nach Beeren und anderen Früchten umherzieht und dann auch den Orangen und andern

edlen Früchten stark nachstellt. In solchen Gesellschaften findet man alsdann Junge und Alte gemischt, unterscheidet sie aber sogleich an ihrem Locktone, den sie beständig hören lassen, indem erstere eine andere Stimme haben. Sie sind muntere Vögel, stets in Bewegung und nicht scheu, daher sehr leicht zu schießen. In ihrem Magen fand ich nur Beeren und Ueberreste von Früchten."

„Das Nest des Tijé fand ich auf mäßig hohen Buschbäumen in der Gabel eines Astes. Es ist von Mos gebildet, ziemlich tief, inwendig glatt mit Wurzeln und dürren Halmen ausgelegt und enthält zwei schöne himmelblaue oder apfelgrüne, bräunlich besprengte und am stumpfen Ende mit schwarzen Zügen bezeichnete Eier."

Nach Burmeister fehlt der Vogel in den höhern Gebirgsthälern gänzlich.

Auch die letzte Sippe, welche ich hier erwähnen will, zeichnet sich durch den Bau ihres Schnabels aus. Dieser ist einer der sonderbarsten aller Kegelschnäbler überhaupt. Er ist gestreckt, der Oberschnabel mit ziemlich derben Haken über den untern gebogen, aber besonders deshalb merkwürdig, weil er im vorderen Drittel einen verhältnißmäßig sehr starken Zahn besitzt. Die Flügel sind lang; der Schwanz ist ziemlich lang, ein wenig gegabelt. Wir können mit Cabanis die hierher zu zählenden Vögel Würgtangaras (Lanio) nennen.

Eine Art, die schwarzköpfige Würgtangara (Lanio atricapillus) ist 5¼ Zoll lang und 8¾ Zoll breit; der Schwanz mißt 2½ Zoll, der Fittig 3 Zoll. Beim Männchen ist die Oberseite schwarz, die Stirn, die Augen, die Gurgel und eine Binde über die Steuerfedern sind grünlichbraun, die ganze Unterseite ist lebhaft gelb, der Rücken und Bürzel ebenso, auf dem Rücken und auf der Brust dagegen röthlich gefärbt. Ueber die Flügel verläuft eine weißliche Binde. Das Weibchen ist grünlichroth, auf dem Kopfe dunkelgrün, die Brust ist grünlichroth, die Bauchmitte lebhaft gelb.

Die Würgtangara scheint, wo sie vorkommt, häufig zu sein. Schomburgk nennt sie einen der gewöhnlichsten Vögel an der Küste und den Pflanzungen Guianas. Man sieht sie dort paarweise auf den Kohl- und Kokusbäumen, auf welchen sie auch ihr Nest einlegen soll. D'Orbigny fand sie in den feuchten, heißen Wäldern am Fuß der bolivischen Alpen nach Art anderer Tangaras in kleinen Trupps, welche sich hauptsächlich auf den hohen Bäumen aufhalten, hier hin und her hüpfen und Körner und Schößlinge suchen. Wegen der großen Höhe jener Bäume hält es schwer, den Vogel trotz seiner Häufigkeit zu erlegen.

*

Die zweite der Horden, welche wir oben erwähnten, umfaßt die Organisten (Euphoniae). „Ihren Hauptzügen zu Folge", sagt Prinz von Wied, „sind die Organisten Tangaras; allein man hat sie nicht ohne guten Grund von ihnen getrennt, da sie sich durch zwei Zähne hinter der Kuppe des Oberkiefers auszeichnen, während alle übrigen Tangaras nur einen solchen tragen. Durch ihre kurze, gedrungene Gestalt, den kurzen Schwanz, die ziemlich hohen Läufe und den kurzen breiten Schnabel schließen sich die Organisten an die Manakins (Pipra) an, mit welchen sie auch in der Lebensart viele Aehnlichkeit zeigen." Es sind ziemlich kleine, dickköpfige Vögel mit starken Schnäbeln, welche letztere außer den eben angegebenen Merkmalen sich dadurch noch kennzeichnen, daß sie am Grunde breit und zugleich hoch und nach vorn mehr seitlich zusammengedrückt sind. Der Mundrand ist nicht aufgeworfen, sondern eingezogen. Die Flügel sind kurz, schmalfedrig und wenig über die Schwanzwurzel hinab verlängert; ihre drei ersten Schwingen sind gleich lang. Der Schwanz ist sehr klein und zwar ebensowohl kurz, als schmalfedrig. Die einzelnen Federn sind abgerundet. Das Gefieder ist nach den Geschlechtern verschieden, beim Männchen auf dem Rücken vorherrschend stahlblau oder grün, beim Weibchen immer olivengrün. Die Bauchseite pflegt lebhafter gelb oder blaßgrün gefärbt

zu sein. Eine höchst auffallende Eigenthümlichkeit dieser Thiere ist bei ihrer Zergliederung bemerkt worden. Sie besitzen nämlich gar keinen eigentlichen Magen, sondern am Schlunde nur eine spindelförmige Erweiterung gleich einem Kropfe.

Die Organisten leben nach Burmeister einsam im dichten Walde, nähren sich von kleinen mehrsamigen Beeren und haben eine angenehme, sehr klangvolle Stimme „mit förmlichen Oktavmodulationen", die sie vielfältig hören lassen. Die Brasilianer kennen deshalb diese kleinen Sänger sehr wohl. Unsere Vögel nisten im dichten Gebüsch und legen sehr lange, blaßröthliche, am stumpfen Ende rothbraun getüpfelte Eier.

Es wird genügen, wenn ich eine einzige Art der Familie zu schildern versuche, so gut ich Dies vermag; denn alle übrigen ähneln ihr nicht nur in Gestalt und Färbung, sondern auch in der Lebens-



Die Guttarama (Euphone violacea).

weise mehr oder weniger. Die Guttarama (Euphone violacea) wird 4 Zoll lang und 7 Zoll breit; ihr Fittig mißt 2¼ Zoll, der Schwanz noch nicht 1½ Zoll. Bei dem Männchen ist die Stirn und die ganze Unterseite dottergelb, die Oberseite von der Stirn an violett stahlblau, auf den Flügeldeckfedern und an den Rändern der Schwingen, welch letztere am Grunde innen weiß gesäumt sind, ins Erzgrüne spielend. Die Schwanzfedern sind oben stahlblaugrün, unten schwarz, die beiden äußern jederseits auf der Innenfahne weiß, wie es auch der Schaft ist. Das Weibchen ist trüb olivengrün, auf der Unterseite gelbgrau; die Schwingen und Schwanzfedern sind graubraun. Die Jungen ähneln dem Weibchen. Die Männchen im Uebergangskleide sind oben stahlblau und unten gelbfleckig.

Ueber die Lebensweise sind die Berichte sehr dürftig, obgleich der Vogel häufig im Käfig gehalten wird. Die Guttarama ist ein sehr niedliches, lebhaftes, bewegliches Thier, welches gewandt in den Kronen der Bäume umherhüpft, schnell fliegt und oft seine kurze klangvolle Lockstimme vernehmen läßt. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Früchten, besonders stellt sie, wie viele Tangaras, den reifenden

Orangen, Bananen und Guaven nach, und dann thut sie oft vielen Schaden. In Guiana, wo sie häufig ist, soll sie in die Reisfelder einfallen und hier zuweilen sehr lästig werden. Schomburgk erwähnt davon jedoch Nichts; er sagt blos, daß der Vogel sich häufiger an der Küste als im Innern finde, die Fruchtbäume der Gärten und die vereinzelt stehenden Bäume in den Feldern der Indianer zum Lieblingsaufenthalt erwähle, sich theils einzeln, theils in kleinen Gesellschaften halte, im übrigen aber den Tangaras vollständig ähnele. Der Prinz von Wied hat weder bei dieser noch bei einer andern Art die schon von Buffon erwähnte Stimme vernommen und vermuthet, daß der gedachte Naturforscher einen ganz andern Vogel meine; Burmeister jedoch spricht mit solcher Sicherheit von dem Gesange, daß wir nicht wohl an Buffon's Angabe zweifeln können.

* *
*

Afrika, Südasien und Neuholland beherbergen eine Menge kleiner, oft prachtvoll bunt gezeichneter Finken von gedrungenem Leibesbau, mit verschieden dickem Schnabel ohne übergebogenen Haken, mittellangen Flügeln, kurzem, meist stufigen Schwanze, dessen beide Mittelfedern sich zuweilen verlängern, und verhältnißmäßig schwachen Füßen. Die Vögel haben mit unsern Edelfinken manche Aehnlichkeit, aber doch ein sehr selbständiges Gepräge. Noch ist es nicht entschieden, in wie viele Hauptgruppen sie zerfallen; wohl aber hat man sie schon gegenwärtig in eine außerordentlich große Anzahl von Sippen zertheilt. Die Unterscheidung derselben geht jedoch nur den Fachmann an; denn es erfordert ein bereits sehr geübtes Auge, um die unterscheidenden Merkmale, mögen sie auch noch so gut beschrieben sein, zu erkennen. Die Männchen der hierher zu zählenden Vögel sind gewöhnlich viel schöner gefärbt, als die Weibchen, obgleich sich auch an diesen das Artgepräge selten verkennen läßt. Die Jungen tragen oft ein von beiden Eltern verschiedenes Kleid.

Die Finken, welche wir, um ihnen einen Namen zu geben, Prachtfinken (Amadinae) nennen wollen, sind muntere regsame Thierchen, welche wesentlich zur Belebung ihrer Heimatsgegend beitragen. Selten finden sie sich einzeln, wie viele der bisher genannten, gewöhnlich vielmehr in Gesellschaften, welche zeitweilig zu starken Schwärmen anwachsen können. Sie halten sich vorzugsweise in den lichten Steppenwaldungen auf, manche Arten aber auch im Schilf oder in dem hohen Grase, welches meilenweit die Ebenen bedeckt, während wieder andere selbst noch auf den dürrsten Strecken zu finden sind. Hier schweifen sie außer der Brutzeit regellos umher, ihrer Nahrung nachgehend. Die Männchen versuchen durch ihren Eifer im Singen den Mangel an Begabung zu ersetzen. Man hört ihre Lieder fast das ganze Jahr. Manche sind recht angenehme Sänger; die große Mehrzahl aber stümpert erbärmlich, und kaum ein einziger dürfte mit den bevorzugten Brüdern im Norden wetteifern können. Eigenthümlich sind diesem Gesange leise und gezogene Töne, welche zuweilen geradezu bauchrednerisch klingen. Hinsichtlich ihrer Bewegungen stehen die Prachtfinken hinter keinem Mitgliede ihrer Familie zurück. Sie fliegen gut, einzelne Arten pfeilschnell, obwohl mit stark schwirrendem Flügelschlag; sie bewegen sich, ihrer schwachen Füße ungeachtet, geschickt auf dem Boden und an den Halmen des Grases oder des Schilfes; einzelne von ihnen hängen sich wie die Meisen an die Zweige an. Ihre Brutzeit trifft mit dem erwachenden Frühling ihrer bezüglichen Heimatländer zusammen; sie währt aber länger, als dieser. Die meisten Arten brüten auch dann noch, wenn der heiße Sommer bereits winterliche Armuth über das Land verhängte. Freilich läßt dieser Sommer sie nicht Sorge leiden; denn er reift gerade ihre Nahrung, welche vorzugsweise aus dem Gesäme allerhand Gräser oder schilfartiger Pflanzen besteht. Mit diesen und mit Kerbthieren werden die drei bis sechs Jungen eines Geleges leicht genug aufgefüttert.

Ungeachtet ihres schönen Gefieders, ihrer liebenswürdigen Sitten, ihrer leichten Zähmbarkeit und ihrer häufigen Gefangenhaltung sind die Prachtfinken nicht mehr beliebt, als andere Verwandte. Auch sie erlauben sich Plünderungen im reifen Getreide, und auch sie müssen von den Feldern vertrieben werden, wenn sie sich zu Tausenden hier einfinden. Außer dem Menschen, welcher ihnen oft scho-

nungslos entgegentritt, werden die kleinen schmucken Gesellen von allen möglichen Raubthieren ihrer Heimat verfolgt, von dem schnellen Edelfalken an bis zu den Schleichkatzen oder Raubbeutelthieren und selbst zu den Schlangen und großen Eidechsen herab. Für gewisse Falken bilden sie die gewöhnliche Speise.

Schon seit langer Zeit werden viele der hierher zu zählenden Vögel unter dem Namen Bengalisten lebend auf unsern Markt gebracht, und gegenwärtig kömmt kaum ein einziges Schiff von der Westküste Afrikas oder aus Australien an, welches nicht eine Ladung dieser Vögel an Bord hätte. Liebhaber finden sich in Europa genug für solche Fracht; wir wissen die Prachtfinken besser zu würdigen, als ihre Landsleute Dies thun. Sie halten bei geeigneter Pflege — und sie verlangen sehr wenig davon — jahrelang im Käfig aus; sie brüten auch, wenn ihnen dazu Gelegenheit geboten wird. Eine der von mir erwählten Arten hat einen Beobachter gefunden, welcher mit scharfem und liebevollem Auge das ganze Treiben solcher Vögel während ihrer Brutzeit beobachtete, und ich will deshalb hier auf diesen Abschnitt des Gefangenlebens nicht weiter eingehen: jene Schilderung wird beweisen, daß die Prachtfinken eine lebendige Theilnahme aller thierfreundlichen Menschen in reichem Maße verdienen.

Der in allen Seeplätzen wohlbekannte Bandvogel oder Halsbandfink (Amadina fasciata) mag die Reihe der Arten, welche hier Platz finden können, eröffnen. Die Kennzeichen seiner Sippe liegen in Folgendem: Der Schnabel ist sehr stark, kaum länger als breit und hoch, der Oberschnabel am Firstengrunde platt, seitlich der Firste bogenförmig in die Stirn tretend, der Unterschnabel sehr breit. Der Flügel ist mittellang, die erste bis dritte Schwinge etwa gleich lang und am längsten. Der Schwanz ist kurz und abgerundet. Das Kleid ist braun, heller gefleckt und angenehm schwarz gezeichnet. Die Schwanzfedern sind schwarz, weiß zugespitzt. Die Gesammtlänge dieses niedlichen Vogels beträgt 5 Zoll; der Flügel ist 2¼ Zoll lang, der Schwanz 1¾ Zoll. Beim Männchen bildet ein angenehmes, aber schwer zu beschreibendes Fahlbraun die Grundfarbe. Es ist auf dem Rücken dunkler, auf der Unterseite lichter, überall aber schwarz gewellt, oder, wie auf der Oberbrust schwarz gesäumt. Einzelne Brust- und Seitenfedern zeigen einen schwarzen Flecken, welcher wie ein V gestaltet ist. Die Oberflügeldeckfedern enden mit einem großen grauröthlichen Fleck, welcher durch einen schwarzen Halbmond vor ihm besonders hervorgehoben wird. Die Schwingen sind braun, fahl gesäumt. Die Schwanzfedern sind mattschwarz, unten graulich, auf der Außenfahne der Außenfedern weiß. Ein ebenso gefärbter Endfleck zeichnet die übrigen aus, mit Ausnahme der beiden mittleren, welche ganz schwarz sind. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen nicht blos durch seine schönere Färbung, sondern auch durch ein prächtig karminrothes breites Halsband, welches von einem Auge zu dem andern über das weiße Untergesicht und die weiße Kehle verläuft. Der Augenring ist braun, der Schnabel und die Beine sind blaßbraun. Mancherlei Spielarten kommen vor.

Man darf schon aus der Menge der Bandvögel, welche zu uns gebracht werden, schließen, daß dieser Prachtfink in seinem Vaterlande ein häufiger Vogel ist. Wir kennen ihn seit mehreren Jahrhunderten als Erzeugniß Westafrikas. Der Vogel beschränkt sich aber nicht blos auf den Westen des Erdtheils, sondern verbreitet sich vonhieraus bis zur Ostküste. In den Nilländern begegnet man ihm vom 16. Grade nördlicher Breite an überall in den dünn bestandenen Wäldern der Steppe. Die eigentliche Wüste meidet er; mit der Grenze des Regengürtels aber findet er sich, und wo er vorkommt, ist er nicht selten. In die eigentlichen Urwaldungen d. h. jene geschlossenen, in Nahrungsfülle schwelgenden Waldsäume zu beiden Ufern der Ströme kommt er nicht herein, oder wenn er hier erscheint, geschieht es nur zufällig, und er verweilt hier blos kurze Zeit. Diese Waldungen bieten ihm nicht Das, was er verlangt, nicht die samenreichen Gräser und andere niedere Bodenpflanzen, auf und unter denen er sein Futter sucht. Ob er Früchte frißt, vermag ich nicht zu sagen; in Ostafrika

ist Dies wahrscheinlich nicht der Fall. Hier würde er auch lange suchen müssen; denn außer den kleinen Früchten des Christusdornes findet er hier Nichts weiter. Die Gefangenen knabbern jedoch gern an Obst und dergleichen, und so dürfen wir annehmen, daß er unter Umständen solch leckere Kost wohl nicht verschmäht. Körner und namentlich Grassämereien bleiben unter allen Umständen sein Hauptfutter.

Man begegnet dem Bandfinken in Ostafrika gewöhnlich in Gesellschaften von zehn bis vierzig Stück. Ich meinestheils habe ihn nie paarweise gesehen; ich habe ihn freilich aber während seiner Brutzeit auch nicht beobachten können. Der Flug vereinigt sich oft mit andern Verwandten, und es mag wohl sein, daß die bunte Gesellschaft dann längere Zeit gemeinschaftlich im Lande hin und her streicht. Ein solcher Schwarm nähert sich furchtlos der Hütte des Dörflers und treibt sich ungescheut im Gezweig über derselben oder auf dem Boden neben ihr herum. Die Vögel wissen, daß auch sie der Gastfreundschaft sicher sind. In den Vormittagsstunden sieht man die Bandfinken, emsig mit ihrer Nahrung beschäftigt, auf dem Boden umherlaufen, seltener auf den niederen Gräsern desselben, eigentlich kletternd, wie andere Arten der Familie, vielleicht nie. Stört man die Gesellschaft, so erhebt sie sich, fliegt einem der benachbarten Bäume zu, putzt und nestelt im Gefieder, und die Männchen beginnen zu singen. Sowie die Störung vorüber ist, kehrt Alles zum Boden zurück; naht sich ein Raubvogel, so erhebt sich der Schwarm und fliegt geschlossen pfeilschnell davon, irgend einem dichten dornigen Busch oder Baum zu, welcher die nöthige Sicherheit verspricht. In den Mittagsstunden sind die Bandfinken still; sie sitzen dann in den Zweigen eines schattigen Baumes und geben sich einem Halbschlummer hin. Nachmittags fliegen sie wiederum nach Nahrung aus.

Das Nest kenne ich nicht; ich weiß aber, daß die Brutzeit in Ostafrika wenigstens in den September und Oktober fällt, welcher Zeitabschnitt unsern letzten Frühlingsmonaten zu vergleichen ist.

In den oberen Nilländern stellt den Bandfinken außer ihren schlimmsten Feinden, den kleinen Edelfalken und Sperbern, vielleicht auch einigen Raubthieren, Niemand nach. Der Sudahnese begnügt sich ja, sogar die ihn brandschatzenden Getreidediebe einfach zu verscheuchen. Dort fängt man also den Vogel auch nicht. Ich meinestheils habe ihn während meines jahrelangen Aufenthalts in jenen Gegenden nirgends im Bauer gesehen. Um so häufiger kommt er aus Westafrika zu uns. Die Länder am Gambia scheinen die eigentliche Quelle unserer Vogelhändler zu sein. Der Bandvogel wird selten allein zu uns gebracht, gewöhnlich vielmehr im bunten Durcheinander mit einer Menge seiner Verwandten. Hunderte der „Bengalisten“ werden in ein und demselben Bauer zusammengepfercht, dürftig genug mit Nahrung versehen: und dennoch kommen von diesen Hunderten die meisten bei uns lebend an, viele freilich in einem sehr traurigen Zustande, abgemagert, entfedert, erbärmlich in jeder Hinsicht. Doch erholen sie sich sehr bald und erkennen die geringste Pflege dankbar an.

Man hält sie entweder im Gesellschaftsbauer, wo sie trotz ihrer Wehrhaftigkeit keinen Unfug stiften, oder aber paarweise im kleineren Bauer in der Hoffnung, sie zum Brüten zu bringen. Dann freilich müssen die Paare getrennt werden, weil die Männchen sonst unter sich heftige Kämpfe ausfechten; denn auch bei ihnen erlebt mit der Liebe die Eifersucht.

Die Bandvögel sind allerliebste Gefangene. Das Pärchen ist zärtlich wie Turteltauben. Jeder einzelne Theil bemüht sich, den andern zu erfreuen; jeder überhäuft den andern mit Liebesbeweisen. Wenig ausländische Finken sind leichter zum Brüten zu bringen, als gerade sie. Wenn man ihnen genügende Wärme gibt, bei Tag und Nacht und sie nicht auffallend beunruhigt, schreiten sie fast regelmäßig zur Fortpflanzung. Beide bauen dann am Neste; beide brüten und beide theilen sich in die Fütterung der Jungen. Das Männchen läßt sich, während sein Weibchen brütet, kaum Zeit zu singen; es hat zu viel mit der geliebten Gattin zu thun, hält sich stets zu ihr und verweilt auch die Nacht neben ihr im Neste. Mit zärtlichem „Quitt, quitt“ ruft es ihr ohne Unterlaß zu; es läßt sie, so zu sagen, nicht einen Augenblick lang aus dem Auge.

Das Nest wird im Käfig aus trockenen Grasblättern, feinem Heu und Pflanzenwolle zusammengebaut. Es ist melonenförmig, oben geschlossen, mit seitlichem Flugloch, innen warm ausgefüttert. Vier bis fünf weiße, fein roth gepunktete Eier bilden das Gelege. Sie werden binnen vierzehn Tagen ausgebrütet. Die Jungen, welche in einem dichten Flaumenkleid zur Welt kommen, werden anfangs wie Kanarienvögel mit Eidotter geäzt, später aber mit aufgeweichten Sämereien, Hirse, Kanariensamen, Wegebreit, Miere und Kreuzkraut, Salat und Gänsedistelsamen, welcher von den Alten vorher im Kropf aufgeweicht wurde, groß gefüttert. Die erste Brut findet gewöhnlich im Januar statt; auf sie folgen aber mehrere, bis im August die Mauser die Fortsetzung unterbricht.

Die Kappenfinken (Spermestes) sind den Bandfinken ähnlich gestaltet. Ihr Schnabel ist kurz und dick; der Oberschnabel zeigt in der Mitte der Schneide eine seichte, wenig vorstehende Ecke und ist von dieser bis zur Spitze in seichten Bogen eingezogen. Die Flügel sind verhältnißmäßig lang; die erste Schwinge ist wenig gegen die zweite oder längste verkürzt. Der kurze Schwanz ist ziemlich stark abgestuft, das Gefieder verhältnißmäßig hart, auf der Oberseite schwarz, unten weiß, die Zeichnung desselben gewöhnlich bandartig; der Oberschnabel pflegt dunkel, der Unterschnabel hell zu sein.

Eines der bekanntesten Glieder dieser Sippe ist das Elstervögelchen (Spermestes cucullata). Seine Länge beträgt 3¼ Zoll, die Fittiglänge 1¾ Zoll, die Schwanzlänge 13 Linien. Das Gefieder ist auf der Oberseite schwarzbraun, schimmernd, auf Kopf und Hals bis zur Oberbrust am dunkelsten, auf der Unterseite weiß, auf dem Bürzel, den Ober- und Unterschwanzdeckfedern und an den Bauchseiten graulichweiß und mattschwarz gebändert, hier aber durch einen großen, dunkeln, metallgrün glänzenden Flecken, welcher auf den Brustseiten steht, noch besonders geziert. Schwingen und Steuerfedern sind einfärbig schwarz, die Schwungfedern auf der Unterseite grau schimmernd. Die Iris ist braun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel weißlich, der Fuß schwarz.

Wir wissen, daß die Länder um den Gambia die Heimat des Elstervögelchens sind; sind aber über seine Lebensweise im Freien nicht weiter unterrichtet. Um so besser kennen wir das Gefangenleben, Dank F. Schlegel's sorgfältigen und dabei in anziehendster Weise uns übermittelten Beobachtungen. „Fast ein Jahr lang", so berichtet mein Berufsgenosse, „hielt ich ein Paar Elstervögel und ein Paar Halsbandvögel gemeinschaftlich in einem Glockenbauer, der zwei, zur Aufnahme der Nahrung bestimmte, mit Drahtdach versehene Erker hatte. Da ich beobachtete, daß meine Thierchen nicht nur die ganze Nacht über, sondern häufig auch am Tage, um der Ruhe zu pflegen, in diese Erker paarweis sich niederkauerten, wurde ich neugierig, zu wissen, ob sie nicht nach Art der Zaunkönige und Meisen auch durch ein enges Eingangsloch in den Erkerraum schlüpfen würden. Ich schob ein zwei Finger breites Pappstück vor den noch immer offenen Erker, und als ich sah, daß diese Verengerung des Einganges sie durchaus nicht behinderte, ersetzte ich die Pappe durch ein breiteres Stück. Endlich schloß ich die Oeffnung des Erkers so, daß nur am oberen Rand ein Ausschnitt von Thalergröße blieb. Weit entfernt, daß dieser Bau die Thiere beirrt hätte! Sie schlüpften sofort und mit sichtlichem Behagen, wie um zu probiren, hinein heraus, heraus hinein. Noch an demselben Tage versorgte ich die Thierchen mit verschiedenen Niststoffen, als Federn, Leinwandfasern, Schweinswolle und Wolle von Distelköpfen. So friedlich aber bisher auch beide Arten neben einander gelebt hatten, so bissig behandelten sie sich, als die Wahl zwischen dem einen und dem andern Erker in Frage kam. Niemals vordem bemerkte ich Zwistigkeiten und ziemlich gleichgiltig schien es ihnen, welchen der beiden Erker sie als ihr Ruheplätzchen in Besitz hatten, und jedes der beiden Paare schmiegte sich dahin, wo gerade Raum für sie war. Mit einem Male schien ein anderer Geist über die Thiere gekommen. Es galt die Wahl eines Brüteplatzes zu treffen und dazu mußte genau geprüft werden, welches der beste sei. Aber damit war der Friede abgelaufen. Der sonst so gleichmüthige Halsbandvogel, vorzugsweise aber das Männchen, theilte nach rechts und links kräftige Schnabelhiebe aus; der leichterregte Elstervogel

gerieth in Leidenschaft der Art, daß der Bandvogel ihm schließlich überall weichen mußte. Nachdem der Streit stundenlang gewährt und dadurch der Eifer beider Paare zum Nestbau sicher nicht unwesentlich angefeuert worden war, hielt ich es für gerathen, die hadernden Parteien zu trennen. Den kleineren und für ihren Herd so tapfer fechtenden Elstervögeln überließ ich den Glockenbauer; die Bandvögel wurden in einen geräumigen Heckkäfig übergesiedelt.“

„Sehen wir zu, was die Elstervögel im Alleinbesitz des Käfigs beginnen! Es war Ende Septembers. Beide trugen oder schleppten vielmehr im eigentlichen Sinne des Wortes ziemlich große Ladungen von Leinwandfasern im Schnabel dem Erker zu, ließen aber vor der Hand die anderen Baustoffe unberührt. Als der Erkerraum so ziemlich angefüllt war, suchte das Weibchen mit dem Kopfe eine Lage der eingetragenen Stoffe nach der Drahtdecke des Nestes emporzuheben, und reckte sich dabei so lang als möglich aus. Immer aber, so oft auch das unermüdliche Thier die Anstrengung wiederholte, stürzte das lockere Gefaser ihm über dem Kopfe zusammen. Immer wieder mühte sich das Thier mit so unverdrossener Emsigkeit ab, ein lichtdichtes Dach über seinem Neste herzustellen, daß ich mich zu einer Mithilfe aufgefordert fühlte. Ein steiferes Material, schien mir, könnte dazu nothwendig werden. Ich gab ihnen fingerlange, feine, elastische Heufäden. Kaum daß ich meine Hand aus dem Käfig entfernt hatte, stürzten die Vögel mit einer Gier auf den neuen Baustoff los, als wenn sie bekunden wollten, das ist der rechte, hiermit ist uns aus aller Noth geholfen. Beide faßten mit ihren Schnäbeln einige Heufäden und eilten dem Erker zu, das Weibchen voraus. Letzteres aber ließ am Nesteingang seinen Heufaden fallen, wühlte sich mit dem Kopfe in die lockere Fasermasse hinein und hob, wie früher beschrieben, eine Schicht derselben nach der Drahtkuppel des Erkers empor. Ihm nach kam das Männchen mit seinem Heufaden im Schnäbelchen, spannte denselben querüber so, daß die Fasern über dem Kopfe des Weibchens sich wölbten und festgehalten wurden. Beide trugen nunmehr Heufäden zu und als die Decke ziemlichen Halt bekommen hatte, beschäftigten sich beide Vögel damit, Leinwandfasern zwischen die Heufäden hinein zu stopfen. Endlich war die Drahtkuppel des Erkers so dicht gedeckt, daß die Niststoffe zwischen den Drähten hervorquollen und kein Lichtstrahl durchdringen konnte. In einem einzigen Nachmittag, in Zeit von ungefähr drei Stunden, war das Nest im Gröbsten vollendet. Der Abend brach herein. Die Thiere begaben sich zur Ruhe; sie hatten riesenmäßig gearbeitet. Des andern Tages mit dem Frühesten, kaum hatten sie Hunger und Durst gestillt, gingen sie wieder an das Werk und fütterten das Nest mit den weicheren Stoffen, welche ich ihnen gegeben, mit Schweinswolle und der Wolle von Distelköpfen aus, verwendeten aber die ihnen ebenfalls dargebotenen Dunen nicht.“

„Vom dritten Tage an verbrachte das Weibchen sammt dem Männchen fast den ganzen Tag über im Neste, — wie sich später zeigte, mit Eierlegen und Brüten beschäftigt. Es war durchaus nicht ein abwechselndes Brüten, sondern ein gleichzeitiges Brüten beider Geschlechter in Gemeinschaft und zwar so, daß zuweilen Männchen und Weibchen das Nest verließen, um Hunger und Durst zu stillen. Waren die Bedürfnisse beider befriedigt, so gingen beide wieder gemeinschaftlich an das Brütegeschäft. Am 13. Oktober kam das Männchen aus dem Neste heraus; eins der kleinen Eierchen klebte ihm an der Brust. Nachdem es seine Bedürfnisse befriedigt und vergeblich sich des Anhängsels zu entledigen bemüht hatte, schlüpfte es wieder hinein. Nach Verlauf von fünf Wochen (30. Oktober), während welcher Zeit ich trotz der sorgfältigsten Beobachtungen keine Pause herauszufinden im Stande war, bemerkte ich ein angehacktes Ei am Boden des Käfigs. Durch die unnatürlich lange Brutzeit der Vögel eines glücklichen Erfolges unsicher, entschloß ich mich, die Kuppel des Nestes ein wenig zu lüften und erblickte zu meinem Erstaunen und zu nicht geringerer Freude mehrere eben dem Ei entschlüpfte Junge. Das Weibchen aber bedeckte sie so ängstlich und sorgsam mit ihrem Körper, daß ich nicht im Stande war, über deren Zahl, ob drei, vier oder mehr, mich zu vergewissern, und die kleine Mutter war so beherzt, mit dem Schnabel kräftige Hiebe gegen meinen Finger zu führen, der es wagte, zwischen den Drähten hindurch eine Durchsicht in die Faserdecke zu machen.“

„Außer dem gewöhnlichen Futter (weißer ungeschälter Hirse und Kanariensamen, etwas Grünes nicht zu vergessen, besonders Salat und zwar am liebsten die Mittelrippen der Blätter) setzte ich vorzugsweise den Alten obige Sämereien in Wasser gequellt, nebst in heißer Milch aufgebrühten Ameiseneiern (da sie zu dieser Jahreszeit nur gedörrt zu haben sind) zur Auffütterung der Jungen vor. Und beide weiche Speisen schienen die Alten auch wirklich zu bevorzugen. Während des Legens pflegte ich den Vögeln wöchentlich mehrmals ein wenig Butter zu geben, die sie nie verschmähten. Auch Eischale wird zu jeder Zeit von Jung und Alt geknabbert."

„Sechszehn Tage alt (15. November), verließen zwei der Jungen, auf kurze Zeit wenigstens, das Nest, jedoch noch sehr schüchtern und nicht, ohne von den Alten von hintenher geschoben und von vornher durch Lockspeise geködert zu werden. Die Jungen waren vollständig befiedert, hatten fast die Größe der Eltern und lernten nach mehreren Tagen, wenn auch noch ungeschickt, sich selbst am Futternapf bedienen, obschon sie, wie alle jungen Vögel, noch sehr gern sich füttern ließen. Zunächst kauerten sie in einer Reihe dicht neben einander und nicht selten zwischen ihren Eltern, hier an den Vater, dort an die Mutter angeschmiegt. Gewöhnlich aber änderte sich das reizende Familienbild gar schnell, sobald nämlich der Appetit sich regte, — und dieser schien nie lange auf sich warten zu lassen. Plötzlich wurde das Stillleben durch einen kläglichen Ruf nach Speise unterbrochen. Damit war das Zeichen zu allgemeinem Lärmen gegeben, das nur wuchs, je unbeweglicher die Eltern dem ungestümen Verlangen gegenüber sich verhielten. Und da jeder Einzelne sich der vorzugsweisen Gunst der Eltern zu erfreuen glaubte und sein Bitten für unwiderstehlicher hielt, als das der anderen, eben weil es Nichts zu fruchten schien, so stürmte er über die andern hinweg, dieser auf die Mutter, jener auf den Vater ein und ein Dritter wohl gar, von dem Gezweig (welches ich statt der Springstäbe im Käfig habe) herabhängend, ließ über den Kopf der Hartherzigen herein sein Klagelied immer eindringlicher ertönen. Die Jungen konnten, wie gesagt, bereits allein fressen, und den Alten schien es eine Maßregel der Erziehung, die Kinder durch Hunger zur Selbständigkeit zu zwingen. Suchte sich auch der gestrenge Herr Papa der immer zudringlicher werdenden Bettler durch eine Zurechtweisung mit dem Schnabel zu erwehren, oder flog er unwillig davon: das Mutterherz war nicht im Stande, den ungestümen Klagen der Kinder auf die Dauer zu widerstehen. Und wenn auch nur, um dem Lärmen ein Ende zu machen und sich Ruhe zu verschaffen, entschloß sie sich endlich, Futter zu holen. Sehnsüchtig und unaufhörlich lärmend erwarteten sie deren Rückkehr und umringten die Zurückgekehrte oft von allen Seiten rechts und links, von oben herein und von unten hinauf, so daß sie nicht wußte wo anfangen; denn der Hungrigste schien eben gerade Jeder."

„So lange die Jungen noch nicht ausreichend allein fressen konnten, waren die Eltern weniger unbarmherzig, und nie ließen sie die Kleinen so harte Proben bestehen. Auch war das Drängen und Schreien der Jungen nie so gewaltig. Sie saßen in einer Reihe da und warteten der fleißig fütternden Eltern ungeduldig zwar, aber doch gesittlich. Während die Mutter ihr Kind, das gerade neben ihr saß, fütterte, sperrten die übrigen wohl auch die Schnäbelchen ihr entgegen; fast immer aber wurde Reihe und Glied gehalten, vielleicht auch darum, weil sie ihren Füßen und Flügeln noch nicht ganz vertrauen gelernt hatten. Jetzt kam das zweite Kind an die Reihe, und es sah sonderbar genug aus, wenn Frau Mutter ihrem Kindlein auf den Rücken hüpfte und vonhieraus in den ihr rückwärts zugewendeten Schnabel des Jungen hineinstopfte. Zuweilen erkühnte sich eins der Vögelchen, über seinen Nachbar hinweg der Mutter näher zu rücken, um ein Glied früher an die Reihe zu kommen. Nicht selten auch hing die Mutter an dem Gezweig über ihren Kindern und spendete freundlich lockend Labsal von oben herab."

„Am Futternapf und an dem Wassergefäß wurde förmlich Unterricht ertheilt. Wenn die Alten die Zeit gekommen glaubten, wo die Jungen sich selbst zu bedienen lernen sollten, setzten sie sich an den Futternapf und naschten, unbekümmert um das Lärmen und Rufen ihrer Kinder, bald von Dem, bald von Jenem. Endlich kletterten, flogen und purzelten die annoch unbeholfenen und ängstlichen Jungen auf den Boden des Käfigs. Hier verlangten sie mit gleichem Ungestüm, gefüttert zu werden,

und rückten den Eltern immer näher bis dicht an den Napf heran. Der Klügste und Selbständigste von ihnen machte endlich einen Versuch, ein Körnchen aufzunehmen, und siehe da, es ging. Es folgten die Geschwister nach, und zumeist in wenig Lehrstunden wurde die Kunst erlernt."

„Jetzt verfügten sich die Lehrmeister an das ziemlich große Wassergefäß, welches sie ausnehmend lieben, nicht blos um ihren Durst zu löschen, sondern um in überschwenglicher Weise wiederholt des Tages, zumal bei Sonnenschein, zu baden. Selbst während des Brütens und während sie mit ihrem Leibe ganz kleine Junge zu erwärmen hatten, verschmähten sie ein Bad nicht, und oft sah ich sie, nachdem sie das Wasser oberflächlich abgeschüttelt und sich ein wenig geputzt hatten, bald nach dem Bade das Nest suchen. Sie saßen am Rande des Glasnapfes und stillten zuvörderst ihren Durst, dann tauchten sie den Schnabel ein und verstanden mit schneller Bewegung des Kopfes das Wasser in weiten Strahlen um und über sich her zu spritzen. Saßen die Jungen am Rand, den Eltern neugierig und bedenklich zuschauend, da konnte es nicht fehlen, daß auch sie mit eingesprengt wurden. Anfangs schüttelten sie erschrocken ihr Gefieder, wichen wohl auch zurück, endlich aber schien ihnen das Spritzbad zu behagen, und versuchten sie gar, ihren Eltern es nachzumachen. Da auf ein Mal versenkt sich die Mutter vor den Augen ihrer staunenden Kinder in die Fluth, und in Wellen und Strahlen ergießt sich das gepeitschte Element über die Leiber der gelehrigen Schüler. Erschreckt treten sie zurück oder werden vom Rande hinweggespült. Die Mutter kommt heraus, tritt zu ihren Kindern, und ihr Gefieder schüttelnd, sprengt sie dieselben nochmals tüchtig ein. Unterdessen taucht der Vater in das Bad, und nachdem die Kinder von ihm dieselbe Lehre empfangen, haben sie sich vielleicht schon so weit ermannt, daß der Kühnste ansetzt und probirt: zuerst mit dem Schnäbelchen, er lernt sich besprengen, dann untersucht er mit dem Fuße, aber ja nur mit einem, ob er Grund fassen kann, plumps! da verliert er das Gleichgewicht und da steht er mit beiden Beinen im Wasser. Schnell heraus! Noch ein Mal probirt! Und siehe da, in dem seichten Wasser ist keine Gefahr! — Ihm folgt der zweite und dritte, rasch erlernt es die ganze Schar und bald wird ihnen ein Bad tägliches Bedürfniß und sichtliches Vergnügen."

„Die Eltern schienen zu einer zweiten Brut Anstalt machen zu wollen. Seit längerer Zeit schon pflegten sie tagsüber sich in den andern Erker des Käfigs zurückzuziehen, um ungestört von ihren Plagegeistern Siesta zu halten, gewöhnlich aber nur, wenn diese auch der Ruhe pflegten. Selten nur wagte es ein Junger, zu den Eltern hineinzuschlüpfen. Was man aber sonst wohl dem unverständigen Kinde nachzusehen geneigt gewesen, wurde von jetzt an nicht mehr geduldet und nachdrücklich gerügt. Immer noch hielten es die Eltern für ihre Pflicht, wenigstens nachtsüber bei ihren Kindern zu sein und füllten dann, das halbe Dutzend vollmachend, den engen Raum des Nestes zum Erdrücken an, so daß sich allmählich die bewegliche Drahtkuppel emporhob. Ich möchte wissen, welcher Wärmegrad in diesem athmenden Federknäul geherrscht haben mag! Endlich waren die Jungen so weit gediehen, daß sie der elterlichen Pflege und deren Wärme nicht mehr bedurften. Die Alten blieben von heute an auch zur Nachtzeit in dem zweiten Erker hübsch für sich allein und duldeten durchaus keine Zudringlichkeit ihrer Jungen mehr. Sie trugen Geniste ein und wendeten sich der Zukunft zu; für ihre Kinder schienen sie keinen Sinn mehr zu haben. Mancherlei Störungen im Nestbau, die sich die Jungen erlaubten, führten schließlich zu deren Verbannung aus dem Paradies ihrer Kindheit, indem ich die auf Schritt und Tritt von den Alten mit Schnabelhieben verfolgten Vögelchen entfernte (5. Dezember). So endete die Idylle, die mir tagtäglich immer neue Unterhaltung geboten und Frühlingsscenen in mein winterliches Stubenleben gezaubert hatte."

„Ich säuberte den Eingang des Nestes, dachte aber nicht anders, als daß die Vögel zur Abwechselung den andern Erker sich für ihre neue Brut auserwählen würden, zumal sie schon seit einiger Zeit dahin Geniste getragen hatten. Aber sie schienen Eile oder das alte Nest sehr liebgewonnen zu haben. Jetzt wurde im Neste herum gearbeitet, einzelne Fäserchen entfernt, andere eingetragen, vor Allem aber das weichste Material herausgesucht, wahrscheinlich, um damit das Lager aufzufüttern. Drei Tage (8. Dezember) nach Trennung von den Jungen begann das Brüten oder wenigstens das

ruhige Verhalten der Vögel im Neste. Ich wagte nicht, durch Neugier meinerseits zu stören. Woche auf Woche verging, die Thiere brüteten fort und fort. Endlich überzeugte ich mich, daß fünf Eier im Neste lagen. Noch eine Woche verging, es war die vierte, und schon reifte in Ungeduld der Entschluß, die Eier zu untersuchen und wenn taub, wie ich vermuthete, zu entfernen, als ich durch feine Stimmchen aus dem Neste heraus gewahr werden sollte, daß meine emsigen Brüter sich nicht umsonst gemüht hatten (14. Januar). Den Alten selbst glaubte ich die gleiche Freude anzusehen, wie ich sie mit ihnen empfand, ihre Munterkeit schien größer, als sonst, und ihre Zärtlichkeit war wirklich rührend. Am 30. Januar verließ eins der Jungen das Nest und am 3. Februar wagten sich die andern drei Geschwister auch heraus." —

„Zwei Tage später, am 5. Februar, arbeiteten die Eltern am neuen Nest, vollendeten es am andern Tage und richteten sich in demselben häuslich ein. Am 15. Februar entfernte ich die Jungen der letzten Brut. Am 19. Februar fand ich ein Ei im Nest und zwar dieses Mal im zweiten Erker. Jetzt ging es an ein Brüten ununterbrochen (wenigstens habe ich keine Unterbrechung bemerkt) bis zum 18. März, und als ich endlich in Ungeduld und Neugierde nachsah, fand ich fünf Eier. Am 30. März bemerkte ich ein möglicherweise schon gestern dem Ei entschlüpftes Vögelchen neben und auf mehreren Eiern liegend. Am 6. April fiel mir auf, daß ich keine Stimmen aus dem Nest vernahm und daß die Alten ziemlich sorglos waren. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß das eine und einzige ausgebrütete Thierchen unter den vier Eiern erdrückt und erstickt lag. Wahrscheinlich hatten die Alten die tauben Eier beseitigen wollen und bei dieser Arbeit das arme Kleine begraben. Das Nest wurde geleert." —

„Am 11. April legten sie wiederum ein Ei und am 15. April fand ich deren fünf vor. Am 27. April bemerkte ich zwei Junge darin, die schon ein bis zwei Tage alt sein mochten; die nicht ausgebrüteten Eier waren verschwunden." —

„Am 1. Juni entfernte ich die beiden Jungen, denn die Alten brüteten wiederum. Am 20. Juni fand ich zwei Junge im Nest neben vier Eiern und am 24. Juni sechs Junge, welche bis zum 21. Juli bei den Eltern belassen wurden. Am 2. August waren wieder vier Eier gelegt und bis zum 6. August noch zwei. Alle sechs waren am 20. August ausgebrütet. Das Männchen muthete seinem Weibchen wirklich zuviel zu. Denn als die Jungen 10 Tage alt waren, trieb es schon wieder zu neuem Nestbau an. Da das Weibchen, sei es aus Erschöpfung oder weil sie ihre ungetheilte Aufmerksamkeit den Jungen annoch schuldig zu sein glaubte, den Anforderungen des feurigen Gemahls kein Gehör schenkte, so verfolgte er, der Vater von nunmehr schon 22 Kindern, die arme Mutter mit solchem Ungestüm, daß sie in größter Herzensangst zu ihren Jungen ins Nest flüchtete. Dem Wüthenden war aber auch diese Stätte nicht heilig. Er drang auf sie ein und wohin sollte das arme Thier flüchten! Da bot sich die schmale Oeffnung, die mein neugieriger Finger in die Faserdecke der Drahtkuppel des Nestes gebohrt, um die Geheimnisse ihrer Brütestätte zu belauschen, als einziger und günstiger Ausweg dar, der Zudringlichkeit des Männchens zu entrinnen, und husch! war mein Weibchen im Zimmer und immer weiter und weiter fliehend, zur offenen Thür hinaus in den Garten."

„Mein Schrecken war groß! Was sollte aus den sechs Jungen werden, die der Mutter noch gar sehr bedurften! Der Abend war vor der Thür, schon traf das Männchen Vorbereitungen zum Schlafengehen, nahm das Nachtessen und den Schlaftrunk ein und huschte sorglos, so schien es, zu den Jungen ins Nest. Vergeblich trug ich den Käfig in den Garten. Der Alte mit seinen Kindern schlief und schien nicht auf die wirklich jammernden Locktöne seines Weibchens zu achten, das aus dem Gezweige eines großen Nußbaumes sich vernehmen ließ, aber von uns nicht zu erspähen war. Immer stiller wurde es in der Natur, und immer matter und immer seltener wurde jener Klageton. Und zuletzt verhallte er so eigenthümlich, als ob der Vogel, in wehmüthige Träume versunken, nur noch dann und wann mit einem abgebrochenen Weheruf sein Herz erleichterte. Endlich verstummte die Verstoßene ganz. Meine Gedanken waren freilich bei ihr! Mit dem grauenden Morgen verfügte ich mich

in den Garten und stellte den Käfig mit den Jungen so auf, daß das Licht des dämmernden Tages durch das Nistloch hineinfiel. Noch rührte sich kein Vogel, das Elsterweibchen aber, noch immer auf dem Nußbaum, hatte sein altes Klagelied schon wieder angestimmt. Nicht lange währte es, doch für meine Ungeduld viel zu lang, da stimmten die sechs Jungen den Hungerchor an, und Herr Papa mußte sich bequemen, aus dem warmen Neste in die Morgenfrische hinaus zu treten. Er schien herrlich ausgeruht. Wie mochte sein armes Weibchen die Nacht verbracht haben?! Mit dem ersten Ton, der aus dem Neste erscholl, stürzte das Weibchen aus dem Nußbaumdickicht hervor und flog auf den dem Käfig nächsten Pflaumenbaum. Das Gebauer war zu beiden Seiten der Erker mit Leimruthen gespickt. Mit klopfendem Herzen und angehaltenem Athem stand ich in Gesellschaft eines gedienten und bewährten Vogelstellers, den ich zu diesem kostbaren Fange eigens bestellt hatte, auf einige Entfernung im Versteck. Das Männchen antwortete dem Weibchen mit süßgewohnten Tönen, und da erst schien es Muth zu fassen, kam von seinem Baume herab und tanzte nunmehr rund um den Bauer unruhig hin und her, jede Spalte des Gitterwerks versuchend, ob ihr der Eingang gestattet sei. Auf den Käfig selbst und auf das Erkernest flog sie nicht. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, die Leimruthen am Boden des Käfigs anzubringen. Sie flüchtete bei unserer Annäherung zum nächsten Baume auf. Kaum aber hatten wir uns wieder entfernt, so flog sie zur Erde nieder, munter zwischen den Leimruthen hüpfend, ihre früheren Versuche zu erneuern. Jetzt versuchte sie aufzufliegen — und da lag sie, jämmerlich schreiend, an Kopf, Hals und Flügeln in ein Gewirre von Leimruthen gewickelt. Mein Vogeltobias sprang zu, ergriff die seltene Beute, entfernte die Leimruthen, und ich eilte mit dem Käfig ins Gartenzimmer und schloß sorgfältig hinter uns die Thür. Jetzt galt es, den Leim aus dem Gefieder zu entfernen. Asche her! Vogeltobias war nicht im Stande, so zitterten die Glieder, diese Reinigung vorzunehmen. Deutsche Vögel hatte er genug gefangen, aber das war ja ein Afrikaner! Und wer vermöchte die spannenden Augenblicke zu beschreiben, wie der Vogel aus seinem Versteck hervorstürzte, an seinem Käfig niederflog und wie er, zwischen den Leimruthen hindurchtänzelnd, begierig gerade Das erstrebte, was auch wir beabsichtigten, und eben noch zu entfliehen drohte, als sich die feinen Rüthchen um sein Gefieder hefteten und ihn zitternd in seines Freundes zitternde Hand brachten. Die Begrüßung beider Vögel war eine sehr kurze, und unter jedem andern Verhältniß würde der Vogel sicherlich für das Wichtigste gehalten haben, sein verliedertes Federkleid in Ordnung zu bringen. Der Mutter aber war Nichts wichtiger, als ihre Kinder zu besuchen und mit Futter zu versorgen. Dann erst ging es an ein Putzen und Striegeln, was diesmal keine leichte Arbeit war."

„Der Gatte war nie wieder so ungestüm und ungezogen, ermöglichte aber doch, daß am 17. September — noch waren die Jungen kaum so weit, daß sie allein fraßen — das Weibchen wieder zu legen begann. Am 5. Oktober waren vier Junge ausgeschlüpft. Am 18. November sollte das Weibchen das letzte Ei legen. Sie starb dabei, jedenfalls an Erschöpfung. Und mir blieb nur übrig zu bereuen, der widernatürlichen Brüteluft nicht Fesseln angelegt zu haben, dadurch vielleicht, daß ich das Pärchen trennte. Aber die Herzinnigkeit der beiden Gatten war so groß, daß eine Trennung mir grausam und für das Leben beider nicht minder bedenklich schien."

„Das Weibchen hat also 26 Junge aufgebracht, und wenn wir bei der fünfwöchentlichen Brütezeit, wie höchst wahrscheinlich zutreffen wird, zwei Gelege rechnen, beinahe ein halbes Hundert Eier gelegt, von Ende September des einen Jahres bis zu ihrem Tode Mitte November des anderen Jahres, eigentlich ohne Unterbrechung, mit der Brut sich beschäftigt."

„Jedes Gelege zählte 4 bis 6 Eier von länglicher Form, niedlicher Größe und ohne Abzeichnung weiß. Binnen 24 Stunden wurde ein Ei gelegt; die Brützeit kann man vom letzten Ei an auf 12 Tage berechnen. Ihre Entwickelung schreitet vom zehnten Tag an erstaunlich vorwärts; mit dem sechszehnten bis achtzehnten Tage verlassen sie fast vollständig befiedert das Nest und lernen schnell allein ans Futter gehen. Die Elstervögel füttern aus dem Kropf und lieben als Zukost für ihre Kinder, zumal in den ersten acht Tagen, thierische Nahrung (Ameiseneier); sie müssen jedenfalls die Nacht über auch den Jungen aus ihrem mit Vorrath versehenen Kropfe Einiges beizubringen wissen, da sie

mitten im Winter schon um vier Uhr zur Ruhe gingen und des Morgens um sieben Uhr erst und bei düsteren Tagen noch später das Nest verließen."

Den übrigen Beobachtungen Schlegel's entnehme ich das Folgende: „Das Gefieder der jungen Elstervögel ist in der Färbung durchaus abweichend von dem der Eltern. Es ist fast gleichmäßig chokoladenbraun, obenher ein wenig dunkler, auf der Unterseite leicht, kaum merkbar, gestrichelt. Von den weißen und den schönen metallgrün glänzenden Federn der Erwachsenen ist bei den Jungen keine Andeutung zu sehen. Der bei den Alten blaugrüne Unterkiefer ist bei den Jungen mit dem Oberkiefer gleich bläulichschwarz, die Färbung des Schnabels aber im ganzen wenig dunkler. Die Umwandlung des Jugendkleides geschieht nicht durch Mauserung, sondern einfach durch Verfärbung und zwar höchst langsam. Auch die Alten sind schwer zu unterscheiden. Ich habe mir viel Mühe gegeben, den Unterschied der Geschlechter ausfindig zu machen. Fast durchgängig schien das Weibchen eher etwas größer, denn kleiner, als das Männchen zu sein. Ein besseres Zeichen scheint mir die Verschiedenheit des metallgrün glänzenden Flecken an den Bauchseiten, der bei den Weibchen weniger schön und weniger ausgebreitet ist. Das sicherste Kennzeichen ist aber das Tanzen und Krächzen, welches ich sogleich beschreiben werde, und das man nur bei dem vollständig ausgefärbten Vogel beobachtet."

„Ihre gegenseitigen Liebeserklärungen sind eigenthümlich und oft geradezu komisch. Sehr gerne sitzen sie traulich beisammen und rücken öfters an einander, als wenn ihnen die dichteste Berührung noch nicht dicht genug wäre. Unter unermüdlichem Locken nesteln sie sich gegenseitig im Gefieder. Abwechselnd krächzt das Männchen mit weit aufgesperrtem Schnabel und hebt sich im Takte seines Gesanges (die Nachtigall wird mir verzeihen) tänzelnd auf und nieder. Im Zustande der höchsten Erregung hüpft das Männchen nach jenem Tanze von der Seite auf den Rücken seines neben ihm auf dem Zweig kauernden Weibchens, bleibt frei mit erhobenen Füßen einen Augenblick stehen, hüpft ebenso seitlich zur anderen Seite herab, gefallsüchtig nach rechts und links sich drehend, nestelt ihm im Kopfputz, springt immerzu lockend wieder hinauf und ebenso zur anderen Seite herunter, stets wieder in dem Kopfputz seines Weibchens nestelnd und sofort dasselbe Spiel 6 bis 8 Mal wiederholend, bis endlich die Begattung erfolgt."

„Alt wie jung lieben sie die Sonne außerordentlich. Stets suchten meine Elstervögel in ihrem Käfig den Erker zum Ruheplätzchen aus, wo sie unmittelbar von den Strahlen der Sonne getroffen wurden. Die Bandvögel dagegen wählten stets den Erker, wo sie die Sonne im Rücken hatten. Zuweilen drehte ich den Käfig so, daß letztere von den Strahlen der Sonne getroffen wurden, immer aber, so oft ich den Versuch machte, verließen sie alsbald den Erker und kauerten sich in den Schatten des anderen Erkers."

„Beim Brüten oder Füttern der Jungen ließen sie sich durch Nichts stören. Es kümmerte sie wenig, daß ich den Bauer, den Strahlen der Wintersonne nach, bald hier, bald dorthin versetzte. Weder meine oft anhaltende Beobachtung aus so großer Nähe, daß ich den Draht des Käfigs mit dem Kopf berührte, noch das neugierige Belauschen oft ganz fremder Leute, ja selbst durch Frauenköpfe mit Hüten und Kopfputz aller Art, störte sie nicht im geringsten."

„Schon dieser seltenen Zutraulichkeit willen empfehlen sich die Elstervögelchen als Stubenbrüter ganz besonders, zumal ihnen jeder kleine Käfig mit der nöthigen Nisthöhle genügt. Auf dem Schreibpult und auf dem Nähtisch sind sie heimisch zu machen, und führen sie uns, während es draußen friert und schneit, das anziehende Bild eines innigen Familienlebens in immer neuen Scenen vor und zaubern die zwitschernden Jungen den Frühling in unser winterliches Stubenleben. Es wäre gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, diese lieben Vögelchen bei uns heimisch, d. h. zu Hausthieren zu machen, die, wenn sie auch keinen eigentlichen Gesang haben, doch durch die Innigkeit der Gattenliebe, durch die Leichtigkeit, mit welcher sie und zwar im Winter brüten, gewiß Jeden, der Sinn für das Leben und Treiben der Thiere hat, ergötzen und eine reiche Quelle von überraschenden Beobachtungen bieten."

Unter der großen Anzahl ähnlicher Finken, welche außer den beiden genannten in Westafrika vorkommen, verdient einer besonders noch Erwähnung und zwar seines ungeheuern Schnabels wegen, welcher unter den Verwandten seines Gleichen nicht hat. Dies ist der Nußknackerfink, wie Reichenbach ihn im Deutschen genannt hat (Pyrenestes ostrinus). Er ist einer der größten seiner Familie; denn die Länge beträgt 5¾ Zoll, die Schwingenlänge 2⁸⁄₁₀ Zoll, die Schwanzlänge 2½ Zoll, zeichnet sich aber weniger durch die Größe, als vielmehr durch seinen ungeheuren Schnabel aus. Letzterer ist fast so groß, als der Kopf, stark, kegelförmig, mit der breit gewölbten Firste des Oberschnabels stumpfwinklig in die Stirn tretend und mit hohem, dickem Unterschnabel. Im Flügel ist die fünfte Schwinge die längste, die erste aber verkümmert. Der Schwanz ist abgerundet, etwas gesteigert. Das Kleid ist auf Kopf, Hals, Brust, Bürzel und den Oberschwanzdeckfedern glänzend blutroth, auf dem Leib, den Flügeln und dem Schwanze dunkelbraun. Der Schnabel ist bläulichschwarz, der Fuß braun.

Weder über das Frei-, noch das Gefangenleben dieses prachtvollen Vogels ist Etwas bekannt. Die wenigen Bälge, welche erhalten wurden, stammen aus der Sierra Leona und Ashantee. Du Chailli beobachtete den Vogel am Flusse Moonda.

Auch die Finken Neuhollands bekunden, wie die meisten Erzeugnisse dieses Erdtheils, ihr selbständiges Gepräge. Noch kennen wir nur zum geringsten Theil die dort vorkommenden Arten, wohl aber bereits ihrer genug, um Dies behaupten zu dürfen.

Die australischen Finken zeichnen sich vor den uns bisher bekannt gewordenen nicht blos durch auffallende Gestaltung, sondern auch durch eigenthümliche Farbenvertheilung aus. Einzelne Arten wetteifern an Pracht mit den Tangaras Amerikas; alle aber sind viel mehr echte Finken, als diese. Es ist mir leider nicht vergönnt, ausführlicher auf die Gruppe im allgemeinen einzugehen; ich glaube aber, daß die Wahrheit des von mir Gesagten aus dem Nachfolgenden hervorgehen wird. Ich habe mir zwei Arten zur kurzen Besprechung ausgewählt, die eine, weil ich sie lebend besitze; die andere ihrer Farbenpracht halber.

Erstere gehört der Sippe der Schilffinken (Donacola) an. Diese Sippe kennzeichnet sich durch kurzen, dicken Schnabel, welcher am Grunde höckerig und auf der Firste erhaben ist, verhältnißmäßig lange Flügel, deren erste drei Schwingen die längsten sind, einen kurzen Schwanz mit abgerundeten, aber bis auf die beiden äußern gleich langen Schwanzfedern, starke Fußwurzeln und ein Kleid, welches auf der Oberseite dunkel, untenseits heller gegürtelt und seitlich gebändert ist.

Zwei verwandte Arten, der kastanienbrüstige und der doppelbindige Schilffink (Donacola castaneathorax und Donacola bivittata) sind in der Neuzeit wiederholt lebend nach Europa gekommen und dadurch wenigstens in der Gefangenschaft bekannt geworden. Beide ähneln sich im hohen Grade. Ihre Länge beträgt gegen 4 Zoll. Der Kopf und der Oberhals sind aschgrau, die Federmitten aber braun, Wange, Gurgelgegend und Ohrdecken schwärzlichbraun; die Oberseite ist röthlichbraun, auf den Oberschwanzdeckfedern orange oder fahl. Der Schwanz ist fahl, blaßbraun gesäumt. Ueber die Brust verläuft ein breiter, lichtkastanienbrauner Gürtel, welcher unten schwarz eingefaßt ist. Brust und Bauch nebst den Unterschwanzdeckfedern sind weiß oder grauweiß, seitlich schwarz gebändert. Beim doppelbindigen Schilffinken reicht das Schwarz der Wangen tiefer zur Brust herab; der Brustgürtel ist breiter und wird auf der Mittelbrust durch eine breite schwarze Binde von dem lichteren Unterleib getrennt. Beide Geschlechter gleichen sich fast vollständig.

Zur Zeit sind wir weder über die Heimatsgegend, noch über das Betragen der beiden gedachten Arten im Vaterlande genau unterrichtet. Gould fand die ersten Schilffinken als Bälge im Museum zu Sidney, welchem sie aus Moritonbay zugesandt worden waren, und erfuhr, daß die niedlichen Vögel an den Fluß- und Landseeufern wohnen und in ihren Sitten der Bartmeise (Calaomophilus

biarmicus) ähneln, d. h. ebenso schnell wie diese an den Riedgräsern auf- und absteigen und überhaupt vorzugsweise im Rohre sich aufhält.

Die Gefangenen erinnern in ihrem Betragen sehr an die längst bekannte Maja aus Indien. Es sind muntere, allerliebste Vögel, welche man paarweise zusammenhalten muß, weil sie nur dann ihr eigentliches Wesen bekunden. Auch sie sind zärtlich; sie schnäbeln sich oft und nesteln sich gegenseitig im Gefieder herum; sie sitzen stets dicht neben einander auf ein und derselben Stelle und thun überhaupt Alles, was sie vornehmen, gemeinschaftlich. Der Lockton klingt höchst sonderbar. Er ist ein langgezogener Ton, welcher etwa wie „Tie" lautet, aber merkwürdig fortgesponnen wird, dabei mehr und mehr sich abschwächt, bauchrednerisch sich abstumpft und endlich verklingt — für unsere Ohren mindestens. Einen eigentlichen Gesang habe ich nicht vernommen.

Ihr Prachtkleid tragen die Schilffinken in den Monaten unseres Winters; um diese Zeit also, vielleicht schon im Herbst, werden sie brüten. Die Mauser meiner Gefangenen begann im April.

Hinsichtlich der Nahrung sind auch die Schilffinken sehr anspruchslos. Gewöhnliches Feingesäme genügt ihnen; Grünzeug aller Art scheint ihnen Leckerei zu sein.

Der zweite Australer, von dem ich spreche, bildet mit einigen andern die Sippe der Grasfinken (Poëphila). Ihr Schnabel ist kernbeißerartig, am Grunde fast so hoch und breit, als lang. Die Flügel sind mäßig lang, die erste Schwinge derselben ist kurz, die zweite mit der dritten, vierten und fünften gleich lang. Der Schwanz ist vollkommen keilförmig, stark abgestuft; beide Mittelfedern sind beträchtlich verlängert. Reichenbach hat die von mir ins Auge gefaßte Art von diesen Australien durchaus eigenthümlichen Finken getrennt und eine besondere Sippe gebildet, welche er Spelzfinken (Chloëbia) nennt. Das unterscheidende Merkmal derselben ist, daß der Schwanz nicht gleichmäßig gesteigert, sondern kurz und keilförmig ist und nur die beiden Mittelfedern des alten Vogels borstenförmig lang hinausstehen. Für die Berechtigung einer solchen Trennung spricht übrigens die Färbung des Kleides. Bei den Grasfinken ist dieses hellbraun, mit scharf abstehenden hellen und dunkeln Gürteln, bei den Spelzfinken lebhaft grün mit breiten Brustgürteln und hellgelbem Bauche, jedoch ohne die dunkeln Unterbauchgürtel.

Chloëbia mirabilis, bewunderungswürdiger Spelzfink, ist die Art genannt worden, welche ich kurz beschreiben will. Und in der That, der Vogel verdient solchen Namen! Sein Gefieder ist überaus prächtig gefärbt. Der Scheitel und die Seiten des Kopfes sind schön karminroth, nach hinten schwarz umrandet; die Kehle ist schwarz. Hierauf folgt ein himmelblaues Band, welches sich rings um den Hals schließt, an der Kehle am schmälsten, im Nacken am breitesten ist und hier durch Gelblichgrün in das gleichmäßige Papageigrün übergeht, welches die Färbung des Mantels bildet. Der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern sind blaßblau, die Schwingen braungilblich gesäumt, die seitlichen Schwanzfedern lichtblau, die mittleren dunkelgrau bis schwarz. Auf der Unterseite wird das lichtblaue Halsband durch einen breiten lilablauen Gürtel begrenzt, welcher sich über die Oberbrust zieht und nach hinten hin durch einen schmalen orangefarbenen Saum von dem gleichmäßig gelben Bauche getrennt wird. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder schön, und die mittleren Schwanzfedern sind kürzer, als bei jenem.

Hombron und Jacquinot entdeckten diesen prächtigen Vogel, einen der zierlichsten Finken überhaupt, in der Nachbarschaft der Rafflesbay an der Nordküste Neuhollands, konnten jedoch nur drei Stück erlegen und sein Betragen nicht beobachten. Sie bildeten ihn in verschiedenen Kleidern ab und wurden deshalb später des Irrthums geziehen; erst neuerdings ist durch Macgillivray's Erfahrungen festgestellt worden, daß der zu Ehren Gould's benannte Spelzfink (Chloëbia Gouldii) keine eigene Art, sondern nur der Träger eines verschiedenen Kleides des „Bewunderungswürdigen"

ist. „Ich fand einst“, so schreibt der genannte Beobachter an White, „in der Nähe der Korallenbucht bei Port-Essington einen großen Flug dieser Vögel, welche Sämereien am Grunde suchten und bei Gefahr auf den Gummibäumen Zuflucht nahmen. Nicht zwei von ihnen trugen das ausgefärbte Kleid; die große Mehrzahl waren unausgefiederte Vögel. Einige, welche rothköpfig waren, zeigten unter den rothen, schwarze Federn, und schwarzköpfige hier und da rothe: kurz die beiden sogenannten Arten waren unter einander gemischt und sicher gleichartig.“

Nach den Berichten, welche uns im allgemeinen über das Leben der australischen Finken geworden sind, ergibt sich, daß dieselben in ihrem Wesen und Treiben von ihren Verwandten sich nicht unterscheiden. Bezeichnend für ihr Treiben dürfte sein, daß sie sich hauptsächlich zwischen den hohen Schilfgräsern aufhalten, welche die Ebene bedecken oder in den Rohrwäldern finden, welche die Flußbetten umsäumen. Hier lesen sie sich die verschiedenen Samen der betreffenden Pflanzen theils vom Boden auf, theils klauben sie sich dieselben aus den Aehren heraus, welche sie emporkletternd an den Stengeln erreichen. Viele Arten sollen, wie schon bemerkt, hinsichtlich dieser Fertigkeit mit den Meisen wetteifern. Man trifft auch sie in Flügen zusammen; doch scheint es, als ob sie nicht so gesellig wären, als andere Verwandte. Die Nähe der menschlichen Behausungen meiden sie nicht; sie kommen vielmehr vertrauensvoll in die Gärten herein und sind selbst in den Städten gewöhnliche Erscheinungen. Viele Arten streichen im Lande auf und nieder, bald innerhalb kleinerer, bald innerhalb größerer Gebiete. So wurde der im Jahre 1833 entdeckte bewunderungswürdige Spelzfink erst im Jahre 1845 auf der Halbinsel Koburg wieder bemerkt; er erschien dieses Mal in zahlreichen Schwärmen, verweilte aber nur wenige Wochen daselbst.

Die Nester werden sehr verschieden beschrieben. Einige stehen im Schilf und ähneln denen der Beutelmeisen, andere finden sich auf Bäumen und einzeln in den Horsten größerer Raubvögel. Gould war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß beide Vögel in so nahe Nachbarschaft kommen und ihre Brut neben einander in aller Eintracht erziehen. „Am 3. Oktober“, sagt er, „fand ich das Nest eines Tropfenfinken unter und innerhalb des Reißholzes am Horste eines Pfeiladlers (Haliastur sphenurus), in welchem das Adlerweibchen brütete. Mein schwarzer Begleiter, Natti, stieg auf den Baum einer hohen Kasuarina und brachte die Eier beider Vögel herab. Der kleine Fink saß auf einem dünnen Zweiglein, dicht bei seinem räuberischen und dennoch ihm freundlichen Nachbar.“

Seit einigen Jahren sind viele australische Finken lebend nach Europa gekommen, und gegenwärtig bringt jedes Schiff fast eine Ladung der niedlichen Thierchen mit. Neue Arten werden zuerst mit sehr hohen Preisen bezahlt, sehr bald jedoch pflegen diese auf die Hälfte oder das Viertheil der früheren herabzufallen; denn gewöhnlich bringt das nächste Schiff von der neuen Art eine Menge. So dürfen wir also mit aller Sicherheit hoffen, daß wir auch unsern „bewunderungswürdigen“ Spelzfinken in nicht allzu langer Zeit lebend bei uns sehen werden. Er wird eine der größten Zierden unserer Vogelhäuser bilden.

Nur um auch einen asiatischen Vertreter der Familie aufzuführen, will ich noch mit wenigen Worten des allbekannten Reisvogels (Padda oryzivora) gedenken. Er ist eins der größten Mitglieder der Familie und bildet mit wenigen ihm nahe verwandten Arten eine besondere Sippe. Der Schnabel ist groß und stark, mit seiner Firste rechtwinkelig in die Stirn tretend, vor dem Nasenloche mit einem Leistchen versehen, an den Schneiden fast gerade. Die beiden ersten Schwingen der ziemlich langen Flügel sind die längsten. Der kurze Schwanz ist abgerundet, seine einzelnen Federn sind breit. Das Kleid ist der Hauptfarbe nach grau oder braun, mit weißen Wangenflecken.

Unausgehülster Reis heißt in der chinesischen Sprache Padda; der Name des Vogels ist somit im Deutschen passend wiedergegeben. Er führt diesen Namen aber auch in allen übrigen Sprachen und schon seit den ältesten Zeiten. Ihn sieht man häufig auf alten chinesischen Malereien dargestellt,

ihn ganz besonders, oft prächtig ausgeführt, als Bild auf Reispapier. Unsern Thierkundigen ist der Vogel schon seit fast anderthalb Jahrhunderten bekannt, und noch heutigen Tages kommt er massenhaft als Gefangener zu uns. Zu seiner Beschreibung genügen wenige Worte, weil er nur mit seinen nächsten Verwandten verwechselt werden könnte.

Das Gefieder ist im allgemeinen aschgrau, auf den Flügeln dunkler, an den Weichen rosenroth überlaufen. Kopf und Kehle sind glänzend schwarz, die Wangen rein weiß, die Schwingen grau, nach außen aschgrau gesäumt, auf der Unterseite silberweiß schimmernd; der Schwanz ist rein schwarz. Der Augenring ist braun, das Augenlid aber roth, der Schnabel lebhaft rosenroth, an der Spitze und



Der Reisvogel (Padda oryzivora).

den Rändern perlweiß. Der Fuß ist röthlich. Mancherlei Spielarten kommen vor: so haben wir im hamburger Thiergarten prachtvolle Weißlinge lebend gehalten.

Der Reisvogel ist weit über Hinterasien verbreitet. Er bewohnt in Menge den ganzen Süden von Asien, namentlich aber Java und Sumatra. Zumal auf ersterer Insel ist er gemein; doch findet er sich, wie **Bernstein** berichtet, nur in der Nähe des Menschen.

„Gleich unserem europäischen Feldsperlinge, bewohnt der Reisvogel ausschließlich die bebauten Landstriche und ist in diesen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Während der Zeit, in welcher die Reisfelder unter Wasser gesetzt sind, d. h. in den Monaten November bis März oder April, in denen

der angepflanzte Reis heranwächst und der Ernte entgegenreift, halten sich die Reisvögel paarweise oder in kleinen Familien in Gärten, Dorfgehölzen und Gebüschen auf und nähren sich hier von verschiedenen Sämereien, mancherlei kleinen Früchten und wohl auch von Kerbthieren und Würmern; da ich sie wenigstens öfters auf Landstraßen u. s. w. auf der Erde herumsuchen gesehen habe, wo schwerlich etwas Anderes zu finden gewesen sein möchte, und auch in dem Magen mehrerer von ihnen Reste derselben gefunden zu haben glaube. Sobald aber die Reisfelder sich gelb zu färben beginnen und durch Ablassen des Wassers trocken gelegt werden, begeben sie sich, oft in großen Scharen, dorthin und richten nicht selten merklichen Schaden an, so daß man auf alle mögliche Weise bemüht ist, sie zu vertreiben."

„In den Gegenden, die besonders von diesen gefiederten Dieben zu leiden haben, errichtet man zu diesem Zwecke in der Mitte des Feldes ein — oder wenn dieses groß ist, mehrere — auf 4 hohen Bambuspfählen ruhendes kleines Wachthaus, von dem aus nach allen Richtungen hin zahlreiche Fäden zu den, in gewissen Entfernungen von einander durch das ganze Feld gesteckten, dünnen Bambusstöcken laufen, an denen große dürre Blätter, bunte Lappen, Puppen, hölzerne Klappern u. dgl. hängen. Wenn nun der in dem Wachthäuschen, wie eine Spinne in ihrem Gewebe sitzende Eingeborne an den Fäden zieht, dann rasseln in demselben Augenblicke alle die trockenen Blätter, zappeln die Puppen, ertönen die Klappern, und erschrocken entfliehen die ungebetenen Gäste. Auch nach der Ernte finden die Vögel auf den alsdann bis zum Eintritt der Regenzeit, d. h. bis gegen den November hin brach liegenden Reisfeldern, reichlich ihren Tisch gedeckt, da nicht nur zahlreiche Aehren liegen bleiben, sondern auch zwischen den Stoppeln in unglaublich kurzer Zeit manchfaltige Unkräuter emporschießen, deren bald reifender Samen ihnen eine willkommene Nahrung darbietet. In dieser Zeit sind sie ziemlich fett und wohlbeleibt und liefern, besonders die Jungen, ein beliebtes Gericht, weshalb ihnen eifrig nachgestellt wird."

„In der Gefangenschaft wird der Reisvogel nur von Händlern gehalten, welche ihn auf die anlandenden Schiffe bringen und hier zum Verkauf anbieten. Höchstens vergnügen sich Kinder damit, ihn zu quälen, indem sie ihn, an einen Faden gebunden, in den Straßen umherflattern lassen."

Das Nest fand Bernstein bald im Gipfel verschiedener Bäume, bald zwischen den zahlreichen Schmarotzern, welche die Stämme der Arengpalme bedecken. Es ändert je nach seinem Standorte in Größe und Gestalt. Die auf den Bäumen angelegten Nester sind meistens größer und haben eine im allgemeinen ziemlich regelmäßige halbkugelige Gestalt; die zwischen den Schmarotzern zu Seiten der Arengpalme angebrachten dagegen sind kleiner und weniger bestimmt geformt. Die einen wie die andern aber sind fast ausschließlich aus den Halmen verschiedener Gräser verfertigt, welche jedoch unter einander nicht eben sehr fest verflochten sind, so daß der ganze Bau keine besonders große Festigkeit hat. Sechs bis acht glänzend weiße Eier von 9 Linien Länge bilden das Gelege. Bernstein behauptet, daß der Reisvogel in Sumatra ursprünglich nicht zu Hause gewesen sein soll und auch nur in der nächsten Nähe der Stadt Padang vorkomme, woselbst er, vor einigen Jahren freigelassen, sich eingebürgert habe.

Nach meinen Beobachtungen gehört der Reisvogel im Käfig nicht gerade zu den liebenswürdigsten seines Geschlechts. Er ist zänkisch, vertreibt die kleineren Arten vom Futternapf, wird selten und nur unvollständig zahm, hat sich auch, so viel mir bekannt, noch nirgends fortgepflanzt. Sein Gesang ist erbärmlich, eigentlich kaum Gesang zu nennen. Somit empfiehlt ihn nur sein hübsches Gefieder.

*

Die dünn- und kleinschnäbeligen Prachtfinken heißen Astrilden (Astrildae). Auch sie sind sehr verschieden gestaltete und gefärbte Thiere, im allgemeinen aber schlanker und langschwänziger, als die vorhergehenden, denen sie übrigens in ihrem Leben und Treiben so ähnlich sind, daß fast Alles, was ich von jenen sagte, auch für diese gilt. Sie bewohnen dieselben Gegenden, wie die Prachtfinken,

vorzugsweise aber Afrika vom 18. Grad nördlicher Breite an bis gegen die Kapländer hin. Wir beschränken uns im Nachfolgenden auf die bekanntesten Arten.

Eine solche ist das Goldbrüstchen (Pytelia subflava), welches mit einigen andern die Sippe der Streifenfinken bildet. Bei dieser tritt der mehr oder minder gestreckte, lange, spitzige Schnabel, welcher an seiner Firste sanft gewölbt ist, mit seiner Firste rechtwinkelig in die Stirn; im Flügel ist die zweite Schwinge die längste; die erste und dritte sind kaum kürzer; der Schwanz ist kurz und abgerundet. Das Kleid pflegt auf der Oberseite olivengrünlich oder graulich, auf der Bauchseite lichter, hauptsächlich gilblich und seitlich zart gebändert zu sein.

Das Goldbrüstchen wird 3½ bis 3¾ Zoll lang und 5½ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 2¾, die Schwanzlänge 1⅙ Zoll. Die ganze Oberseite ist olivenbräunlichgrau, der Bürzel bräunlichroth, ein Augenstreifen blutroth, die Kehle weiß, die Oberbrust und die Afterdecken sind orangen=, der Bauch ist citronengelb, die Bauchseiten sind olivengraulich mit weißen Mondflecken. Der Schwanz ist schwarz, die Federn am Ende weiß gesäumt. Schnabel und Beine sind roth.

Wir erhalten diesen überaus niedlichen Finken häufig aus Westafrika, namentlich dann, wenn Schiffe vom Gambiastrom herkommen. Dort muß er in großen Mengen leben und hundertweise auf den Markt kommen; denn unter den Bengalisten ist er eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Ueber sein Freileben wissen wir nicht das Geringste: die wenigen Vogelkundigen, welche in seiner Heimat reisten, scheinen es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, ihn zu beobachten. Im Käfig beträgt er sich sehr liebenswürdig. Männchen und Weibchen halten treuinnig zusammen und ebenso die Gesellschaften. Aber das Goldbrüstchen verträgt sich auch mit allen übrigen kleinen Finken. Sein Benehmen ist im hohen Grade zierlich und das Vögelchen schon deshalb sehr beliebt. Es hat auch einen niedlichen, obschon nur leisen Gesang, welchen das Männchen, wenn die Liebe sich in ihm regt, recht fleißig hören läßt.

Die Haltung des Goldbrüstchens verursacht nicht die geringsten Schwierigkeiten. Es begnügt sich mit dem Futter, verlangt aber selbstverständlich solches, welches es genießen kann, d. h. nur zarte kleine Sämereien der verschiedensten Art. Auch für diesen Vogel ist das Scheuerngesäme ein prächtiges Futter. — Bei geeigneter Pflege schreiten Pärchen, welche allein einen Raum bewohnen, zur Fortpflanzung, und gewinnen dann noch besonders an Liebreiz.

Wohl ebenso zierlich und nicht minder liebenswürdig als das Goldbrüstchen ist der Blutfink (Lagonosticta minima), ein weit verbreitetes, mir wohlbekanntes Vögelchen, welches vom 18. Grad nördlicher Breite an überall in den Nilländern zu finden ist und vonhieraus oder von der Ostküste an quer durch ganz Afrika hindurch bis zur Westküste sich verbreitet. Auch ihn hat man mit einigen andern in einer besondern Sippe vereinigt, welche sich kennzeichnet durch gestreckten, verhältnißmäßig langen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, den nicht stufigen, sondern abgerundeten Schwanz und ein vorzugsweise rothes Gefieder mit kleinen weißen Punkten.

Unser Blutfink, von den Händlern gewöhnlich der „Kleine Senegali“ genannt, ist ein Vögelchen von 3¼ Zoll Länge und 5⅔ Zoll Breite, dessen Fittig gegen 2 Zoll und dessen Schwanz gegen 1½ Zoll lang wird. Das Männchen ist ein prächtig gefärbtes und gezeichnetes Thierchen. Der Oberkopf und Hinterhals, der Rücken und der Flügel sind dunkelbraun, welche Färbung auf dem Schwanze in das Schwarze übergeht; das Gesicht, der Vorderhals, die Brust und der Bürzel sind karminroth; der Bauch ist hell erdbraun, der Steiß weißlichgrau. Aeußerst kleine Punkte zieren die Brustseiten und die Seiten des Bürzels. Schnabel und Füße sind roth; der Augenstern ist braun. Das Weibchen ist fast durchaus graubraun, unten heller, nur auf dem Bürzel karminroth, jedoch ebenfalls seitlich weiß gepunktet. Die Jungen ähneln der Mutter.

Hartmann, welcher wenige Jahre nach mir die oberen Nilländer bereiste, möchte den Blutfinken eine ähnliche Stellung zuweisen, wie solche unsere Haussperlinge sie sich erworben haben, und in der That darf der Blutfink als Hausvogel betrachtet werden. Er fehlt zu gewissen Zeiten keiner der Dorfschaften Südnubiens und Ost-Sudahns; er fehlt nicht einmal der mitten im Walde stehenden einzelnen Hütte. Er ist einer der ersten Vögel der Wendekreisländer, welchen man bemerkt, wenn man von Egypten aus dem Sudahn zuwandert. Nur ein Honigsauger und der noch zu erwähnende Stahlfink gehen weiter, als er, nach Norden hinauf. Von Dongola an wird er immer häufiger, und im Sudahn ist er, wie bemerkt, gemein. Hier trifft man ihn gewöhnlich in der Nähe der Dorfschaften an, mit andern Familienverwandten vereinigt, oft in ungeheuren Schwärmen; er lebt aber auch fern von den Menschen in der einsamen Steppe und selbst im Gebirge noch bis zu vier- und fünftausend Fuß Meereshöhe, obgleich hier seltener.

In seinem Betragen ähnelt der Blutfink seinen Verwandten. Er ist nicht blos ein zierlich gefärbter, sondern auch ein anmuthiges und liebenswürdig sich benehmendes Thierchen, an welchem man seine rechte Freude haben kann. So lange die Sonne am Himmel steht, ist er kaum eine Minute lang ruhig; höchstens in den Mittagsstunden sucht er im schattigen Gelaube der immergrünen Bäume Schutz gegen die drückende Sonne. Sonst fliegt er ohne Unterbrechung von Zweig zu Zweig oder trippelt mit rascher Geschäftigkeit auf den Aesten, den Häusern und endlich auf dem Boden umher. Jede seiner Bewegungen zeugt von großer Gewandtheit. Kaum einer seiner Verwandten übertrifft ihn in der Eilfertigkeit seines Fluges, sicherlich keiner in der Rastlosigkeit, welche ihn kennzeichnet. Dabei ist er im hohen Grade gesellig und lebt nicht blos mit seines Gleichen, sondern, wie schon bemerkt, auch mit Verwandten in bester Eintracht, selbst an den Brutplätzen.

Der Blutastrild hat in den letzten Monaten der Dürre seine Mauser vollendet und denkt mit dem ersten Frühlingsregen, etwa Anfangs September, an seine Fortpflanzung. Bis dahin lebte er in Scharen; jetzt trennt er sich in Pärchen, und diese kommen nun vertrauensvoll in die Dörfer und Städte herein und spähen nach einer passenden Stelle unter dem Dache des kegelförmigen Strohhauses oder der würfelförmigen Lehmhütte des Eingeborenen. Hier, in irgend einer Höhlung oder auf einer andern passenden Unterlage wird ein wirrer Haufen von dürren Halmen zusammengetragen, dessen Inneres aber eine wohlausgerundete, jedoch keineswegs auch sorgfältig ausgelegte Höhlung enthält. Im Nothfall brütet der Blutfink auch auf Bäumen oder selbst nahe am Boden. So bemerkte ich im Januar in den Waldungen des oberen blauen Nils ein Weibchen dieses Vogels, welches an ein und derselben Stelle ängstlich über den Boden hin und herflog, vermuthete, daß es in der Nähe wohl sein Nest haben möge, suchte und fand es auf dem Boden in noch nicht zusammengetretenem dürren Grase stehen, wo es der Umgebung auf das vollständigste ähnelte. Es enthält kleine weiße, sehr rundliche, glatte Eier, ein wenig größer als die unseres Zaunkönigs. Hieraus geht hervor, daß der Blutastrild mehrmals im Jahre brütet, und Dies stimmt denn auch mit den Erfahrungen überein, welche an Gefangenen dieser Art gemacht wurden. Schon Vieillot hat einen Blutfinken im Käfig zur Fortpflanzung gebracht, und seine Beobachtungen sind es auch, welche Reichenbach in seinem vortrefflichen Werke über die ausländischen Singvögel wiedergibt.

„Diese kleinen Finken", so heißt es hier, „sind sanft und zutraulich und unter einander so zärtlich, daß sie einander immer aufsuchen und am liebsten dicht an einander gedrängt sitzen, besonders in der Nacht. Zur Paarungszeit halten sich nur die Pärchen beisammen und die Männchen kämpfen unter einander, so daß man sie absondern muß. Das Männchen ist überaus zärtlich gegen das Weibchen und widmet sich ihm gänzlich. Vor der Begattung setzt es sich in seine Nähe mit einem Hälmchen im Schnabel, hüpft in kleinen Sprüngen empor, tritt abwechselnd mit den Beinen den Zweig, worauf es sitzt und singt zum Vorspiel seines Genusses. Der angenehme Gesang wird mehrmals munter und freudig wiederholt."

„Nach der Paarung bauen beide das Nest. Erfolgte aber die Paarung nicht, durch Verweigerung des Weibchens, so wird das Männchen streng und treibt es herum. Das Nest besteht aus feinen

Kräutern, Mos und Federn. Findet das Weibchen keine, so reißt es solche andern Vögeln, die ihm nahe sind, ja sogar dem Männchen heftig und geschickt aus. Setzt man ihnen ein künstliches Nest ein, so muß dies oben zugewölbt sein und nur ein seitliches Flugloch haben. Sie bauen es fast so groß wie ein Straußenei, das Flugloch in der Mitte. Außen finden sich Gräser und Mos dazwischen gewoben, inwendig Pflanzenwolle und Federn. Beide brüten abwechselnd dreizehn Tage. Die Jungen haben einen braunen Flaum. Beide Eltern erziehen sie sehr sorgfältig und füttern sie mit halbverdauten Körnern, fast wie die Kanarienvögel, dazu auch Kerbthiere, vorzüglich gern nackte Räupchen und Larven, die sie sehr lieben und welche die Jungen vorzüglich in den ersten Tagen erhalten müssen. Zur Brütezeit verlangen sie große Wärme. Sie nisten immer in unserm Winter. Durch Absonderung der Geschlechter kann man die Paarung bis zum Mai aufhalten; doch können dann höchstens zwei Bruten folgen, die zweite im September."

An solchen Gefangenen hat man ferner beobachtet, daß die Mauser im Juni oder Juli eintritt, welches mit dem oben über die freilebenden Vögel Gesagten vollständig übereinstimmt, und daß die Jungen ihre Farbe nicht mehr verändern, wenn sie ihr Kleid einmal erhalten haben.

Wie sehr sich der Blutfink die Liebe Dessen erwirbt, welcher ihn kennen lernte, mag daraus hervorgehen, daß man einmal eine Menge von ihnen nach Cayenne gebracht hat, in der Absicht, dort sie einzubürgern. Der Versuch scheint jedoch mißglückt zu sein; wenigstens hat später Nichts verlautet, ob die Vögel gediehen sind oder nicht. Die Möglichkeit einer solchen Verpflanzung unterliegt schwerlich einem Zweifel.

Als australischen Vertreter der Blutfinken darf man den Buntfink (Emblema picta) betrachten. Er zeichnet sich durch seinen langgestreckten, kegelförmigen Schnabel besonders aus. Seine Flügel sind mäßig lang; ihre erste Schwinge ist verkümmert; die zweite, dritte, vierte und fünfte sind gleich lang. Der Schwanz ist seitlich ein wenig abgerundet. Das Gefieder prangt in sehr ansprechenden Farben. Der Oberkopf, die ganze Unterseite, die Flügel und der Schwanz sind braun, das Gesicht, der Vorderhals und Bürzel cochenilleroth gefärbt, der Oberschnabel ist schwarz, der Unterschnabel scharlachroth mit dreieckigen schwarzen Flecken an der Wurzel, der Fuß hellroth.

Gould, der Entdecker dieses schönen Vogels, erhielt nur ein einziges Stück von ihm, hatte aber selbst nicht Gelegenheit, die Lebensweise zu beobachten. Zum Glück für die Wissenschaft bildete er den Buntfinken ab; denn sonst würden wir das Thierchen höchstens von Hörensagen kennen gelernt haben. Der Balg, welchen jener Forscher besaß, wurde ihm später gestohlen.

Der zweite Tropenvogel, welchen man auf dem Wege nach Ost-Sudahn längs der Nilufer begegnet, ist der Stahlfink (Hypochera ultramarina). Man kennt von ihm nur noch einen einzigen Verwandten aus Westafrika (Hypochera nitens), welcher unter demselben Namen zu uns gebracht wird. Die Kennzeichen der beiden sind folgende: Der Leib ist gedrungen und kräftig, der Schwanz kurz, gestutzt, durch die Verkürzung der Außenfedern gerundet, der Flügel dagegen ziemlich lang, bis zur Schwanzmitte herabreichend, der Schnabel kurzkegelförmig, oben gewölbt, seine Firste spitzwinkelig in die Stirn eintretend. Unter dem Nasenloche stehen jederseits drei bis vier schwarze Borsten, welche halb so lang als der Schnabel sind. Das Kleid ist nach Geschlecht und Jahreszeit sehr verschieden, beim Männchen schwarz mit dunkelgrünem oder dunkelblauen Schimmer, beim Weibchen sperlingsfarbig. Der blaue Stahlfink schillert ultramarinblau, der grüne stahlgrün. Das Weibchen ist auf der Oberseite blaßbraun, jede Feder röthlich fahl gesäumt, auf Brust, Bauch und den Afterdecken weiß. Die Augenbrauen und ein Mittelstreif über dem Scheitel sind röthlich fahl. Eine ähnliche Tracht legt

auch das Männchen während der Zeit der Dürre an. Die Länge beträgt 4 Zoll 6 Linien, die Fittiglänge 2 Zoll 4 Linien, die Schwanzlänge 1 Zoll $4\frac{1}{2}$ Linien.

Schon in Dongola ist der ultramarinblaue Stahlfink ein gewöhnlicher Vogel. Man begegnet ihm hier überall, nahe den Häusern ebensowohl, als in den Feldern oder selbst in der pflanzenarmen Steppe, hier vorzugsweise in der Nähe der Brunnen oder an andern Haltestellen der Karavane, bei welchen sich dieser Fink und viele Verwandte gern einfinden, um die geringfügigen Abfälle von der Tafel der Menschen und Kamele aufzupicken. Er ist ein munterer, niedlicher Vogel, welcher sich fortwährend Etwas zu schaffen macht und es gleichsam darauf anlegt, die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zu lenken.

Die Zeit seiner Liebe fällt mit der Reife der Durrah zusammen, ungefähr in die Monate Januar bis März. Das Nest, welches auf einem Baume angelegt wird, ist ein wirrer Grashaufen. Eier habe ich nicht gefunden.

Sobald die Jungen ausgeflogen sind, scharen sie sich in Schwärme, gesellen sich zu dem Feuerfinken, welchen wir später kennen lernen werden, und fallen mit diesem massenhaft in den Durrahfeldern ein. Der Stahlfink wird deshalb auch von den Nubiern bitter gehaßt und nach Möglichkeit verscheucht. Dies geschieht genau in derselben Weise, welche gelegentlich der Beschreibung des Reisvogels erzählt wurde, von einem hohen Gerüste aus, welches nach allen Seiten hin mit bunten Lappen besetzte Leinen sendet, die in Bewegung gesetzt werden, wenn die Vögel einfallen. Man begnügt sich jedoch, sie zu verscheuchen; im übrigen behelligt man den Stahlfinken ebensowenig, als irgend einen andern Vogel Ost-Sudahns.

In der Gefangenschaft hält ihn im Ost-Sudahn Niemand. Um so häufiger wird auch er oder richtiger sein grünlicher Verwandter an der Westküste Afrikas gefangen und vondortaus nach Europa und Amerika übergeführt. „Beide Stahlfinken zeichnen sich", wie Reichenbach sagt, „aus durch ihre Lebhaftigkeit, man könnte fast sagen Wildheit. Den ganzen Tag über unruhig beweglich, flattern sie stets kräftig umher und verfolgen in den Gesellschaftskäfigen die kleinen Vögel anderer Arten, die man mit ihnen zusammengesperrt hat. Sie beunruhigen dieselben durch beständiges Geschrei, durch Flügelschläge und Bisse und regen sie in dem Grade auf, daß sie bald absterben. Auch größere Vögel fallen sie an und treiben sie in die Flucht. Ihre angenehmen Eigenschaften, wenn man sie abgesondert hält, sind eben ihre Lebhaftigkeit und ihr zarter, lieblicher Gesang, bei einem hübschen, kräftigen Anstande. Zur Paarungszeit sind sie am wildesten aufgeregt. So lange das Weibchen sich sträubt, fliegt das Männchen unaufhörlich und reißend schnell über demselben herum, setzt sich endlich auf dasselbe und schlägt heftig mit den Flügeln, fliegt wieder weg, versteckt sich in einem Winkel und schreit mit scharfen Tönen, wie im Kampfe mit andern Vögeln. Dies wiederholt sich mehrmals."

Um sie zur Fortpflanzung zu bringen, bedarf es vor Allem einer sorgfältigen Absonderung der Pärchen und der Erhaltung einer höheren Wärme.

Der treue Genosse des Blutfinken ist der Benguelist oder Schmetterlingsfink (Mariposa phoenicotis). Er ist ein schlank gestreckter Vogel mit langem, keilförmigen Schwanze, dessen Schnabel anderthalbmal so lang als hoch und breit ist und geradlinig rechtwinkelig in die Stirn eintritt. Im Flügel ist die vierte Schwinge die längste. Das Kleid ist seidenartig und dicht, auf der ganzen Oberseite erdgrau, im Gesicht, auf der Brust, an den Seiten und der oberen Schwanzmitte glänzend grünblau, am Bauch und auf den Afterdecken aschgrau, auf der Unterseite des Schwanzes rauchgrau. Die Wangen ziert ein karminrother Flecken; der Schnabel ist blaßkarminroth, der Fuß etwas lichter, etwa fleischfarbig. Die Geschlechter unterscheiden sich dadurch, daß der rothe Wangenfleck dem Weibchen fehlt. Die Länge beträgt $4\frac{1}{4}$ Zoll, die Breite $6\frac{1}{4}$ Zoll, die Fittiglänge $1\frac{5}{6}$ Zoll, die Schwanzlänge $1\frac{3}{4}$ Zoll.

Der Schmetterlingsfink ist weit über Afrika verbreitet. Wir erhalten ihn von der ganzen Westküste. Er findet sich aber auch überall im Innern bis in die Nilländer und weiter nach Osten hin. Nach meinen Beobachtungen ist er niemals eigentlich häufig und schlägt sich auch nicht in so große Schwärme zusammen, wie andere Arten der Familie, gesellt sich vielmehr in kleinen Trupps den Flügen jener bei. Auch er ist lebhaft und beweglich, ein anmuthender Gegenstand für den in seiner Heimat beobachtenden Naturforscher, welchen er noch außerdem durch sein nettes, obgleich leises Liedchen erfreut.

Das Nest fand ich wiederholt und zwar nicht blos während der eigentlichen Regenzeit, sondern auch noch während der Dürre. Es steht in den Wäldern auf niedern Büschen, ganz frei und sieht einem Bündel getrockneten Heues ähnlicher, als dem frischgebauten Neste eines Vogels. Es ist luftig und schlecht zusammengebaut, ohne Gestalt und Regel. Die Eier sind 5½ bis 6 Linien lang und von Farbe glänzend weiß. Ihre Zahl schwankt zwischen vier und sieben. Heuglin hält es für möglich, daß der Schmetterlingsfink zuweilen auch in die Nester der Webervögel legt, scheint aber bestimmte Erfahrungen hierüber nicht gemacht zu haben.

Auf unserm Thiermarkt ist der Benguelist, welcher von den Händlern gewöhnlich „Cordon bleu" genannt wird, nicht selten. In Hamburg kann man das Pärchen zum Preis von 3 Thlr. kaufen. Bei guter Pflege hält man ein Pärchen mehrere Jahre in der Gefangenschaft, und wenn man sich viel mit diesen Vögeln beschäftigt, kann man seine wahre Freude an ihnen haben.

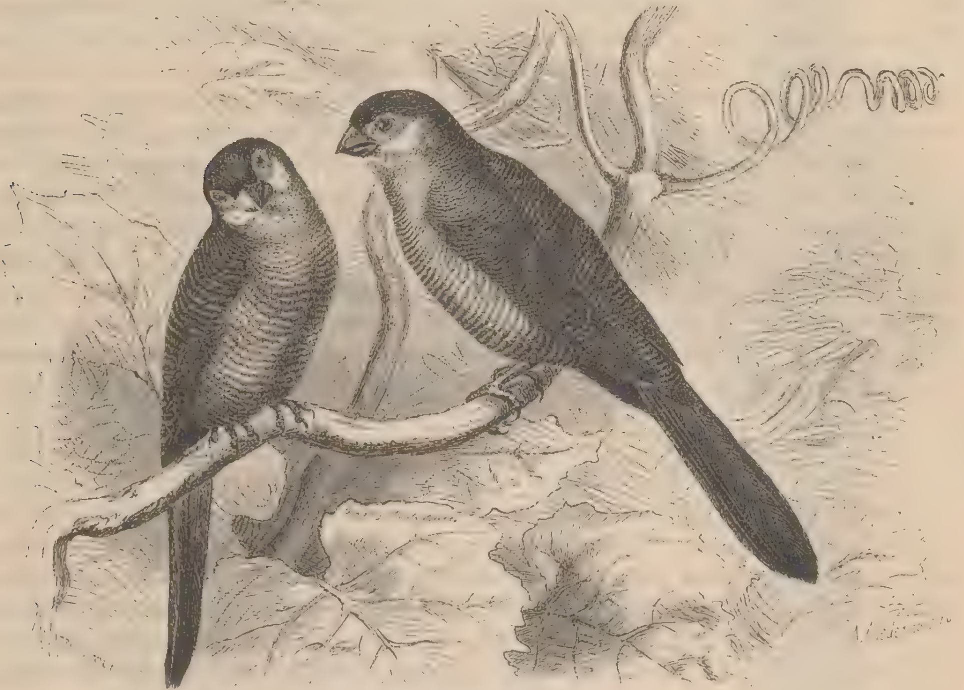
„Beide Vögelchen", sagt Reichenbach, „zeigen die zierlichste Anhänglichkeit an einander, und das Männchen singt sein Lied immer in der Nähe des Weibchens. Beide bauen das Nest und beide theilen sich abwechselnd in das Brutgeschäft." Die Kälte verträgt der zärtliche Vogel nicht; deshalb muß man solche Gefangene immer warm halten und namentlich dafür sorgen, daß im Winter, ihrer eigentlichen Brütezeit, die Kälte ihnen nachts nicht schadet. Im übrigen verursacht die Haltung der Schmetterlingsfinken keine Mühe. Auch sie begnügen sich mit dem schon wiederholt erwähnten Futter.

Die eigentlichen Astrilds ähneln den Schmetterlingsfinken. Auch sie sind schlank gebaute Thierchen mit ziemlich langem, keilförmigen Schwanze; der etwas verschiedene Bau des Schnabels und das Gefieder unterscheiden sie jedoch. Ersterer ist kaum länger als hoch und breit, seine Firste tritt stumpfbogenlinig in die Stirn ein. Das Kleid ist seidenartig, seine Färbung äußerst zart, die Zeichnung fein gewellt. Zwei Arten, der graue Astrild und das Fasänchen (Astrilda cinerea und Astrilda undulata) kommen häufig als Gefangene zu uns. Bei ersterem ist das Gefieder bräunlichgrau, auf der Unterseite heller, kaum sichtbar dunkel gewellt, der Schwanz aber schwarz, jede Außenfeder auf ihrer äußern Fahne weiß, der Zügel, welcher das Auge rings umschließt, blutroth wie der Schnabel, der Fuß graulich. Das Fasänchen ist erdgrau, an der Kehle verloschen licht weißlichgrau, auf Unterbrust und Bauchseiten rosenroth überlaufen. Die Außenfahnen der äußeren Schwanzfedern sind graulichweiß, schwach dunkel gebändert. Im übrigen ähnelt das Vögelchen seinen Verwandten. Die Länge von beiden beträgt wegen des langen Schwanzes 4 Zoll, die Breite kaum mehr. Der Fittig mißt gegen 2 Zoll, der Schwanz ebensoviel.

Ganz Mittel- und Südafrika ist die Heimat dieser Finken. Namentlich das Fasänchen ist weit verbreitet, ich fand es vom 16. Grad nördl. Breite an, überall aber hauptsächlich in den Wäldern, gewöhnlich in kleinen Trupps, zuweilen aber in außerordentlich zahlreichen Flügen, welche in den niedern dichten Gebüschen sich aufhielten, vonhieraus auf den Boden flogen und dort die Grassämereien auflasen. In Natal ist er einer der gemeinsten Finken, welcher sich namentlich im Winter in unermeßlichen Flügen zeigt, dann bebauten Boden gern besucht, namentlich aber sich da aufhält, wo Unkräuter gedeihen und Samen tragen. Ein guter Beobachter versichert, daß

ſie dort auch häufig den fliegenden Termiten nachſtellen und zwar nach Art der Fliegenfänger. Mir ſchien, daß die Schwärme, welche ich beobachtete, niemals wandern, ſondern höchſtens in einem beſchränkten Gebiete hin und her ziehen. Ich fand ſie in den gleichen Gegenden jahraus, jahrein. Das Neſt iſt mir nicht zu Geſicht gekommen; dagegen erwähnen andere Beobachter, daß der Aſtrild nahe am Boden zwiſchen dichten und hohen Gräſern ein melonenförmiges, oben geſchloſſenes, nur einerſeits unter der Wölbung mit einer Oeffnung verſehenes Neſt baue und zwar aus ſehr feinen, zum Theil haardünnen Hälmchen und ſehr ſchmalen Grasblättchen, welche alle leicht zwiſchen Halmen, Grasblättern oder Zweigen zuſammengefügt ſind und von außen locker herabhängen. Das Weibchen legt vier bis fünf kleine Eier, welche von beiden Eltern abwechſelnd ſorgfältig bebrütet werden.

In Nordoſtafrika werden die Aſtrilds ebenſowenig gefangen als andere Finken und auch außerdem nicht verfolgt. Wir fingen ſie ſehr leicht mit Hilfe eines ſogenannten Klebenetzes, welches wir



Das Faſänchen (Astrilda undulata).

zwiſchen die von ihnen hauptſächlich beſuchten Büſche, ihrem Schutzorte gegen die Angriffe der Falken, aufſtellten. Dann trieben wir die Büſche ab und fanden oft Dutzende der niedlichen Thierchen in dem feinen Gemaſche hängen. An der Weſtküſte wird das Faſänchen, wie alle übrigen Verwandten, maſſenhaft gefangen und zu uns auf den Markt gebracht. Es iſt ſehr beliebt. „Sein niedlich gezeichnetes Gefieder", ſagt Reichenbach, „ſein theilweiſe faſanenartiger Anſtand, ſein lieblich angenehmer, mit zitternder Metallſtimme zwitſchernder Geſang und ſeine leichte Eingewöhnung und Vertraulichkeit empfehlen es vor allen andern. Es mauſert wie andere im Sommer, paart ſich und niſtet im Spätherbſt und Winter, pflanzt ſich auch noch leichter als andere fort. Auch ihm iſt eine gleichförmige Wärme nothwendig, welche zur Nachtzeit nicht abnimmt. Dann hält es ſich ſechs bis acht Jahre."

* *
*

Unter allen Finken, welche Afrika und Südasien beherbergen, fällt eine artenreiche Familie auch dem naturunkundigen Laien nicht sowohl durch die Gestalt der hierher gehörigen Vögel, als vielmehr wegen der Kunstfertigkeit derselben, nach welcher man sie Weber genannt hat, auf. Auch ich habe mehrere Arten der Familie vielfach beobachten können und bin somit im Stande, aus eigener Anschauung über sie und ihr Treiben zu sprechen. Es mag mir nachgesehen werden, wenn ich theilweise dieselben Worte brauche, welche ich bereits in meinen „Ergebnissen einer Reise nach Habesch“ gebraucht habe. Im ganzen Innern Afrikas verleihen die Nester der Webervögel gewissen Bäumen einen prächtigen Schmuck. Bäume, welche mit einem Theil ihrer Krone ein Wasser beschatten, werden von unsern gefiederten Künstlern allen übrigen vorgezogen. Sie sind zuweilen mit Nestern ganz bedeckt. Aber im Nothfall siedelt sich eine Webervogelschar auch an anderen Mimosen an, vorausgesetzt, daß diese einen schlanken und ziemlich hohen Stamm besitzen. Nächst den Mimosen ist es zumeist der Christusdorn, welcher mit Nestern behangen wird, und nur in Unkullu sah ich auf den Parkingsonien die prächtigen Gebäude schweben.



Nest eines Webervogels aufgeschnitten.

Die Webervogelansiedelungen können geradezu als bezeichnendes Merkmal für Innerafrika gelten. Sie verleihen den Bäumen ein ganz absonderliches Gepräge. Es ist bezeichnend für diese eigenthümlichen Künstler, daß sie stets in größeren Gesellschaften brüten. Ein Webervogelnest an einem Baume ist eine Seltenheit, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig; ja, es gibt Bäume, welche mit ihnen beladen sind. Die ungemeine Festigkeit dieser künstlichen Nester läßt sie jahrelang Wind und Wetter Trotz bieten, und so kann es kommen, daß man an demselben Baume, welcher eben von einer Ansiedelung der Vögel bevölkert ist, noch die Nester von drei und vier früheren Jahrgängen hängen sieht.

Einen solchen Schmuck gewahrt man in Mittelafrika überall, im Gebirge, wie in der Ebene, in dem einsamen Wald, wie unmittelbar über dem Hause des Dörflers, am häufigsten jedoch auf Bäumen, welche mit ihren Zweigen über Flüsse, Flußbetten oder tiefe Thäler herabhängen. Das Gleiche ist nach den Berichten Fraser's und Gordon's in Westafrika der Fall; Dasselbe vernehmen wir von den Vogelkundigen Indiens, von den Reisenden, welche auf Java oder auf Madagaskar Beobachtungen sammelten.

Die Webervögel (Ploceï) sind große oder mittelgroße Finken, meist von gestrecktem Leibesbau, mit langem, schlanken oder ausnahmsweise kurzen und stumpfen Schnabel, langen Flügeln, mittellangem Schwanze und oft sehr prächtigem Gefieder, welches bei einigen Arten während der Fortpflanzungszeit sich durch eine eigenthümliche Federbildung auszeichnet. Gelb und Röthlichgelb mit Schwarz sind die hauptsächlichsten Färbungen, welche vorkommen; es gibt aber auch vorwaltend schwarze, rothe, sperlingsgraue und weißliche Weber. Der Kopf oder das Gesicht pflegt dunkel gefärbt zu sein; der Rücken ist meist grünlich oder röthlichgelb, die Unterseite reingelb, licht oder dunkelroth gefärbt.

Afrika vom 18. Grad nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung mit seinen westlichen und südöstlichen Inseln und Südasien mit seinen großen Eilanden bilden die Heimat dieser Vögel. Sie pflegen, wo sie vorkommen, häufig zu sein und zeichnen sich vor allen übrigen Finken durch eine auch während der Brutzeit nicht gestörte Geselligkeit aus: sie bilden eben Ansiedlungen. Nach der Brutzeit schlagen sie sich in Flüge zusammen, welche oft zu vielen Tausenden anwachsen



Baya, javanischer Webervogel.

und unter Umständen wahrhaft verheerend in die Felder einfallen können, schwärmen längere Zeit im Lande umher, mausern dabei und kehren schließlich zu demselben Baum oder wenigstens in dessen Nähe zurück, welcher ihre oder ihrer Jungen Wiege war. Hier herrscht dann einige Monate lang ein sehr reges Leben; denn der Bau der Nester erfordert viel Zeit, und die Vögel sind, falls man so sagen darf, so eigensinnig, daß sie oft das fast ganz fertige Nest wieder einreißen und ein neues errichten. Die Nester selbst werde ich bei Beschreibung der einzelnen Arten zu schildern haben; hier mag es genügen, wenn ich sage, daß sie ohne Ausnahme Kunstbauten sind, welche entweder



Brutnester des goldstirnigen Webers (Oriolinus icterocephalus) aus Südafrika.

aus Reisern oder Wurzeln, gewöhnlich aber aus biegsamen Grashalmen, welche, wie es scheint, durch den Speichel der Vögel noch besonders geschmeidig gemacht werden, zusammengeschichtet oder gewebt sind. Das Gefüge und die Anlage sind ziemlich verschieden. Bei einigen Arten bauen sich auch die Männchen besondere Nester, in denen sie verweilen, während die Weibchen brüten. Manche Webervögel bauen sich ihre Nester so dicht an einander, daß die ganze Ansiedlung in gewissem Sinne nur ein einziger Bau ist. Andere errichten große Nester, welche wenigstens drei, vier Nestkämmerchen enthalten. Die Mehrzahl sind solche, welche ausschließlich zur Wiege der Jungen und bezüglich zum Singkämmerchen des Männchens bestimmt sind. Unsere Abbildungen zeigen uns Brut-

und Vergnügungsnester des goldstirnigen Webers (Oriolinus icterocephalus oder aurifrons) aus Südafrika.

Die Ostafrikaner betrachten auch diese Kunsterzeugnisse unserer Vögel mit gleichgiltigem Auge; andere Völkerschaften aber haben sie wohl beobachtet, wenn auch theilweise mit dem Auge des Märchendichters. So hat man in mehreren Lehmklümpchen gefunden, und das Volk hat sich Dies flugs zu erklären gewußt, indem es sagt, daß der Webervogel des Nachts in diesen Lehm Leuchtkäfer einklebe, welche dazu bestimmt sein sollen, sein Nest zu erleuchten. Nach Bernstein's Angaben hat der feste Bau des Bayawebervogels die Grundlage gegeben zu der malayischen Sage, daß Derjenige, welcher so glücklich ist, eines dieser Nester aus einander zu nehmen, ohne dabei einen der dasselbe zusammensetzenden Halme zu zerbrechen, in seinem Innern eine goldene Kugel finde. Wie viele ähnliche Sagen sonst noch verbreitet sind, weiß ich nicht; merkwürdig ist nur, daß die Leuchtkäfergeschichte weit verbreitet ist.

Wie es scheint, brüten alle Webervögel mehrmals im Jahre, und daraus dürfte es zu erklären sein, daß man selbst in wenig verschiedenen Gegenden ein und desselben Landstriches frische Nester und Eier in verschiedenen Monaten des Jahres findet.



Vergnügungsnest des männlichen goldstirnigen Webers.

Sämereien aller Art, namentlich aber auch Getreide-, Körner und Schilfgesäme bilden die bevorzugte Nahrung der Webervögel. Außerdem sind sie sehr eifrige Kerbthierjäger, und mit diesen hauptsächlich füttern sie ihre verhältnißmäßig zahlreiche Brut heran. Ihre Raubzüge gegen die Felder unternehmen sie wohl ausschließlich nach der Brutzeit, während sie die gewaltigen Schwärme bilden. Dann nöthigen sie den Menschen gar oft zur ernsten Abwehr, zumal den Bewohner ärmerer Gegenden, welcher in seinem Getreidefelde sein Ein und Alles besitzt. Im Ost-Sudahn begnügt man sich übrigens, sie aus dem Felde zu vertreiben, Niemand denkt daran, sie zu fangen oder zu tödten.

Außer dem Menschen haben die Webervögel in den verschiedenen Edelfalken und Sperbern ihrer Heimatsländer viele und gefährliche Feinde.

Die Jungen sind wohl geborgen. An dem schwankenden Gezweige kann sich keine der so gern nesterplündernden Meerkatzen, kein anderes Raubsäugethier erhalten: es stürzt zum Boden, ins Wasser hinab, wenn es sich mit Räubergelüsten naht. Bei gewissen Arten — so beim Mahaliweber, wird das Nest (s. unsere Abbildung Seite 222) noch außerdem gegen Angriffe verwahrt,

indem die bauenden Eltern Dornen mit den Spitzen nach außen einflechten. Innerhalb ihres Nestes also sind alte und junge Weber gegen jeden gewöhnlichen Feind gesichert.

Auf unsern Märkten kommen mehrere Arten ziemlich häufig vor, fast ohne Ausnahme solche, welche in Westafrika zu Hause sind. Man kann einzelne der prächtigsten für wenige Thaler unseres Geldes kaufen, und wenn man sie gehörig pflegt und ihnen Gelegenheit gibt, ihre Kunst auszuüben, hat man seine wahre Freude an ihnen. Ihr Gesang ist allerdings nicht viel werth, dafür aber weben sie, so lange ihre Brutzeit währt, außerordentlich fleißig die kunstvollsten Baue zusammen, zur wahren Augenweide ihres Gebieters.



Südafrikanische Webervögelnester.

Eins der berühmtesten Mitglieder der ganzen Familie ist der Siedelweber (Philetaerus socius) aus Südafrika, soviel bis jetzt bekannt, der einzige Vertreter einer besondern Sippe, welche sich kennzeichnet durch gestreckten, kegelförmig zusammengedrückten Schnabel, dessen Firste von Grund aus sanft gebogen ist und dessen Seitenränder einen sehr wenig vortretenden Zahn in der Mitte haben, durch mittellange, d. h. wenig über die Schwanzwurzel hinabreichende Flügel, deren erste Schwinge gegen die drei nächsten gleich langen sehr verkümmert ist, und durch etwas abgerundeten Schwanz. Der Fuß ist wie bei allen Webervögeln stark und verhältnißmäßig hoch. Das Kleid ist sehr einfach. Der Oberkopf, die Halsseiten, der Vorderhals und die Brust sind einfarbig erdgrau, der Oberkopf verwaschen dunkel gefleckt. Genick und Rücken sind erdgrau und schwarz gewellt, die Flügeldecken, Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun, blaßerdgrau gesäumt, die Bauchseitenfedern schwärzlich, blaß gesäumt. Ein kleines Fleckchen vor jedem Auge und die Umgebung des Unterschnabels sind schwarz, der Schnabel und die Beine sind blaß hornfarbig. Die Länge beträgt 6 Zoll 9 Linien, wovon der Schwanz 2 Zoll wegnimmt; der Fittig mißt 2 Zoll 10 Linien. Die Weibchen unterscheiden sich durch helleren Rücken, die Jungen durch braun gestrichelten Kopf und das Fehlen des Schwarz am Unterschnabel wie an den Bauchseiten. (S. unsere Abbildung Seite 223.)

Aus den neuen Beobachtungen geht hervor, daß der Siedelweber die Ufer des Orangeflusses in Südafrika nicht überschreitet. Wie weit er vonhieran nach Norden reicht und sich über das Innere Südafrikas verbreitet, ist bis jetzt noch unbekannt. A. Smith fand ihn am häufigsten um Lataku. Schon die älteren Reisenden erwähnen dieses Vogels. „Im Lande der Namaken", sagt Patterson in seiner zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Reise, „gibt es Mimosenwälder, welche viel Gummi liefern und deren Zweige die vornehmste Nahrung der Girafen sind. Ihre ausgebreiteten Aeste und ihr platter Stamm schützen eine Art Vögel, die sich in Herden versammeln, vor den Schlangen, welche sonst ihre Eier vernichten würden. Die Art, wie sie ihre Nester machen, ist höchst merkwürdig. Achthundert bis tausend sind unter einem gemeinschaftlichen Dach, welches ganz einem mit Stroh bedeckten Hause gleicht, einen großen Ast mit seinen Zweigen bedeckt und über die eigentlichen Nester, die klumpenweis darunter sind, überhängt, so daß weder eine Schlange, noch ein anderes Raubthier dazu kommt. In ihrem Kunstfleiß scheinen sie den Bienen zu gleichen. Sie sind den ganzen Tag beschäftigt, Gras herbei zu holen, woraus der wesentlichste Theil ihres Gebäudes besteht, und das sie zum Ausbessern und Ergänzen gebrauchen. Sie vermehren ohne Zweifel jährlich die Nester, so daß sich die Bäume, welche diese schwebenden Städte tragen, ganz biegen. Unten daran sieht man eine Menge Eingänge, deren jeder zu einer Straße führt, an deren Seiten sich die Nester befinden, ungefähr zwei Zoll von einander. Sie leben wahrscheinlich von den Samen des Grases, womit sie das Nest bauen."



Mahaliwebervogel (Nest). [Zu Seite 220.]

Diese Schilderung, welche im ganzen richtig ist, wurde von dem bekannten Reisenden und Forscher A. Smith vervollständigt: „Das Auffällige dieser Vögel", sagt er, „ist der gesellige Bau ihrer Nester unter einem Dache. Wenn sie einen Nistplatz gefunden und den Bau der Nester begonnen haben, beginnen sie, gemeinschaftlich das Allen dienende Dach zu errichten. Jedes Pärchen baut und bedacht sein eigenes Nest, aber eins baut dicht neben das andere, und wenn alle fertig sind, glaubt man nur ein Nest zu sehen, mit einem Dache oben und unzähligen kreisrunden Löchern auf der Unterseite. Zum zweiten Male werden dieselben Nester nicht zum Brüten benutzt, sondern dann unten an die alten neue angehängt, so daß nun Dach und alte Nester die Bedeckung der neuen bilden. So nimmt die Masse von Jahr zu Jahr an Größe und Gewicht zu, bis sie endlich zu schwer wird, den Ast, an dem sie hängt, zerbricht und herabfällt."

Solche Ansiedelungen findet man gewöhnlich auf großen, hohen Bäumen; wo diese jedoch nicht zu finden sind, wird wohl auch die baumartige Aloë benutzt. Das Gelege besteht aus drei bis vier bläulichweißen, am dickeren Ende klein braun getüpfelten Eiern. Ob nur das Weibchen brütet oder darin vom Männchen unterstützt wird, ist zur Zeit noch unbekannt. Die Jungen werden mit Kerbthieren groß gezogen, die Alten fressen diese nur nebenbei.

Zu uns kommen die Siedelwebervögel leider nicht herüber; mir ist deshalb auch keine Angabe über ihr Betragen in der Gefangenschaft bekannt.

Im Ost-Sudahn habe ich den **Goldweber** (Ploceus galbula) häufig beobachtet. Er hat viele Verwandte, welche mit ihm eine eigene Sippe bilden. Alle hierher gehörigen Vögel sind mittelgroße, schlank gebaute Thiere mit seicht gebogenem Schnabel, dessen Firste in etwas spitzem Winkel in die Stirn tritt, mit ziemlich langen Flügeln, welche bis über die Schwanzdeckfedern herabreichen, und mittellangem, gerade abgestumpften Schwanz und starken Füßen. Im Fittig sind die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten; die erste ist verkümmert.

Das Männchen des Goldwebers ist ein schöner Vogel. Der Scheitel, der Nacken, die Kopfseiten und die ganze Unterseite sind lebhaft citronengelb, die Stirngegend vor und unter den Augen, sowie ein Band um den Unterschnabel dagegen roth, wie Mohnblüthe. Der Rücken und die Flügeldecken sind zeisiggrün, die Federn mit dunkeln Schaftstrichen, die Schwingen sind rothbraun, gelbgrün gesäumt, die Steuerfedern gelbbraun, zeisiggrün gesäumt. Die Iris ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß gelblich. Das Weibchen ist auf der Stirn grünlichgelb, am Hinterkopf, Nacken und Mantel zeisiggrün, dunkel schaftstreifig, die Kehle ist schmuziggweiß, der Oberschnabel dunkel hornbraun, der Unterschnabel etwas heller. Das junge Männchen ähnelt der Mutter, unterscheidet sich von ihr aber durch den unreinen gelben Vorderhals.


Nest des Siedelwebers (Philetaerus socius). [Zu Seite 221.]

Der Goldwebervogel findet sich namentlich in Abissinien von der Küste des rothen Meeres an bis in das Hochgebirge hinauf, sonst aber auch im ganzen Ost-Sudahn an geeigneten Orten in großer Anzahl. Nicht selten sieht man ihn in Gesellschaft seines Verwandten, des **graugrünen Webervogels**, doch siedeln sich die verschiedenen Arten regelmäßig auf verschiedenen Bäumen an. Das Betragen dieser Weber habe ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." mit folgenden Worten zu beschreiben versucht: Die Webervögel sind gleichsam ein Gemisch verschiedener Finken. Dies spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus. Nur die unter allen Umständen sich gleichbleibende Geselligkeit ist ihnen eigenthümlich. Morgens und abends erscheinen sie scharenweise auf gewissen Bäumen, während der Brutzeit selbstverständlich auf dem, welcher die Nester beherbergt. Die Männchen sitzen auf der Spitze der höchsten Zweige und singen. Der Gesang ist keineswegs schön, aber im höchsten Grade gemüthlich. Das spinnt, schnalzt und schnarrt und pfeift durch einander, daß man gar nicht daraus klug werden kann. Die Weibchen setzen sich neben die Männchen und hören deren Liedern mit wahrer Begeisterung zu.

So treibt sich die Gesellschaft bis ein paar Stunden nach Sonnenaufgang herum; dann geht sie auf Nahrung aus. In den Mittagsstunden sind die Webervögel still: es ist die Zeit, in welcher sie sich nach den Trinkplätzen begeben. In dem Gebüsch um die Lachen oder in solchen, welche an einer seichten Stelle des Stromes liegen, sammeln sie sich jetzt in verschiedenen Flügen, manchmal zu Tausenden, schreien und lärmen in ihm nach Art unserer Sperlinge und stürzen sich plötzlich alle zusammen auf ein Mal an das Wasser, nehmen hier einen Schluck und eilen so schnell als möglich wieder in das Gebüsch zurück. Zu diesem eiligen Trinken haben sie ihre guten Gründe; denn ihre Hauptfeinde, die Sperber und die kleinen Falken, zumal der rothhälsige Falk (Falco ruficollis), lauern über den Bäumen

auf die Durstigen und stürzen sich pfeilschnell unter sie, sowie sie das sichere Gebüsch verlassen. Gewöhnlich verweilt eine Webervogelschar stundenlang an ein und derselben Stelle und während dieser Zeit stürzt sie sich vielleicht zehn oder zwanzig Mal an das Wasser hinab. Nachmittags geht es wieder zum Futtersuchen, und abends sammelt sich die Schar auf demselben Baume, welcher am Morgen sie vereinte, und dasselbe Lied wird gesungen oder bezüglich gesponnen.

Die Mauser der Weber beginnt im Ost-Sudahn in den Monaten Juli bis August. Sie vereinigt noch größere Scharen als gewöhnlich und diese streifen nun längere Zeit mit einander umher.

In den Urwäldern am blauen Flusse wurden die ersten Nester mit Beginn der Regenzeit angelegt, und schon im August fand ich die Eier. In den Bogosländern dagegen brüteten die Webervögel im März und April. Es ist also wohl anzunehmen, daß manche Arten mindestens zwei Mal im Jahre



Der Goldweber (Ploceus galbula) und der Maskenweber (Ploceus larvatus).

nisten; ich wenigstens kann nicht glauben, daß die beobachtete Verschiedenheit allein auf Rechnung der Oertlichkeit gesetzt werden darf.

Das Nest selbst habe ich vor Jahren an Ort und Stelle beschrieben, als ich Gelegenheit hatte, den Bau desselben längere Zeit verfolgen zu können. Zuerst wird ein Gerippe von langen Grashalmen gefertigt und an die äußerste Spitze langer biegsamer Zweige befestigt. Man erkennt dann zwar die Form des Nestes bereits deutlich; doch ist dasselbe noch überall durchsichtig. Nun wird es weiter ausgebaut und namentlich an den Wänden mit großer Sorgfalt verdichtet. Alle Halmen werden von oben nach unten gezogen, um so ein möglichst wasserdichtes Dach herzustellen, auf der einen Seite, gewöhnlich nach Süden hin, bleibt das kreisrunde Eingangsloch offen. Das Nest gleicht jetzt seiner Gestalt nach einem stumpfen Kegel, welcher auf eine Halbkugel gesetzt ist. Noch ist es jedoch nicht vollendet; es wird nun

zunächst die Eingangsröhre angefertigt. Diese heftet sich nun das Schlupfloch an, läuft an der ganzen Wandung herab und wird mit dieser fest verbunden. An ihrem unteren Ende befindet sich das Einflugloch. Ganz zuletzt erst wird auch das Innere vollends ausgebaut und mit einer Unterlage von äußerst feinen Grashalmen ausgefüttert. Oft bauen die Vögel noch während des Eierlegens rüstig am Neste fort. In solchem schwankenden Gebäude findet man 3 bis 5 Eier von 9 Linien Länge, welche auf grünem Grunde braun gefleckt sind. In manchen, den beschriebenen ganz gleichen Nestern, fand ich jedoch Eier, welche der Größe nach den eben beschriebenen zwar gleich waren, anstatt der grünen aber eine weiße Grundfarbe zeigten; auch Heuglin gibt an, daß die Webervögel-Eier von weiß durch röthlich zu grün abändern.

Heuglin sagt mit Recht, daß die Männchen die hauptsächlichsten Baumeister sind und hebt hervor, daß diese während der Brutzeit oft in Vorrath arbeiten, d. h. Nester bauen, welche zur Zeit augenscheinlich noch nicht gebraucht werden.

Das Weibchen brütet allein, wie ich glaube; wenigstens habe ich oft gesehen, daß es von dem Männchen gefüttert wurde. Es ist ein hübsches Schauspiel, die alten Webervögel am Neste zu beobachten. Die Regsamkeit in der Ansiedlung ist, wenn die Weibchen brüten und noch mehr, wenn die Jungen heranwachsen, ungemein groß. Von Minute zu Minute beinahe kommt eins der Eltern um das andere angeflogen, hängt sich unten an das Nest an und steckt nun den Kopf durch den Eingang, um die hungrige Brut zu äzen, ohne eigentlich ins Nest einzutreten. Da nun ein Nest dicht neben dem andern hängt, gleicht der ganze Baum wirklich einem Bienenstocke. Fortwährend kommen Einige, fortwährend fliegen Andere wieder dahin.

In der Gefangenschaft habe ich den gelben Weber niemals gesehen und ihn bei meinem unsteten Wanderleben auch niemals im Käfig halten können. Verwandte Arten kommen lebend zu uns; sie sind jedoch immer seltene Erscheinungen.

Der berühmteste aller Webervögel ist der Baya aus Hindostan oder Südasien überhaupt; denn der Vogel kommt auch auf Java und anderen südasiatischen Eilanden häufig vor. Der Baya und seine Verwandten, welche man Ammerweber (Nelicurvius) genannt hat, sind verhältnißmäßig kleine, gedrungen gebaute Mitglieder der Familie. Der Schnabel ist etwas gestreckt, auf der Firste gewölbt, mit ihr rechtwinklig in die Stirn tretend, an der Seite des Oberschnabels in zwei seichten Bogen ausgebuchtet. Der Flügel ist mittellang, die vierte Schwinge die längste; der Schwanz ist kurz, seine Federn sind fast gleich lang, kurz, schief zugespitzt. Der Lauf ist ziemlich stark, aber nicht besonders hoch. Das Gefieder zeigt wenig lebhafte Farben.

Der Baya (Nelicurvius Baya) ist auf der Oberseite dunkelbraun, alle Federn aber und besonders die großen Deck- und Hinterschwungfedern sind fahlweiß gesäumt, wodurch die Grundfärbung bedeutend lichter wird. Die Unterseite ist fahlweiß, auf der Brust hellbraun überlaufen, jede einzelne Feder mit einem dunkeln Schaftstrich oder Schaftflecken gezeichnet. Gesicht und Vorderhals sind schwarz, der Oberkopf lebhaft gelb. Die Handschwingen haben eine schmale gelbe Kante. Dem Weibchen fehlt das Schwarz und Gelb am Kopfe, dagegen hat es blasse Augenbrauen, und Kinn und Brust sind weißlich. Dasselbe Kleid trägt das Männchen im Winter. Bei jüngeren Männchen ist die Brust blaßröthlich, anstatt gelb. Der Schnabel ist hornfarben, die Iris braun, der Fuß bräunlich fleischfarben, das Auge dunkelblau. Die Länge des Vogels beträgt 6 Zoll, die Breite 9½ Zoll, der Fittig mißt 2⅘, der Schwanz fast 2 Zoll.

„Der gemeine Webervogel“, sagt Jerdon, welcher ihn am ausführlichsten beschrieben hat, „verbreitet sich über ganz Indien und findet sich ebenso in Assam, Burma und auf der malayischen Halbinsel. In wohlbewaldeten Gegenden des Landes ist er überaus gemein, im Hochlande von Dekan hingegen kann man tagelang reisen, ohne einen einzigen zu sehen. Wie es scheint,

wandert er in einzelnen Gegenden, während er in andern Standvogel ist. Hier sind seine Schlafplätze, gewisse Bäume, wohlbekannt."

„Getreide aller Art, vorzugsweise aber Reis und verschiedene Grassämereien, bilden seine hauptsächlichste Nahrung, und ich meinestheils habe niemals beobachtet, daß er Früchte frißt, wie Dies Sykes behauptet. Während des Fressens vernimmt man von dem ganzen Haufen ein fortwährendes Gezirp und Gezwitscher."

„Gar nicht selten vereinigt sich der Baya auch mit andern Vögeln. Ich habe ihn mit der schwarzköpfigen Ammer zusammengesehen und Sykes hat ihn in Gesellschaft des gemeinen Sperlings beobachtet."

„Der Baya nistet während der Regenzeit, je nach der Oertlichkeit vom April bis zum September. Ob er mehr als einmal brütet, kann ich nicht behaupten. Sein langes retortenartiges Nest ist Jedermann als ein ebenso zierliches als wohlgefügtes Gebäude bekannt. Sehr oft sieht man es an den Palmen aufgehängt, seltener an andern Bäumen. Oft wird ein Baum gewählt, dessen Zweige über das Wasser hängen, zumal, wenn dieser ausgebreitete Zweige und lockeres Gelaube hat. In Indien habe ich das Nest nur auf Bäumen gesehen, in Burma aber soll der Vogel es auch gelegentlich an dem Schilf der Häuser und Hütten anbringen, ohne Furcht vor den Menschen. In Rangun sieht man manche Hütte, welche zwanzig, dreißig und mehr dieser langen Nester trägt, und auf einem Hause, welches ich besuchte, hatte sich ein ganzer Schwarm angesiedelt. Hier hingen ungefähr über hundert Nester rund um das Haus vom Dache herab. Auffallend ist ferner, daß der Vogel, welcher in gewissen Gegenden Indiens die Nachbarschaft der Dörfer oder Weiler zu bevorzugen scheint, in andern sich in die entlegensten Walddickichte zurückzieht oder einen einzeln stehenden hohen Baum inmitten weiter und wenig besuchter Reisfelder sich erwählt."

„Das Nest wird gewöhnlich von verschiedenen Grashalmen zusammengebaut, welche gepflückt werden, so lange sie grün sind, zuweilen aber auch aus Streifen von Blättern, zumal solchen von den Palmen, zusammengewoben. Ich habe bemerkt, daß die Nester, welche aus letzteren Stoffen erbaut wurden, kleiner und weniger bauchig sind, als andere, gerade als ob der kleine Baukünstler wisse, daß ein so fester Stoff, in geringer Menge verwendet, Dasselbe leiste, wie das schwächere Gras. Uebrigens wechseln die Nester in Gestalt und Anordnung vielfach ab. Wenn der Bau so weit gekommen ist, daß die Räumlichkeit, welche die Eier aufnehmen soll, als vollendet betrachtet werden kann, wird eine starke Querwand eingesetzt, nicht gerade in der Mitte, sondern ein wenig auf der Seite: nimmt man jetzt das Nest vom Baume, so findet man, daß es die Gestalt eines Korbes mit seinem Henkel hat. Verschiedene Forscher haben diesen abgetrennten Raum als den Aufenthaltsort des Männchens bezeichnet, während es nichts Anderes ist, als die Schwelle zwischen dem wirklichen Neste und seinem röhrenförmigen Eingang, welcher besonders stark sein muß, weil sie als Sitzplatz ebensowohl von den Alten als später von den halb erwachsenen jungen Vögeln benutzt wird."

„Bis jetzt haben beide Geschlechter gemeinschaftlich am Neste gearbeitet; sobald aber diese Schwelle gelegt ist, zieht sich das Weibchen in das Innere des Nestes zurück und verwebt hier die Hälmchen, welche jetzt das Männchen allein zutragen muß, während dieses gelegentlich auch außen weiter baut. Auf den Ausbau dieses Nestes wird überhaupt viel Zeit verwendet. Die Eikammer wird an einer Seite des eigentlichen Eingangs angelegt und die Zugangsröhre auf der andern. Nachdem Dies geschehen, tritt eine Zeitlang Ruhe ein. Nunmehr werden im Neste Lehmklumpen angebracht. Ueber ihren Zweck herrschen sehr verschiedene Meinungen. Die ursprüngliche Ansicht, welche von den Eingeborenen herrührt, ist, daß der Lehm den Vögeln diene, um Leuchtkäfer auf ihm anzutleben, welche bestimmt wären, nachts das Innere des Nestes zu erleuchten. Layard vermuthet, daß der Lehm von den Baukünstlern benutzt werde, um sich den Schnabel an ihm zu schärfen, und Burgeß meint, daß er dazu diene, das Nest selbst zu befestigen. Ich meinestheils bezweifle, ganz abgesehen von der Feuerkäfergeschichte, diese Ansichten. Nach wie-

derholter Untersuchung verschiedener Nester zur Zeit, zu welcher der Lehm eingebracht wird und nach der Lage, welche er im Innern des Nestes erhält, glaube ich, daß er nur dazu dienen kann, dasselbe im Gleichgewicht zu halten und die Wirkung des Windes zu brechen. In einem Neste, welches ich untersuchte, fand ich ungefähr drei Unzen Lehm auf sechs verschiedenen Stellen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die unvollendeten Nester vom Männchen zu seinem besondern Gebrauch erbaut würden, und daß der Lehm mehr in solchen unvollendeten als in fertigen Nestern gefunden werde: ich habe Dies durch meine in jeder Hinsicht begünstigte Untersuchung nicht bestätigt gefunden und glaube eher, daß die unvollendeten Nester wegen ihrer schlechten Bauart oder aus sonstigen Ursachen verlassen werden."

„Ich habe erfahren, daß der Baya gewöhnlich nur zwei längliche, reinweiße Eier legt, während Andere eine größere Anzahl beobachteten. Sundewall fand drei, Layard zwei bis vier, Burgeß sechs bis acht, Tikell sechs bis zehn Eier in einem Neste, Blyth glaubt, daß vier oder fünf die gewöhnliche Zahl seien. Ich meinestheils aber habe nur gelegentlich drei gefunden und halte zwei für die regelmäßige Zahl. Das Vorhandensein von sechs und mehr Eiern in einem Neste erkläre ich mir, indem ich annahm, daß mehr als ein Weibchen in dasselbe Nest gelegt haben."

„Junge Bayas werden oft gefangen, gezähmt und zu Kunststücken abgerichtet, ganz wie unsere Kanarienvögel, denen sie an Gelehrigkeit ungefähr gleichkommen. Viel unterhaltender aber sind sie in einem großen Vogelhaus oder Gesellschaftskäfig, weil sie hier wie die übrigen Weber ihre Kunstfertigkeit im Bauen bethätigen."

Am häufigsten unter allen Webervögeln gelangt der Blutschnabelweber oder Dioch zu uns. Er fehlt gegenwärtig keinem Thiergarten und ist ein regelmäßiger Standvogel jedes Händlers. Die Kennzeichen der Sippe (Quelea), welche er mit wenigen Verwandten bildet, sind: ein starker Schnabel, dessen Höhe und Breite zwei Drittel der Länge beträgt, und welcher auf der Firste sanft gebogen, an den Schneiden eingezogen ist, mittellange Flügel, welche die Schwanzmitte erreichen, ein kurzer, wenig ausgeschnittener, seitlich abgerundeter Schwanz und ein sperlingsfarbiges Kleid, dessen Unterseite in der Jugend gefleckt ist, während es im Alter eine fahl oder rosa überlaufene Hauptfärbung zeigt.

Der Blutschnabelweber (Quelea sanguinirostris) erreicht nach meinen eigenen Messungen eine Länge von 4 Zoll 10 Linien und eine Breite von 7 Zoll 10 Linien. Der Fittig mißt 2 Zoll 5 Linien, der Schwanz 1 Zoll 5 Linien. Die Iris ist braun, der Schnabel braunroth, der Fuß blaßröthlich. Je nach Geschlecht und Jahreszeit verändert sich das Gefieder dieses Vogels. Im Hochzeitskleide ist ein angenehmes Fahlroth die Hauptfärbung. Das Gesicht, die Stirn, Wangen und die Kehle sind schwarz; der Mantel erscheint grünlich schwarzbraun, weil alle Federn schwarze Schaftflecken, aber röthlichgelbe Säume haben. Die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz, die Außenfahnen der Schwingen citronengelb gesäumt. Den Jungen und den Weibchen mangelt das schwarze Gesicht. Bald nach der Brut mausert unser Vogel und erhält dann sein Winterkleid. In diesem sind Kehle und Bauch schmuzig weiß, die Brust und die Seiten des Unterkörpers schmuzig gelb, alle Federn mit verwaschenen, kaum sichtbaren Schaftstrichen. Die ganze Oberseite dagegen ist grünlich dunkelgrau, die Federn des Nackens und Mantels mit breitem isabellgelben Saume; der Schwanz ist braungrau; die dritte, vierte und fünfte Schwinge und die fünf äußeren Schwanzfedern sind goldgelb, die übrigen Schwung- und Steuerfedern isabellgelb gesäumt. Die Männchen unterscheiden sich im Winterkleide nur durch lebhaftere Farben; das schwarze Gesicht fehlt gänzlich.

Der Dioch scheint einer der häufigsten aller Webervögel zu sein. Man begegnet ihm im Sudahn in ungeheuren Scharen. Heuglin erwähnt ihn als einen der gemeinsten Vögel Mittelafrikas, und

von der Westküste gelangen so viele zu uns, daß wir wohl annehmen dürfen, er müsse auch dort massenhaft auftreten.

In seiner Lebensweise unterscheidet sich der Vogel nicht unwesentlich von den früher genannten. Er ist unter allen Umständen geselliger und unruhiger, in seinen Bewegungen hurtiger, wenn auch vielleicht nicht gewandter. Weder Heuglin, noch ich haben im Ost-Sudahn jemals eine seiner Brutansiedelungen gefunden; es scheint also, daß er dort nur einwandert und vor der Brutzeit wieder sich zurückzieht. Doch muß ich bemerken, daß ich ihn auch noch vor Beginn der Regenzeit im vollen Hochzeitskleide gesehen habe, dann aber in kleineren Gesellschaften. Wie häufig er ist, kann man daraus abnehmen, daß mein Reisegefährte Vierthaler auf einen einzigen Schuß neun und zwanzig Stück dieser Vögel zu Boden strecken konnte. Namentlich an den Tränkplätzen sieht man ihn in dichten Schwärmen, und hier verweilt auch die unruhige Bande am längsten. Heuglin erzählt, daß er den Dioch mit andern Weberfinken vereinigt zu Tausenden und aber Tausenden habe in den Rohrdickichten der sumpfigen Flußufer einfallen sehen.

In der Gefangenschaft hält sich auch bei uns der Dioch ohne Beschwerde jahrelang, und wenn man ihm die nöthigen Baustoffe gibt, beginnt er bald mit seinen Webereien. Den Gefangenen, welche in kleinen Bauern leben, pflegt man verschiedenfarbige Faden in hinlänglicher Menge zu reichen. Aus ihnen bereiten sie sich bald ein kunstreiches Gewebe, welches sich oft durch prächtige Muster auszeichnet. Ein Beobachter will gefunden haben, daß sie den hell und auffallend gefärbten Federn den Vorzug vor dunkleren geben, also fast nur weiße, rothe und gelbe zu ihren Geflechten verwenden, dunkelblaue dagegen unbeachtet lassen. Ich habe Dies nicht bemerkt und kann die Angabe also weder bestätigen noch bezweifeln. Dagegen kann ich nach eigener Beobachtung der von Vieillot gegebenen Beschreibung des Betragens und namentlich des Nestbaues unseres Vogels vollständig beistimmen und den wohlverdienten Naturforscher anstatt meiner hier reden lassen. Es geschieht Dies im Wortlaut der Reichenbach'schen Uebersetzung:

„Der Dioch hat ein zänkisches, störrisches und bösartiges Wesen. Man darf ihn mit sanften Bengualisten, Granatvögeln, Senegalis nicht zusammensperren, denn er quält sie auf alle Weise. Besonders faßt er sie gern an der Schwanzspitze, hebt sie so in die Höhe und hält sie einige Sekunden lang in der Luft, wobei er fortwährend [illegible], so lange er sich in dieser Weise unterhält. Die kleinen Opfer setzen gewöhnlich keinen [illegible] entgegen, sondern stellen sich todt, dann verläßt er sie; im Gegentheil pflegt er sie zu rupfen. Unter einander selbst leben die Diochs gesellig; indessen sind sie im beständigen Kriege und murren und schmälen unaufhörlich; selbst das gepaarte Weibchen entgeht nicht den rohen Späßen des Männchens. — Sie nisten auf Bäumen gesellig nahe beisammen. Ihre Nester hängen sie an die Spitzen der Zweige und bestehen aus trockenen, wenn auch zerbrechlichen Kräutern, denen sie aber die Zähigkeit, Biegsamkeit und Haltbarkeit der Binsen zu geben wissen, indem sie dieselben mit einer leimigen Feuchtigkeit umgeben. Sie befestigen jeden Theil mit den Zehen, machen ihn mit dem Schnabel glatt, drehen ihn nach allen Seiten, auch nach Umständen im Zickzack und in Schraubenwindungen. Dann heften sie drei bis vier Halme an schwache Zweiglein, fügen andere dergleichen dazwischen, um ihnen Festigkeit zu geben und die kleinen Zweiglein, welche das Zimmerwerk des Nestes ausmachen, einander mehr zu nähern. Während dieses Baues sind Männchen und Weibchen gemeinschaftlich unter stetem Zanken beschäftigt. Das Nest wird so geschickt gebaut, daß es einem zart geflochtenen Weidenkörbchen nicht unähnlich ist. Das Männchen arbeitet gewöhnlich außen und das Weibchen inwendig, wobei sie einander die Hälmchen zureichen. Das Nest ist kugelig und vorn senkrecht, hier findet sich der Eingang in der Mitte. Die Vögel arbeiten nur etwa 3 bis 4 Stunden früh, aber so thätig, daß in weniger als acht Tagen der Bau fertig wird. Entsprechen die Weibchen nach achttägiger Ruhe noch nicht den Anträgen der Männchen, so zerstören letztere das Nest wieder und bauen vierzehn Tage später ein neues."

Als Musterbild der vorwaltend schwarz gefärbten Webervögel mag der Taha gelten. Er bildet mit einem abissinischen Verwandten eine eigene Sippe, welche man nach ihm Taha genannt hat. Die hierher gehörigen Vögel sind verhältnißmäßig klein, gedrungen gebaut, kurzflüglig und kurzschwänzig. Der Schnabel ist kurz, ziemlich stark, kegelförmig, auf der Firste seicht gebogen, mit ihr rechtwinklig in die Stirn tretend. Der Flügel reicht bis zur Schwanzmitte herab, der Schwanz ragt nur zur kleinen Hälfte aus den Deckfedern hervor. Unter den Schwingen ist die erste äußerst kurz und verschmälert, die dritte die längste. Die Steuerfedern sind gleich lang, die mittleren und äußeren ein wenig kürzer, als die übrigen. Der Lauf ist hoch.

Bei dem Taha (Taha dubia) sind Oberkopf und Rücken vom Genick an, die Schultern, die Ober- und Unterschwanzdecken und der Hinterbauch hochgelb, die Flügel und der Schwanz schwarzbraun, alle Federn mit breiten, röthlichbraunen Säumen; das übrige Gefieder ist tief schwarz. Das Weibchen, die Jungen und die Männchen im Winterkleide sind auf der Oberseite schwarzbraun, auf der Unterseite weißlichgrau, die Federn hier schwarzgrau geschäftet, dort röthlichbraun gesäumt. Die Länge beträgt 4 Zoll 9 Linien, wovon das Stumpfschwänzchen nur 1 Zoll 5 Linien wegnimmt. Der Fittig mißt 2 Zoll 7 Linien.

Südafrika ist die Heimat dieses niedlichen Webers; doch scheint es, als ob er nicht über den 26. Grad südlicher Breite hinaus vorkäme, sondern mehr der Mitte des Erdtheils angehöre. Ueber seine Lebensweise wissen wir wenig, eben nur so viel, daß wir annehmen dürfen, der Taha werde darin im wesentlichen mit dem Feuerfinken übereinstimmen. Rüppell fand den abissinischen Verwandten als häufigen Bewohner der Getreidefelder auf, zwischen deren Halmen er auch sein beutelförmiges Nest anlegt. Der Taha lebt während der Brutzeit im Schilfe und hängt sein Nest an die Rohrstengel an. Er fällt diebisch in die Felder ein und muß durch besondere Wachen verscheucht werden. Gefangene der einen oder andern Art kommen lebend zu uns, sind aber heutigen Tages noch ebenso selten, als zur Zeit Vieillot's, welcher so glücklich war, einen Taha in seinem Zimmer zu haben.

Wenn in Südnubien die grüne Durrah, welche jeden bebaubaren Streifen der Nilufer bedeckt, sich der Reife naht, kann man ein prachtvolles Schauspiel gewahren. Ein einfach zwitschernder Gesang richtet die Aufmerksamkeit nach einem bestimmten Theile des Feldes hin, und hier sieht man auf einem der höchsten Fruchtkolben, einem leuchtenden Flämmchen vergleichbar, einen prachtvollen Vogel sitzen und unter lebhaften Bewegungen sich hin und her drehen. Er ist der Sänger, dessen Lied man vernahm. Der einfache Ton findet bald Echo in dem Herzen anderer, und hier und da huscht es empor, über das ganze Feld vertheilt es sich, Dutzende, ja vielleicht Hunderte der brennendrothen Thierchen erscheinen in der Höhe und werden dem Grün zum wunderbarsten Schmuck. Es hat den Anschein, als wollte jeder der Sänger, welcher emporstieg, die Pracht seines Gefieders von allen Seiten zeigen. Er hebt die Flügeldecken; er brüstet sich förmlich im Strahle der Sonne und zeigt sich dem Beschauer von allen Seiten. Ebenso schnell als er gekommen, verschwindet er wieder, aber nur, um wenige Minuten später von neuem emporzusteigen. Noch heute gedenke ich der köstlichen Stunden, welche ich mit Beobachtung dieser Thiere zugebracht habe; noch heute stehen in meiner Erinnerung die auftauchenden und verschwindenden Glühpunkte auf dem dunkelgrünen Halmenmeere leuchtend vor mir.

Die Vögel, von denen ich rede, sind die allen Liebhabern überseeischer Vögel wohlbekannten Feuerfinken (Euplectes franciscanus oder Euplectes ignicolor), sehr eigenthümlich gestaltete und zur Zeit ihrer Liebe auch eigenthümlich befiederte Mitglieder der Weberfamilie. Sie ähneln in ihrem Bau den Tahas, unterscheiden sich aber vor Allem durch ihr Gefieder, welches im Hochzeitskleid eigenthümlich weichfedrig oder sammtig beschaffen und mit Ausnahme der Flügel und Steuerfedern schwarz und feuerroth gefärbt ist. Außerdem kennzeichnet die uns bereits in mehreren Arten bekannte Sippe der ziemlich starke, jedoch nicht kurze, längst der Firste gewölbte, an den Schneiden eingezogene

Schnabel, dessen Ränder gegen die Spitze hin seicht gebogen sind und dessen Firste spitzwinklig in die Stirn tritt, die bis zur Schwanzmitte herabreichenden Flügel, deren erste Schwinge außerordentlich schmal und kurz ist, während die vier folgenden fast gleich lang sind, der kurze, nur wenig abgerundete Schwanz und der lange Lauf. Außer der Paarungszeit tragen alle Feuerfinken, die Männchen wie die Weibchen oder Jungen, ein ungemein bescheidenes, sperlingsfarbiges Kleid; gegen die Brutzeit hin aber verändert sich das Gefieder des Männchens vollständig und zwar nicht blos hinsichtlich der Färbung, sondern auch hinsichtlich der Beschaffenheit der Federn. Diese sind dann, wie schon bemerkt, sehr weich und sammtig, in der Steuergegend förmlich zerschlissen und dabei von auffallender Länge. Nur die Schwung- und Steuerfedern bewahren sich selbstverständlich das gewöhnliche Gepräge. Mit der Bildung steht die Färbung im Einklange.



Der Feuerfink (Euplectes Petiti).

Der männliche Feuerfink während der Paarungszeit ist auf Oberkopf, Wangen, der Brust und dem Bauche sammtschwarz, im übrigen aber lebhaft mennig-, fast zinnoberroth, auf den Flügeln aber braun mit fahlbrauner Zeichnung, welche dadurch entsteht, daß alle Federränder bedeutend lichter gefärbt sind, als die Federmitte. Die Schwanzdeckfedern erreichen in diesem Kleid eine so bedeutende Länge, daß sie die wirklichen Steuerfedern beinahe verdecken. Der Augenstern ist braun, der Schnabel schwarz, das Bein bräunlichgelb. Das Weibchen ist sperlingsfarben auf der Oberseite, blaßgilblichbraun auf der Unterseite, an der Kehle und am Bauch am lichtesten. Ein gelber Streifen zieht sich über das Auge. Schnabel und Fuß sind hornfarben.

Der Feuerfink bewohnt alle Durrah- und Dochchenfelder wasserreicher Gegenden, von Mittelnubien an bis in das tiefste Innere Afrikas. Er zieht bebaute Gegenden unter allen Umständen den unbewohnten vor und findet sich nur im Nothfalle in den rohrartigen Gräsern. Ein Durrahfeld ist

das Paradies, aus welchem er sich schwer vertreiben läßt. Hier lebt er mehr nach Art der Rohrsänger, als nach Finkenweise. Geschickt klettert er wie jener an den Halmen auf und nieder, gewandt schlüpft er durch das Schilfgras am Boden, und wie der Rohrsänger verbirgt er sich bei Gefahr in dem Dickicht der Halme. Erst nachdem die Felder abgeerntet sind, welche ihm während der Brutzeit Herberge gaben, streift er, wie Andere seiner Familie, im Lande umher.

Man kann nicht sagen, daß der Feuerfink eigentliche Ansiedelungen bilde; wohl aber muß man auch ihm Geselligkeit nachrühmen. Obgleich die Männchen sich gegenseitig zum Gesang anfeuern und wie verliebte Hähne balzend auf den Durrahspitzen sich wiegen, gerathen sie doch selten oder nie in Streit. Es herrscht unter ihnen ein Wetteifer der harmlosesten Art: sie vergnügen sich gegenseitig mehr, als sie sich erzürnen. Die Nester sind ebenfalls kunstreich zusammengewebt, aber doch viel leichtfertiger gebaut, als die anderer Webervögel. Sie bestehen auch aus Grashalmen, werden aber nicht aufgehängt, sondern in kleine versteckte oder ganz von hohem Gras umgebene Büsche zwischen die Stengel der Durrah oder selbst in das hohe Gras gebaut. Nach Gestalt und Größe weichen sie sehr von einander ab. Einige sind rundlich, andere sehr gestreckt; doch darf man im Durchschnitt ihre Länge zu 7 bis 8, die Breite zu 4 bis 5 Zoll annehmen. Die Wandungen sind gitterartig und so locker zusammengefügt, daß man die drei bis sechs himmelblauen Eier durchschimmern sieht. Nicht selten findet man zehn bis zwölf solcher Nester auf einem Raume weniger Geviertruthen. Ich glaube, daß das Weibchen allein brütet, kann Dies mit Sicherheit jedoch nicht behaupten und kenne auch die Brutdauer nicht. Nur so viel kann ich sagen, daß die Jungen ausgeflogen sind, bevor die Durrah eingeerntet wird und daß nach dem Ausfliegen Alt und Jung sich zu großen Scharen zusammenschlagen und jetzt oft zur Landplage werden. Dann sind die armen Nubier, welche jeden fruchtbaren Schlammstreifen benutzen und bebauen müssen, genöthigt, gegen dieselben Vögel, welche bis dahin ihren Feldern zum prächtigsten Schmuck gereichten, Wachen auszustellen, deren Thätigkeit durch die Feuerfinken fortwährend rege gehalten wird. Ihrethalben werden die Gerüste errichtet, von denen ich weiter oben schon gesprochen habe.

Der Feuerfink kommt häufig lebend auf unsern Thiermarkt, wird aber von Nichtkundigen hier oft übersehen, weil er nur wenige Monate im Jahre sein Prachtkleid anlegt. Im Käfig hält man ihn beim gewöhnlichsten Futter ohne alle Mühe und wahrscheinlich wird es, wenn man sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen will, nicht schwer halten, ihn auch bei uns zur Fortpflanzung zu bringen. Seine Pracht und sein anmuthiges Betragen empfehlen ihn sehr als Stubenvogel.

Die vorstehende Abbildung stellt einen verwandten Feuerfinken (Euplectes Petiti) vor. Bei ihm ist fast die ganze Unterseite schwarz, das übrige Gefieder hingegen ähnlich gezeichnet, wie bei jenem.

Auch die größte Weberfamilie, welche man einem Mitgliede zu Liebe Büffelweber (Textor) genannt hat, verdient der Erwähnung, weniger ihrer Farbenpracht, als ihrer eigenthümlichen Sitten halber. Außer ihrer Größe kennzeichnen die Büffelweber der dickkegelförmige, an der Wurzel oft angeschwollene Schnabel, die langen, stark abgerundeten Schwingen, unter denen die erste sehr kurz, die dritte, vierte oder fünfte die längste ist, und der etwas abgerundete oder abgestutzte Schwanz.

Die bekannteste Art der Gruppe ist der Viehweber oder Büffelvogel (Textor erythrorhynchus). Seine Länge beträgt 8¾ bis 9¼ Zoll. Das Gefieder ist schwarz, auf den vorderen großen Flügeldeckfedern und den Schwingen am Außenrande weiß gesäumt, der Schnabel ist blaßrosenroth, der Fuß blaßbräunlich, das Auge dunkelbraun.

Der Alektovogel (Textor Alecto oder Alectornis albirostris) ähnelt ihm in der Färbung, ist aber doch leicht zu unterscheiden, zumal durch die Auftreibung an der Schnabelwurzel. Das Gefieder ist schwarz und glanzlos, einige Federn unter den Flügeln und an den Weichen sind weiß. Das

Auge ist braun, der Schnabel horngelb, an den Schneiden und an der Spitze bläulich. Die Füße sind schmuziggrau. Die Länge beträgt 9 Zoll 6 Linien, die Breite 1 Fuß 2 Zoll; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze oder längsten Schwinge 4 Zoll 5 Linien, der Schwanz 3 Zoll 8 Linien.

Von diesen beiden unterscheidet sich eine dritte Art, welche Rüppell in Abissinien entdeckte (Textor Dinemellii). Bei ihr sind Kopf und Unterseite weiß, der Mantel, die Schwingen und der Schwanz chokoladenbraun, jede Feder lichter gesäumt; ein kleiner Fleck am Flügelbug, der Bürzel und die Schwanzdecken aber scharlachroth und die Zügel endlich schwarz. Der Schnabel ist unrein schwarzblau, der Fuß dunkelblau. Die Länge beträgt 7 Zoll 6 Linien, der Fittig mißt 4 Zoll 2 Linien, der Schwanz 2 Zoll 6 Linien.



Der Webervogel (Textor Dinemellii).

Alle drei Büffelweber ähneln sich in ihrem Leben. Sie gehören zu den merkwürdigsten Vögeln, welche die gesammte Familie aufweisen kann. Sie sind Finken, erinnern jedoch in mehr als einer Hinsicht an die Drosseln; sie sind Webervögel, ihre Nester aber haben mit denen unserer Elster mehr Aehnlichkeit, als mit den zierlichen Bauten, welche ihre Verwandten aufführen. Alle drei Arten leben vorzugsweise auf Viehweiden, am liebsten in der Nähe von Herden, meist in Gesellschaft von Glanzdrosseln und Madenhackern. Vom Büffelwebervogel sagt A. Smith Folgendes: „Erst als wir nördlich über den 25. Grad südlicher Breite gelangt waren, trafen wir diesen Vogel, und wie die Eingebornen versichern, kommt er auch selten weiter südlich vor, aus dem einfachen Grunde, weil dort die Büffel seltener sind. Wo wir ihn antrafen, fanden wir ihn stets in Gesellschaft der Büffel, auf deren Rücken er saß und zwischen denen er umherflog. Er hüpfte auf den Thieren herum, wie ein Madenhacker und bekümmerte sich nur um seine Nahrung, welche vorzugsweise aus den Zecken bestand, die sich an die Büffel festgesetzt hatten. Dies lehrte uns die Eröffnung ihrer Magen zur

Genüge. Auf den Boden kamen sie, um den Koth der Büffel zu durchsuchen. Nächst dem Dienste, welchen sie den Büffeln durch Ablesen gedachter Schmarotzer erweisen, nützen sie noch dadurch, daß sie ihre Freunde warnen, wenn irgend etwas Verdächtiges sich zeigt. Dann erheben alle Büffel die Köpfe und entfliehen. Die Büffelweber besuchen nur Büffel, und diese haben keinen andern Wächter, während die Madenhacker dem Rhinoceros gehören."

Den schwarzen Weber habe ich zwar nicht auf den Büffeln beobachtet, zweifle jedoch nicht, daß auch er dem Herdenvieh Ost-Sudahns unter Umständen die gleichen Dienste leistet. Ich will, um ihn zu schildern, Das wiederholen, was ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." über ihn gesagt habe. „Er gehört übrigens nicht unter die häufigen Vögel des Landes. Ich habe ihn erst südlich des 16. Grades der nördlichen Breite und gar nicht oft gefunden. Wo er vorkommt, bildet er Gesellschaften; einzeln sieht man ihn nicht. Die Gesellschaften sind nicht zahlreich, wie man am besten nach der Anzahl der Nester einer Ansiedelung schließen kann. Ich zählte auf einzelnen Bäumen drei, sechs, dreizehn und achtzehn solcher Nester. Es gehört aber auch schon ein ziemlich großer Baum dazu, um so viel dieser sonderbaren Gebäude zu tragen. Jedes Nest ist nämlich ein für die Größe des schwarzen Webers ungeheurer Bau von drei bis vier Fuß im Durchmesser. Es besteht aus Reisern und Zweigen, zumal aus denen der Garat-Mimose, welche trotz ihrer Dornen benutzt werden. Diese Zweige legt und flicht der Vogel zu Astgabeln, aber so wirr unter einander und so unordentlich zusammen, daß man beinahe bis in das Innere der Nestkammer blicken kann. Von außen sieht das Nest kratzborstig aus. Ein Eingang führt in das Innere. Er ist im Anfang so groß, daß man bequem mit der Faust eindringen kann, verengert sich aber mehr und mehr und geht endlich in einen Gang über, welcher gerade für den Vogel passend ist. Der innere Theil des Nestes ist mit feinen Würzelchen und mit Gras ausgefüllt." Heuglin gibt an, daß die Nester zuweilen noch viel größer seien, nämlich 5 bis 8 Fuß Länge und 3 bis 5 Fuß Breite und Höhe erreichen können. In einem solchen Haufen sind dann drei bis acht Nester angelegt; jedes einzelne ist in der beschriebenen Weise mit feinem Gras und Federn gefüttert und enthält drei bis vier sehr feinschalige Eier, welche auf weißlichem Grunde mit größeren, grauen, zuweilen leberbraunen Punkten und Flecken gezeichnet sind.

Ein solcher Nestbaum wird nun zu gewissen Zeiten des Jahres von einer überaus lärmenden Gesellschaft bewohnt. In der Nähe Charthums beobachtete ich, daß der schwarze Weber zu Anfang der Regenzeit, also Ende August, brütet. In der Samhara nistet er im April.

Ich weiß nicht, ob unsere Vögel während der übrigen Zeit des Jahres ebenso viel Lärm verursachen, wie während der Brutzeit. Die Ansiedelungen, welche ich kennen lernte, machten sich schon von weitem durch das Geschrei der Vögel bemerklich. Die Stimme ist sehr laut und verschiedenartig. Während weniger Minuten, welche ich unter einem Baume verweilte, schrieb ich mir folgende Laute nieder: Eins der Männchen begann: „Ti, ti, terr, terr, terr, zerr, zäh", das andere antwortete: „Gai, gai, zäh", ein drittes ließ den Ton „Guik, guik, guk, guk, gäh" vernehmen. Andere schrien: „Gü, gü, gü, gü, gäh", und einige spannen nach Kräften. Es ging zu, wie bei einem Bienenschwarm. Die Einen kamen, die Andern gingen, und es schien beinahe, als hätten sich fast noch alle ausgeflogenen Jungen auf dem Baum versammelt; denn mit den wenigen Nestern stimmte die große Menge der Vögel nicht überein.

Der Flug des schwarzen Webers ist leicht, viel schwebend und durch langsame Flügelschläge ausgezeichnet. Die Flügel werden sehr hoch getragen. Der Lauf ist rasch und behend, und außerdem versteht das Thier das Klettern ganz meisterhaft.

Ob einer dieser Vögel jemals im Käfig beobachtet worden ist oder nicht, vermag ich nicht zu sagen.

* * *

Als die nächsten Verwandten der Webervögel betrachtet man die Wittwen (Viduae). Sie sind mittelgroße Finken, welche sich vor allen übrigen dadurch auszeichnen, daß sie während der Brutzeit ein Gefieder anlegen, in welchem einige Schwanzfedern eine eigenthümliche Gestalt erhalten und eine unverhältnißmäßige Länge erreichen. Nach der Brutzeit verlieren sie diesen Hochzeitsschmuck vollständig und legen dann auch ein unscheinbares Kleid an. Ich weiß nun nicht, ob man ihnen deshalb oder wegen ihres schwarzen Gefieders den auffallenden Namen gegeben hat, welcher jetzt in allen europäischen Sprachen üblich ist. Von einigen Forschern wird behauptet, daß der Name nur durch einen Irrthum entstanden sei. Die ersten Wittwen wurden durch die Portugiesen aus Whydah an der afrikanischen Westküste gebracht und einfach Whydahvögel genannt, in welchem Namen man das lateinische Wort Vidua zu erkennen glaubte. Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß unsere Vögel Wittwen heißen. Außer den angegebenen Merkmalen mag noch erwähnt werden, daß der Schnabel kurz, kegelförmig, spitzig, vorn zusammengedrückt, an der Wurzel aber etwas aufgetrieben ist. Die Flügel sind mittellang. Das Gefieder der Männchen ist auf der Oberseite schwarz mit Weiß oder Roth, auf der Unterseite roth, goldgelb oder weiß.

Alle Wittwen sind in Afrika zu Hause, und die meisten verbreiten sich weit über den Erdtheil, doch besitzen ebensowohl der Süden, wie der Westen und Osten ihre eigenthümlichen Arten.

In der Lebensweise haben die Wittwen manches Eigenthümliche. Sie erinnern mehr als andere finkenartigen Vögel an die Ammern. Während der Brutzeit leben die meisten paarweise, einige aber, wie es scheint, in Vielweiberei. Nach der Brutzeit und Mauser schlagen sie sich in starke Flüge zusammen. Die Männchen ändern je nach ihrem Kleide ihr Benehmen. Wenn sie im Hochzeitskleide prangen, nöthigt sie der lange und schwere Schwanz zu eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen. Im Sitzen lassen sie die langen Federn einfach herabhängen; im Gehen aber müssen sie dieselben hoch tragen, und deshalb stelzen sie den Schwanz dann ein wenig, während sie Dies sonst nicht thun. Den größten Einfluß übt der Schwanz auf ihren Flug aus. Er hindert sie an den raschen Bewegungen, welche sie sonst zeigen: sie schleppen denselben förmlich mit Mühe durch die Luft und werden bei einigermaßen starkem Winde durch ihn ungemein aufgehalten. Sobald sie gemausert haben, bewegen sie sich leicht und behend nach anderer Finken Art, durch wechselseitiges Zusammenziehen und Ausbreiten der Schwingen, wodurch eine bogenförmige Fluglinie entsteht.

Die meisten Arten scheinen Erdfinken zu sein, welche am Boden ihre hauptsächlichste Nahrung finden. Man sieht sie hier sich nach Art anderer Verwandten beschäftigen, um die ausgefallenen Grassämereien, ihr hauptsächlichstes Futter, und nebenbei Kerbthiere aufzulesen. Während der Brutzeit jedoch halten sich namentlich die Männchen mehr auf Bäumen auf und suchen hier nach Nahrung umher; der lange Schwanz hindert sie auch während ihrer Mahlzeit. Manche Arten scheinen hauptsächlich im Röhricht zu leben und auch dort zu brüten.

Die Brutzeit fällt mit dem Frühling ihrer Heimat zusammen, bald nachdem das Männchen sein Hochzeitskleid angelegt hat. Im Sudahn brüten sie Ende Augusts; in den abissinischen Gebirgen hingegen in unsern Frühlingsmonaten. Die Nester ähneln denen der Webervögel, sind aber doch leicht kenntlich. Nach der Brutzeit streichen die Vögel, wohin und wie weit ist noch nicht ermittelt.

Leider werden von den bis jetzt bekannten Arten nur wenige gefangen und lebend zu uns gebracht. Es sind hauptsächlich deren zwei, welche die Westküste bewohnen. Wenn man von ihnen auf die Gesammtheit schließen darf, muß man sagen, daß die Wittwen anmuthige Stubenvögel sind. Es ermangelt ihnen zwar die Lebendigkeit mancher anderen Finken, und ihr Gesang ist auch nicht viel werth: sie erfreuen aber dafür durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens und durch die eigenthümliche Pracht ihres Gefieders, deren sie sich wohl bewußt zu sein scheinen. Bei geeigneter Pflege halten auch sie sich jahrelang im Käfig, und wahrscheinlich kann man sie ebenso gut zur Fortpflanzung bei uns bringen, als andere ausländische Finken.

Cabanis zählt zu der Familie einige merkwürdige Vögel, welche er Trauerwittwen oder wissenschaftlich Pentethria nennt, obgleich Rüppell der Gruppe schon zehn Jahre früher den Namen Coliuspasser verliehen hatte. Man darf sie als Uebergangsglieder von den Webern zu den Wittwen betrachten. Ihr Schnabel ist gestreckt, nach der Spitze zu sanft gebogen und seitlich zusammengedrückt; seine Firste tritt rechtwinkelig in die Stirn ein. Der Flügel ist mittellang; die zweite bis fünfte Schwinge sind ziemlich gleich lang, die erste ist verkümmert. Die Schwanzfedern sind nahe der abgerundeten Spitze breiter als an der Wurzel, sämmtlich sehr lang und nach der Mitte zu stark gesteigert. Schwarz ist die Grundfärbung des Gefieders; der Kopf und die Brust, der Nacken und die Schultern sind roth oder gelb.

In Habesch lebt die gelbschulterige Trauerwittwe (Coliuspasser flaviscapulatus), ein Vogel von 8 Zoll 10 Linien Länge, wovon 4½ Zoll auf den Schwanz kommen, während der Fittig nur 3⅓ Zoll mißt, reinschwarz, mit gelben Schultern und fahlweißlich gesäumten Schwingen und Flügeldeckfedern. Diese Färbung besitzt jedoch nur das Männchen. Beim Weibchen ist die Grundfarbe ein Bräunlichgelb, welches an der Kehle lichter, auf dem Rücken aber dunkler wird und wegen der Schaftstriche streifig erscheint. Die Flügel und der Schwanz sind umberbraun, die Schultern gelbgrünlich.

Ueber die Lebensweise erfahren wir von Rüppell nur, daß der Vogel auf Feldern bei Gondar in Abissinien häufig ist. Auch die andern Beobachter, welche das Thier lebend sahen, theilen uns wenig mit. Heuglin erwähnt einer andern Art der Sippe, welche in den Bogosländern lebt, von mir dort aber nicht beobachtet wurde. Sie brütet im August und September in sehr großen, aus dürren Strohhalmen erbauten tiefen Nestern, welche meist mit einer nach abwärts führenden Röhre, oder aber mit einer, durch einen Schirm gedeckten Oeffnung versehen sind. Neben dem Neste des Weibchens steht gewöhnlich das vom Männchen, welches immer zwei, nach abwärts führende Zugänge hat. In einem dieser Nester fand unser Forscher Eier. Sie sind 10½ Zoll lang, feinschalig und auf röthlichweißem Grunde mit kleinen verwaschenen, gegen das stumpfe Ende etwas zusammengedrängten hellrosenrothen Strichelchen und Fleckchen bedeckt, welche nur bei ganz genauer Betrachtung des Eies ins Auge fallen.

Gefangene Trauerwittwen habe ich nie gesehen und hierüber auch Nichts erfahren.

Bei einer südafrikanischen Art, welche Cabanis Schleppwittwe (Chera caffra) genannt hat, der größten von allen, sind alle Federn des Schwanzes, ausnahmsweise sechszehn an der Zahl, sehr, aber ungleichmäßig verlängert und dachförmig gestaltet, während der übrige Leibesbau nichts Auffallendes zeigt. Die Männchen sind sammtschwarz, auf den Schultern aber scharlachroth, welche Farbe durch eine reinweiße Binde von den schwarzen, lichtgelb gesäumten Oberdeckfedern der Flügel geschieden ist. Auch einige Armschwingen und das Ende der Handschwingen sind fahl gesäumt. Der Schnabel und die Füße sind blaßbräunlichgelb. Beim Weibchen sind die Federn nur in der Mitte schwarz und breit fahl gesäumt. Die Unterseite ist graugilblich, Kehle, Brauen und Afterdecken aber sind weiß. Die Länge beträgt, des langen Schwanzes halber, 20½ Zoll; die längsten Schwanzfedern messen 15¼ Zoll; die Fittiglänge 5½ Zoll.

Die Schleppwittwe ist nicht blos wegen ihrer Größe, sondern auch wegen ihres Lebens merkwürdig. Le Vaillant berichtet, daß sie gesellig, aber wie es scheint, in Vielweiberei lebe; denn bei einem Trupp von ungefähr achtzig Weibchen finden sich immer nur zehn bis funfzehn Männchen. Wie bei Hühnern werden alte Weibchen zuweilen hahnfedrig. Sümpfe und Moräste sind der eigentliche Aufenthalt dieser Vögel. Das Nest, ein aus grünen Kräutern kegelförmig zusammengewobener Bau, mit einer Flugröhre nach der Wasserseite, wird an Schilfstengeln aufgehängt. Thunberg versichert, daß das Männchen bei stürmischem Wetter mit der Hand gefangen werden kann, weil es dann des langen Schweifes halber buchstäblich nicht fliegen könne.

Ganz Mittelafrika bewohnen die Hahnschweifwittwen (Steganura), von denen Reichenbach zwei Arten aufführt. Bei ihnen ist der Schnabel kaum länger, als hoch, auf der Firste sanft gebogen, mit ihr spitzwinklig in die Stirn tretend, der Flügel mittellang, der Schwanz im Hochzeitskleide beim Männchen bis auf die vier mittleren Federn einfach gestaltet, d. h. nur wenig gesteigert, während die vier Mittelfedern verlängert und abweichend gebildet sind. Die beiden inneren sind hahnenschwanzartig gebogen, sehr breit und sehr lang, nach der Spitze zu aber verschmälert; die neben ihnen nach außen hin stehenden sind kürzer, geradeaus stehend, stumpf zugerundet und mit einzelnen langen Borsten besetzt.



Die Paradieswittwe (Vidua paradisea).

Das Kleid ist bei der männlichen Paradieswittwe (Steganura paradisea) auf Oberkopf, Rücken und Schwanz schwarz, am Nacken und auf der Unterseite aber feuerroth gefärbt. Das Weibchen ist sperlingsartig, auf dem Kopfe fahl, mit zwei schwarzen Scheitelstreifen und schwarzem Zügel, auf der Brust roströthlich; die schwarzen Schwingen sind rostfarben gesäumt. Die Länge des Vogels, mit Ausschluß der langen Schwanzfedern, beträgt 5¾ Zoll, mit diesen 11¼ Zoll, die Breite 9½ Zoll; der Fittig mißt 2 Zoll 9 Linien. Das Weibchen ist um 3 Linien kürzer, als das Männchen im Winterkleide, und um 6 Linien schmäler. Eine zweite Art unterscheidet sich nur wenig von der beschriebenen.

Die Paradieswittwe bewohnt Mittelafrika und zwar vorzugsweise die dünn bestandenen Wälder der Steppe. Den Ortschaften nähert sie sich nicht gern, obgleich auch sie keinen Grund hat, den Menschen und sein Treiben zu meiden. In baumreichen Gegenden Mittelafrikas trifft man sie überall, während der Fortpflanzungszeit paarweise, sonst in kleinen Gesellschaften oder selbst in größeren Flügen. Ihr Prachtkleid trägt sie während der Regenzeit, etwa vier Monate lang. Die Mauser geht ungemein rasch von statten, und namentlich die großen Schwanzfedern wachsen sehr schnell. Vier Monate später sind sie bereits sehr abgenutzt, und mit Beginn der Dürre fallen sie aus. Das Nest habe ich nicht gefunden; ich kenne auch keine Beschreibung desselben.

Wir erhalten diese Wittwen von Westafrika aus sehr oft lebendig. Von den Thierhändlern wird sie als „Paradiesvogel" ausgeboten. Für sie gilt hauptsächlich das in der Einleitung Gesagte. Der Gesang ist einfach, entbehrt jedoch nicht aller Anmuth. Das Männchen beginnt ihn, sobald es sein Prachtkleid anlegt; es schweigt, wenn es dasselbe verliert. Paare, welche zusammengehalten werden, schreiten manchmal zur Fortpflanzung. Die Weibchen legen jedoch meist unbefruchtete Eier, wie man annimmt, in Folge ungenügender Wärme. Bisweilen sollen die Männchen auch Neigung äußern, sich mit andern Vogelweibchen zu paaren. Die Nahrung, welche man ihnen in der Gefangenschaft reicht, ist das gewöhnliche Stubenfutter der Finken; doch thut man wohl, wenn man dem Gesäme Ameiseneier beifügt. Es liegen Erfahrungen vor, daß Paradieswittwen zwölf bis funfzehn Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten haben.

Dieselben Länder und Oertlichkeiten bewohnt die Dominikanerwittwe (Vidua serena). Sie ist kleiner und schlanker gebaut, als die Paradieswittwe und an dem kleinen, kurzen, rothen Schnabel, dessen Firste spitzwinklig in die Stirn tritt, leicht zu kennen. Der Schwanz ist zwölffederig; seine acht seitlichen Federn sind schief abgerundet, die vier mittleren dachförmigen sehr lang und zu zwei und zwei in einander geschachtelt. Das Männchen ist ein sehr hübscher Vogel. Der Oberkopf, der Rücken, ein unten offenes Halsband, die großen Flügeldeckfedern und die Schwingen, sowie endlich die langen Schwanzfedern sind schwarz, die ganze Unterseite, ein Nackenband, ein Schulterflecken und die Innenfahne aller Seitenschwanzfedern aber weiß, die Schwingen und einige Flügeldeckfedern breit blaßgelb gesäumt. Das Winterkleid ist der Hauptfärbung nach fahl, jede Feder lichter gesäumt. Die Länge beträgt $4\frac{1}{2}$ Zoll, mit den langen Schwanzfedern aber 11 Zoll; der Fittig mißt $2\frac{3}{4}$ Zoll.

Die Dominikanerwittwe lebt, in Ostafrika wenigstens, in größeren Gesellschaften, als die vorhergehende Art, im wesentlichen jedoch unter gleichen Umständen. Zuweilen vereinigt sie sich auch mit andern Finken und schweift mit diesen längere Zeit umher. Einige Reisende versichern, daß sie dann die Leitung der Gesellschaft übernehme. Nach Heuglin baut sie sehr feste, künstliche Beutelnester, wie der Goldwebervogel. In der Gefangenschaft hält sie sich ebenso leicht, wie die Paradieswittwe.

Die letzte Art, welche wir erwähnen wollen, ist die Haarschweifwittwe (Tetraenura regia). Sie unterscheidet sich von der vorigen im Leibesbau dadurch, daß die vier Mittelschwanzfedern erst gegen die Spitze hin breitere Fahnen zeigen, bis dahin aber eine kaum sichtbare Fahne haben. Das Kleid ähnelt dem der Paradieswittwe. Der Oberkopf, der Rücken, der Bürzel und der Schwanz sind schwarz, die Schwingen und die Seitenschwanzfedern bräunlichschwarz, ein Halsband und die ganze Unterseite mit Ausnahme des weißen Hinterbauches röthlichfahl, der Schnabel und die Beine roth. Im Winterkleid sind die braunen Federn breit fahl gesäumt. Die Länge beträgt gegen 4 Zoll, die mittleren Schwanzfedern des Männchens reichen aber um 8 Zoll über die seitlichen hinaus; der Fittig mißt $2\frac{3}{4}$ Zoll.

Auch diese Wittwe bewohnt die Westküste Afrikas, namentlich Angola. Ueber ihr Freileben ist Nichts bekannt. Nach Europa kommt sie selten lebend und wird deshalb überall und immer theuer bezahlt. Sie ist, wie Reichenbach sagt, ein sehr angenehmer Zimmervogel, immer lebhaft, munter, ja muthwillig. Ihren kurzen Gesang wiederholt sie sehr oft, doch nur so lange sie ihr Prachtkleid trägt; denn im Winterkleid ist auch sie stumm und traurig.

* * *

In Amerika leben verschiedene bunte, aber ammerartig gezeichnete Finken mit schlankem, kegelförmigen, geradspitzigen, auf der Firste wenig gebogenen, zierlichen Schnabel, mit mittellangen Flügeln, welche sich durch die sehr langen Armschwingen auszeichnen, hohen Läufen und langen Zehen, welche große Krallen tragen, die am Daumen sporenartig sich strecken. Man hat diese Vögel Ammerfinken (Passerellae) genannt, weil sie mit den Ammern immer noch die größte Aehnlichkeit zeigen. Sie leben viel auf dem Boden und bewegen sich hier ganz nach Art der Ammer. Einige Arten sind Waldvögel, welche die offenen Triften meiden, andere leben in wasserreichen Gegenden, an Flußufern, andere auf Feldern und Wiesen, einige sogar am Meere, und einzelne endlich vertreten in der neuen Welt die Stelle unseres Haussperlings. Es wird genügen, wenn wir einige der häufigsten und deshalb bekanntesten Mitglieder dieser Familie betrachten.

Den Norden Amerikas belebt der weißkehlige Sperling in zahlreicher Menge, den Süden dagegen der Morgenfink. Beide gehören der Sippe Zonotrichia an, welche Cabanis im Deutschen Bindenammerfinken nennt. Bei diesen Vögeln ist der Schnabel schlank kegelförmig, auf der Firste gerade, ziemlich spitzig, der Mundwinkel herabgebogen, der Unterkiefer fast ebenso hoch, wie der Oberkiefer. Die ziemlich langen Flügel erreichen das Ende der oberen Schwanzdeckfedern; der Schwanz ist schmalfederig und mittellang; die Beine sind hochläufig, die Zehen lang, die Krallen groß, jedoch nur wenig gebogen. Das Gefieder ist ziemlich weich und voll, ammerartig gezeichnet.



Der weißkehlige Sperling (Zonotrichia albicollis).

Beide Vögel vertreten in gewissem Sinne unsere Haussperlinge. Sie nähern sich den Ansiedlungen, machen sich viel auf den Häusern zu schaffen, brüten jedoch nicht hier, sondern in benachbarten Büschen und leben, wie alle Arten der Familie, von Sämereien, welche sie am Boden suchen.

Der weißkehlige Sperling der Amerikaner (Zonotrichia albicollis) wird 6½ Zoll lang und 9 Zoll breit. Das Weibchen ist um einen Viertelzoll kürzer und um einen halben Zoll schmäler. Der Oberkopf ist dunkelbraun und schwarzbraun gemischt, durch einen hellgraubraunen, heller und dunkler gefleckten Längsstreifen getheilt. Ein ähnlicher, weißlichgraubrauner Streifen verläuft über

jedem Auge nach dem Hinterkopfe und unter diesem in gleicher Richtung ein dunkelbrauner. Die Backen, der Unterhals und die Oberbrust sind aschgrau, das Kinn und die Kehle abgesetzt weiß, nach unten schwärzlich gerandet, die Obertheile röthlichbraungrau, die Federn mit schwarzen Längsflecken, die Schulter- und Flügeldeckfedern schwarzbraun, die Federn am Vorderrande rothbraun, ihre Spitzen aber gelblichweiß, wodurch zwei helle Querbinden entstehen. Beim Weibchen ist die Kehle nicht so schön weiß und auf den Flügeln zeigt sich weniger Gelb.

Der weißkehlige Bindenammerfink verbreitet sich über ganz Amerika. Richardson fand ihn im höchsten Norden, Audubon tief unten im Süden. In vielen Gegenden scheint er nur Sommervogel zu sein. „Der kleine niedliche Vogel", sagt Audubon, „ist ein Gast in Louisiana und in allen übrigen südlichen Staaten; denn er verweilt hier nur kurze Zeit. Er erscheint Anfang Septembers und verschwindet im März wieder. In den mittleren Staaten verweilt er länger."

„Plötzlich sieht man alle Hecken und Zäune, welche die Felder umgeben, die Büsche und andere passende Oertlichkeiten bedeckt von Gesellschaften dieser Vögel, welche zwischen dreißig und funfzig Stück zählen und zusammen in bester Eintracht leben. Von den Hecken fliegen sie auf den Boden und hüpfen und arbeiten hier herum, kleine Grassämereien aufsuchend. Bei dem ersten Warnungston fliegt der ganze Schwarm wieder nach der Hecke zu und verbirgt sich hier im dichtesten Theil. Einen Augenblick später kommt einer nach dem andern nach den höheren Zweigen gehüpft, und es beginnt ein kleiner, zwar kurzer, aber außerordentlich lieblicher Gesangsvortrag. In ihren Tönen liegt eine Sanftheit, welche ich nicht beschreiben kann: ich vermag nur zu sagen, daß ich oft mit Entzücken gelauscht habe. Sofort nach dem Singen kehren sie auf den Boden zurück. So geht es den ganzen Tag über."

„Mit Anbruch des Tages stoßen sie einen schärferen, mehr schrillenden Ton aus, welchen man durch die Silbe „Twit" wiedergeben könnte, und mitten in der Nacht noch habe ich diesen Ton vernommen, gleichsam zum Beweis, daß Alles sich wohl befindet."

„An warmen Tagen fliegt ein solcher Schwarm auch in die Wälder und sucht sich dort Futter an den Ranken des wilden Weins, nimmt hier eine Beere weg, welche der Winter übrig gelassen oder sonst Etwas; niemals aber entfernen sie sich gänzlich von ihren Lieblingsdickichten. Mit Beginn des Frühlings verläßt der Vogel den Süden, um nach Norden zu wandern."

Der weißkehlige Ammerfink ist ein plumper Geselle, welcher oft ungemein fett wird und dann ein vortreffliches Gericht gibt. Er wird deshalb erlegt oder gefangen. Außerdem hat er im Sperlingsfalken und seinen Verwandten schlimme Feinde.

Richardson fand das Nest dieses Vogels in der Mitte Julis unter einem umgefallenen Baume. Es ist aus Gras errichtet, innen aber mit Haaren und Federn ausgekleidet. Die Eier sind auf blaßgrünem Grunde dicht mit röthlichbraunen Punkten besetzt. Als Richardson das Weibchen aufstörte, flog es nicht davon, sondern lief nach Lerchenart lautlos auf dem Boden dahin.

Im Käfig gewährt der weißkehlige Bindenammerfink viel Vergnügen, weil er, wenn der Frühling gekommen ist, des Nachts singt, wie er Dies in seiner hochnordischen Heimat zu thun gewohnt ist.

Auch der südliche Vertreter dieses Vogels, der Morgenfink (Zonotrichia matutina), welcher über ganz Brasilien verbreitet ist, wird als Sänger gerühmt. Er ist kleiner, als der vorhergehende, nur 5½ Zoll lang, unserem Rohrammer ähnelnd, auf dem Kopf grau, schwarz gestreift, auf dem Nacken rostroth, auf dem Rücken braun, mit breiten schwarzen Schaftstreifen und helleren Spitzen an den Federn. Die Kehle ist weiß, an den Seiten schwarz eingefaßt.

Der Morgenfink lebt in jedem südamerikanischen Dorfe in Menge und zwar nach Art unserer Sperlinge. Bei Tage sieht man ihn in den Straßen im Pferdemist herumsuchen, morgens und abends pflegt er sich auf die Gebäude zu setzen und läßt von dem Dachfirste herab seine sanfte liebliche Stimme erschallen. Das große, aus trockenen Halmen, Haaren und Federn bestehende Nest steht in

den Gebüschen der Gärten und enthält vier bis fünf blaßgrünlichweiße, dicht und gleichmäßig hellroth getüpfelte Eier. —

Andere Arten der Sippe leben im höchsten Norden Amerikas und Asiens.

Ein zweiter Nordamerikaner, der rostscheitlige oder Baumsperling mag uns mit der Sippe der Ammerfinken (Spizella) bekannt machen. Ihre Mitglieder haben einen zugespitzten, kegelförmigen, an den Seiten zusammengedrückten Schnabel, mit eingezogenen Schnabelrändern, mittellange Flügel, deren dritte Schwinge die längste ist, einen am Ende nur wenig ausgeschnittenen Schwanz, großfüßige, glattgetäfelte Beine und ein weiches, angenehmes, jedoch nicht besonders lebhaft gefärbtes Gefieder.

Der Baumsperling (Spizella canadensis) ist 5 Zoll 7½ Linien lang und 8 Zoll 4 Linien breit; der Fittig mißt 2 Zoll 9 Linien, der Schwanz 2 Zoll 8 Linien. Im ausgefärbten Kleid ist das Gefieder auf dem Scheitel rein rothbraun, auf dem Rücken rothbraun mit schwarz gemischt, auf den Schwingen graubraun, gilblich gesäumt, mit zwei weißen Flügelbändern, an Kinn, Kehle und Unterhals hellaschgrau, auf Brust und Bauch graulichweiß, seitlich gelbbräunlich überlaufen und etwas dunkler gestrichelt. Ein hellaschgrauer Streifen verläuft über dem Auge bis zum Hinterkopf. Die Iris ist graubraun, der Schnabel am Oberkiefer und an der Spitze des unteren dunkelschwarzbraun, der übrige Unterkiefer gelblich, der Fuß dunkelfleischbraun. Das Weibchen ist wenig vom Männchen verschieden; die jüngeren Vögel zeigen noch nicht die reine, schöne Färbung der Alten.

Der Baumsperling kommt in allen Staaten Nordamerikas vor, wenn auch vielleicht nicht überall als Brutvogel. In den nördlichen Staaten scheint er allerorten zu brüten, und in den meisten Gegenden gehört er zu den gemeinsten Finken des Landes. Besonders häufig ist er im Winter, wo er sich mit Finken und Ammern zusammenrottet und im Lande umherstreift, alle Gebüsche, Hecken, Zäune durchkriechend und nach Sämereien suchend. Bei strenger Kälte zieht er sich in Gebüsche zurück, welche durch hohes, dürres Gras und andere trockene Pflanzen noch besonders geschützt sind und ihm Ueberwind gewähren. In den südlichen Staaten erscheint er mit Anfang des Winters, wird gegen den Frühling hin einzelner und verschwindet schließlich bis auf wenige Nachzügler gänzlich.

Die Brutzeit fällt in den Mai und begeistert auch den Baumsperling zu einem hübschen Gesang, welcher in Gesellschaft anderer vorgetragen wird. Namentlich gegen Abend hin hört man die Vögel sehr eifrig singen und später nach Art unserer Sperlinge schwatzen. Sie leben viel auf dem Boden und bewegen sich im ärgsten Dickicht mit großer Geschicklichkeit. Ihr Flug ist wellenförmig und sehr schnell.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen Sämereien, Beeren und Kerbthieren; Audubon fand sogar einen kleinen Schellfisch in dem Magen eines von ihm getödteten.

Das Nest wird wenige Fuß über dem Boden auf einem wagrechten Zweig, gewöhnlich nahe am Stamm erbaut und besteht aus rauhem Gras, welches innen mit feinen Würzelchen und Haaren ausgelegt ist. Es enthält vier bis fünf Eier von gleichmäßig tiefblauer Farbe. Bald nach dem Ausfliegen der Jungen sammeln sich die Paare mit ihrer Brut wieder in Flüge, und diese treten wenige Wochen oder Tage später ihre Winterreise an.

In der Gefangenschaft scheinen sie nicht oft gehalten zu werden; wenigstens erwähnt weder Audubon noch Wilson hiervon Etwas.

Noch häufiger ist der Steppenfink (Passerculus savannus). Die von ihm und andern Verwandten gebildete Sippe kennzeichnet sich durch kurzen, kegelförmigen, spitzen Schnabel mit gerader Firste und ausgeschweifte: Seiten, durch kurze, abgerundete Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, einen kurzen, ausgeschweiften Schwanz, mittellange Läufe und ein sanftes, weiches Gefieder. Die allgemeine Färbung des Gefieders der Oberseite ist ein Blaßröthlichbraun, welches wegen der bräunlichen Schafte der Federn gefleckt erscheint. Die Unterseite ist weiß, die Brust mit kleinen tiefbraunen Flecken, die Seite mit langen Streifen derselben Farbe gezeichnet. Der Schnabel ist dunkel am Oberkiefer, blaßbraun am Unterkiefer, der Augenring braun, der Fuß lichtfleischfarben. Die Länge beträgt $5^1/_2$ Zoll, die Breite $8^1/_2$ Zoll. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, doch ist sein Gefieder etwas lichter.

„Der Steppenfink", sagt Audubon, „ist einer von den häufigsten Arten seiner Familie und zugleich einer der herrlichsten, welche während des Winters nicht blos bei uns, sondern auch in den nördlichen Staaten aushalten. Unsere Felder und offenen Gehölze bedeckt er in allen Monaten vom Oktober bis April. Auch er lebt vorzugsweise am Boden und bewegt sich hier mit außerordentlicher Gewandtheit, wenn er flüchtet, ganz nach Art der Mäuse; denn er fliegt nur dann auf, wenn er plötzlich erschreckt oder sehr hart verfolgt wird. Sein Flug ist zwar sehr unregelmäßig, aber anhaltend. Trockene erhöhte Gegenden in der Nähe der Seeküste bilden seinen Lieblingsaufenthalt. Im tiefen Walde findet er sich nicht, so reiselustig er sonst auch ist. Während des Winters vereinigt er sich mit Verwandten und bedeckt mit ihnen die offenen Felder oder nähert sich dem Hause und besucht den Garten. Er wandert bei Tag und schläft nachts auf dem Boden."

„Das Nest findet man auf dem Boden in der Nähe eines Grasbusches oder sonst eines kleinen Gebüsches, gewöhnlich in einer Vertiefung des Bodens selbst. Es besteht aus trockenem Gras und ist immer nur mit feineren Stoffen ausgelegt. Die vier bis sechs Eier des Geleges sind auf blaßblauem Grunde purpurbraun gefleckt, einzelne kranzartig am Ende. Der Vogel brütet, wie es scheint, in den mittleren Staaten zweimal, in den nördlichen nur einmal im Jahre."

Für die Gefangenschaft eignet sich der Savannenfink nicht. Sein Gesang ist nicht der Rede werth, sondern besteht nur aus einzelnen klanglosen Tönen. Deshalb fängt man den Vogel auch nur, um ihn zu verspeisen, nicht für den Käfig. Außer dem Menschen stellen ihm die amerikanischen Falken und vor Allem der ewig regsame Mink nach.

Cabanis rechnet zu der Familie der Ammerfinken auch die Sippe der Uferfinken (Amodromus). Sie kennzeichnen sich durch schlanken, verlängerten, zugespitzten Schnabel mit eingezogenen Mundrändern, kurze Flügel und einen mittellangen Schwanz mit zugespitzten Federn.

Der Seefink (Amodromus maritimus) wird 6 bis 7 Zoll lang und 10 bis 11 Zoll breit und ist oben olivenbraun, auf der Brust aschgrau, an der Kehle und am Bauch weiß. Der Zügel und ein Scheitelstreif sind aschgrau, über den Augen verläuft ein gelber Streifen, der Flügel ist gelb mit breitem braunen Querbande. Schnabel und Fuß sind braun, das Auge ist dunkelbraun.

Dieser merkwürdige Vogel lebt nicht nach Art der Finken, sondern wie ein Strandläufer an der Küste des Meeres und läuft hier an der Flutmarke außerordentlich schnell und behend umher, klettert aber auch im Schilf ebenso geschickt herum, wie ein Rohrsänger. Seine Hauptnahrung besteht aus Garnelen, kleinen Krabben, Meerschnecken und kleinen Fischen, und sein Fleisch erhält von dieser Nahrung einen thranigen Beigeschmack wie das Fleisch der eigentlichen Meervögel.

Die Marschen, welche mit Schilf oder hohem Gras bedeckt sind und von Seewasser zeitweilig überspült werden, sind sein Lieblingsaufenthalt. Das Nest wird auf dem Boden in einem Grasbusch angelegt, selbstverständlich außer dem Bereich der Flut. Es besteht außen aus grobem, innen aus

feinem Gras. Die vier bis sechs Eier sind grauweiß, braun gefleckt. Wahrscheinlich brütet der Vogel zweimal im Jahre.

* * *

Als Verbindungsglieder zwischen den eigentlichen Finken und den Lerchen gelten die Ammer (Emberizae). Die Familie, welche durch sie gebildet wird, ist reich an Sippen und Arten, das Gepräge derselben aber ein sehr übereinstimmendes. Die Ammer sind dickleibige Vögel mit mittelgroßen Flügeln, in denen die zweite oder dritte Schwinge die längste zu sein pflegt, mit ziemlich großem, etwas breitfedrigen, am Ende ausgeschnittenen oder geraden Schwanz, kurzen, langzehigen Füßen, deren hinterste Zehe einen großen, krummen, oft spornartig verlängerten Nagel trägt, und einem ganz eigenthümlich gebildeten Schnabel, welcher als das Hauptmerkmal der Familie angesehen werden muß. Er ist verhältnißmäßig klein, kurz, kegelförmig und spitz, an der Wurzel dick, nach vorn aber sehr zusammengedrückt, und zwar ist der Oberschnabel schmäler als der untere, welcher ihn gewissermaßen aufnimmt. Die Ränder sind in der Mitte stark eingebogen und biegen sich am Mundwinkel eckig steil herab. Der Oberkiefer trägt im Gaumen einen knochigen Höcker, welcher in eine entsprechende Aushöhlung des unteren paßt. Das Gefieder ist ziemlich locker, bei den Männchen gewöhnlich schöner gefärbt, als bei den Weibchen und im Jugendkleide anders gefärbt und gezeichnet, als im Alter. Der innere Leibesbau der Ammer stimmt mit dem anderer Finken im wesentlichen überein; doch zeichnen sie sich dadurch aus, daß kein einziger ihrer Knochen luftführend ist. Der Schlund ist erweitert, ein eigentlicher Kropf nicht vorhanden. Der Magen ist muskelkräftig.

Die Ammer gehören ihrer Hauptmenge nach der Nordhälfte der Erde an, werden jedoch im Süden durch verwandte Vögel, von denen man einige ihrer Familie einreiht, vertreten. Sie leben größtentheils in niederem, dünnen Buschwerk oder Röhricht, auch wohl auf dem buschlosen Boden, kommen deshalb in den eigentlichen Wäldern nur selten vor, lieben dafür aber die Nähe der Gewässer und fruchtbare Triften. Einige Arten bevorzugen das Gebirge; die große Mehrzahl liebt die Ebene. Sie gehören nicht zu den beweglichsten oder begabtesten Vögeln, entbehren jedoch keineswegs der Anmuth in ihrem Wesen. Ihr Gang ist hüpfend oder schreitend, ihr Flug zuckend oder wogenförmig, ihr Gesang sehr einfach, die Lockstimme ein lang gezogener Ton. Durch große Klugheit zeichnen sie sich nicht aus; doch ist ihnen Verstand keineswegs abzusprechen. Auch sie passen ihr Betragen den Verhältnissen an.

Alle Arten sind gesellige Thiere, welche sich außer der Brutzeit in größeren Scharen und zuweilen in zahllosen Flügen zusammenhalten und auch während der Brutzeit dicht bei einander, jedoch immer paarweise in einem gewissen Gebiete leben. Sonst vereinigen sie sich auch mit andern Vögeln, mit Finken oder Lerchen und verweilen längere Zeit in deren Gesellschaft. Den Menschen und sein Gewehr meiden sie nicht; sie siedeln sich vielmehr gern in der Nähe der Wohnungen an und kommen im Winter als Bettler in die Gehöfte oder in den Garten, vor die Scheuer und in den Stall.

Einige Arten sind Wandervögel, die meisten Strichvögel; wenige verweilen jahraus, jahrein an dem Orte, wo sie brüten.

Die Nahrung ist gemischter Art. Während des Sommers nähren sich die Ammer vorzugsweise von Kerbthieren, namentlich von kleinen Heuschrecken, Käferchen, Raupen und andern Larven, Fliegen, Mücken und dergleichen; im Winter nehmen sie mit mehligen Sämereien vorlieb, während sie ölige Körner möglichst vermeiden. Ihre Nahrung suchen sie auf dem Boden. Sie fressen viel und werden deshalb bei hinlänglicher Futtermenge sehr fett.

Ihr Nest bauen sie auf den Boden in eine kleine Vertiefung desselben und zuweilen ein wenig über die Bodenfläche. Es ist stets ein einfacher Bau aus Halmen und Wurzeln, welche innen mit feineren Stoffen derselben Art und mit Haaren, ausnahmsweise wohl auch Federn, ausgelegt wird. Das Gelege besteht aus vier bis sechs dunkel betüpfelten und geaderten, falls man so sagen darf, bekritzelten

Eiern, welche von beiden Eltern bebrütet werden, wie diese sich auch in die Aufzucht der Jungen theilen.

Das wohlschmeckende Fleisch der Ammerarten, welches schon seit Alters her eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, gibt den Menschen zur Verfolgung der im ganzen nützlichen Vögel Veranlassung. Namentlich im Süden unseres Erdtheils wird ihnen eifrig nachgestellt; doch gleicht ihre starke Vermehrung die Verluste ziemlich aus. Die nördlichen Arten leben unbehelligt von den Menschen und finden nur in den kleinen Raubsäugethieren, Falken und Eulen ihrer Heimat Verfolger und Feinde.

Für das Gebauer eignen sich diese Vögel nicht, sie lassen sich zwar sehr leicht erhalten, sind aber langweilige Gesellen, welche wenig Vergnügen gewähren.

Eine von den südamerikanischen Arten, welche ich erwähnte, ist der Haubenammer (Gubernatrix critatella). Dieser hübsche Vogel weicht wenig von andern Ammern ab. Er zeigt die Schnabelform derselben, aber keinen verlängerten, sondern nur einen krummen Nagel am Daumen. Außerdem besitzt er einen aufrichtbaren Federschopf am Hinterkopf. Das Gefieder ist derb, die Zeichnung ammerartig. Beide Geschlechter unterscheiden sich kaum durch die Färbung. Die Grundfarbe des Rückens ist grünlich, der Flügelbug und die äußersten Schwanzfedern sind gelb gesäumt, der Oberkopf und die Kehle schwarz. Beim Männchen ist die Unterseite gelb und ein ebenso gefärbter Streif verläuft über dem Auge. Beim Weibchen ist die Brust grau, der Bauch und Steiß blaßgrün, der Augenstreif und die Wange weiß. Der Schnabel ist horngrau, der Fuß schwarz. Nach Azara's Messungen beträgt die Länge ungefähr 8 Zoll, die Breite 12 Zoll. Der Flügel mißt 4 Zoll, der Schwanz 3½ Zoll.

Ueber das Freileben dieses eigenthümlichen und noch in allen Sammlungen seltenen Vogels fehlen genauere Nachrichten. Der Süden Amerikas, d. h. die La Plataländer und das südliche Brasilien bilden seine Heimat. Hier lebt er, soviel wir nach Azara wissen, ganz nach Ammerart, zwischen lichtem Gebüsch auf der Erde. Er ist ziemlich träge, fliegt ungern weit und setzt sich nicht auf die Bäume, sondern hält sich beständig am Boden auf. Während der Brutzeit lebt er paarweise, sonst in kleinen Flügen, welche in die Gärten und Höfe der Einwohner hereinkommen. Seine Nahrung besteht aus Kerbthieren und Körnern. In Fallen aller Art soll er leicht gefangen werden können. Er kommt, wenn auch nicht eben häufig, lebend nach Europa herüber und wird hier von den Händlern „grüner Kardinal" genannt. Mein Berufsgenosse, M. Schmidt in Frankfurt, hat die Güte gehabt, über sein Gefangenleben das Nachstehende mir mitzutheilen.

„Seit nunmehr zwei Jahren besitzt unser Garten mehrere „grüne Kardinäle", welche den Sommer über in einem Gesellschaftsbauer im Freien, den Winter in einem geheizten Hause im Einzelkäfig gehalten werden. Ihre Nahrung besteht aus Hirse, Kanariensamen, Hanfsamen, gehacktem Fleisch, Ameiseneiern, Würmern und Salat. Sie befinden sich dabei sehr wohl, obgleich sie niemals so munter und lebhaft sind, wie die eigentlichen Kardinäle. Gegen Witterungseinflüsse sind sie sehr empfindlich und kauern sich sofort zusammen, wenn eine Abkühlung der Luft, z. B. durch Gewitter eintritt."

„Mit anderen Vögeln leben sie verträglich. Ich habe sie in Gesellschaft von grauen Kardinälen, schwarzköpfigen und Maskenwebervögeln u. a. m. gehalten, ohne daß sie je einen Streit veranlaßt hätten. Zur Zeit der Begattung (im Mai und Juni) finden dagegen unter den Männchen nicht selten lebhafte und mit großer Erbitterung geführte Kämpfe statt, welche fast regelmäßig damit enden, daß der unterliegende Theil lebensgefährlich verwundet oder selbst getödtet wird; es erscheint deshalb gerathen, die Vögel zu trennen, sobald Mißhelligkeiten beginnen."

„Im verflossenen Sommer hatte ich Gelegenheit, das Ende eines solchen Kampfes zu sehen. Als ich dazu kam, war bereits einer der Zweikämpfer außer Stand gesetzt, sich zu vertheidigen und lag

schwer athmend, mit stark verletztem Kopfe am Boden. Aber noch war die Rache des Siegers nicht gesättigt. Er faßte den wehrlosen Gegner mit dem Schnabel an der von Federn entblößten Kopfhaut und schleifte ihn am Boden umher, bis das Hautstückchen, welches er gepackt hatte, losriß, worauf er sofort eine andere Stelle ergriff und von neuem daran zu zerren begann. Ehe ich in den Gesellschaftsbauer gelangt sein würde, um dem Wüthenden sein Opfer zu entreißen, wäre dieses gewiß schon getödtet gewesen; ich suchte deshalb jenen mittels eines Stöckchens von dem Besiegten entfernt zu halten und rief den in der Nähe befindlichen Wärter herbei. Der gereizte Vogel setzte sich nun dicht neben den verwundeten, und sowie ich nur Miene machte, den Stock wegzulegen, überfiel er ihn von neuem."

„Nachdem nun zugleich mit dem Verletzten auch die übrigen „grünen Kardinäle", mit Ausnahme eines Paares, aus dem Gesellschaftsbauer entfernt worden waren, begann dieses letztere in ein offenes, an den Seiten mit einem drei Zoll hohen Rande versehenes Korbnest zu bauen. Als Niststoff benutzten die Vögel die holzigen Stengel der gemeinen Heide, ohne eine Auspolsterung im Inneren anzubringen. Der am 9. Mai angefangene Bau war am 14. vollendet und zwar hatten beide Vögel sowohl Vor- als Nachmittags eifrigst daran gearbeitet. Das Weibchen setzte sich nun auf das Nest, als ob es brütete; doch hatte es, wie sich später fand, keine Eier gelegt, und blieb mehrere Wochen ruhig sitzen. Es wurde dabei täglich ein oder zwei Mal von dem Männchen abgelöst; oder es setzte sich letzteres auch wohl zu ihm auf das Nest. Oefters bemerkte ich, daß das Männchen dem Weibchen Futter zutrug. Die Begattung wurde nicht beobachtet."

„Als im Juni ein in demselben Gebauer lebendes Paar Dominikanerkardinäle Junge bekam, verließ der weibliche grüne Kardinal sein leeres Nest und betheiligte sich eifrigst an der Pflege derselben, indem er ihnen häufig Futter brachte. Als die grauen Kardinäle diese Aufmerksamkeit gegen ihre Jungen schroff zurückwiesen, wußte der kluge Vogel jedes Mal einen Augenblick zu benutzen, wo die Alten sich nicht im Neste befanden, um seinem mütterlichen Drange folgend, die Kleinen zu äzen."

„Glücklicher, als wir, war in Bezug auf die Zucht der grünen Kardinäle Herr E. Hallberger in Stuttgart, der in einem Gebauer im Freien von einem Paare mehrere Junge erzielte. Leider wurden über die näheren Vorgänge hierbei keine Beobachtungen angestellt; ich konnte nur erfahren, daß das Nest ganz aus Reisig bestanden hatte. Zwei der jungen Vögel sind in den Besitz unseres Gartens übergegangen und haben sich prächtig entwickelt."

„Den Gesang des grünen Kardinals habe ich früher bei einem einzelnen Männchen gehört, welches wir mehrere Jahre hindurch besaßen. Er ist einfach, und ich habe damals versucht, ihn durch die Silben: „Du diu, widu widu diu" oder auch „Du diu dwi, widu widu diu" wiederzugeben. Die Stimme des Vogels ist kräftig und volltönend und er ließ sie in den Sommermonaten, besonders Vormittags, fleißig erschallen."

Die größte bei uns vorkommende Art der Familie ist der Grauammer, welcher auch wohl Lerchen-, Gersten-, Wiesen-, Winterammer und Strumpfwirker genannt wird (Miliaria valida). Seine Länge beträgt 7½ Zoll, die Breite 12¼ Zoll; der Flügel mißt 4 Zoll, der Schwanz gegen 3 Zoll. Das Weibchen ist um reichlich ½ Zoll kürzer und um 1 Zoll schmäler. Das Gefieder ist sehr einfach gefärbt, auf der Oberseite lerchengrau, unten weißlich oder gelbweißlich, bis zur Unterbrust und an den Seiten braun gestreift. Die Seitenfedern des Schwanzes sind gleichmäßig grau d. h. ohne keilförmige weiße Flecken. Die Iris ist sehr dunkelbraun, der Schnabel grünlich gelb, der Fuß hornfarben. Das Weibchen ist in der Färbung vom Männchen nicht zu unterscheiden. Die Jungen sind dunkler als die alten Vögel und die Flecken ihrer Federn größer als bei diesen. Von den übrigen Ammern unterscheidet sich der Grauammer außer durch dieses einfache Kleid durch den

verhältnißmäßig größeren und stärkeren Schnabel, mit höheren Vorsprüngen im Gaumen, durch die schwachen Füße, die kürzeren Flügel, den tief ausgeschnittenen Schwanz und den kurzen Nagel an der Hinterzehe.

Der größte Theil Europas beherbergt unsern Vogel. Von Südschweden an findet er sich an geeigneten Orten überall, entweder als Stand- oder wenigstens als Strichvogel. Im Süden scheint er häufiger zu sein, als im Norden. Auf dem Zuge geht er einzeln oder in Scharen bis nach Nordafrika hinüber, ist dann in Egypten nicht selten und auf den kanarischen Inseln oft sogar sehr gemein. Er bevorzugt wasserreiche Ebenen und hält sich hier hauptsächlich in Feldern und auf Wiesen auf. In größeren Waldungen sieht man ihn ebenso wenig, als auf hohen Gebirgen, gleichviel, ob dieselben kahl oder mit Pflanzen bestanden sind.

Der gedrungene, kräftige Leib, die kurzen Flügel und die schwachen Beine lassen vermuthen, daß der Grauammer ein schwerfälliger Gesell ist. Er hüpft am Boden in gebückter Stellung langsam umher, zuckt dazu mit dem Schwanze und fliegt mit Anstrengung unter schnurrender Flügelbewegung in Wogenlinien, jedoch immer noch schnell genug, weiß auch mancherlei geschickte Wendungen, welche man ihm nicht zutrauen möchte, auszuführen. Seine Lockstimme ist ein scharfes „Zick“, welches beim Auffliegen oft wiederholt und auch im Fluge häufig ausgestoßen wird. Der Warnungsruf ist ein gedehntes „Sieh“, der Ton der Zärtlichkeit ein sanfteres „Tick“. Der Gesang ist weder angenehm, noch laut; er ähnelt dem Geräusch, welches ein in Bewegung gesetzter Strumpfwirkerstuhl hervorbringt: — daher der Name Strumpfwirker. Doch scheint er unsern Ammer höchlichst zu entzücken; wenigstens nimmt er dabei die sonderbarsten Stellungen an und bemüht sich nach Möglichkeit, mit seinen Geberden dem mangelhaften Tonstück nachzuhelfen. Liebenswürdige Eigenschaften zeigt der Grauammer nicht. Er ist ein langweiliger Vogel, welcher außerdem noch andern friedfertigeren Verwandten durch seine Zanksucht beschwerlich fällt.

Das Nest wird im April in eine kleine Vertiefung in das Gras oder zwischen andere deckende Pflanzen gebaut, immer nahe über dem Boden. Alte Strohhalme, trockene Grasblätter, Hälmchen bilden die Wandungen; die innere Höhlung ist mit Haaren oder sehr feinen Hälmchen ausgelegt. Die vier bis sechs Eier haben eine feine, glanzlose Schale und sind auf mattgraulicher oder schmuzig gilblicher Grundfarbe mit rothbläulichgrauen Punkten, Fleckchen und Strichelchen gezeichnet und geädert, am stumpfen Ende am dichtesten. Die Jungen werden mit Kerbthieren groß gefüttert und sind Ende Mais flugbar. Sobald sie selbständig geworden, schreiten die Alten zur zweiten Brut; wenn auch diese glücklich vollendet ist, scharen sie sich in Flüge und beginnen nun ihre Wanderung.

Man stellt dem Grauammer des leckern Bratens halber mit dem Gewehr oder mit dem Strichnetz, auch wohl auf eigenen Herden nach. Für das Gebauer fängt man ihn nicht. Unsere Falken, der Fuchs, die Marder, die Ratten und die Mäuse befehden ihn noch außerdem.

Häufiger, jedoch kaum mehr verbreitet, ist der Goldammer (Emberiza citrinella). Ihn und seine Verwandten unterscheiden der wenig ausgebildete d. h. schwächere Schnabel und das schönfarbige Gefieder, welches je nach dem Geschlecht verschieden ist, von dem vorhergehenden, mit welchem sie sonst im Leibesbau große Aehnlichkeit haben.

Der Goldammer ist 6½ Zoll lang und 10 bis 10½ Zoll breit; der Fittig mißt 3¼, der Schwanz 2¾ Zoll. Die Iris ist braun, der Schnabel bläulich, der Fuß röthlichhornfarben. Das alte Männchen ist ein sehr hübsch gefärbter und gezeichneter Vogel. Der Kopf und der Unterkörper sind hochcitronengelb, Brust und Bauch mit rothbräunlichen Flecken gestrichelt, die Brustseiten hochrostroth, der Bürzel ist rostfarbig, der Mantel auf rostrothem Grunde dunkelbraun gefleckt. Olivengrün und Rostgelb mischt sich auf den Nacken und Halsseiten ein; über den Flügel verlaufen zwei lichtere Binden, welche durch die hellgiblichen Endsäume der Deckfedern gebildet werden. Die Schwingen und Steuer-

federn sind lichter gesäumt. Das Weibchen ist minder schön: seine Färbung spielt mehr in das Grauliche; seine Zeichnung ist weniger rein. Eine ausführlichere Beschreibung des allbekannten Vogels scheint mir unnöthig zu sein.

Mitteleuropa und ein großer Theil Asiens, namentlich Südsibirien, sind die Heimat des Goldammers. In Spanien wird er durch seine nächsten Verwandten, den Zaunammer (Emberiza Cirlus), vertreten. In vielen Gegenden Deutschlands wohnt er mit der Fettammer zusammen. In unserm Vaterlande ist er überall gemein und bewohnt im Sommer jede Gegend, wo es Buschwerk gibt, auch die Waldränder mit. Im Gebirge steigt er ziemlich weit empor; nach Tschudi ist er ebenso häufig auf den Schweizerbergen, als bei uns zu Lande.

In seinem Betragen unterscheidet er sich nicht unwesentlich vom Grauammer. Er ist behender, gewandter, auch friedfertiger, bevorzugt das Gebüsch vor den buschlosen Gegenden und singt, wenn auch nicht schön, so doch besser, als jener.

Während des ganzen Sommers trifft man den Goldammer paarweise oder seine Jungen in kleinen Gesellschaften. Die Alten gehen mit Eintritt des Frühlings an ihr Brutgeschäft. Man findet oft schon im März das Nest, welches von dem des Grauammers durch feinere Stoffe sich unterscheidet, in niederem Gesträuch, meist nahe auf dem Boden zwischen den Stämmen oder im dichten Gezweig, und Anfangs April sicher das erste Gelege. Das Männchen ist um diese Zeit sehr munter, singt vom früheſten Morgen bis zum späten Abend sein einfaches Liedchen, welches das Volk sich in die Worte übersetzt hat: „S'is, s'is noch viel zu früh“ oder „Wenn ich nen Sichel hätt, wollt ich mit schnitt“, oder endlich, um mit Mosen zu sprechen, „Wie, wie hab ich dich lieb“. Der Sänger sitzt beim Singen auf einer freien Astspitze und läßt den Menschen sehr nahe an sich herankommen und sich und sein Treiben leicht beobachten.

Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern, welche feinschalig sind und auf trübweißem oder röthlichen Grunde mit dunkleren bunten Flecken und Aederchen bezeichnet und bekritzelt sind. Sie werden von beiden Eltern wechselseitig bebrütet und die Jungen ausschließlich mit Kerbthieren aufgefüttert. In günstigen Jahren brütet der Goldammer zwei-, nicht selten dreimal.

Nach der Brutzeit sammelt sich Alt und Jung zu Scharen, welche bald sehr zahlreich werden, und schweift nun im Lande umher, zunächst in einem ziemlich kleinen Gebiet. Diese Schwärme vereinigen sich wohl auch mit Lerchen und Finken und selbst mit Wachholderdrosseln, für welche der Goldammer eine ganz besondere Zuneigung zu haben scheint. Ganz ohne Streit leben diese Gesellschaften nicht zusammen; doch sind die Balgereien niemals sehr ernst gemeint. In strengen Wintern wird unser Vogel gezwungen, sich seine Nahrung von den Menschen zu erbetteln, und dann kommt er massenhaft in das Gehöft des Landmannes herein, regelmäßig als gern gesehener oder wenigstens geduldeter Gast. Im nächsten Frühjahre kehrt dann jedes Paar auf seinen Standort zurück.

Ueber das Gefangenleben ist ebenso wenig zu berichten, als bei den vorigen, über Jagd und Fang auch nichts Besonderes. Eigentliche Liebhaber versteht der Goldammer nicht zu begeistern; demungeachtet sieht man ihn öfters in Gesellschaftsbauern, in denen er sich seines bunten Gefieders wegen recht gut ausnimmt. Hier und da wird er auf besondern Herden gefangen, doch hat er in dem Raubzeug, dem laufenden wie dem fliegenden, ungleich gefährlichere Feinde als in dem Menschen.

Berühmter als der Goldammer ist ein naher Verwandter von ihm, der Gartenammer oder Ortolan, welcher auch wohl Fett-, Feld- und Sommerammer, Gärtner, Grünzling und Heckengrünling genannt wird (Emberiza-Glycispina-hortulana). Er ist ein wenig kleiner, als der Goldammer, 6 Zoll 2 bis 3 Linien lang, 10 bis 10¼ Zoll breit; der Fittig mißt 3 Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Das Weibchen ist nur um etwa 2 Zoll kürzer und um wenige Linien schmäler.

Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Färbung. Ein angenehmes Röthlichbraun, welches bei dem Männchen lebhafter als bei dem Weibchen ist, ist die Grundfarbe. Der Kopf, Nacken und Vorderhals sind grau, die Kehle, ein Streif vor der Wange und kleinerer Kreis ums Auge strohgelb. Der Rücken ist mit dunkleren Längstupfen gezeichnet, die hinteren Armfedern sind dunkelbräunlich mit lichteren, die übrigen mit lichtröthlichen Säumen, welche auch auf den Schwingen und Schwanzfedern sich zeigen. Die lichteren Spitzen der Deckfedern bilden ebenfalls deutliche Flügelbinden; die äußeren Schwanzfedern zeigen auf ihrer Innenfahne einen langen weißen Keilfleck.



Der Gartenammer oder Ortolan (Emboriza-Glycispina-hortulana).

Das Weibchen ist minder schön und an der Kehle gefleckt. Ihm ähnelt das Männchen im Herbstkleide. Die Iris ist braun, Schnabel und Füße sind röthlich hornfarben.

Auch der Gartenammer verbreitet sich über einen großen Theil Europas, kommt aber in vielen Gegenden nur äußerst selten vor. In Deutschland bewohnt er ständig die unteren Elbgegenden und die Mark, auch Schlesien und die Lausitz. In den übrigen Ländern und Gauen ist er eine sehr seltene Erscheinung. Dagegen ist er häufig in Südnorwegen und Schweden, auch noch hoch oben im Gebirge z. B. auf dem Dovrefjeld, und gemein in Südeuropa, namentlich in Süditalien und an der Ostküste Spaniens. Außerdem hat man ihn in Holland, England, Frankreich, Rußland und im mittle-

ren Asien bis zum Altaï gefunden. In Nordafrika hingegen ist er selten: in Egypten habe ich ihn nie gesehen.

Sein Leben und Betragen unterscheiden den Gartenammer wenig von andern Arten seiner Familie. Er bewohnt ungefähr dieselben Oertlichkeiten, wie der Goldammer, beträgt sich ihm sehr ähnlich, singt aber etwas besser, als dieser, obschon in ganz ähnlicher Weise. Der Lockton lautet wie „Gif“, „Gerr“, der Ton der Zärtlichkeit ist ein sanftes „Gi“ oder ein kaum hörbares „Pick“, das Zeichen unangenehmer Erregung ein lautes „Gerk“. Nest und Eier gleichen den bereits beschriebenen. Ersteres steht ebenfalls nahe an der Erde, gewöhnlich im dichtesten Gezweig niederer Bäume; letztere, vier bis sechs an der Zahl, sind auf hell= oder weißröthlichem und röthlichgrauem Grunde grob und fein schwarzbläulich gefleckt und geschnörkelt.

Ich habe den Ortolan deshalb hier aufgeführt, weil er zu einer eigenthümlichen Berühmtheit gelangt ist. Bereits die alten Römer nämlich wußten sein schmackhaftes Fleisch zu würdigen und mästeten diese Vögel in besonders dazu hergerichteten Käfigen, welche nachts durch Lampenschein erhellt wurden, damit die Fettammer umsomehr fressen sollten. Dasselbe Verfahren soll jetzt noch in Italien, dem südlichen Frankreich und namentlich auf den griechischen Inseln angewendet werden. Dort fängt man die Vögel massenhaft ein, würgt sie ab, nachdem sie den nöthigen Grad von Feistigkeit erhalten haben, siedet sie in heißem Wasser und verpackt sie zu zwei und vierhundert Stück mit Essig und Gewürz in kleine Fäßchen, welche dann versendet werden. Gutschmecker zahlen für den so zubereiteten Gartenammer sehr gern hohe Preise. In manchen Gegenden Deutschlands sollen die Förster heutigen Tages noch gehalten sein, Gartenammer für ihre Herrschaft zu fangen. Das Fleisch ist ebenso wohlschmeckend wie das der Schnepfen, ist aber noch weit zarter und feiner.

Ueber die Gefangenschaft berichtet ein Liebhaber meinem Vater Einiges, aus dem hervorgeht, daß der Vogel sich leicht erhalten läßt und im Käfig andern gegenüber gut beträgt. Ob er sich in anderer Hinsicht noch empfiehlt, vermag ich nicht zu sagen.

Noch schöner gezeichnet als der Gartenammer ist der Zipp=, Bart= oder Rothammer (Emberiza-Glycispina-cia), welcher ebenfalls in Deutschland beobachtet worden ist, an einzelnen Stellen sogar als Brutvogel. Dieser überaus zierliche Ammer ist ebenso schön gefärbt, als gezeichnet. Auch bei ihm ist ein angenehmes Röthlichbraun die Grundfärbung; der Kopf, die Kehle und die Oberbrust aber sind zart aschgrau, die Wangen und Ohrgegend von einem schwarzen Ringe umgeben, welcher innen und außen von einem weißlichen Bande begrenzt wird. Der Rücken ist streifenartig mit dunkleren Flecken gezeichnet, der Flügel durch zwei lichtere Bänder verziert. Beim Weibchen ist die Zeichnung weniger rein, die Kehle lichter und mehr gefleckt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel oben schwarzblau, unten lichtblau, der Fuß hornfarben. Die Länge beträgt 6½ Zoll, die Breite 9½ Zoll; der Fittig mißt 2¾ Zoll, der Schwanz ungefähr ebenso viel. Das Weibchen ist um etwa 6 Linien kürzer und schmäler.

Der Zippammer gehört dem Süden an. In Deutschland findet er sich nur am Rhein und in Oesterreich. Häufig ist er in Spanien, Italien und Griechenland. Vonhieraus reist er durch den größten Theil Asiens hindurch bis zum Himalaya, in deren westlichem Theil er nach Jerdon häufig ist. Er ist ein Gebirgsvogel, welcher nach meinen in Spanien angestellten Beobachtungen die Ebenen meidet. Dies bestätigt auch Tschudi, nach dessen Angaben der Vogel hauptsächlich auf den höheren Bergen der Schweiz sich findet. Große Halden mit möglichst zerrissenem Gestein bilden seine Lieblingsplätze. Hier treibt er sich zwischen und auf den Steinen und Blöcken nach Art anderer Ammer umher. Auf Bäume oder Sträuche setzt er sich nur selten. Im übrigen ist er ein echter Ammer in seinem Betragen und in seinen Bewegungen, im Fluge und in der Stimme. Letztere entspricht seinem Namen. Sie ist ein oft wiederholtes „Zippzippzipp“ und „Zei“. Der Gesang ähnelt dem des Goldammers, ist aber kürzer und reiner; Bechstein hat ihn sehr gut mit „Zizizizirr“ wiedergegeben.

Das Nest hat man in den Ritzen und Höhlungen der Weinbergsmauern gefunden, auch am Rhein, wo er an einzelnen Orten nicht selten nistet. Die drei bis vier Eier sind auf grauweißlichem Grunde mit grauschwarzen und zwischendurch mit einigen grauen Fäden umsponnen, oft gürtelartig in der Mitte des Eies. Diese Fäden sind nicht kurz abgebrochen und unterscheiden sich dadurch leicht von den oft ähnlich gezeichneten Eiern des Goldammers. Auch der Zippammer brütet wahrscheinlich zweimal im Jahre. In Spanien bemerkten wir seine Jungen jedoch nicht vor Juli; Mitte Augusts begann bereits die Mauser. Am Rhein erscheint der Vogel Anfangs April und verweilt dort bis zum November. In Spanien fanden wir ihn im Winter, zu sehr großen Flügen vereinigt, außerordentlich häufig an allen sonnigen Abhängen der Sierra Nevada.

Seiner Schönheit wegen ist der Zippammer ein sehr anmuthiger Stubenvogel. Vater Bechstein, welcher ein Pärchen sieben Jahre lang hatte, rühmt diese Vögel sehr. Sie waren zärtlich gegen einander, liebten die Gesellschaft ihrer Verwandten und lebten mit allen in Frieden.

Südosteuropa, namentlich Griechenland und Dalmatien, viele Inseln des adriatischen Meeres, die Levante, sowie ferner einen großen Theil Südwestasiens bewohnt der Kappenammer (Eu-



Der Kappenammer (Euspiza melanocephala).

spiza melanocephala), eines der farbenprächtigsten von allen bis jetzt bekannten Ammerarten. Er und seine wenigen Verwandten kennzeichnen sich durch den etwas gestreckten Schnabel mit länglichem, scharfen Höcker vor dem Gaumen und durch das Gefieder, welches einfarbiger zu sein pflegt als bei andern Ammern und nach dem Geschlecht sehr verschieden ist.

Der Ortolankönig, Pracht- oder Kappenammer wird 7 bis 7⅙ Zoll lang und 11 bis 11¼ Zoll breit; der Fittig mißt 3 Zoll 9 Linien, der Schwanz 3 Zoll. Das Männchen ist auf dem Kopf kohlschwarz, auf dem Rücken rostfarbig, auf der ganzen Unterseite sehr gleichmäßig und prachtvoll goldgelb, auf Flügeln und Schwanz dunkelbraun. Dem Weibchen mangelt die Kappe; es ist an

den Zügeln graubraun, sonst auf der Oberseite röthlichgrau, jede Feder lichter gesäumt und dunkler geschäftet, auf der Unterseite blaßgelb, auf der Kehle weißlich. Alle Schwingen und Flügeldeckfedern, sowie die Steuerfedern sind dunkelbraun, bräunlichweiß oder hellbraun gesäumt, der Schnabel ist lichtbläulich, im Winter hornfarben, der Fuß dunkelfleischfarbig.

Auch der Kappenammer wird den deutschen Vögeln zugezählt, weil er wiederholt bei Triest und selbst weiter im Innern Deutschlands gefunden worden ist; doch gehört er hier überall zu den großen Seltenheiten. Einzelne Verflogene sollen bei Leipzig erlegt worden sein; dieser Angabe fehlt jedoch die nöthige Bestimmtheit. Der Vogel erscheint in Griechenland als Zugvogel Ende Aprils und zieht im August wieder weg. Durch Jerdon wissen wir auch, wohin er seine Reise richtet. Wenige Tage nach seinem Abgange aus Europa im November erscheint er in Dekan und in den obern Provinzen von Hindostan, schlägt sich zu ungeheuren Flügen zusammen, welche große Verwüstungen in den Getreidefeldern anrichten, und verläßt das Land im März dann wieder.

An einem heitern Frühlingsmorgen sind in Griechenland oft alle Hecken am Meerufer von ihm bedeckt, während Tags vorher noch keiner zu sehen war.

Hinsichtlich seines Betragens unterscheidet er sich von andern Ammern unwesentlich; doch behauptet Graf von der Mühle, daß er sehr dumm und wenig scheu sei und man oft in Versuchung käme, das singende Männchen mit dem Stocke zu erschlagen.

Um die Fortpflanzungszeit zieht sich der Kappenammer nach unbebauten, mit Salbei und Christusdorn bewachsenen Hügeln oder in die Weinberge und öde Gärten zurück. Das Männchen setzt sich dann sehr frei auf die Spitze eines Gesträuches oder Baumes und läßt beständig seinen einfachen flötenden Gesang vernehmen, das Weibchen hingegen verbirgt sich soviel als möglich. Das Nest steht am Boden in oder an stachlichem Gestrüpp, gewöhnlich sehr versteckt, ist nachlässig gebaut, aus dürren Pflanzenstengeln und Blättern sperrig zusammengefügt, im Innern mit feinen Würzelchen, Hälmchen, Blattfasern und Pferdehaaren ausgelegt und enthält Anfangs oder Mitte Juni fünf bis sieben Eier, welche auf bleich bläulichgrünem Grunde mit deutlicheren oder verwaschenen aschgrauen, grünlichen oder röthlichgrauen Flecken gezeichnet sind.

Von allen bisher genannten Mitgliedern der Familie unterscheidet sich der Rohrammer oder Rohrsperling, Rohrleps, Mosmerling, Schilfvogel oder Schilfschwätzer (Cynchramus Schoeniclus) hauptsächlich durch seine Lebensweise. Man hat ihn namentlich wegen seines kleinen und kleinhöckrigen Schnabels von andern Ammern getrennt; doch sind die Unterschiede zwischen ihm und den übrigen nur geringfügiger Art.

Der Rohrammer wird 6 Zoll 2 Linien lang und 9 Zoll breit; der Fittig mißt 2 Zoll 10 bis 11 Linien, der Schwanz 2 Zoll 8 Linien. Das Weibchen ist um 3 bis 5 Linien kürzer und um wenige Linien schmäler. Beim Männchen ist der Kopf und die ganze Kehle tiefschwarz. Vom Schnabelwinkel läuft ein weißer Streifen nach der Schulter zu und verbindet sich hier mit einem Halsband von gleicher Färbung. Der Rücken ist braun, jede Feder mit dunklem Schaftstrich und lichterem Saum, wodurch eine dem Sperlingsgefieder ähnelnde Zeichnung entsteht. Der Bürzel ist aschgrau, die Unterseite weiß, an den Seiten graulich mit dunkleren Längsstrichen. Beim Weibchen ist der Kopf braun, dunkler gestrichelt, die Kehle schmuzig weiß, durch ein aus Flecken bestehendes Band eingefaßt. Ihm ähneln die Männchen im Herbstkleide und die Jungen. Der Augenstern ist braun, der Schnabel bläulich, oben wie gewöhnlich dunkler, als unten, der Fuß röthlich hornfarben.

Auch der Rohrammer ist sehr weit verbreitet. Es gibt in Europa vielleicht kein Land, in welchem er nicht bemerkt worden ist. In den meisten Gegenden ist er Brutvogel, so nach meinen eigenen Beobachtungen noch im südlichen Lappland. Dagegen ist sein Wohngebiet beschränkt; denn er lebt nur in wasserreichen Gegenden, am liebsten in Ebenen und hier ausschließlich da, wo sumpfige

Orte mit hohen Wasserpflanzen, Rohr, Schilf, Riedgras, Weidengestrüpp und ähnlichen Sumpfgewächsen bestanden sind, also mit andern Worten an Teichen, Flüssen, Seeufern, in Morästen und auf nassen Wiesen. Hier brütet er auch.

Das Nest wird sehr versteckt auf kleinen Inseln und andern wasserfreien Erdstellen errichtet, stets auf der Erde, zwischen Wurzeln und Gras. Es wird liederlich zusammengebaut, wie von andern Arten der Familie, gewöhnlich aus allerlei Halmen und Ranken, Grasstoppeln und dürren Grasblättern, welche innerlich mit einzelnen Pferdehaaren oder mit Rohr- und Weidenwolle belegt sind, und



Der Rohrammer (Cynchramus Schoeniclus).

enthält zweimal, im Sommer im Mai oder Anfangs Juli, vier bis sechs niedliche Eier, welche sehr abändern, gewöhnlich aber auf grauweißem, ins Bräunliche oder Röthliche spielenden Grunde mit aschgrauen bis schwarzbraunen, schärferen oder verwaschenen Flecken, Punkten und Aederchen bezeichnet sind.

Der Rohrammer ist wenig scheu, am allerwenigsten am Neste. Hier läßt ihn seine große Liebe zur Brut alle Vorsicht vergessen. Das brütende Weibchen sitzt so fest über den Eiern, daß man es fast mit der Hand fangen kann; das Männchen kommt, sobald man sich dem Neste nähert, ängstlich herbeigeflogen und schreit kläglich.

Im übrigen muß der Rohrspatz ein munterer, netter Vogel genannt werden. Er ist behender und gewandter als seine Verwandten, klettert z. B. sehr geschickt im Rohr auf und nieder und weiß sich auf den schwächsten Zweigen oder Halmen sitzend zu erhalten. Er hüpft rasch auf dem Boden dahin, fliegt schnell und leicht, obgleich zuckend, schwingt sich beim Auffliegen rasch hoch empor und stürzt sich beim Niedersetzen plötzlich herab, fliegt auch oft zu seinem Vergnügen in schönen Bogen über dem Röhricht umher. Sein Lockton ist ein helles „Zie“, welches mehr gedehnt wird als von andern Arten der Familie; der Gesang ist, wie Naumann sehr bezeichnend sagt, stammelnd, „der Rohrammer würgt die einzelnen Töne hervor“. Dafür aber singt er sehr fleißig vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, und dieser Eifer befriedigt. Ich meinestheils muß gestehen, daß ich das Geschwätz dieses Vogels recht gern höre.

Während seines Sommerlebens nährt sich auch der Rohrammer fast ausschließlich von Kerbthieren, selbstverständlich von solchen, welche im Rohre, im und am Wasser leben; im Herbst und Winter aber bilden die Gesäme von Rohr, Schilf, Binsen, Seggengras und anderen Sumpfpflanzen seine Kost. Bald nach der Brutzeit sammelt auch er sich zu kleinen Flügen, und dann besucht er wohl ab und zu einmal die Felder, steigt hier an den Hirsestengeln oder an den Getreidehalmen in die Höhe und klaubt die Samen aus den Rispen nach Sperlingsart. Mit Eintritt der rauhen Witterung verläßt er wenigstens die nördlichen Gegenden und sucht sich in den Rohrwäldern oder auf den mit höheren Gräsern bestandenen Flächen Südeuropas eine Winterherberge. Ich fand ihn als Wintergast sehr häufig bei Toledo an den Ufern des Tajo und zwar hauptsächlich in den äußerst stachligen Disteln, welche dort das Land auf große Strecken hin bedecken. Am See Albufera bei Valencia ist er jahraus, jahrein eine gemeine Erscheinung.

Der Rohrammer ist ein angenehmer Zimmervogel, obgleich er sehr schweigsam ist. Seine Munterkeit, welche er auch im Käfig beibehält, erfreut und sein Geschwätz, ich wiederhole es, unterhält. Aber er ist zarter, als andere Ammern und verlangt deshalb bessere Kost. Ich habe meine Gefangenen immer mit Nachtigallenfutter gehalten, dafür aber auch die Freude gehabt, sie stets wohl und munter zu sehen.

Im hohen Norden wohnen neben vielen, theilweise sehr schön gefärbten Ammern, welche mit den beschriebenen Arten übereinstimmen, solche, bei denen die Daumennägel bedeutend verlängert sind. Man hat sie deshalb Spornammer genannt. Die beiden bekanntesten Arten dieser Thiere zeichnen sich aus: durch einen kleinen Schnabel mit wenig bemerkbarem Gaumenhöcker, verhältnißmäßig lange und spitze Flügel, mittellangen Schwanz, starke Füße und den erwähnten Sporn, welcher wenig gebogen und wenig kürzer oder noch etwas länger als die Zehe selbst ist. Auch die hierher gehörigen Thiere hat man wieder in besondere Sippen getrennt, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Gestaltung des Sporns.

Beim eigentlichen Spornammer (Centrophanes lapponicus), welcher sonst auch Lerchen- und lappländischer Ammer oder Ammer-, Lerchen- oder Spornfink genannt wird, ist der Sporn länger als die Hinterzehe und sehr wenig gebogen, das Gefieder des Männchens auch durch schwarze Kehlfärbung ausgezeichnet. In seiner äußeren Erscheinung hat der Spornammer auf den ersten Blick hin mit dem Rohrammer einige Aehnlichkeit; er unterscheidet sich jedoch bei nur einigermaßen sorgfältiger Prüfung durch sein Kleid schon sehr leicht von diesem. Das Männchen ist ein anmuthig gezeichneter Vogel. Der Oberkopf, die Kehle und der ganze Vorderhals sind schwarz, der Nacken ist schönrostroth, durch ein röthlich weißes Band, welches an der Stirn über den Augen beginnt und Sförmig an der Kehle sich herabzieht, von dem Schwarz getrennt, der Rücken ammerfarben, auf röthlichfahlem Grunde streifig dunkler gefleckt, der Flügel braunschwarz mit helleren Säumen an den kleinen Deckfedern und den eigentlichen Schwingen, die ganze Unterseite graulichweiß, seitlich

schwarz mit großen schwarzen Rund- und Längsflecken gezeichnet. Dem Weibchen fehlt das Schwarz auf dem Kopfe, an der Kehle und an den Seiten, und seine Färbung ist blässer. Im übrigen ähnelt es dem Männchen. Im Winterkleid ist bei diesem das Schwarz durch die weißen Federränder gedämpft oder theilweise verdeckt. Der junge Vogel hat die Zeichnung des Weibchens, aber dunkle Längsflecken auf der Unterseite. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel an der Spitze blauschwarz, der Fuß grau, ins Bräunliche spielend. Die Länge des Männchens beträgt 6 Zoll 2 bis 4 Linien, die Breite 10 Zoll bis 10 Zoll 8 Linien; der Fittig mißt 3½ Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Das Weibchen ist um ½ Zoll kürzer und um etwa gleichviel schmäler.

Der Lerchenammer ist wiederholt in Deutschland als Zugvogel beobachtet und deshalb den Verzeichnissen der deutschen Vögel eingereiht worden; seine eigentliche Heimat aber ist der hohe Norden der Erde. Er findet sich rings um das Eismeer in allen nördlichen Ländern, vorzugsweise aber in



Der Lerchenammer (Centrophanes lapponicus).

den unter dem Namen Tundra bekannten steppenartigen Gegenden. Wo er ständig vorkommt, pflegt er häufig zu sein. Im nördlichen Lappland ist er nach meinen eigenen Beobachtungen der gemeinste aller dort vorkommenden Ammer. Er bewohnt vorzugsweise Gebirge und zwar Orte, welche mit niederem Gestrüpp bewachsen sind; doch findet man ihn auch auf ganz kahlen Bergebenen und in der Tiefe in Birkenwäldern.

In seinem Betragen gibt er sich als ein Mittelding zwischen einer Lerche und einem Rohrammer zu erkennen. Er läuft ganz nach Art der Lerche, während er sich im Sitzen als echter Ammer zeigt. Im Fluge ähnelt er dem letzteren; er schwebt aber oft lange Zeit lerchenartig, namentlich thut solches das Männchen während der Brutzeit, um zu singen. Man hat bezweifelt, daß er sich auf Bäume setzt: ich kann Dies bestimmt behaupten. Ebenso oft freilich, als auf dem schwankenden Gezweig der Birken, ruht er auf Steinen aus. Sein Lockton klingt schwermüthig: er paßt zu der Oede, welche den Wanderer dann umgibt, wenn er die Brutplätze des Vogels besucht. Durch die Silben „Tjüe

Tjüeb“ kann er ungefähr wiedergegeben werden. Das Weibchen lockt ebenso wie das Männchen, aber etwas tiefer. Der Warnungsruf ist ein sperlingsartiges „Terrr erre“. Der sehr einfache, aber angenehme Gesang besteht nur aus einer Strophe, in welcher der Lockton oft wiederkehrt. Er wird, soweit ich erfahren habe, nur im Fliegen, jedoch sehr fleißig, vorgetragen. Naumann vergleicht ihn mit dem Stümpern einer Feldlerche.

Nach Schrader's Beobachtungen trifft der Sporenammer erst gegen die Mitte Aprils in Lappland ein, und schreitet dann sofort zum Brutgeschäft. Das Nest findet man an feuchten Stellen zwischen den Wurzeln einer Birke, auf einem Hügelchen gut versteckt, unter dickbuschigen Pflanzen und an ähnlichen Orten. Es besteht äußerlich aus gröberen und feineren Hälmchen und ist innerlich mit weichen Federn des Morastschneehuhns ausgefüllt. Gegen die Mitte Juni findet man das vollständige Gelege, fünf bis sechs Eier von länglicher Gestalt, welche auf graulichem, gilblichen oder hellbräunlichen Grunde mehr oder weniger mit dunkleren, der Grundfarbe entsprechenden Haarstrichen und Punkten bezeichnet sind. Die Zeichnung kann übrigens auch fehlen, ohne daß jedoch das Gepräge des Eies dadurch verwischt würde. Eben ausgeflogene Junge fand ich bereits Mitte Julis.

Um diese Zeit traf ich die Sporenammer gewöhnlich paarweise, aber doch auch schon in kleinen Gesellschaften an, vielleicht aus solchen, welche bereits gebrütet hatten, bestehend. Die Vögel waren nirgends scheu; denn sie schienen den Menschen nicht zu kennen. Sie wurden es aber, so wie sie Verfolgung erfuhren, und selbst in der ödesten Wüste hatte man Mühe, nach einigen Schüssen noch an sie anzukommen. Sie erhoben sich in richtiger Würdigung der Gefährlichkeit des Jägers, schon ehe man in Schußnähe kam, flogen hoch in die Höhe und wichen in großen Bogen dem Verfolger aus.

Die Nahrung besteht während der Brutzeit ausschließlich aus Kerbthieren und zwar hauptsächlich aus Mücken, welche die Tundra zu Milliarden bevölkern und dichte Schwärme über dem Boden bilden. Alle, welche ich erlegte, hatten nur Mücken im Kropfe und Magen. Während des Winters dagegen ernährt sich auch dieser Ammer von Gesäme. In der Gefangenschaft frißt er Getreide, ölige Sämereien, Scheuerngesäme und in Milch eingeweichte Gerstengrütze.

Die Wanderung des Sporenammers scheint sich in der Regel nur bis in die südlichen Länder Skandinaviens zu erstrecken; blos ausnahmsweise erscheinen unsere Vögel als Wintergäste in Deutschland. Nach Naumann's Beobachtungen leben sie hier mit den Lerchen in bester Eintracht, folgen ihnen überall hin und trennen sich nur ungern von deren Gesellschaft. Gelegentlich des Lerchenstriches mögen viele Sporenammer gefangen und dann als Lerchen mit verspeist werden.

Im Käfig ist unser Ammer nach Naumann's Versicherung ein sehr munterer und lebhafter Vogel, welcher vom März bis zum August fleißig singt, sich bei einfacher Nahrung gut hält und deshalb seinem Besitzer viel Freude macht.

Die letzte Art der Familie, welche ich hier zu erwähnen habe, ist der auch bei uns wohlbekannte Schneeammer, Schnee- und Wintervogel, Schnee- oder Wintersperling, Strit- oder Neuvogel, Berg- oder Eisammer (Plectrophanes nivalis), der Schneefink unter den Ammern. Das auffallend dichte Gefieder kennzeichnet diesen Vogel vor allen übrigen Verwandten. Er ist aber auch sonst nicht zu verkennen. Der Schnabel ist wie bei dem Sporenammer gebildet, der Flügel jedoch verhältnißmäßig länger und der Schwanz kürzer, der Sporn mehr gebogen und nicht so lang, als bei diesem. Die Länge des Männchens beträgt $6\frac{2}{3}$ bis $7\frac{1}{4}$ Zoll, die Breite $11\frac{3}{4}$ bis 13 Zoll; der Fittig mißt $4\frac{1}{4}$ Zoll, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll. Das alte Männchen im Sommerkleide ist ein prachtvoller Vogel, so einfach das Gefieder auch gefärbt ist. Die ganze Rückenmitte, die Spitzen der Schwungfedern, ein Fleck am Handgelenk und die Mittelschwanzfedern sind schwarz, die Federn anfänglich mit graulichbraunen Säumen, welche später verschwinden; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Die Iris

ist hellbraun, der Schnabel an der Wurzel blau, an der Spitze schwarz, der Fuß bräunlichschwarz. Beim Weibchen ist der Kopf schwärzlich, bei den Jungen grau. Im Winterkleide dagegen herrscht auf Kopf und Rücken ein durch schwarze Mondflecken unterbrochenes Braungrau vor. Auch die Brust ist trüber gefärbt, und nur die Schwingen und Steuerfedern zeigen annähernd dieselbe Farbe wie im Sommer. Bei jungen Vögeln ist das ganze Gefieder graulich rothbraun, der Rücken ammerfarbig, die Flügel zweimal weiß gebändert.

Ungefähr dieselben Länder, welche den Sporenammer beherbergen, sind auch die Heimat des Schneeammers. Er kommt jedoch noch weiter nach dem Pol hin vor und findet sich als Brutvogel auf den nördlichsten Inseln, so auf Spitzbergen und Nowaja Semlja. Ich meinestheils habe ihn während des Sommers in Skandinavien nur auf den höchsten Bergen des Dovrefjelds und im nördlichsten Lappland, hier aber sehr einzeln beobachtet.



Der Schneeammer (Plectrophanes nivalis).

Gebirgshalden und felsige Berge bilden seinen eigentlichen Wohnort. Hier verlebt er sein kurzes Sommerleben, hier liebt und brütet er. Das Nest wird nach den neuesten Beobachtungen stets in Felsspalten oder unter großen Steinen angelegt, auf Spitzbergen z. B. an den Felsenabhängen in einer Höhe von ein- bis dreihundert Fuß über dem Meere. Es besteht äußerlich aus Grashalmen, Mos und Erdflechten und ist inwendig mit Federn und Dunen ausgefüttert. Der Eingang ist stets möglichst eng, wenn thunlich nicht größer, als daß die Eltern bequem aus- und einschlüpfen können. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs Eiern, welche so außerordentlich verschieden gefärbt und gezeichnet sind, daß eine Beschreibung mit Worten nicht genügt. Schon mit Ende des Aprils läßt das Männchen, auf der Spitze eines Steines sitzend, seinen kurzen, aber helltönenden und angenehmen Gesang hören. Bald nach der Brutzeit schlagen sich die Paare mit ihren Jungen zu großen Flügen zusammen, welche noch eine Zeitlang in der Heimat verweilen, dann aber unter Umständen ihre regelmäßige Winterreise antreten. An der Brutstelle ernähren sich auch diese Ammer fast ausschließlich von Kerb-

thieren und zwar ebenfalls von Mücken; während des Winters müssen sie sich mit allerlei Gesäme begnügen.

Die Wanderungen der Schneeammer ziehen auch die Beachtung des Nichtkundigen auf sich. Wenig andere Vögel reisen in so ungeheuren Gesellschaften, wie gerade diese Nordländer. Sie erscheinen ziemlich regelmäßig jeden Winter in Deutschland, hier aber nur selten in solchen Massen, wie im hohen Norden. In Petersburg nennt man sie „Schneeflocken", und dieser Ausdruck ist für sie bezeichnend; denn in der That wirbeln sie wie Schneeflocken vom Himmel hernieder und bedecken dann alle Straßen und die Felder da, wo sich irgend etwas Genießbares für sie findet. Aehnliches kann in sehr strengen Wintern bei uns auch stattfinden; gewöhnlich aber sieht man diese Wintergäste in Deutschland nur familienweise.

Zuweilen erscheinen sie auch massenhaft auf Schiffen, um hier einige Augenblicke von ihrer Wanderung auszuruhen. „Am 17. Mai", sagt Malmgren, welcher Spitzbergen durchforschte, „schlug auf der Takelage unseres Fahrzeugs ein Schwarm von Schneeammern nieder, welche sehr ermüdet zu sein schienen. Sie gaben sich jedoch nicht lange Zeit zum Ausruhen, sondern begannen von neuem ihren mühevollen Zug, bei starkem Gegenwind gerade auf Spitzbergen zu." Aehnliche Erfahrungen haben auch andere Reisende und namentlich Holboell gemacht. Es geht aus diesen Angaben zur Genüge hervor, daß unsere Ammer einen weiten Flug, selbst über das Meer hinweg, nicht scheuen.

Die Schneeammer ähneln in ihrem Betragen den Lerchen ebenso sehr, als den Ammern. Sie laufen ganz nach Lerchenart, fliegen leicht und geschickt, wenig flatternd und in großen Bogenlinien, auf der Reise in bedeutender Höhe, sonst gern dicht über den Boden dahin. Gesellschaften, welche Nahrung suchen, wälzen sich, wie Naumann sagt, über die Erde dahin, indem nur ein Theil sich niederläßt und die letzteren über die ersteren dahinfliegen. Sie sind unruhige, bewegliche Vögel, welche auch während der strengsten Kälte ihre Munterkeit nicht verlieren und selbst bei entschiedenem Mangel noch vergnügt zu sein scheinen. Selten nur verweilen sie an ein und demselben Orte längere Zeit; sie durchstreifen vielmehr gern ein gewisses Gebiet. Bei tiefem Schneefall suchen sie auch bei uns die Straßen auf und kommen selbst in die Städte herein. Wenn sie auf den Feldern jedoch noch Etwas finden können, wählen sie diese zu ihrem Winteraufenthalte und treiben sich hier während des ganzen Tags in der beschriebenen Weise umher. Ihre Lockstimme ist ein hellpfeifendes „Fit" und ein klingendes „Zirr", welche beide Töne hauptsächlich im Fliegen ausgestoßen werden. Der Gesang des Männchens ist ein Gezwitscher, welches in manchen Theilen dem Gesange der Feldlerche ähnelt, sich aber durch laute, scharfklingende Strophen unterscheidet. Auf ihren Brutplätzen singen sie, auf dem Schnee oder noch lieber auf Steinen oder Felsvorsprüngen sitzend.

In der Stube sind sie anfangs sehr unruhig und unbändig, gewöhnen sich jedoch bald an die Gefangenschaft, begnügen sich mit einfachem Futter, singen fleißig und gewähren dann viel Vergnügen. Bei guter Pflege halten sie mehrere Jahre im Zimmer aus; doch verlangen sie einen kühlen Raum. Sie ertragen eher die strengste Kälte, als selbst geringe Wärme. Andern Vögeln gegenüber zeigen sie sich sehr verträglich; sie lassen sich nach Nilson's Beobachtung selbst durch viel kleinere und schwächere Genossen ihres Gebauers vom Futternapfe vertreiben. Unser Thiergarten besitzt seit einiger Zeit drei Stück von ihnen. Sie hausen unter allerlei Geflügel im Gesellschaftskäfig, halten wenig zusammen und bekümmern sich sehr wenig um ihre Gesellschaft. Morgens und gegen Abend sind sie besonders munter; um Mittag suchen sie ängstlich fast alle schattigen Stellen ihres Raumes auf. Bei heißem Wetter baden sie sich oft; außerdem paddeln sie sich gern im Sande, am liebsten in denselben Mulden, welche die Rebhühner oder Wachteln zu gleichem Zwecke sich ausscharrten.

* * *

Die Lerchen (Alaudae) sind gewissermaßen als die Hühner unter den Sperlingsvögeln anzusehen. Alle bisher genannten Mitglieder der Ordnung waren vorzugsweise Baumvögel: die Lerchen gehören dem flachen Boden an. Sie sind im Gezweig der Bäume so fremd, daß es uns auffällt, wenn sie sich einmal auf einer Astspitze niederlassen.

Alle Lerchen sind kräftig gebaute Sperlingsvögel mit großem Kopf, kurzem oder mittellangen Schnabel von verschiedener Stärke, langen und sehr breiten Flügeln, kurzem Schwanz und ziemlich niedrigen Füßen mit mittellangen Zehen, deren hinterste oft einen spornartigen Nagel trägt, mit zwölffedrigem, nicht besonders langen oder kurzen, meist gerade abgeschnittenen Schwanz und erdfarbenem Gefieder, welches nach dem Geschlecht wenig, nach dem Alter sehr verschieden ist. Der innere Leibesbau kommt im wesentlichen mit dem anderer Sperlingsvögel überein. Das Geripp ist kräftig, zum großen Theil marklos und luftführend. Die Singmuskeln sind vorhanden; die Lungen sind groß; der Magen ist fleischig, also muskelkräftig; ein Kropf fehlt.

Freie Gegenden, Wüsten und Steppen ebensowohl, wie das bebaute Land, bilden die Wohnsitze der Lerchen; einige Arten leben auch im Walde. Sie gehören vorzugsweise der nördlichen Erdhälfte an, verbreiten sich aber über große Strecken derselben, obwohl die einzelnen Arten mehr oder weniger an bestimmte Stellen gebunden sind: die einen an die Felder, die andern an die Steppen oder Wüsten ꝛc. Alle im Norden wohnenden Lerchen sind Zug- oder wenigstens Wandervögel, die im Süden lebenden Stand- oder Strichvögel. Ihre Reisen sind nicht sehr ausgedehnt, und der Aufenthalt in der Fremde währt immer nur kurze Zeit. Sie gehören zu den ersten Vögeln, welche der kommende Frühling uns sendet, und verweilen bei uns bis spät in den Herbst hinein.

In ihren Begabungen haben die Lerchen vieles Eigenthümliche. Sie sind unter allen Sperlingsvögeln die besten Läufer: ihr Gang ist kein Hüpfen, sondern ein Schreiten, welches ungemein beschleunigt werden kann; ihr Flug ist durch vielfachen Wechsel ausgezeichnet. Wenn sie Eile haben, fliegen sie in großen Bogenlinien sehr rasch dahin, und die Flügel werden dabei abwechselnd schnell bewegt und dann wieder eingezogen; beim Singen hingegen erheben sie sich flatternd gerade empor oder drehen sich in großen Schraubenlinien zum Himmel auf, senken sich vondortaus erst langsam schwebend hernieder und stürzen dann plötzlich mit ganz eingezogenen Flügeln wie ein lebloser Gegenstand zum Boden herab. Manchmal flattern sie mit zitterndem Flügelschlag hart über dem Boden oder dicht über dem Spiegel großer Wasserflächen dahin; zuweilen zeigen sie rasch nach einander alle ihnen möglichen Künste des Fluges. Ihre Sinne scheinen durchgängig wohl entwickelt zu sein; ihr Verstand hingegen ist gering. Sie sind lebhaft, selten ruhig, vielmehr immer in Bewegung, in gewissem Sinne rastlos. Mit andern ihrer Art leben sie höchst friedfertig, so lange die Liebe nicht ins Spiel kommt, während der Paarungszeit hingegen in fortwährendem Streit. Um andere Vögel bekümmern sie sich wenig, obwohl sich einzelne Arten den Schwärmen der Finken und Ammern beimischen. Stärkeren Thieren gegenüber benehmen sie sich stets furchtsam, dem Menschen gegenüber nur dann nicht, wenn sie sich durch längere Schonung von ihrer Sicherheit vollständig überzeugt haben. Die meisten von ihnen sind gute Sänger, einige ganz ausgezeichnete. Das Lied, welches sie vortragen, ist arm an Strophen, aber ungemein reich an Abwechselung; die wenigen Töne, aus denen es besteht, werden hundertfältig verschmolzen und so zu einem immer neuen Ganzen gestaltet. Einzelne Arten besitzen auch die Gabe, fremde Laute nachzuahmen und bereichern dadurch ihren Gesang noch wesentlich. Nur wenige stümpern.

Die Lerchen verbringen den größten Theil ihres Lebens auf dem Boden. Hier suchen und finden sie ihre Nahrung, hier reinigen sie sich, hier kämpfen sie den in der Luft begonnenen Streit aus, hier endlich gründen sie ihr Nest. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und Pflanzenstoffen. Während des Sommers nähren sie sich von Käferchen, kleinen Schmetterlingen, Heuschrecken, Spinnen und deren Larven; im Herbst und Winter fressen sie Getreidekörner und eine Anzahl von Pflanzen, und im Frühling nehmen sie Samen, Kerbthiere und junge Pflanzenstoffe, namentlich die Schößlinge des Getreides zu sich. Sie verschlucken die Körner ganz d. h. unenthülst und bedürfen deshalb stets eine

Menge Sand und kleiner Steine, welche die Zerkleinerung der Körner erleichtern helfen müssen. Das Wasser meiden sie fast ängstlich; um sich zu reinigen, paddeln sie sich, wie die Hühner, im Sande und Staube oder im Winter im Schnee.

Das Nest wird in seichten, von ihnen selbst ausgescharrten Vertiefungen angelegt. Es ist ein wenig geregeltes Genist aus dürren Grasblättern, feinen Halmen und dergleichen; die Baustoffe sind jedoch stets so gewählt, daß sie aufs vollkommenste mit der Färbung der Umgebung übereinstimmen und so das Nest möglichst wenig verrathen. Das Gelege enthält vier bis sechs Eier. Jedes Lerchenpaar brütet während des Sommers mindestens zweimal, und deshalb ist die Vermehrung der Vögel eine sehr bedeutende.

Das gesammte kleine Raubzeug und zwar das auf der Erde dahinschleichende ebensowohl, wie das fliegende, befehdet die nordischen Lerchenarten. Im Süden vermehrt sich das Heer der Feinde noch durch verschiedene Schlangen und Eidechsen. Gefährlicher noch als alle natürlichen Feinde zusammengenommen, wird einzelnen Arten der Mensch. Er verfolgt sie zu gewissen Zeiten des Jahres ganz regelrecht und mordet Hunderte und Tausende von ihnen mit einem Male, des köstlichen Fleisches halber; denn nur die allerwenigsten Lerchen von denen, welche gefangen werden, genießen im Käfig ein wenigstens erträgliches Loos.

Man kann die Lerchen in mehrere Gruppen eintheilen, welche wir Horden nennen wollen. Die erste derselben vereinigt die Kalanderlerchen (Calandrae). Sie kennzeichnen sich durch einen starken, fast ammerartigen, oben und unten gewölbten, seitlich zusammengedrückten Schnabel, sehr lange Flügel, kurzen Schwanz und ein verhältnißmäßig lebhaft gefärbtes Gefieder.

Ein herrlicher und deshalb hoch geschätzter Sänger Südeuropas, die Kalanderlerche (Melanocorypha Calandra), ist der Vertreter der ersten Sippe dieser Gruppe. Sie ist eine der größten Lerchen überhaupt. Die Länge beträgt 7 bis 8 Zoll, die Breite 15 bis 17 Zoll, die Fittiglänge 5¼ Zoll, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite lichtlerchenfarbig, d. h. auf röthlichfahlem Grunde mit schwarzen Längsflecken gezeichnet. Die weiß gesäumten Enden der Flügeldeckfedern bilden zwei Binden; die Schulterfedern sind weiß gesäumt; die äußerste Steuerfeder ist fast ganz weiß. Die Unterseite ist lichtgelblichweiß, auf der Oberbrust durch Braun in die Länge gefleckt; ein schwarzer Querfleck steht auf jeder Seite des Oberhalses. Das Auge ist lichtbraun; Schnabel und Fuß sind hornfarben. Das Jugendkleid unterscheidet sich von dem der ausgefärbten Vögel durch rostgilbliche Färbung der Oberseite und blaßrostgelbe Spitzenzeichnung der einzelnen Federn, rundlichen Flecken am Kopfe und einen mattschwarzen Querflecken.

Südeuropa, zumal der Südosten des Erdtheils, aber auch Süditalien und Spanien sind die Heimat der Kalanderlerche. Vonhieraus erstreckt sie sich über einen großen Theil Mittelasiens. Sie ist in Deutschland wiederholt erlegt worden und soll auch in Nordamerika vorgekommen sein. Auf ihrem Zuge berührt sie Nordafrika und, jedoch äußerst selten, auch die oberen Nilländer. Von Sibirien aus streift sie wahrscheinlich bis nach Indien; in China ist sie häufig. Schon in Südspanien scheint sie hier und da Standvogel zu sein. Auch sie bewohnt gern das bebaute Land, nimmt aber auch auf ausgedehnten, dürren, steppenartigen Ebenen Herberge. In Asien ist sie durchaus Steppenvogel.

In ihrem Betragen unterscheidet sich die Kalanderlerche nicht wesentlich von unserer Feldlerche. Auch sie lebt während der Fortpflanzungszeit paarweise in einem bestimmten Gebiet, aus welchem sie jede andere ihrer Art eifersüchtig vertreibt. Nach der Paarungszeit aber schlägt sie sich in Flüge zusammen, welche zuweilen ebenfalls sehr zahlreich werden können: einen solchen, welcher wohl über tausend Stück enthalten mochte, sah ich in den Steppenwaldungen am oberen blauen Flusse. Ihr Gang auf dem Boden, der Flug und die Nahrung sind dieselben, wie bei der Feldlerche, doch soll sie die Sämereien nach Art der Ammer hülsen, also nicht ganz verschlucken. Das Nest ist ein kunstloser Bau

aus trockenen Stengeln und feinen Wurzeln, welcher an einer verborgenen Stelle hinter Erdschollen, kleinen Büschchen oder im Getreide, immer aber in einer kleinen Vertiefung angelegt wird. Die vier bis fünf Eier sind ziemlich groß, rundlich, in der Mitte stark ausgebaucht und auf glänzend weißem oder gelblichweißem Grunde mit gelbbraunen und grauen Flecken und Punkten dicht bedeckt.

Die Kalanderlerche wird in ihrer Heimat außerordentlich hoch geschätzt, und sie verdient es. Wer sie zum ersten Male singen hört, bleibt überrascht stehen; die Ueberraschung geht aber bald in Entzücken über. Der Gesang zeichnet sich vor allen mir bekannten Lerchengesängen durch einen wunderbaren Reichthum und ebenso große Fülle und Kraft aus. Aber dabei genügen dem herrlichen Sänger die eigenen Töne nicht einmal: er nimmt noch eine Menge Strophen aus Anderer Liedern auf. „Sowie die Kalanderlerche alle übrigen Mitglieder der Familie an Größe übertrifft", sagt Cetti, „so überbietet sie dieselben an Gesang. Sie kann mit jedem andern Vogel hierin um den Vorrang streiten. Ihre natürliche Stimme scheint mir ein Geschwätz von nicht großer Annehmlichkeit zu sein; ihre Einbildungskraft aber faßt Alles, was sie zu hören bekommt, und ihre dichterische Kehle



Die Kalanderlerche (Melanocorypha Calandra).

gibt Alles verschönert wieder. Auf dem Lande ist sie ein Echo aller Vögel; man braucht, um so zu sagen, anstatt all' der andern nur sie zu hören. Sie macht ebenso sehr von dem Geschrei der Raubvögel, als von der Weise der Sänger Gebrauch und verschwendet, in der Luft schwebend, Tausende in einander geflochtene Strophen, Triller und Lieder. Sie lernt, so viel man ihr vorspielt; das Flageolett hat keine bessere Schülerin, als sie. Ihre erlangte Geschicklichkeit macht sie nicht eitel: sie, die Künstlerin, singt vom Morgen bis an den Abend. Eine vor dem Fenster hängende Lerche dieser Art ist hinreichend, die ganze Gegend zu erheitern. Sie ist die Freude und der Stolz des Handwerkers, das Entzücken der Vorübergehenden." Alle übrigen Beobachter sind einstimmig in diesem Lobe. „Ihr Lockton", schreibt Graf Gourcy meinem Vater, „gleicht, einen tiefen Ton ausgenommen, der Lockstimme der Haubenlerche sehr. Ihr Gesang ist herrlich und wegen seiner außerordentlichen Abwechselung wirklich wunderbar. Ihre Nachahmungskunst setzt die seltene Gabe voraus, die Stimme nach Willkür verändern zu können; denn nur dadurch ist es möglich, bald jene hohen kreischenden, bald jene hellen Töne hervorzubringen, welche den Hörer in Erstaunen setzen. Wenn sie ihren Lock-

ton einige Mal hat hören lassen, folgen gewöhnlich einige Strophen aus dem Gesange der Bastardnachtigall, dann kommt der langgezogene, sehr tiefe Ruf der Amsel, in welchem sich namentlich das „Tack, tack“ sehr hübsch ausnimmt. Hierauf folgen Strophen, ja zuweilen der ganze Gesang der Rauchschwalbe, der Singdrossel, des Stieglitz, der Wachtel, der Finkmeise, des Grünlings, des Hänflings, der Feld- und Haubenlerche, des Finken und Sperlings, das Jauchzen der Spechte, das Kreischen der Reiher, und dies Alles wird in der richtigen Betonung vorgetragen. Sie schnalzt wie ein Mensch, sie trägt allerhand Töne vor, welche sie gewiß von andern, mir ganz unbekannten Sängern annahm; sie ahmt Alles so täuschend nach, daß der Kenner jedes Vogels Gesang sogleich erkennen muß. Als ich sie erhielt, kannte sie den Gesang der Baumlerche und den Ruf der Schwanzmeise noch nicht: in kurzer Zeit hatte sie beiden Vögeln ihre Töne so gut abgelernt, daß sie dieselben herrlich vortrug. Zuweilen ist ihre Art zu singen äußerst sonderbar; sie scheint dann die Töne, ohne die Kehle im geringsten dabei zu bewegen, nur aus dem Schnabel heraus zu werfen.“

„Schade nur, daß ihr Gesang für das Zimmer zu laut ist, daß er im geschlossenen Raum auf die Länge nicht ertragen werden kann. Ich mußte meine Gefangene der lästigen Stärke dieses Gesanges halber endlich weggeben. Der Händler verkaufte sie wiederholt; doch keiner der Liebhaber konnte die starken Töne im Zimmer vertragen.“

Die Kalanderlerche hält bei einfacher Nahrung jahrelang im Zimmer aus. Man reicht ihr Nachtigallenfutter und etwas Gesäme; dabei befindet sie sich wohl und singt mit Ausnahme der Mauserzeit das ganze Jahr hindurch. Mit andern Vögeln darf man sie nicht zusammenhalten; sie ist ihnen gegenüber sich ihrer Stärke bewußt und richtet mit dem kräftigen Schnabel oft Unfug an. Ueberhaupt geräth sie leicht in Zorn. So konnte die von Gourcy gerühmte es nicht leiden, wenn der Käfig gereinigt wurde. Sie rieb dann ihren Schnabel mit aller Kraft an den Stäben des Gebauers, als wollte sie dieselben zerbrechen. Angegriffen, wehrt sie sich ihrer Haut durch kräftige Bisse.

Es ist auffallend, daß wir bisher den in ganz Südeuropa häufigen Vogel noch so selten lebend erhielten; er würde allen Thiergärten zur größten Zierde gereichen und sicherlich sich auch bei uns viele Liebhaber erwerben. In Spanien werden viele Kalanderlerchen für das Gebauer gefangen. Es geschieht Dies in durchaus eigenthümlicher Weise. Man geht des Nachts auf geeignete Feldstücke; einige der Fänger tragen Herdenglocken, andere Blendlaternen, die übrigen Handnetze. Die Lerchen werden durch den Lichtschimmer geblendet, durch den Klang der Herdenglocken aber irre geführt, und zu der Meinung verleitet, daß ihnen eine Rinder- oder Schafherde nahe. Sie warten die Ankunft der Fänger ruhig ab, drücken sich sodann auf den Boden nieder und werden dann entweder mit den Netzen überdeckt oder sogar mit der Hand gegriffen. — Mein Bruder hat einem derartigen Fange beigewohnt. —

Eine Kalanderlerche im Kleinen ist die Kalandrelle der Spanier und Italiener (Calandritis brachydactyla). Sie unterscheidet sich von der Kalanderlerche durch den auch verhältnißmäßig kleineren Schnabel und den sehr kurzen Sporn. Das Gefieder ist auf der Oberseite gleichmäßig helllehmfarbig, auf dem Kopf mit röthlichen, auf dem übrigen Oberkörper mit graulichem Anflug; die Unterseite ist lichtgraugelb. Die Flügelbinden sind dunkler, die Flecken zu beiden Seiten des Halses kleiner und lichter, als bei der Kalanderlerche. Die Länge beträgt 5¼ bis 6 Zoll, die Breite 10 bis 11 Zoll, die Fittiglänge 3¼ Zoll, die Schwanzlänge 2 bis 2½ Zoll.

Der Verbreitungskreis der Kalandrelle ist ausgedehnter, als der ihrer großen Verwandten. Alle Ebenen Südeuropas und Mittelasiens, sowie endlich Westafrika beherbergen die kleine Lerche in großer Anzahl. Sie bevorzugt die ödesten Gegenden, ohne jedoch Felder zu meiden. Jene wüstenartigen Strecken des Südens und die asiatischen Steppen sind ihre wahre Heimat. Der Boden dort gleicht

ihrem Gefieder so täuschend, daß sie des verdeckenden Getreides nicht bedarf. Mir ist es vorgekommen, daß sie schon auf zehn Schritt Entfernung dem Auge vollständig zu entschwinden wußte, indem sie sich einfach niederduckte. In Nordspanien wandert die Kalandrelle mit Beginn des Frühlings in ungeheuren Scharen ein; diese zertheilen sich rasch in Paare; jedes von ihnen erwählt sich ein kleines Gebiet, und hier verbringt es den Sommer.

Flug und Betragen haben manches Eigenthümliche; im ganzen ist jedoch auch die Kalandrelle eine echte Lerche. Im Flug beschreibt sie in der Luft unregelmäßige Bogen; beim Emporsteigen klettert sie, um mich so auszudrücken, in schiefer Linie empor, beim Herabkommen läßt sie sich einfach zur Erde herabfallen. Sie singt im Fliegen, oft aber auch im Sitzen. Der Gesang ist, wie Homeyer sehr richtig sagt, „lauter Stückwerk, nichts Zusammenhängendes“. Er ähnelt aber doch dem unserer Feldlerche. „Es gehen langgezogene Töne voran, denen sehr schnell gegebene Nachsätze folgen, welche weder im Wohllaut, noch im Tonfall zum Gesange passen. Die langgezogenen Flötentöne sind schreiend, die Schlußstrophen hölzern und ohne Klang. Dabei werden einige Strophen ganz genau oder nur mit Abänderung des Schlusses bis zum Ueberdruß wohl zehn- bis zwanzigmal wiederholt, und man wird dadurch an die langweilige Sangesweise mancher schlecht singenden Haubenlerchen erinnert. Trotz alledem besitzt auch diese Lerche große Fertigkeit im Nachahmen fremder Vogelstimmen.“

Das Nest ist ebenso kunstlos und ebenso wohl verborgen, wie das anderer Lerchen. Die Eier sind auf lichtgelblichem oder grauem Grunde mit schwach röthlichbraunen und deutlichen Punkten gezeichnet, wie es scheint, aber großen Veränderungen unterworfen.

Anfang Septembers scharen sich die Kalandrellen zu Flügen zusammen, welche bald förmliche Heeresmassen werden, und wandern nun nach Süden. Sie erscheinen in den waldigen Steppen des innern Afrika in ganz ungeheuren Scharen, welche auf halbe Stunden hin und im buchstäblichen Sinne des Wortes den Boden bedecken oder beim Auffliegen Wolken bilden. Ganz so ist es nach Jerdon in Indien, woselbst die aus Mittelasien wandernden Kalandrellen regelmäßig im Oktober und November eintreffen und bis zum April verweilen. Dieser Gewährsmann versichert, daß er mit einem Doppelschusse seines Gewehres zwölf Dutzend Kalandrellen erlegt habe, und für mich, der ich die Heermassen derselben Vögel im innern Afrika gesehen habe, hat die Angabe durchaus nichts Unwahrscheinliches. Auch in Spanien werden die Thierchen zu Hunderten und Tausenden erlegt und gefangen. Demungeachtet gleicht ihre starke Vermehrung ihre Verluste rasch wieder aus.

Der Kalanderlerche sehr nahe verwandt ist eine, den Steppen Innerasiens angehörige, durch ihre Färbung sehr auffallende Lerche, welche man bezeichnend Mohrenlerche genannt hat. Sie unterscheidet sich in der Gestalt durch ihren dicken, finkenartigen Schnabel und ist deswegen zum Vertreter einer eigenen Sippe (Saxilauda) erhoben worden.

Die Mohrenlerche (Saxilauda tatarica) kommt in der Größe der Kalanderlerche gleich: sie ist $7\frac{1}{2}$ bis 8 Zoll lang; die Fittiglänge beträgt $5\frac{1}{2}$, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Gefieder des alten Männchens ist kohlschwarz, nach der Mauser auf dem Rücken und der Unterseite weißlich überflogen, ja selbst weißscheckig, weil alle Federn lichter gerandet sind, und diese Ränder sich erst abnutzen müssen, bevor die schwarze Farbe zur Geltung kommt. Der Schnabel ist gelb, etwas dunkler an der Spitze, der Fuß bräunlich, das Auge lichtbraun. Das Weibchen ist lerchengrau, dunkelgrau gefleckt, auf der Unterseite weiß. Die Jungen ähneln dem Weibchen.

Alle Salzsteppen Mittelasiens beherbergen diese Lerche in Menge jahraus jahrein; denn, wie es scheint, wandert sie nicht, sondern sucht sich höchstens die Stellen auf, wo der Schnee nicht liegen bleibt. Eversmann sah sie im Winter in ungeheuren Scharen, auch Radde traf sie sehr häufig

an. Ueber das Sommerleben sind mir ausführliche Berichte nicht bekannt. Die Samen der Salzpflanzen bilden das hauptsächliche, ja fast ausschließliche Futter des Vogels. Während des Sommers wird er selbstverständlich Kerbthiere auch nicht verschmähen. In der Lebensweise soll die Mohrenlerche mit der Kalanderlerche, deren Schwärmen sie sich auch oft zugesellt, die größte Aehnlichkeit haben. Das Nest ist kunstlos. Die vier bis fünf Eier sind auf blaßbläulichem Grunde mit röthlichen Flecken bezeichnet.



Die Mohrenlerche (Saxilauda tatarica).

Dies ist Alles, was wir über die Mohrenlerche wissen. Demungeachtet gilt sie als deutscher Vogel, weil sie sich schon mehrere Mal bis zu uns verflogen hat.

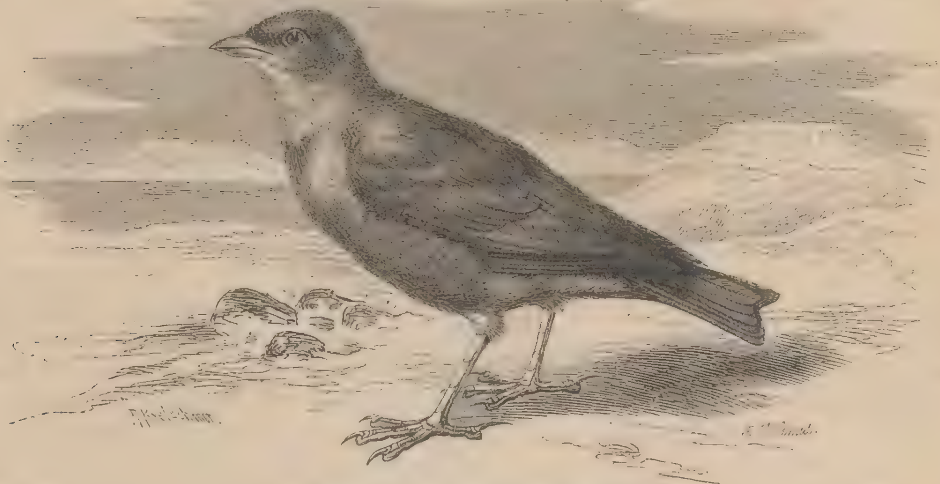
Ein so dunkler Vogel, welcher, wie die Mohrenlerche, auf die Erde gebannt ist, kann nur auf einem schwarzen Boden leben: — in der Sandwüste Afrikas würde er uns als unnatürlich erscheinen. Die Wüste hat ebenfalls ihre Lerchen, diese aber sind ebenso gefärbt, wie der Sand selber, und deshalb ist der Name, welcher ihnen geworden, durchaus bezeichnend. Die Sippe der Sand- oder Wüstenlerchen (Ammomanes) kennzeichnet sich durch mittelgroßen, aber starken Schnabel, sehr kräftige, lange, spitze und breite Flügel, verhältnißmäßig großen, in der Mitte mehr oder minder ausgerandeten Schwanz, und ein sand- oder isabellfarbiges Gefieder. Die wenigen Arten, welche man kennt, sind sich sehr ähnlich.

Die Wüstenlerche (Ammomanes deserti) gehört zu den kleineren Arten ihrer Familie. Sie ist blos 5½ Zoll lang und 8½ Zoll breit, auf der Oberseite sehr gleichmäßig graulich-, sand-, mehl- und rostgelblich, an der Kehle fein dunkel gestrichelt, an den schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern dunkelrostbraun gekantet.

Ich habe die Wüstenlerche während meines Aufenthalts in Afrika in ganz Egypten und Nubien überall in der Wüste angetroffen, selbst inmitten der großen Sandstrecken, welche der Araber sehr bezeichnend Hammadas, d. h. die durchglühten, nennt. Sie meidet das bebaute Land und findet sich erst da, wo der dürre Sand der belebenden Kraft des Wassers zu spotten scheint. Der Wüste gehört sie vollständig und ausschließlich an, hier aber ist sie häufig.

Ich habe den lieblichen Vogel früher schon in meinen „Ergebnissen u. s. w." beschrieben und weiß dem dort Gesagten nichts Neues hinzuzufügen. Deshalb mag es mir nachgesehen werden, wenn ich die bereits gebrauchten Worte wiederhole: Ihren Ruf vernimmt man schon in Oberegypten, sobald man den Fuß über den letzten Damm setzt, mit welchem man die dem Strom enthobenen fruchtbaren Fluten vor dem gierig nach ihnen verlangenden Sande schützt; sie ist es, welcher man zwischen den großartigen Zeichen vergangener Zeiten des Pharaonenlandes, in den Tempelruinen, begegnet: sie waltet wie ein aus alter Zeit zurückgelassener, verwandelter Priester der Isis in den hehren Räumen; sie ist es aber auch, welche im Zelte des braunen Nomaden förmlich zum Hausvogel geworden ist.

Die Wüstenlerche ist ein liebenswürdiges, aber ein stilles, ernstes Thierchen. Lauf und Flug



Die Wüstenlerche (Ammomanes deserti).

sind behend und gewandt; denn die arme Wüste verlangt derartige leibliche Befähigung von ihren Kindern, — aber das ganze Wesen des Vogels steht nicht im Einklang mit solcher Begabung, und der gewöhnliche Lockruf hat etwas so Schwermüthiges, daß man über diesen Eindruck fast den ihm eigenen Wohllaut vergißt.

Unsere Lerche lebt paarweise, aber mit anderen ihrer Art friedlich zusammen. Zuweilen schart sie sich mit diesen in große Flüge. Sie ist eins der anspruchlosesten Geschöpfe, welche ich kenne. Einige hundert Geviertellen Sandfläche, ein paar Steine darauf und ein wenig dürftiges Riedgras zwischen ihnen genügen ihr, und vergeblich fragt man sich, wie solcher, dem menschlichen Auge vollkommen todt erscheinender Wohnsitz dem Vogel Heimat sein kann, wie er ihn ernähren könne. Und doch muß Dies der Fall sein: denn jedes Paar hängt treu an dem einmal erwählten Wohnorte. Wenn man diesen mehrere Tage nach einander besucht, wird man die Lerche fast immer an derselben Stelle, ja an demselben Steine finden.

In den ersten Monaten des Jahres schreitet die Wüstenlerche zur Fortpflanzung. Ihr Nest steht höchst wahrscheinlich in Steinspalten. Es hält außerordentlich schwer, es zu finden; mir wenigstens ist Dies, trotz des eifrigsten Suchens, nicht gelungen. Das Männchen bekundet die Zeit seiner

Liebe durch einen leisen, hübschen, jedoch ziemlich armen Gesang, aus welchem der erwähnte schwermüthige Lockton am öftersten wiedertönt. Nach dem Singen umgeht es sein Weibchen mit etwas von dem Körper abgehaltenen Flügeln. Dann fliegen beide zusammen, gewöhnlich auf den höchsten Punkt ihres Wohnortes, auf einen der Steine z. B., und das Männchen beginnt von neuem zu singen.

Die Wüstenlerche ist so harmlos, wie nur irgend ein anderer Vogel des Landes. Sie scheut den Menschen nicht, gleichsam als wisse sie, daß sie seines Schutzes sicher sei. Mit innigem Vergnügen bin ich ganz nahe an sie herangegangen, und mit wahrem Entzücken habe ich gesehen, wie sie vertrauensvoll in das Zelt eines Nomaden kam, welcher an einem Brunnen der Bahiuda zeitweilig sich aufhielt. Dem Araber fällt es nicht ein, dem traulichen Vogel jemals feindselig entgegenzutreten, und auch der Europäer und zumal der Forscher gewinnt ihn bald so lieb, daß er sich förmlich scheut, ihn zu erlegen.

Weiter im Innern Afrikas, aber von der Ostküste des Erdtheils an bis zum atlantischen Meere und bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung leben noch andere Lerchen, die Zwerge der Familie, Ammerlerchen (Pyrrhullauda) genannt, welche sich, außer ihrer geringen Größe, durch den kurzen, aber dicken Schnabel und sehr große Flügel kennzeichnen.

Die schwarzköpfige Ammerlerche (Pyrrhullauda leucotis) ist auf dem Kopf und der Unterseite schwarz, auf dem Rücken zimmtbraun, die Wangen und eine Binde, welche über den Nacken verläuft, sind weiß, die Hüften schmuzig weiß, die Schwingen und Steuerfedern braun, die letzteren zur Hälfte weiß. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel und die Füße sind lichtgelb. Die Länge beträgt 5 Zoll, die Breite 9¾ Zoll, der Fittig mißt fast 3 Zoll, der Schwanz beinahe 2 Zoll. Das Männchen ist um 2 Linien kürzer und um 6 Linien schmäler.

Vom 16. Grad nördlicher Breite an vermißt man in allen tiefer gelegenen Gegenden die kleine, muntere und bewegliche Lerche nirgends; sie fehlt nur dem höheren Gebirge und dem eigentlichen Walde. Dem ihr gewährten Schutz vertrauend, treibt sie vor den Augen des Menschen ungescheut ihr Wesen. Sie findet sich dicht vor den Dörfern und selbst zwischen den Häusern, falls ihr hier ein wüster Platz erwünschten Aufenthalt gewährt. Auch im Steppenwalde sieht man sie; denn sie scheut die baumbestandenen Gegenden nicht, falls nur freie Strecken zwischen den Bäumen bleiben. In ihrem Betragen und Wesen hat sie viel mit der Wüstenlerche gemein. Sie trägt sich aber nicht so schmuck wie diese, sondern lässig; sie zieht den Kopf sehr ein und hält die Flügel gewöhnlich etwas vom Leibe ab. Ihr Lauf ist ungemein behend, ihr Flug leicht, schnell und anmuthig. Der Gesang ist höchst einfach, kaum mehr als eine oftmalige Wiederholung des leisen, aber wohllautenden Lockrufes „Titit", welches durch einige andere Laute verbunden wird. Das Lied wird gewöhnlich im Fliegen, nicht selten aber auch im Sitzen von Baumspitzen herab vorgetragen.

Jedes Pärchen bewohnt ein ziemlich großes Gebiet und hält sich hier treuinnig zusammen. Nach der Fortpflanzungszeit vereinigen sich dann die Familien mit andern ihrer Art, und dann sieht man oft zahlreiche Flüge dieser niedlichen Vögel. Ueber das Fortpflanzungsgeschäft habe ich selbst keine Beobachtungen machen können. Im Mai und Juni bemerkte ich die von den Alten durchaus verschiedenen und deshalb leicht kenntlichen Jungen.

Dieser dürftigen Beschreibung, welche im wesentlichen ebenfalls aus meinen „Ergebnissen u. s. w." wiederholt ist, möchte ich noch ein paar Worte Jerdon's hinzufügen, welcher von einer in Indien lebenden Art derselben Sippe spricht: „Die Ammerlerche lebt auf den offenen Flächen, fällt aber auch in die Felder ein und macht sich bemerklich durch ihr wechselndes Auf- und Niedersteigen. Sie steigt bis zu einer gewissen Höhe mit wenigen Flügelschlägen auf und stürzt sich dann fast immer senkrecht herunter, bis sie den Grund fast berührt. Dann erhebt sie sich von neuem und wiederholt Dies verschiedene Male. Gewöhnlich fliegt sie nicht weit. Oft sieht man sie auf einem Hausfirst sitzen. Ihr Nest baut sie in den Monaten Januar bis März in einer kleinen Vertiefung auf den Boden aus

Gras, Lumpen u. dergl. Das Gelege besteht aus drei Eiern, welche auf lichtgrünlichgrauem Grunde mit kleinen braunen Flecken, namentlich am dicken Ende, bedeckt sind. Die Jungen sind wie die wahren Lerchen gefärbt."

Eine der anmuthigsten aller Lerchen, was Zeichnung und Betragen anlangt, ist die Alpen- oder Berglerche (Phileremos alpestris). Auch sie bildet mit andern Verwandten eine besondere Sippe, deren Kennzeichen bestehen: in einem gestreckten Leibesbau, zwei kleinen Federhörnern an den Seiten des Hinterkopfes, mittellangem, geraden, ziemlich schwachen Schnabel, langen Flügeln, in denen die



Die Berglerche (Phileremos alpestris).

zweite, dritte und vierte Schwungfeder fast gleich lang und die längsten sind, starken Füßen, mit mittellangen Zehen und kurzen, wenig bogenförmigen Sporen am Daumen, sowie endlich in einer ziemlich bunten Zeichnung.

Die in Nordeuropa lebende und fast allwinterlich in Deutschland vorkommende Alpenlerche ist 7 Zoll lang und 13 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 4 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite roströthlichgrau; die Schwingen und Schwanzfedern sind schwarz, breit dunkelbraun gesäumt; die Brust und der Bauch sind lichtfahlgrau, fast weißlich. Sehr hübsch ist der Kopf gezeichnet. Die Stirn ist schmuziggelb, die Ohrgegend gelbgrau, ein schmaler Streifen, welcher über dem Auge hinläuft und sich nach hinten verbreitert, die Kehle und die Halsseiten sind schwefelgelb, ein Band auf dem Kopfe, die Federohren, ein Streifen, welcher vom Schnabel beginnt und unter dem Auge weg bis zur Halsmitte verläuft, und ein dreieckiger halsbandartiger Flecken in der Kropfgegend

endlich sind sammtschwarz. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel hornblau, der Fuß graublau. Bei den Jungen im Nestkleide sind alle Federn der Oberseite mattgraubraun in der Mitte, bleichgelb an den Rändern; die Unterseite ist weiß, die einzelne Feder mit blaßgelbem Saume; die Schwung- und Steuerfedern sind einfach mattbräunlich ohne lichteren Saum.

Die Alpenlerche trägt ihren Namen nicht von den schweizer, sondern von den nordeuropäischen und bezüglich sibirischen Alpen. Sie ist in ganz Nordasien ziemlich häufig und wird in Nordamerika und Indien durch ihr nahe verwandte Arten ersetzt. Früher gehörte sie in Nordwesteuropa zu den Seltenheiten: seit etwa funfzig Jahren aber hat sie sich mehr und mehr verbreitet, und gegenwärtig ist sie in Nordskandinavien eine regelmäßige Erscheinung. In Finnmarken oder norwegisch Lappland lebt sie nach meinen Beobachtungen keineswegs auf den höheren Gebirgen, sondern von der Seeküste an bis zu höchstens vier-, fünfhundert Fuß über dem Meer hinauf. Sie findet sich in den menschenleersten Gegenden ebensowohl, wie in unmittelbarer Nähe von den Wohnungen. Wenige Schritte hinter dem Hause des Kaufmanns und Naturforschers Nordvy traf ich ein nistendes Pärchen an, welches Mitte Julis bereits zum zweiten Male Junge erzeugt hatte. Der kundige Vogelfreund sagte mir, daß diese schöne Lerche noch während seiner Knabenjahre zu den seltensten Erscheinungen gehört habe, allgemach aber eingewandert sei und jetzt als Sommervogel überall vorkomme. Die Alpenlerche verläßt die hochnordischen Gegenden Ende Oktobers und erscheint daselbst in der Mitte des Aprils wieder. Zu Ende des Monats haben die Paare das Nest bereits gebaut und gewöhnlich auch schon Eier.

In ihrem Betragen hat die Alpenlerche große Aehnlichkeit mit der Feldlerche: ihr Lauf und ihr Flug unterscheidet sich so wenig, daß ich keinen Unterschied wahrnehmen konnte. Doch steigt die Alpenlerche nicht wie ihre südliche Schwester singend in die Luft; sie singt entweder von Steinen oder auch von Baumzweigen herab. Auf letztere setzt sie sich sehr häufig. Die Nahrung besteht aus Sämereien und Kerbthieren, namentlich aus den in allen Tundras so überaus häufigen Mücken und deren Larven, mit welchen auch die Jungen aufgefüttert werden.

Das Nest ist verhältnißmäßig kunstreich. Es wird zwar ebenfalls in einer Vertiefung des Bodens angelegt, aber innen mit feinen Halmen und selbst mit Pflanzenwolle und zarten Samenhülsen sehr nett ausgelegt. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier, welche beinahe so groß wie die der Feldlerche und auf gelblichem Grunde mit außerordentlich feinen Stricheln von etwas dunklerer Farbe gezeichnet sind und am dicken Ende oft kranzartig. Einige Eier zeigen auch wohl schiefergraue Schalenflecke oder dunkelbraune Haarzüge. Das Nest ist schwer aufzufinden, weil die Tundra sehr gute Versteckplätze bietet.

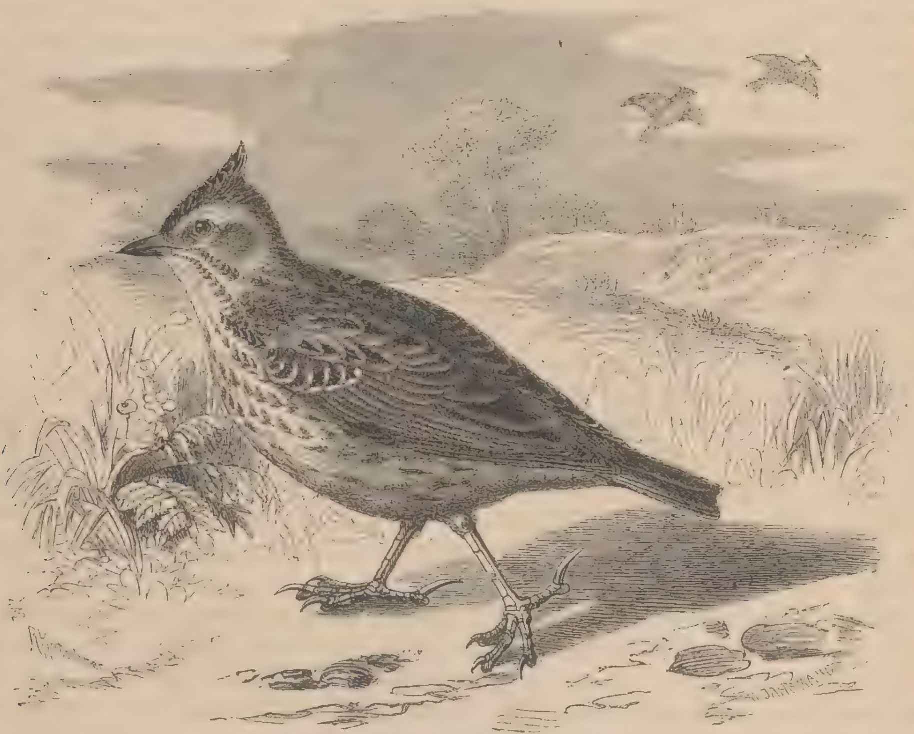
Gelegentlich ihrer Winterreise besucht die Alpenlerche ziemlich regelmäßig Deutschland, und es scheint, daß Dies, seitdem sie sich in Finnmarken angesiedelt, viel öfterer geschieht, als es früher der Fall war. Nach dem mündlichen Bericht des jüngeren Schilling gehört sie jetzt auf Rügen und den benachbarten Inseln, namentlich auf Hiddensee, zu den Erscheinungen, welche jeder Winter bringt; ebenso hat sie Gätke auf Helgoland in Scharen von sechszig, achtzig bis hundert Stück beobachtet, in den letzten Jahren sehr häufig.

Der hamburger Thiergarten erhielt von Hiddensee eine ganze Gesellschaft der zierlichen Vögel, von welcher sich die meisten bei sehr einfacher Pflege vortrefflich gehalten haben. Sie sind anmuthig in einem kleinen Raume; viel anmuthiger aber in dem Gesellschaftsbauer. Hier vertragen sie sich mit den übrigen Vögeln nicht nur vortrefflich, sondern sie scheinen sogar an deren Gesellschaft große Freude zu haben. Gewöhnlich machen sie sich auf dem Boden zu schaffen; wenn jedoch die Finkenwolke, unter der sie sich, Nahrung suchend, bewegen, emporflattert, erheben auch sie sich mit und lassen sich dann auf dem Gezweige, am liebsten auf starken Aesten, nieder. Ob sie im Käfig singen, weiß ich nicht: die unsrigen haben es bis jetzt noch nicht gethan.

*

Die Lerchen im engeren Sinne (Alaudae) haben einen dünneren Schnabel, kürzere Flügel und einfachere Zeichnung, als die vorhergehenden, denen sie sonst in jeder Hinsicht, namentlich aber im Betragen, ähneln. Unsere deutschen Arten, die Lerchen im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. diejenigen, welche bei uns regelmäßig vorkommen und brüten, gehören sämmtlich dieser Horde an.

Die Hauben-, Schopf-, Kamm-, Zobel-, Weg-, Koth- und Hauslerche (Galerita cristata) verdient insofern an erster Stelle genannt zu werden, als sie durch ihren verhältnißmäßig starken Schnabel an die vorhergehenden erinnert. In der Schnabelbildung, dem gedrungenen Bau des Leibes, dem mittelstarken Fuß mit fast geradem Sporn an der Hinterzehe, den großen, breiten und stumpfen Flügeln, dem sehr lockeren Gefieder und der Holle oder Haube auf dem Kopf begründen sich die Kennzeichen der Sippe. Ueber die Färbung des Gefieders ist schwer etwas Bestimmtes zu sagen; denn die Haubenlerche ändert sehr ab, und wir wissen heutigen Tages noch nicht, ob wir auf diese Ab-



Die Haubenlerche (Galerita cristata).

weichungen Arten zu begründen oder ob wir es nur mit Spielarten zu thun haben. Soviel aber ist gewiß, daß mit der Farbenänderung auch Unterschiede im Betragen und namentlich im Gesang bemerklich werden, daß man also, ohne sich eines Fehlers schuldig zu machen, recht wohl von verschiedenen Arten dieser Vögel sprechen darf. Es ist hier nicht der Ort, auf alle die feinen Schattirungen der Grundfarbe verschiedener Haubenlerchen einzugehen; es muß genügen, wenn ich sage, daß die Grundfarbe vom Dunkelfahlgrau an bis zum hellen Sandgelb wechselt. Auf dem fruchtbaren dunkeln Boden Egyptens (und Thüringens) lebt eine sehr dunkle, von meinem Vater Galerita nigricans genannte Haubenlerche, in den Wüsten kaum eine Meile von jenem Aufenthaltsorte eine andere fast goldgelb gefärbte: — von klimatischen Spielarten ist also bei diesen Vögeln nicht zu reden.

Bei unserer deutschen Haubenlerche ist die Oberseite gewöhnlich röthlichfahlgrau, die Kehle licht, gilblichweiß etwa, die übrige Unterseite hellgilblichfahl. Die Mitte jeder Feder ist durch dunkle Schaft-

striche, welche länger oder kürzer sein können, gezeichnet. Ungefleckt sind nur die Kehle, der Hinterbauch und ein Streifen über dem Auge. Die Schwingen und die Steuerfedern sind dunkelbraun oder schwarz, rostroth gesäumt. Im Jugendkleide sind alle Federn der Oberseite weiß gerandet und an der Spitze dunkelgefleckt. Das Auge ist braun, der Oberschnabel dunkelgrau, der untere horngrau, der Fuß röthlich. Die Länge beträgt 6¾ Zoll, die Breite 12½ Zoll; der Fittig mißt 3¾ Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Das Weibchen ist um 4 bis 5 Linien kürzer, und um 6 bis 9 Linien schmäler.

In Lebensweise und Betragen haben alle Haubenlerchen große Aehnlichkeit, so daß wir sie, unbekümmert um ihre Arteinheit oder Artverschiedenheit, gemeinschaftlich betrachten können. Ihre Verbreitung ist eine außerordentlich große. Sie bewohnen ganz Europa, ganz Mittel- und Südasien und Afrika, so weit es mir bekannt geworden ist. Im Süden scheinen sie häufiger zu sein, als im Norden; in Afrika und Spanien sind sie die überall vorkommenden Arten ihrer Familie; aber auch in Deutschland sind sie durchaus nicht selten. Hier haben sie sich namentlich in den letzten Jahren weiter verbreitet und auch da eingefunden, wo sie früher fehlten. Im Süden Europas findet man sie in und bei den Dörfern ebensowohl, als auf der einsamen, menschenleeren Ebene oder im Gebirge; in Afrika bewohnen sie, wie schon angedeutet, das bebaute Land, wie die eigentliche Wüste; in Deutschland bevorzugen sie die Nähe des Menschen entschieden, und namentlich im Winter drängen sie sich diesen förmlich auf. Sie kommen dann wie die Sperlinge und Finken in das Innere der Dörfer und Städte herein: sie werden zu Bettlern vor den Scheuern und Küchen.

Ihr Betragen hat manches Eigenthümliche. Sie sind außer der Begattungszeit stille Vögel, welche sich nur durch ihre Allgegenwart bemerkbar machen, im übrigen aber so anspruchslos erscheinen, als möglich. Von der Feldlerche unterscheiden sie sich leicht durch ihre gedrungene Gestalt und die spitzige Haube, welche sie fast immer sehr aufrecht tragen. Im Sitzen und Laufen, auch im Fluge ähneln sie den übrigen Verwandten sehr. Ihre Stimme ist ein leises „Hoid hoid“, welchem ein helles angenehmes „Qui qui“ zu folgen pflegt. Der Gesang zeichnet sich durch Abwechslung aus und hat seine Vorzüge, obwohl er weder mit dem der Feldlerche noch vollends mit dem der Haidelerche verglichen werden kann. Homeyer, von dessen feinem Ohre für Vogelgesänge ich bereits gesprochen habe, rühmt besonders das Lied der spanischen Haubenlerche und sagt: „Das Klagende der Haidelerche ist ihr nicht nur eigen, sondern sie übertrifft diese liebe Sängerin gerade in dieser Eigenthümlichkeit noch bedeutend. Auch der Ton ist durchaus verschieden von dem der deutschen Haubenlerche: er ist so weich, so klagend, so silberrein, wie bei der Haidelerche, aber noch melancholischer. Der Vortrag steht mit dieser Tonweise im engsten Zusammenhange: ich kenne kaum etwas Schöneres, als den gefühlvollen Gesang dieser Lerche, während im Vergleich damit der oft schreiende Ton und die Sangesweise unserer deutschen Haubenlerche mir oft zuwider war. Als ich den Gesang der südeuropäischen Art hörte, wollte ich ihn durchaus nicht für den einer Haubenlerche halten.“ Auch die wüstenbewohnende Haubenlerche singt sehr angenehm, und man ist vielleicht noch mehr geneigt, als in Südspanien, ihr das gut zu rechnen, weil in der Wüste jeder Laut eine erfreuliche, ein Vogelgesang aber eine geradezu entzückende Wirkung äußert.

Die Nahrung ist gemischter Art. Es scheint, als ob sie ebensoviel Sämereien als Kerbthiere zu sich nehmen; mit letzteren füttern sie ihre Jungen groß. Im Herbst, im Winter und im Frühling begnügen sie sich mit Gesäme aller Art. Im Frühjahr pflücken sie sich zarte Grasspitzen und andere grüne Kräuter ab. In der Gefangenschaft ernährt man sie leicht mit Drosselfutter und Sämereien.

Das Nest wird auf Feldern, trockenen Wiesen, in Weinbergen, Gärten und an ähnlichen Orten auf dem Boden angelegt, oft sehr nahe bei bewohnten Gebäuden, so z. B. in viel besuchten öffentlichen Gärten. Es steht aber immer sehr verborgen und ist schwer zu finden. In seiner Bauart unterscheidet es sich wenig von andern Lerchennestern; auch die Eier sind sofort als Lercheneier zu erkennen: sie sind auf gelbem oder röthlichweißen Grunde mit sehr vielen aschgrauen und gelbbraunen kleinen Punkten und Flecken über und über bestreut. Das erste Gelege besteht gewöhnlich aus vier bis sechs, das zweite aus drei bis vier Eiern. Beide Geschlechter brüten abwechselnd, das Weibchen

während der Nacht und in den Mittagsstunden. Die Jungen schlüpfen nach vierzehntägiger Bebrütung aus und werden von beiden Eltern reichlich mit Kerbthieren gefüttert. Sie verlassen das Nest, noch ehe sie ordentlich fliegen können, huschen anfangs behend auf dem Boden hin und drücken sich bei Gefahr platt auf demselben nieder. Die Eltern führen sie so lange, bis sie sich selbst forthelfen können. Dann schreiten sie zur zweiten Brut.

Die Haubenlerchen genießen insofern ein glücklicheres Loos, als sie nicht in so großer Menge wie die Feldlerchen für die Küche gefangen und außerdem kaum verfolgt werden. Die übrigen Feinde sind dieselben, welche auch andern Erdvögeln nachstellen. Im Käfig hält man Haubenlerchen selten. Ihr Gesang behagt nicht Jedermann, und der wahre Liebhaber zieht namentlich die Haidelerche der gehäubten Schwester bei weitem vor.

Geringe Größe, zarter Schnabel, kleine Flügel, große, runde, breite Flügel und eine kaum bemerkbare Holle kennzeichnen unsere Haide-, Baum-, Wald-, Busch-, Holz-, Dull- oder Lullerche (Chorys arborea), welche außerdem den stolzen Beinamen Wald- oder Haidenachtigall und zwar mit vollem Rechte trägt. Unter unsern deutschen Lerchen ist sie die kleinste. Ihre Länge beträgt höchstens 6 Zoll, die Breite 11¾ Zoll, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 2 Zoll. Das Weibchen ist um einige Linien kürzer und schmäler. Das Gefieder ist auf der Oberseite lerchenfarbig mit einem Anflug ins Röstliche, auf der Unterseite weißlich, bis zur Brust schwärzlich längs gestreift. Die Spitzen der vier äußersten Steuerfedern sind weiß oder gelblich. Ein lichtes Kopfband beginnt an der Wurzel des Oberschnabels, läuft über das Auge weg und unter der Holle um den Kopf herum. Im Jugendkleide sind die Federn der Oberseite dunkel gesäumt.

Mittel- und Südeuropa und ein großer Theil Mittelasiens bis nach Kamtschatka hin beherbergen diesen liebenswürdigen Vogel. Aber er ist hinsichtlich seines Aufenthaltes beschränkter, als andere Lerchen; denn er gehört nur den ödesten Haide- und Waldgegenden an. „In den fruchtbaren Feldern weiter Ebenen“, sagt mein Vater, „in den üppigen Laubgehölzen oder in den hochstämmigen Nadelwäldern sucht man die Haidelerche vergebens. Die Lehden, grasarme Schläge und Bergebenen bis hoch hinauf, wo wenig andere Vögel hausen, sind ihre Wohnplätze.“

„Nach der Brutzeit kommt sie mit ihren Jungen auf die gemähten Wiesen und auf dem Zuge besucht sie die Brach- und Stoppelfelder der ebenen Gegenden, denn sie macht auf der Wanderung kleine Tagereisen, weil sie Zeit haben muß, die ihr spärlich zugemessene, in kleinen Käfern und winzigen Sämereien bestehende Nahrung aufzusuchen.“

„Sobald der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, in der letzten Hälfte des Februar, kehrt sie von ihrer Wanderung, welche sich bis Afrika erstreckt, zurück in unser Vaterland und nimmt ihren alten Wohnplatz wieder ein. Sie hat ein besonderes Ahnungsvermögen in Bezug auf die Witterung. Ich habe sie mehrmals im März Vormittags über unsern beschneiten Bergen fröhlich singen hören und stets gefunden, daß der Schnee in den Mittagsstunden wegthauete, was ihr feines Gefühl sie voraus sehen ließ. Warum hätte sie des Morgens über den ihre Nahrung bedeckenden Schnee trauern sollen? Sie wußte ja, daß er bald verschwinden und sie dann an der Aufsuchung ihres Futters nicht mehr hindern würde.“

„In ihrem Betragen ist sie ein allerliebstes Thierchen, rasch und gewandt in ihren Bewegungen; da, wo sie geschont wird, zahm und zutraulich, wo sie Verfolgung erfährt, oder auch nur fürchtet, vorsichtig und scheu. Sie läuft hurtig mit kleinen Schritten, etwas empor gerichteter Brust und kleiner Holle, und nimmt sich dabei sehr gut aus.“

„Kommt ein Sperber oder Baumfalke in ihre Nähe — dann drückt sie sich, d. h. sie legt sich platt auf den Boden und gewöhnlich so geschickt in eine kleine Vertiefung, daß sie äußerst schwer zu sehen

ist und gewöhnlich der ihr drohenden Gefahr entgeht. Sie setzt sich aber nicht nur, wie ihre Verwandten, fast immer auf den Boden, sondern auch auf die Wipfel und freistehenden Aeste der Bäume — daher ihr Name Baumlerche."

„Im Frühjahre lebt sie paarweise; weil es aber, wie bei den meisten Thieren, bei dieser Lerchenart mehr Männchen als Weibchen gibt, so fehlt es nicht an heftigen Kämpfen, in welchen der Eindringling gewöhnlich in die Flucht geschlagen wird. Bei der Paarung zeigt das Männchen seine ganze Liebenswürdigkeit. Es läuft nahe um sein Weibchen herum, hebt den ausgebreiteten Schwanz etwas in die Höhe, zieht die Holle hoch empor, und macht allerliebste Verbeugungen, um ihm seine Ergebung und Zärtlichkeit zu bezeugen."

„Ihr zierliches Nest findet man nach der Beschaffenheit der Frühlingswitterung früher oder später, zuweilen schon in den letzten Tagen des März, unter einem Fichten- oder Wachholderbusche, oder im Grase. Es ist in einer gescharrten Vertiefung von zarten, dürren Grashalmen und Grasblättern gebaut, tiefer als eine Halbkugel und inwendig sehr glatt und schön. Es enthält vier bis fünf, selten drei weißliche mit grau- und hellbraunen Punkten und Fleckchen dicht bestreute Eier, welche das vom Männchen mit Nahrung versorgte Weibchen allein ausbrütet." —

„Nach der ersten Brut führen beide Eltern ihre Jungen nur kurze Zeit, denn sie machen bald zu einer zweiten Brut Anstalt. Nach dieser vereinigen sie sich mit allen ihren Kindern in eine kleine Gesellschaft und wandern entweder familienweise, oder in Flügen, welche aus zwei oder mehr Familien bestehen, die sich zusammengefunden haben. Sie verlassen uns in der letzten Hälfte des Oktobers oder zu Anfang Novembers."

„Das Herrlichste an der Haidelerche ist ihr vortrefflicher Gesang. Man ist auf einer Fußreise begriffen und befindet sich in einer öden Gegend, in welcher vielleicht nicht einmal eine Aussicht in eine schöne Ferne für den Anblick der ärmlichen Pflanzenwelt entschädigen kann. Alles Thierleben scheint gänzlich erstorben. Da erhebt sich die liebliche Haidelerche, läßt zuerst ihren sanften Lockton „Lullu" hören, steigt in die Höhe und schwebt laut flötend und trillernd halbe Stunden lang unter den Wolken herum, oder setzt sich auf einen Baum, um dort ihr angenehmes Lied zu Ende zu führen. Noch lieblicher aber klingt dieser Gesang des Nachts. Wenn ich in den stillen Mitternachtsstunden ihren ärmlichen Wohnplatz durchschritt, in weiter Ferne eine Ohreule heulen oder einen Ziegenmelker schnurren, oder einen nah vorüberfliegenden Käfer schwirren hörte und mich so recht einsam in der öden Gegend fühlte, war ich jeder Zeit hoch erfreut, wenn eine Haidelerche emporstieg und ihren schönen Triller erschallen ließ. Ich blieb lange stehen und lauschte auf diese gleichsam vom Himmel kommenden Töne. Gestärkt setzte ich dann meinen Wanderstab weiter. Ich weiß recht gut, daß die Haidelerche zu singen anfing, weil ein innerer Drang sie dazu trieb und sie ihr Weibchen durch ihren Gesang unterhalten und erfreuen wollte: allein es schien mir, als sei sie emporgestiegen, um mir, ihrem alten Freunde, ihre Aufmerksamkeit zu beweisen und ihm die Einsamkeit zu versüßen."

Die Haidelerche kann sich hinsichtlich ihres Gesanges mit der Nachtigall nicht messen, und dennoch ersetzt sie diese. Das Lied der Nachtigall erklingt nur während zweier Monate: die Haidelerche aber singt von Anfang des März bis August und nach der Mauser noch in der letzten Hälfte des September und in der ersten des Oktober, und sie singt in den öden, armen Gegenden: sie singt im Gebirge, wo außer ihr nur wenige andere gute Sänger wohnen, — da, wo sie lebt, kaum ein einziger! Sie ist der Liebling aller Gebirgsbewohner, der Stolz der Stubenvögelliebhaber, die Freude des während der ganzen Woche an die Stube gefesselten, in ihr, wie mein Vater sagt, gewissermaßen gefangen gehaltenen Handwerkers. Sie wird deshalb oft gefangen, gewöhnlich mit der Locke oder auch einfach, indem man im Frühjahre einen mit einer Leimruthe bespickten, auf einer Stange befestigten kleinen Busch inmitten einer freien Stelle des Wohnplatzes aufstellt. Einen solchen erhabenen Gegenstand sucht sie gern auf, um sich auf ihm für Augenblicke niederzulassen: dabei wird sie gefangen. Solche Vogelstellerei ist gewiß nicht blos zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen. Anders verhält sich die Sache mit dem Lerchenstreichen in den Ebenen, bei welchem auch das liebenswürdige Kind des

Gebirges nicht verschont wird. Hunderte der nirgends häufigen Vögel werden während ihrer Reise gefangen und getödtet. Dieses Loos würde ihr werden, selbst wenn der Lerchenstreicher sie freilassen wollte, weil der Fang bekanntlich des Nachts geschieht, und die in die Netze gekommenen Lerchen sofort umgebracht werden!

Den für die Zimmer gefangenen Haidelerchen gibt man einen langen, mit Leinwand bedeckten Käfig ohne Springhölzer, belegt den Boden mit Löschpapier, streut etwas Kies in den Winkel und füttert die Gefangenen mit Mohnsamen, Scheuergesäme und Nachtigallfutter. Dabei erhält man die Haidelerche aber höchstens zwei oder drei Jahre. Das Gebirgskind kann die Gefangenschaft nicht länger ertragen.

Die Feldlerche, auch Brach-, Korn-, Saat-, Tag-, Sang- und Himmelslerche genannt (Alauda arvensis) kennzeichnet sich durch verhältnißmäßig schlanken Leibesbau, schwachen, kegelförmigen, ziemlich kurzen Schnabel, mittellange, ziemlich spitze Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, einen mittellangen, ausgeschnittenen Schwanz und zarte Füße mit ziemlich kurzen Zehen. Die Länge beträgt 6¾ Zoll, die Breite 12¼ Zoll; der Fittig mißt 3¼ bis 4 Zoll, der Schwanz 2½ bis 2¾ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite echt lerchenfarbig, auf der Unterseite weißlich, am Kopfe stark braun gefleckt, an den Seiten durch dunkle Längsstriche gezeichnet. Der Zügel und die Halsseiten sind lichter, die äußern Schwanzfedern und die Außenfahne der zweiten sind weiß. Das Auge ist kaffeebraun, der Schnabel blaugrau, der Fuß röthlichhornfarben.

Die Feldlerche und ihre Verwandten, welche von vielen Naturforschern höchstens als Spielarten ein und derselben Art angesehen werden, bewohnen ganz Europa mit seinen Inseln und den größten Theil Asiens bis nach Kamtschatka hin und zwar vorzugsweise die ebenen Gegenden. In Indien wird die bei uns lebende Art durch verwandte Arten vertreten; im Norden Amerikas hingegen fehlen solche gänzlich, und Audubon ließ deshalb einmal eine Menge deutscher Lerchen, welche er mit sich von Europa herüberbrachte, in seiner geliebten Heimat frei, um diese durch einen neuen geschätzten Sänger zu bereichern. In Deutschland fehlt die Feldlerche nirgends; sie wohnt hier selbst auf niederen Bergen und hart an der Seeküste. „Kein Vogel", sagt Naumann, „ist häufiger als sie, keiner so gemein; denn selbst der Haussperling bewohnt nur Gegenden, wo der Ackerbau blüht, und verschwindet, wo dieser aufhört. Nicht so unsere Lerche: sie bewohnt alle Gegenden."

Bei uns ist die Lerche, wie bekannt, ein Sommervogel, welcher die liebe Heimat während der eigentlichen Wintermonate verläßt und eine regelmäßige Wanderung nach Süden hin antritt. Diese erstreckt sich übrigens nicht weit: schon in Egypten gehören die Feldlerchen zu den seltenen Erscheinungen. Große Scharen traf ich im Winter auf der kastilischen Hochebene an; ebenso häufig soll man ihr in den kalten Monaten in Algier und in Griechenland begegnen.

Die Lerche gilt uns als Frühlingsbote. Sie erscheint bereits mit der Schneeschmelze, oft noch vor ihr, in manchen Jahren schon Anfangs Februar. Je nachdem die Witterung günstig ist, währt der eigentliche Zug länger oder kürzer. Ende Februars aber haben die meisten Lerchen bereits ihre Wohnplätze eingenommen, und im März hört man das bekannte Lied allüberall.

Nach dem auf den vorstehenden Seiten über andere Mitglieder der Familie Berichteten kann das Betragen der Feldlerche mit wenigen Worten geschildert werden. Sie ist ein unsteter Vogel, welcher selten lange an ein und demselben Orte verweilt, vielmehr beständig hin und herläuft, hin und wiederfliegt, sich mit anderen ihrer Art streitet und zankt und dazwischen lockt und singt. Sie geht gut, bei langsamem Gange nickend, bei raschem fast wie ein Strandläufer, fliegt ausgezeichnet, aber sehr verschiedenartig, je nach dem Zweck, welchen sie zu erfüllen trachtet, bei eiligem Flug mit bald angezogenen, bald wieder schwirrend bewegten Schwingen, in großen Bogenlinien dahin, im Singen endlich in der allbekannten langsamen, oft schwebenden Weise mit gleichmäßigen Flügelschlägen, welche den

Vogel höher und höher heben. Auf dem Boden zeigt sie sich gern frei, stellt sich deshalb auf Erdschollen, kleine Hügelchen oder Steine, zuweilen auch auf die Spitzen eines Strauches, Baumes oder Pfahles und behauptet solche Lieblingsplätze mit großer Hartnäckigkeit. Der Lockton ist ein angenehmes „Gerr“ oder „Gerrel“, welchem ein hellpfeifendes „Trit“ oder „Tie“ zugefügt wird. Bei dem Neste vernimmt man ein helles „Titri“, im Aerger ein schnarrendes „Scherrerererr“. Zur Schilderung des Gesanges will ich Naumann's Worte entlehnen: „Kaum verkündigt frühmorgens ein graulicher Streif im Osten die Ankunft des jungen Tages, so wirbeln sie schon ihr Liedchen ununterbrochen, bis die Nacht



Die Feldlerche (Alauda arvensis).

völlig entschwunden, dies auf einem Erdhügelchen oder einer Erdscholle sitzend; aber nun schwingen sie sich auf und begrüßen die aufgehende Sonne mit ihrem fröhlichen Lobgesange, hoch in der Luft flatternd, und treiben es den ganzen Tag, bis etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang, wo sie endlich verstummen. Man muß sich wundern, wie sie so viel Zeit auf das Singen verwenden können, da sie ihre Nahrung doch nicht haufenweise beisammen finden, folglich darnach suchen müssen. — Kein Vogel singt wenigstens im Fluge so anhaltend, als die Feldlerche. Mit fast zitterndem Flattern steigt das Männchen singend allmählich in die Höhe, immer höher und höher, fast senkrecht aufwärts, beschreibt nun eine große Schneckenlinie und schwingt sich dann öfters so hoch, daß man es kaum noch sieht;

seine großen Flügel und der breite Schwanz tragen es, jedoch unter stetem Flattern, leicht, und es schwingt sich so auch weit vom Platze, wo es aufstieg, über Städte und Dörfer hinweg, und in einem großen Bogen wieder zurück, senkt sich allmählich und stürzt nun auf einmal aus einer gewissen Höhe, mit angezogenen Flügeln, wie ein fallender Stein zu seinem Weibchen oder Neste, oder wenigstens in deren Nähe herab. Nicht immer steigen die Lerchen so hoch, und machen auch nicht allemal einen so großen Umschweif; denn ein solcher Zug und Gesang dauert öfters eine Viertelstunde lang und darüber; aber sie singen meistens fliegend, und gewöhnlich nur ihr erstes Morgenlied und ihren letzten Abendgesang sitzend. — Auch bei ihren Zänkereien singen sie oft kurz abgebrochene Strophen; selbst die Weibchen stümpern etwas und fliegen dazu in einem großen Bogen, aber nicht weit, weg. — Der Ton im Feldlerchengesang ist hell, rein, und stark genug, um weit gehört zu werden, daher sehr angenehm; er besteht auch aus vielen Strophen, die bald trillernd und wirbelnd, bald aus hellpfeifenden und gezogenen Tönen zusammengesetzt sind, welche zwar abwechselnd genug sind, aber einzeln oft zum Ueberdruß wiederholt werden. Es gibt Sänger unter ihnen, welche eine einzelne Strophe oft zehn und mehre Male wiederholen, ehe sie in eine andere übergehen, die bis zum Ende aber alle schnell auf einander folgen. Der Gesang der verschiedenen Männchen ist indessen so verschieden, wie die Strophen, woraus er besteht, und man hört von manchen Theile, die vielen andern fehlen, obgleich alle Variationen desselben Thema's zu sein scheinen, alle sich in den meisten Strophen, Trillern, Läufern u. s. w. ähneln und doch verschieden sind. Dies ist hier so auffallend, wie bei den Nachtigallen. Sie scheinen auch fremde Töne einzumischen, was ich glaube besonders an denen bemerkt zu haben, welche bei Sumpf- und Wasservögeln wohnen, so daß sie in einzelnen Tönen zuweilen täuschen können. — Auch die jungen Männchen singen im Herbste beim Wegzuge, wenn recht schönes Wetter ist, zuweilen schon recht angenehm, doch nicht so laut und anhaltend als die Alten."

Mit anderen ihrer Art leben die Feldlerchen nur während der Zugzeit und in der Winterherberge im Frieden. So lange die Liebe in ihm mächtig ist, zankt das Männchen eines Paares mit jedem andern, dessen es ansichtig wird. Die Kämpfe sind oft sehr hartnäckig: die Streiter packen sich und zausen sich tüchtig herum, und gar nicht selten schlägt sich noch ein drittes Männchen ins Spiel. Dann wirbeln alle drei vereint aus der Höhe zum Boden hernieder, und der Zank hat für den Augenblick ein Ende. In der nächsten Minute aber beginnt er von neuem wieder; denn jedes neue Lied des einen Männchens dünkt dem andern die Aufforderung zum Streite zu sein. Zuweilen gehen zwei Gegner auch zu Fuße auf einander los und nehmen dabei ähnliche Stellungen an, wie kämpfende Haushähne. Dabei wird wacker gefochten, freilich regelmäßig ohne wesentlichen Schaden für irgend einen der Streiter. Der Besiegte muß fliehen, der Sieger kehrt frohlockend zu seinem Weibchen zurück, welches, wie Naumann sagt, gar nicht selten „an den Prügeleien des Männchens theilnimmt".

Das Nest findet man oft schon Anfangs März, gewöhnlich auf Getreidefeldern, nicht selten aber auch auf Wiesen und selbst in Brüchen auf erhöhten Inselchen, welche mit Gras oder Seggen bewachsen, sonst aber ganz eng von Wasser umgeben sind. Die einzelnen Paare behaupten ein Gebiet von zwei bis höchstens dreihundert Schritten im Durchmesser, dann beginnt das eines anderen, und in bebauten Ebenen ist derart eine ganze Gegend bevölkert. Die kleine Vertiefung, in welcher das Nest steht, wird im Nothfall von den beiden Lerchen selbst ausgescharrt oder wenigstens erweitert und bezüglich gerundet; dann baut sie das Weibchen unter Mithilfe des Männchens dürftig mit alten Stoppeln, Grasbüscheln, zarten Wurzeln und Hälmchen aus und bekleidet die Nestmulde vielleicht noch mit einigen Pferdehaaren. Mitte März ist das Gelege vollständig. Es besteht aus fünf bis sechs Eiern, welche auf grüngelblichem oder röthlichweißen Grunde mit vielen Punkten und Flecken von graulichbraunen oder grauer Farbe sehr ungleichartig übersäet sind. Beide Geschlechter brüten, das Weibchen, wie gewöhnlich, länger und ausdauernder, als das Männchen. Die Jungen entschlüpfen, wenn sie laufen können, dem Neste und verbergen sich auf dem Felde genau so, wie die jungen Haubenlerchen. Sobald sie selbständig geworden sind, schreiten die Alten zur zweiten, und wenn das Jahr gut ist, zur dritten Brut.

Unter den vielen Feinden, welche die Lerchen haben, steht der Mensch leider obenan. Er verfolgt die harmlosen und nützlichen Thiere namentlich während ihres Herbstzuges mit allerlei Netzen und Fallen, hauptsächlich aber mit dem großen Streichgarn, welches über ganze Felder hinwegreicht und oft zu gleicher Zeit Hunderten von Lerchen verderblich wird. Welche Massen von Lerchen im Herbste gefangen werden, geht aus nachstehenden Worten von Elzholz deutlich genug hervor: „An Lerchen sind im Monat Oktober zur Stadt Leipzig durch die Thore 6724 Schock 1 Mandel gebracht worden, das ist 403,455 Stück, welche Anzahl aber mit denen, welche im September und November eingebracht zu werden pflegen, um ein gutes vermehrt werden muß. Es ist auch hierbei zu erinnern, daß ein großer Theil von den Lerchen nicht nach Leipzig kommt, weil auf den Dörfern mancher gute Schlucker wohnet, der sich mit Lerchen etwas zu gute thut.“

Der zweitschlimmste Feind unserer Vögel ist der Baumfalk. „Bei seinem Erscheinen“, sagt Naumann, „verstummen die fröhlichen Gesänge der Lerchen. Alles stürzt auf die Erde nieder, um sich platt niederzudrücken, wohl wissend, daß Dies hier das beste Rettungsmittel ist; nur die, welche zu hoch in der Luft waren und den pfeilschnellen Feind nicht früh genug gewahr wurden, suchen in höhern Regionen Schutz. Unter beständigem Singen (welchem man aber die Angst anhört) steigen sie immer höher und höher, und retten sich dadurch, daß sie immer über dem Falken sind; denn er kann nur von oben niederstoßen und muß sie deshalb immer übersteigen; Das aber wird ihm sauer und so läßt er solche meist unbeachtet. Ihre Furcht vor ihm kennt keine Grenzen: sie suchen, wenn er sie verfolgt, sogar bei Menschen Schutz, verkriechen sich unter Wagen und Zugvieh, und ich weiß sogar von einer hartverfolgten Lerche, welche sich in dieser Noth einem Reiter auf den Sattelknopf setzte.“

Daß alle übrigen schnellen Falken und das gesammte kleine, vierfüßige Raubzeug, einschließlich der Nagethiere, die Lerchen ebenfalls nicht schonen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Der schöne Gesang, leichte Zähmbarkeit und Anspruchslosigkeit machen die Feldlerche zu einem sehr beliebten Stubenvogel. Wenn man für einen guten Bauer sorgt, kann man alt eingefangene drei bis vier Jahre lang am Leben erhalten, jung aufgezogene noch länger. Diese werden außerordentlich zahm und nehmen leicht Lehre an; einige lernen z. B. kleinere Lieder herrlich nachpfeifen. Auch die alt eingefangenen legen bald ihren Trotz ab, gewöhnen sich schon nach wenigen Wochen an ihren Gebieter und beweisen demselben nicht selten eine große Anhänglichkeit.

*

Afrika beherbergt außer den bereits genannten noch mehrere sehr eigenthümliche Lerchen, welche eine besondere Horde bilden. Die Stelzenlerchen, wie wir sie nennen wollen (Certhilaudae), zeichnen sich aus durch gestreckten Leibesbau, kleinen Kopf mit sehr langem Schnabel, dessen Obertheil sich mit einem kleinen Haken über den unteren krümmt, verhältnißmäßig kurze Flügel, aber langen, in der Mitte ausgerandeten Schwanz und sehr hohe Füße mit kurzen oder mittellangen Zehen und Nägeln.

Durch Le Vaillant sind wir zuerst mit der Sippe der Sporenlerchen (Macronyx) bekannt geworden. Bei den hierher gehörigen Vögeln ist der Schnabel noch ziemlich kurz, kräftig und gerade, der Fuß hoch und großzehig, das Gefieder ziemlich bunt. Ein Hauptmerkmal ist der auffallend lange, mehr oder weniger gekrümmte Sporen an der Hinterzehe; er übertrifft diese bedeutend an Länge und ist auch wohl der Hauptgrund gewesen, daß einige Forscher die Sporenlerchen der Familie der Pieper zugetheilt haben.

Le Vaillant hat eine Art (Macronyx capensis) Wachtlerche genannt, weil sie beim Erscheinen eines Menschen oder eines andern ihr auffallenden Wesens sehr deutlich das „Qui vive, qui vive“ der französischen Soldaten ausstößt. Dieser Vogel gehört zu den buntfarbigsten aller Lerchen. Die Federn der Oberseite sind dunkelaschgrau, lichter gesäumt, die äußern Steuerfedern auf der Innenseite zur Hälfte weißgrau. Die Unterseite ist ziemlich gleichmäßig rostroth; die mit einem schwarzen Bande eingefaßte Kehle und ein Strich über dem Auge sind röthlichorangefarben; das Auge ist

röthlichbraun, der Schnabel graubraun, der Fuß gelblich. Das Weibchen unterscheidet sich durch kleineren Sporn und blässere Farben. Die Länge beträgt reichlich 7 Zoll, die Fittiglänge 4 Zoll, die Schwanzlänge $2^{3}/_{4}$ Zoll.

Ueber Lebensweise und Betragen der Wachtellerche kenne ich nur den von Le Vaillant uns gegebenen Bericht. Aus diesem geht hervor, daß der Vogel in ganz Südafrika, namentlich aber an der Südostküste vom Kap der guten Hoffnung bis zur Kafferei häufig ist, vorzugsweise auf grasigen Ebenen und an den Ufern der Bäche. Das Nest wird unter oder im Gebüsch angelegt und aus kleinen Würzelchen und ähnlichen Stoffen gebildet. Die drei bis vier Eier sind auf bläulichem Grunde mit



Die Wachtlerche (Macronyx capensis).

braunröthlichen Flecken gezeichnet, gegen das dicke Ende hin am dichtesten. Von den europäischen Ansiedlern Südafrikas wird gerade diese Lerche ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen sehr eifrig verfolgt.

Die Läuferlerchen (Alaemon) erscheinen gewissermaßen als Mittelglieder zwischen den Lerchen und den Rennvögeln, welche wir später kennen lernen werden. Ihr Leib ist sehr gestreckt, der Schnabel auffallend lang, schwach und merklich gebogen, der Lauf mehr als doppelt so lang als die

Mittelzehe mit Nagel, der Schwanz ebenfalls lang und ziemlich gerade abgeschnitten, der Fittig, in dem die zweite, dritte, vierte und fünfte Schwingen die längsten sind, verhältnißmäßig kurz.

Eine der bekannteren Arten dieser Sippe, welche auch wiederholt in Europa beobachtet wurde, ist die Wüstenläuferlerche (Alaemon desertorum). Sie ist auf Kopf und Hinterhals graulich-isabellfarben, auf Rücken und Flügeldeckfedern gilblicher, auf der Unterseite weiß, auf der Brust spärlich durch schwarzbraune Längsflecken gezeichnet. Unter und hinter dem Auge steht ein dunkelgrauer Flecken. Die Handschwingen sind an der Wurzel weiß, an der Spitze schwarz, die Armschwingen reinweiß, in der Mitte schwarz gebändert, wodurch eine doppelte weiße Flügelbinde entsteht. Die mittleren Schwanzdeckfedern sind isabellfarben wie der Oberrücken, schwarz geschäftet, die äußersten schwarz mit weißer Außenfahne, die übrigen schwarz mit gilblichem Saume. Das Auge ist lichtbraun, Schnabel und Fuß sind blaßhornfarben. Männchen und Weibchen ähneln sich bis auf die Größe, welche beim Weibchen etwas geringer ist. Die jungen Vögel sind auf der Oberseite mehr aschgrau. Die Länge beträgt 8 Zoll, die Fittiglänge 4½ Zoll, die Schwanzlänge über 3 Zoll.

Nach meinen Erfahrungen ist diese auffallende Lerche in allen Wüsten Nordostafrikas nicht gerade selten; in der Steppe habe ich sie jedoch nie bemerkt. Besonders häufig habe ich sie zwischen Kairo und Suez beobachtet. Ich fand sie höchstens in kleinen Familien zu vier bis sechs Stücken, niemals in Flügen, gewöhnlich in Paaren. Von diesen wohnt eins dicht neben dem andern, und wie es scheint, besuchen sich die Nachbarn oft gegenseitig in aller Freundschaft.

In ihrem Betragen ist die Wüstenläuferlerche ein wirkliches Mittelglied zwischen ihren engeren Verwandten und den Rennvögeln. Sie läuft absatzweise ungemein rasch, viel mehr strandläufer-, als lerchenartig, fast ganz wie der Wüstenrennvogel (Cursorius isabellinus), fliegt leicht, viel schwebend und sehr oft schnurgerade in die Höhe, nicht langsam steigend wie andere Lerchen, sondern mit jähen Flügelschlägen sehr rasch sich aufwärts fördernd; dann schwebt sie einige Augenblicke lang auf ein und derselben Stelle und läßt sich plötzlich mit zusammengelegten Flügeln wieder zum Boden herabfallen. Dieses Spiel wiederholt sie unter Umständen mehrmals kurz hinter einander. Ich glaube, daß das Männchen allein derartige Flugkünste ausführt; es schien mir, als wären sie ein Spiel zur Freude des Weibchens. Die Paare halten außerordentlich treu zusammen, rennen stets dicht neben einander dahin und erheben sich fast gleichzeitig. Der Wille des Einen scheint dem Andern Gesetz zu sein. Vor dem Menschen scheut sich die Wüstenläuferlerche nicht im geringsten; den bewohnten Haltestellen der ostindischen Straße zwischen Kairo und Suez nähert sie sich mit der Zutraulichkeit der Haubenlerche: ich traf sie mehrmals im Innern der weitläufigen Höfe dieser Gebäude an. Den Jäger läßt sie nahe an sich herankommen; Verfolgung aber macht sie bald außerordentlich scheu.

Im Magen der von mir Erlegten fand ich nur Kerbthiere; demungeachtet will ich nicht behaupten, daß der Vogel Sämereien verschmähe. Der Gesang ist laut, aber zwitschernd. Das Nest habe ich nie gefunden; wahrscheinlich ähnelt es dem anderer Verwandten.

Dritte Ordnung.

Rabenvögel (Coracirostres).

Das Gepräge der Sperlingsvögel, ihr Leibesbau und ihre Eigenthümlichkeiten, werden in einem gewissen Grade durch die Rabenvögel wiederholt; deshalb sind diese gewöhnlich auch nur als die Glieder einer Zunft oder Unterordnung von jenen angesehen worden. Ich erhebe diese Unterordnung zu einer Ordnung, weil die Rabenvögel, ungeachtet der zugestandenen Uebereinstimmung

mit den Sperlingsvögeln, dennoch ein selbständiges Gepräge zeigen, und die Uebersicht des Ganzen durch das von mir befolgte Verfahren erleichtert werden dürfte.

Wir haben es in dieser Ordnung mit Vögeln zu thun, deren Größe zwischen der eines Raben und eines Finken schwankt. Der Leib aller hierher zu zählenden Geschöpfe ist sehr übereinstimmend gestaltet und gebaut. Der Rumpf ist gestreckt, ohne deshalb verschmächtigt zu sein, der Kopf ist verhältnißmäßig groß, der Hals kurz, der Fittig mittel- oder ziemlich lang, zugespitzt oder gerundet, der zwölffederige Schwanz verschieden gebildet: kurz und gerade abgeschnitten, ein wenig gerundet oder lang und dann meist beträchtlich abgestuft, der Fuß kräftig, weder stelzenartig verlängert, noch besonders verkürzt, am Lauf mit Tafelschuppen beschildert, kurzzehig und ziemlich stark bekrallt. Der Schnabel erreicht die halbe, zuweilen auch die ganze Kopflänge und selbst noch etwas mehr; er ist ziemlich gerade, mehr oder weniger kegelförmig, auf der Firste oft etwas gebogen, an der Spitze ein wenig herabgekrümmt, nicht aber hakig. Die Federn sind verhältnißmäßig klein und etwas derb; sie stehen dicht und lassen das Gefieder deshalb voll erscheinen; sie verlängern und zerschleißen sich auch wohl bei Einzelnen in eigenthümlicher Weise. Ihre Färbung wechselt. Schwarz ist die Farbe, welche am häufigsten vorkommt; nächstdem tritt Gelb und Weiß auf, seltener Grün, Braun, Roth rc. Sehr oft schillern die Federn in prachtvoll metallischem Glanze.

Der innere Leibesbau kommt in vielen Stücken mit dem der Sperlingsvögel überein. Das Gerippe ist kräftig; viele seiner Knochen sind luftführend. Die Wirbelsäule besteht sehr übereinstimmend aus 12 Hals-, 8 Rücken-, 10—11 Becken- und 7—8 Schwanzwirbeln. Die Singmuskeln im unteren Kehlkopf sind vorhanden. Die Speiseröhre erweitert sich nicht kropfartig; der Vormagen ist kurz und drüsenreich, aber dünnwandig, der Magen niemals so muskelig, wie bei den Sperlingsvögeln. Alle Sinneswerkzeuge sind wohl entwickelt; das Gehirn ist sehr groß.

Die Rabenvögel bewohnen alle Erdtheile und alle Breiten- oder Höhengürtel derselben. Die meisten sind weit verbreitet, einzelne jedoch auch sehr beschränkt in ihrem Vorkommen. Der Süden ist reicher an Arten, als der Norden; die hier lebenden Raben sind dafür aber weiter verbreitet, als die, welche unter niederen Breiten wohnen. Als eigentliche Heim- und Wohnstätte unserer Vögel ist der Wald anzusehen; doch weiß auch die Seeküste, die baumlose Steppe oder Wüste, das Hochgebirge Einzelne zu fesseln, und so begegnet man ihnen vom Meeresstrande an bis zum Gletschergürtel hinauf allüberall, — auch an oder in menschenbelebten Dörfern oder Städten.

Owen hat einmal behauptet, daß man in dem Raben den vollkommensten aller Vögel vor sich habe, und es läßt sich dagegen nicht viel einwenden. Die Begabung der Rabenvögel ist in der That eine außerordentliche, weil ebenso hohe, wie manchfaltige; ihre geistige Befähigung ist nicht minder groß, als ihre leibliche. Die Rabenvögel fliegen leicht, rasch und sehr gewandt; sie gehen gut und bewegen sich auf dem Boden mit demselben Geschick, wie im Gezweig der Bäume; ihre Stimme ist reichhaltig; ihre Sinne sind ziemlich gleichmäßig entwickelt; ihr Verstand steht auf so hoher Stufe, wie bei wenig anderen Vögeln überhaupt. Einige erscheinen als ganz besonders bevorzugt; sie vereinigen gewissermaßen die Eigenschaften der Papageien und Falken in sich.

Solcher Vielseitigkeit entsprechen Lebensweise, Betragen, Ernährung, Fortpflanzung und andere Thätigkeiten und Handlungen dieser Vögel. Im allgemeinen läßt sich darüber wenig sagen; denn eigentlich scheint den Rabenvögeln Alles möglich zu sein. Die Lebensweise der kleineren Arten erinnert vielfach an das Treiben der Finken und Ammern; die größeren Mitglieder der Ordnung hingegen bekunden in ihrem Gebahren viel Eigenthümliches. Sie sind, wenigstens zum Theil, sehr tüchtige Räuber, weil sie jede ihrer Gaben aufs beste anzuwenden wissen und bei ihrer Jagd Kraft und Gewandtheit mit Muth und List vereinigen. Sie sind aber nicht blos Räuber, sondern auch schlimme Diebe, welche Freude an ihnen ganz unnützen, dem Menschen vielleicht sehr werthvollen Dingen zu haben scheinen, und daher manchen Unfug stiften. Alles Genießbare ist ihnen recht, und um die Mittel zur Erwerbung sind sie nie verlegen. So führen sie ein wirklich beneidenswerthes Leben. Jede Oertlichkeit bietet ihnen das Erforderliche, weil sie eben Alles zu gebrauchen verstehen, und wenn

ihnen eine Gegend ausgenutzt erscheint, verlassen sie dieselbe. Dem entsprechend sind sie Stand-, Strich-, Wander- und Zugvögel, je nach Art, Heimatsgegend, Witterung, nach den Umständen. Ihre Lebensweise ist ebenso vielseitig, wie ihre Begabung. Sie leben gern in Gesellschaften; aber kein Mitglied derselben opfert dem Verbande seine Selbständigkeit. Einer steht dem anderen treulich bei in Gefahr und Noth; die Gatten eines Paares hängen mit inniger Zärtlichkeit an einander; die Eltern lieben ihre Jungen in so hohem Grade, wie wenige andere Vögel: aber im übrigen erkennt und benutzt jeder seinen Vortheil bestmöglichst. Ihre geselligen Vereinigungen sind, wie es scheint, Folge der Erkenntniß aller Vortheile, welche ein Verband Gleichbefähigter dem Einzelnen gewährt; sie sind Verbindungen zu Schutz und Trutz, zur Ermöglichung geselliger Freuden, zur Unterhaltung des ewig nach Beschäftigung strebenden Geistes. Einzelne Arten halten förmlich Zusammenkünfte an gewissen Orten und zu gewissen Stunden ab, scheinbar zu dem Zwecke, gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Lehre und Warnung der durch Erfahrung gewitzigten Weisen eines Verbandes findet in den Jüngeren, minder Erfahrenen eifrige Schüler, und so bilden sich auch deren Geistesfähigkeiten in überraschend kurzer Zeit aus. Ueberlegene Klugheit wird selbst von anderen Arten der Ordnung bereitwillig anerkannt; daher werden die Klügsten bald zu Leitern und Führern ganzer Genossenschaften.

Die Art und Weise des Brutgeschäfts weicht bei den verschiedenen Arten der Ordnung vielfach ab. Einige sind Höhlenbrüter, andere Weber; die meisten erbauen sich freistehende Nester. Ihre Geselligkeit wird durch die Sorge um einen geeigneten Nistplatz wenig gestört. In den Siedelungen, welche mehrere Arten bilden, fehlt es anfänglich nicht an Streit um den Nistort und die Niststoffe: der eine wird wo möglich gewaltsam erobert, die anderen werden listig weggestohlen; ist jedoch ein Platz wirklich bebaut und das Nest belegt, so endet der Kampf, und der Friede tritt wieder ein. Die Bauart des Nestes ist verschieden, je nach dem Standorte desselben und nach der Kunstfertigkeit oder Laune seiner Gründer; die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt zwischen vier und acht. Beide Eltern brüten und beide lieben ihre Brut in so hohem Grade, daß der Ausdruck „Rabenvater" und bezüglich „Rabenmutter" als eine durchaus unverdiente Schmähung unserer Vögel zu brandmarken ist. Auch während des Brütens müßigen sich die männlichen Glieder der Paare gern noch ein Stündchen ab, um den Anforderungen des geselligen Verkehrs zu genügen; zumal die Männchen kommen ziemlich regelmäßig an bestimmten Orten zusammen, um mit einander zu singen oder zu schwatzen. Die Jungen werden nach dem Ausfliegen längere Zeit geführt, ernährt, gewarnt und beschützt, am längsten selbstverständlich von denen, welche im Laufe des Sommers nur einmal brüten. So ist es gewöhnlich; die Ausnahmen von der Regel werden weiter unten ausführlicher zu behandeln sein.

Im allgemeinen haben wir die Rabenvögel als vorwiegend nützliche Thiere anzusehen. Alle kleineren Arten erwerben sich durch Vertilgung schädlicher Kerbthiere, Schnecken und Würmer hohe Verdienste und brandschatzen dagegen nur ausnahmsweise das Besitzthum des Menschen; die größeren und stärkeren Raben aber sind Räuber, welche sich ohne Besinnen auch an höheren Wirbelthieren vergreifen, deren Thätigkeit oder anderweitige Nutzbarkeit für uns ersprießlich ist. Einige Raben gehören wegen solcher Raubgelüste ganz entschieden zu den schädlichsten Vögeln unseres Vaterlandes oder heimatlichen Erdtheils; sie können sich sehr verhaßt und ernste Abwehr nöthig machen.

Für die Gefangenschaft eignen sich, soviel erprobt, alle Arten der Ordnung. Sie gewöhnen sich leicht an einfaches Ersatzfutter und auch bald an ihren Gebieter, welchen viele rasch liebgewinnen und in vieler Hinsicht erfreuen. Sie sind neben den Papageien die einzigen Vögel, welche nicht nur allerlei Lieder nachpfeifen, sondern auch Worte der menschlichen Sprache nachschwatzen lernen; einzelne unter ihnen sprechen sogar: sie schwatzen mit Verständniß des gewählten Ausdrucks. Zum Aus- und Einfliegen lassen sie sich ohne Mühe gewöhnen, überhaupt zu Mancherlei abrichten. Ergötzlich oder unterhaltend sind sie alle.

Viele Rabenvögel können auch nach dem Tode benutzt werden. Das Fleisch der kleineren Arten ist wohlschmeckend; von anderen finden die Federn Verwendung.

Nächst dem Menschen verfolgen Raubsäugethiere und Raubvögel wenigstens die kleineren Arten; denn die großen und starken wissen sich durch ihre Klugheit und Gewandtheit, durch ihren Muth und ihr geselliges Zusammenhalten vor den meisten Räubern zu wahren und haben höchstens in verschiedenen Schmarotzern lästige Gegner.

Wenn wir, nach Reichenbach's Vorgange, die Pisangfresser als Angehörige der Ordnung auffassen, haben wir es mit vier Unterabtheilungen oder Zünften zu thun. Jede einzelne derselben zeigt ihr Eigenthümliches in ihrem Leibesbau und dem entsprechend in Lebensweise und Betragen; doch ist eine große Uebereinstimmung wenigstens bei drei dieser Zünfte nicht zu verkennen: es macht sich hier noch ein ähnliches Verhältniß bemerklich, wie wir es bei den Papageien kennen lernten. Schwer dürfte es sein, zu bestimmen, welcher Unterabtheilung der erste Rang gebührt; wir kennen sehr ausgezeichnete Mitglieder aus jeder einzelnen Zunft. Ich habe den Staarvögeln die erste Stelle eingeräumt, weil sie andere Rabenvögel durch die ihnen gewordene Gabe des Gesanges überbieten und somit auch in dieser Hinsicht als die nächsten Verwandten der Sperlingsvögel zu betrachten, also passend als Uebergangsglieder von letzteren zu den eigentlichen Raben anzusehen sind. Auf sie mögen die Paradiesvögel und auf diese die Raben im engeren Sinne folgen, während die Pisangfresser als zweifelhafte Mitglieder erst am Ende der Ordnung ihren Platz finden dürfen.

Die Staarvögel (Sturnidae) zählen unter die mittelgroßen und kleinen Angehörigen der Ordnung. Sie sind wohlgebildete und hochbegabte Geschöpfe, welche im allgemeinen mit den Raben zwar große Aehnlichkeit zeigen, sich aber auch wiederum als Verwandte der Drosseln und selbst der Finken bekunden. Ihr Leib ist gestreckt, der Fittig mittellang, der Schwanz nur ausnahmsweise lang, gewöhnlich aber kurz und mehr oder weniger gerade, der Fuß mittelhoch, der Schnabel verhältnißmäßig schwach, gestreckt und gewöhnlich rein kegelförmig. Das Gefieder ist hart, kleinfederig und buntfarbig, oft prächtig glänzend.

Mit Ausnahme Neuhollands verbreitet sich diese Zunft über alle Erdtheile; doch besitzt jeder einzelne seine eigenen Familien oder Unterfamilien. Amerika ist wohl am reichsten an Staarvögeln; für Asien nebst seiner großen Halbinsel Europa dürfte das Gegentheil behauptet werden können. Die meisten Arten sind weit verbreitet und viele auch hinsichtlich des Aufenthaltes wenig beschränkt.

Ueber das Leben der Gesammtheit mag die Einzelschilderung belehren; hier muß es genügen, wenn ich hervorhebe, daß die hierher gehörigen Staar- nicht blos die redseligsten oder sangfertigsten, sondern auch die als Baukünstler am meisten ausgezeichneten Rabenvögel sind.

Die erste Familie umfaßt die Stärlinge (Icteri), Vögel von Krähen- bis Finkengröße, gestreckt, aber kräftig gebaut, mit kegelförmigem Schnabel, mittellangen Flügeln und Schwanz, kräftigen Läufen und ziemlich weichem glänzenden Gefieder, in welchem Schwarz, Gelb und Roth vorherrschend sind. Der gestreckte Schnabel ist rundlich, an der Wurzel dick, an der Spitze zahnlos oder ungekerbt; seine Oberfirste tritt schildartig in das Stirngefieder vor; die Wurzel wird nicht von haarartigen Federn eingehüllt. Im Flügel ist die vierte Schwinge über die andern verlängert. Der Schwanz, welcher während der Ruhe des Vogels bis gegen die Hälfte hin von den Schwingen bedeckt wird, ist abgerundet oder selbst abgestuft. Die Läufe sind länger, als die Mittelzehen, vorn geschildert; die Zehen werden durch kräftige, gebogene und spitze Nägel bewehrt. Das Gefieder verlängert sich bei einigen auf dem Scheitel hollenartig und läßt bei anderen die Wangen frei.

Alle hierher zu zählenden Vögel sind gesellig, munter, beweglich, sangfertig. Sie bewohnen und beleben die Waldungen, nähren sich von kleinen Wirbel-, Kerb- und Muschelthieren, Früchten und Sämereien, und machen sich oft verhaßt, oft wieder sehr nützlich. Ihre Nester pflegen künstlich zu sein.

In der ersten Horde vereinigen wir die Haufenvögel (Agelaii), zu denen die kleinsten Arten der Familie gehören. Ihr Schnabel ist gerade auf der Firste, die Schneide am Mundwinkel eckig herabgebogen. Der Daumen trägt eine spornartige Kralle. Das Gefieder der Jungen ist oft ammerartig, von dem der alten Vögel sehr verschieden gefärbt und gezeichnet.



Der Paperling (Dolichonyx oryzivorus).

Einer der häufigsten und verhaßtesten Vögel Nordamerikas, der Boblink oder, wie unsere Händler sagen, der Paperling (Dolichonyx oryzivorus), verdient an erster Stelle genannt zu werden, weil er halb Fink, halb Staarvogel zu sein scheint. Man bleibt in der That im Zweifel, zu welcher der beiden Ordnungen man ihn zu zählen hat, und dieser Zweifel ist auch dann noch nicht so leicht entschieden, wenn man den Vogel lebend vor sich sieht. Dies erklärt, daß ihn einige Naturforscher zu den Ammern gestellt haben, obgleich er meiner Ansicht nach mit diesen weniger Aehnlichkeit hat, als mit gewissen Webervögeln.

Die Sippe der Reisfresser, welche er vertritt, kennzeichnet sich vorzüglich durch mittellangen, starken, kegelförmigen, seitlich zusammengepreßten Schnabel, dessen oberer Theil schmäler ist als der untere und dessen Kieferränder sich in ähnlicher Weise einbiegen, wie wir Dies bei den Ammern kennen gelernt haben. Der Leib ist gedrungen, der Kopf groß, der Flügel mittellang, in ihm die zweite Schwinge am längsten, der Schwanz mittellang, jede einzelne Feder von beiden Fahnen her scharf zugespitzt, der Fuß ziemlich lang und kräftig, das Gefieder eng anliegend und glänzend.

Die Länge des Paperlings beträgt 7 Zoll, die Breite 11 Zoll, der Fittig mißt 3½ Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Die Färbung ist nach Geschlecht und Jahreszeit sehr verschieden. Im Hochzeitskleide sind Ober- und Vorderkopf, die ganze Unterseite, sowie der Schwanz des Männchens schwarz; der Nacken ist bräunlichgelb, der Oberrücken schwarz, jede Feder aber breit gelb gesäumt. Die Schultergegend und der Bürzel sind weiß mit gelbem Schimmer, die Schwingen und Flügeldeckfedern schwarz, aber sämmtlich gelb gesäumt. Das Auge ist braun, der Oberschnabel dunkelbraun, der Unterschnabel bläulichgrau, der Fuß lichtblau. Das etwas kleinere Weibchen ist auf der Oberseite lichtgelblichbraun mit dunkleren Schaftstrichen auf den Federn, auf der Unterseite blaßgraugelb, an den Seiten ebenfalls

gestreift. Die Zügelgegend ist braun, ein Streifen über dem Auge gelb. Die Schwingen und die Steuerfedern sind bedeutend lichter, als beim Männchen. Diesem Kleide ähnelt das Männchen in seiner Wintertracht, und auch die Jungen stimmen im wesentlichen damit überein; jedoch sind bei ihnen alle Farben blässer und graulicher.

Der Paperling ist in Nordamerika ein Sommervogel, welcher sehr regelmäßig erscheint und wegzieht. Auf seiner Reise nach Süden berührt er Mittelamerika und namentlich Westindien, vielleicht auch die nördlichen Länder Südamerikas; doch scheint er nicht bis nach Brasilien vorzudringen. Im Staate Newyork trifft er Anfangs Mai in größeren und kleineren Trupps ein, welche sich bald durch neue Zuzüge vermehren und nach kürzester Zeit das ganze Land im buchstäblichen Sinne des Wortes erfüllen. Wie Audubon sagt, ist es unmöglich, ein von diesen Vögeln nicht bewohntes Feld aufzufinden. Für den Unbetheiligten gewährt die Beobachtung des von allen Landleuten bitter gehaßten Paperlings viel Vergnügen. Die Geselligkeit der Thiere wird auch während der Brutzeit nicht aufgehoben; ein Paar wohnt und brütet dicht neben dem andern. Das Nest wird auf oder hart über dem Boden ohne große Sorgfalt, jedoch immer zwischen Gras oder Getreidehalmen angelegt und selbstverständlich zum Mittelpunkt des Wohngebietes eines Paares. Während nun die Weibchen sich dem Fortpflanzungsgeschäft hingeben, treiben sich die Männchen im neckenden Wetteifer über dem Halmenwalde umher. Eins und das andere erhebt sich singend in die Luft und schwingt sich hier in eigenthümlichen Absätzen auf und nieder. Das Lied des Einen erregt alle Uebrigen, und bald sieht man eine Menge aufsteigen und vernimmt von jedem die anmuthig heitere Weise. Mit Recht rühmen die Nordamerikaner den Gesang dieses Vogels; er genügt selbst dem verwöhnten Ohre eines deutschen Liebhabers. Die Töne sind reich an Wechsel, werden aber mit großer Schnelligkeit und anscheinender Verwirrung ausgestoßen und so eifrig fortgesetzt, daß man zuweilen den Gesang von einem halben Dutzend zu vernehmen glaubt, während doch nur ein einziger singt. Eine Vorstellung kann man sich nach Wilson von diesem Gesange machen, wenn man auf einem Pianoforte rasch nach einander verschiedene Töne anschlägt, hohe und tiefe durch einander, ohne eigentliche Regel. Aber die Wirkung des Ganzen ist gut. Recht häufig singt das Männchen übrigens auch im Sitzen und dann unter lebhafter Begleitung mit den Flügeln nach Art unseres Staars. In seinen Bewegungen zeigt sich der Paperling als ein sehr gewandter Vogel. Sein Gang auf dem Boden ist mehr ein Schreiten, als ein Hüpfen; der Flug ist leicht und schön. Zudem versteht er es, in seinem Halmenwalde auf- und niederzuklettern, trotz einem Rohrsänger.

In den letzten Tagen des Mai findet man in dem verhältnißmäßig großen Neste vier bis sechs Eier, welche auf weißlichem Grunde dicht mit dunkelblauen und unregelmäßig mit schwärzlichen Flecken gezeichnet sind. Jedes Paar brütet, falls ihm die ersten Eier nicht geraubt werden, nur einmal im Jahre. Die Jungen werden hauptsächlich mit Kerbthieren aufgefüttert, wachsen rasch heran, verlassen das Nest und schlagen sich sodann mit andern ihrer Art in zahlreiche Flüge zusammen. Nunmehr zeigt sich der Paperling von seiner andern Seite. Der anmuthige Gesang ist beendet, die schmucke Tracht der männlichen Vögel bereits im Wechsel; das Paar hat keinen festen Standort mehr und streift im Lande auf und nieder. Jetzt beginnen die Verwüstungen. Die Vögel fliegen von Feld zu Feld, fallen in ungeheuren Schwärmen ein, fressen die noch milchigen Körner des Getreides ebenso gern, als die bereits gereiften und fügen wegen ihrer ungeheuren Menge den Landleuten wirklich erheblichen Schaden zu. Jedes Gewehr wird jetzt gegen sie in Bereitschaft gesetzt; Tausende und Hunderttausende werden erlegt, jedoch vergeblich; denn die Verwüstungen währen demungeachtet fort. Man vertreibt die Vögel höchstens von einem Felde, um sie in das andere zu jagen. Sobald sie ihr Werk im Norden beendet haben, fallen sie in die südlichen Pflanzungen ein. So treiben sie sich wochenlang umher, bei Tage in den Feldern hausend, nachts Rohrwälder zum Schlafen sich erwählend. Dann wandern sie weiter und weiter nach Süden hin.

Ungeachtet der Verwüstungen, welche der Paperling zeitweilig im Felde anrichtet, fragt es sich noch sehr, ob er als ein überwiegend schädlicher Vogel betrachtet werden darf. Bis zur Getreidereife

macht auch er sich wie unser Sperling durch Aufzehren von Kerbthieren ungemein nützlich, und deshalb verdient er wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo er als schädlicher Vogel auftritt, geschont zu werden.

Es scheint, als ob der Haß, mit welchem der Landmann den Paperling betrachtet, wesentlich dazu beitrüge, daß man den so unterhaltenden Vogel selten im Käfig hält. Erst in den letzten Jahren ist er wiederholt lebend nach Europa herübergekommen und gegenwärtig wohl in jedem Thiergarten oder bei jedem Händler zu finden. Ich darf ihn allen Liebhabern als einen höchst angenehmen, unterhaltenden Stubenvogel empfehlen. Er singt sehr eifrig, nur während der eigentlichen Mauser nicht, sonst das ganze Jahr hindurch und gewährt durch seine Lebendigkeit und Regsamkeit viel Freude. Für einen größeren Gesellschaftsbauer ist er nach meinen Ansichten geradezu unentbehrlich.

Fast ebenso häufig ist der Rothflügel, ein bei aller Einfachheit sehr schöner Vogel. Er bildet mit Verwandten die Sippe der Sumpftrupiale (Agelaius). Der Schnabel ist lang, gestreckt-kegelförmig, sehr spitzig und etwas zusammengedrückt, der Leib kräftig, der Flügel mittellang, die zweite und dritte Schwinge über den andern verlängert, der Schwanz ziemlich lang und abgerundet, das Gefieder weich und glänzend. Im Hochzeitskleid ist der männliche Rothflügel (Agelaius phoeniceus) tief schwarz, auf der Schulter aber prächtig scharlachroth. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind bläulichschwarz. Die Länge beträgt 8½ Zoll, die Breite 13½ Zoll, die Fittiglänge 4½ Zoll, die Schwanzlänge 3¼ Zoll. Das Weibchen ist auf der Oberseite schwärzlichbraun, auf der Unterseite graulichbraun, jede Feder hier mehr oder weniger gilblichgrau gesäumt; die Kehle und die Wangen sind auf lichtgraufahlem Grunde dunkler in die Länge gestrichelt.

Die Lebensgeschichte des Rothflügels ähnelt in vieler Hinsicht der seiner beschriebenen Verwandten. Auch er ist über ganz Nordamerika verbreitet und wo er vorkommt, häufig. In den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten ist er ein regelmäßiger Sommergast, in den südlichen hingegen ein nur zeitweilig massenhaft auftretender Vogel. Audubon's Schilderung gibt ein so vortreffliches Bild seiner Lebensweise, daß es genügt, wenn ich das Wesentlichste derselben hier folgen lasse.

Wenn der Frühling erscheint, verläßt der Rothflügel die südlichen Staaten, in denen er während der kalten Jahreszeit Herberge genommen, und wandert in kleineren oder größeren Flügen dem Norden zu. Die Männchen ziehen singend voran, gleichsam als wollten sie durch ihre Lieder die Weibchen einladen, ihnen zu folgen. Die Wandergäste verweilen unterwegs nicht selten auf mittelhohen Bäumen, spreizen ihren Schwanz, lüften das Gefieder und lassen ihre klaren und wohlklingenden Laute vernehmen, namentlich am frühen Morgen, bevor sie die Plätze verlassen, auf denen sie die Nacht verbrachten; denn sie wandern nur bei Tage.

Sobald die Weibchen angekommen sind, beginnt das Brutgeschäft. Mehrere Männchen verfolgen ein Weibchen, bis dieses den Rechten sich erwählt und mit ihm zum Bau des Nestes schreitet. Das glückliche Paar zieht sich vom Haufen zurück und sucht am Rande eines einsamen Teiches oder einer sumpfigen Wiese nach einem geeigneten Nestplatze. Ein niedriger Strauch, ein dichter Rohr- oder Grasbusch wird erkoren und hier eine Menge trockenes Rohr zusammen getragen, die Nestmulde in ihm geformt und das Innere dann mit feineren Gräsern oder Pferdehaaren ausgekleidet. Hier findet man die vier bis sechs auf lichtbraunem Grunde sparsam dunkler gefleckten Eier. „Jetzt", sagt Audubon, „kann man alle Treue und allen Muth beobachten, welche in dem Herzen des Männchens wohnt. Es bewacht ängstlich seine brütende Gattin. Jeder Eindringling, welcher dem Neste sich nähert, wird unter lautem Rufen, welches Furcht und Verwünschungen auszudrücken scheint, angegriffen, und gar nicht selten stößt der Vogel dicht selbst neben dem Menschen vorbei, welcher wissentlich oder unwissentlich den Frieden stören wollte, oder er setzt sich auf einen Zweig über dem Nest und stößt so klägliche Töne aus, daß nur ein Gefühlloser daran denken kann, das Paar weiter zu stören."

Nachdem die Jungen groß gezogen sind, schlagen sie sich mit Tausenden anderer ihrer Art zusammen und treiben sich selbständig umher, während die Eltern zu einer zweiten Brut Anstalt machen. Die ersten Jungen entfliegen Anfangs Juni dem Neste; die zweiten folgen ihnen in den ersten Tagen des August. Zu dieser Zeit ist das Getreide der mittleren Staaten der Reife nahe gekommen, und nun fallen die gescharten Rothflügel in unschätzbarer Masse in den Feldern ein und machen ernste Abwehr des sorglichen Landmannes nöthig. Doch ist auch der größte Eifer des Menschen gewöhnlich erfolglos; die Masse der Vögel vereitelt jegliche Anstrengung. Sobald das Getreide wirklich reif geworden ist, verlassen die Plünderer die Felder und sammeln sich jetzt auf Wiesen und an Stromrändern, auch wohl im Rohre, vereinigen sich dabei mit Drosseln, Paperlings und ähnlichen Verwandten und bilden mit ihnen Flüge, welche die Luft verdunkeln. Ihre Verfolgung währt noch immer fort, und es ist kaum glaublich, in welchen Massen diese Vögel getödtet werden. Audubon versichert, vernommen zu haben, daß ein einziger Schuß mehr als funfzig von ihnen zu



Der Rothflügel (Agelaius phoeniceus).

Boden gestreckt und erzählt, daß er selbst Hunderte in einem Nachmittage erlegt habe. Dennoch nehmen die Massen an Anzahl nicht ab. Nach Art unserer Staaren, fallen sie mit Einbruch der Nacht in geschlossenen Flügen in den Rohrwäldern ein, um hier, wenigstens einigermaßen gegen die sie ewig bedrohenden Gegner geschützt, die Nacht zu verbringen.

Es ist kein Wunder, daß die amerikanischen Landleute auf den prächtigen Vogel nicht wohl zu sprechen sind, daß sie für seine Schönheit kein Auge und für seine Thätigkeiten nur Verwünschungen haben. Demungeachtet dürfte es auch hinsichtlich dieser Thätigkeit fraglich sein, ob der Nutzen, welchen sie bringen, den Schaden, den sie verursachen, nicht aufwiegt. Nur während das Getreide reift, schaden sie, in allen übrigen Monaten des Jahres machen sie sich hoch verdient durch Wegfangen von schädlichen Kerbthieren aller Art, welche sie in den Gärten, auf den Wiesen erbeuten oder auflesen, indem sie wie unsere Staaren und Krähen anmuthigen Schrittes hinter den Pflügern daherlaufen. Aber für diese Dienste hat der Amerikaner kein Verständniß.

Der Rothflügel wird seiner Schönheit halber oft in Gefangenschaft gehalten und läßt sich mit Drosselfutter und Gesäme mancherlei Art leicht erhalten, singt auch recht fleißig im Käfig, ist ewig munter und in Thätigkeit, stets heiter, mit wenigem zufrieden und, unter Gleichstarken mindestens, verträglich. Einen Gesellschaftsbauer belebt er in der anmuthigsten Weise: er versteht es, Auge und Ohr zugleich zu fesseln, — kurz, ich kann ihn nur rühmen und empfehlen. Man hat versucht, ihn im Käfig zur Fortpflanzung zu bringen; doch ist Dies nach Audubon bisher noch nicht gelungen. Trotzdem dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der schöne Vogel bei geeigneter Pflege auch in der Gefangenschaft sich fortpflanzen wird. Ich glaube, daß unsere Thiergärten hierfür bald einen Beweis liefern werden.

Ein kurzer, kegelförmiger, sehr spitzer, auf der Firste fast gerader Schnabel mit stark eingebogenem Mundrande, ziemlich lange und spitze Flügel, in denen die drei ersten Federn gleich lang sind, ein



Der Kuhstaar (Molothrus pecoris).

mittellanger, gerade abgestutzter Schwanz, dessen einzelne Federn gegen die Spitze hin sich etwas verbreitern, zierliche, mittelhohe Füße und ein weiches, im Alter lebhaft metallisch stahlblau glänzendes, in der Jugend einfach braun oder bräunliches Gefieder kennzeichnen die Sippe der Kuhvögel (Molothrus).

Die bekannteste Art dieser Gruppe ist der berühmte oder berüchtigte Kuhstaar (Molothrus pecoris). Das alte Männchen ist ein sehr einfach gefärbter, aber doch hübscher Vogel. Kopf und Hals sind rußbraun, das ganze übrige Gefieder ist bräunlichschwarz, auf der Brust bläulich, auf dem Rücken grün und blau glänzend. Das Auge ist dunkelbraun; der Schnabel und die Füße sind bräunlichschwarz. Die Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 11½ Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner und ziemlich gleichmäßig rußbraun, auf der Unterseite etwas lichter, als auf der obern.

Der Kuhvogel ist ebenfalls über einen großen Theil Nordamerikas verbreitet und wenigstens in einzelnen Gegenden sehr häufig. Auch er lebt hauptsächlich auf sumpfigen Strecken, gern aber nebenbei auf Weiden zwischen Rindern und Pferden. Seine Schlafplätze wählt er sich im Gebüsch oder Röhricht an Flußufern. Im Norden der vereinigten Staaten erscheint er zu Ende März oder Anfangs April in kleinen Flügen. Erst gegen den Abend hin schart er sich zu großen Massen, oft mit den Schwärmen des Rothflügels vereinigt. Ende September verläßt er das Land wieder, gewöhnlich in Gesellschaft mit andern Vögeln. Seine Nahrung ist wesentlich dieselbe, welche seine Verwandten verzehren. Unsern Staaren ähnelt er darin, daß auch er oft von dem Rücken des Viehs die Schmarotzer abliest, welche sich dort festgesetzt haben.

Dies Alles würde nach dem Vorhergegangenen eine besondere Erwähnung kaum nöthig erscheinen lassen; der Kuhvogel zeichnet sich aber anderweitig so wesentlich aus, daß er unserm Buche nicht fehlen darf. Er brütet nämlich nicht selbst, sondern legt, wie unser Kuckuck, seine Eier in anderer Vögel Nester. Noch mehr: er lebt nicht einmal in Paaren. Unter den Kuhvögeln herrscht nicht blos Vielweiberei, sondern auch Vielmännerei. Jedes beliebige Weibchen läßt sich vom ersten besten Männchen, welches ihm gefällt, begatten, und umgekehrt nimmt jedes Männchen das erste beste Weibchen an, welches ihm aufstößt. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß bei unserm Kuckuck ganz dasselbe Verhältniß stattfindet; uns wird es aber bei diesem Vogel nicht so leicht, darüber Gewißheit zu erlangen, während eine derartige Beobachtung bei dem häufig und gesellig lebenden Kuhvogel keine Schwierigkeiten darbietet. Man sieht diesen während der Fortpflanzungszeit ebenso gut in Gesellschaften, als sonst; man sieht ihn in geraden und ungeraden Zahlen bei einander, bei dem einen Fluge mehr Weibchen, bei dem andern mehr Männchen. „Trennt sich ein Weibchen von der Gesellschaft", sagt Potter, „so wird sein Weggang kaum oder nicht berücksichtigt. Kein artiger Gefährte begleitet es oder verräth Kummer über seine Abwesenheit, kein zärtlicher oder liebevoller Ton begrüßt es bei seiner Rückkehr. In der That sind solche Ausdrücke der Zärtlichkeit oder wechselseitigen Zuneigung bei dem Kuhvogel durchaus überflüssig; die größte Ungebundenheit ist die Regel: Jeder thut was er will. Beobachtet man eine Anzahl dieser Vögel während der Brütezeit, so kann man sehen, wie das Weibchen seine Gefährten verläßt, sich unruhig umhertreibt und schließlich an einem geeigneten Orte niederläßt, von wo aus es das Thun und Treiben der andern Vögel wahrnehmen kann. Als ich einmal ein Weibchen in dieser Weise suchen sah, beschloß ich womöglich das Ergebniß zu erfahren, stieg zu Pferde und ritt ihm langsam nach. Ich verlor es zuweilen aus dem Gesicht, bekam es jedoch immer bald wieder zu sehen. Es flog in jedes dichte Gebüsch, durchspähete mit der größten Sorgfalt alle Stellen, wo die kleineren Vögel gewöhnlich bauen, schoß zuletzt pfeilschnell in ein dichtes Gebüsch von Erlen und Dornsträuchern, verweilte hier fünf bis sechs Minuten und kehrte dann zu seiner Gesellschaft auf dem Felde zurück. Im Dickicht fand ich das Nest eines Gelbkehlchens (Sylvia marylandica) und in ihm ein Ei des Kuhvogels neben einem andern der rechtmäßigen Besitzer. Als der Kuhvogel längs der einen Seite der Landzunge dahinflog, begab er sich in das dichte Laubwerk einer kleinen Ceder und kehrte zu wiederholten Malen zurück, ehe er es über sich vermochte, den Ort zu verlassen. Bei genauerer Untersuchung fand ich einen Sperling auf dem Neste sitzen: in dieses würde der Kuhvogel sich eingestohlen haben, wäre der Besitzer abwesend gewesen. Es scheint mir ziemlich sicher zu sein, daß der Schmarotzer mit Gewalt in ein Nest dringt, in dem er andere Vögel anfällt und aus ihrem rechtmäßigen Besitze vertreibt. Im Nothfall vollendet er aber auch auf Schleichwegen, was er nicht durch Gewalt erlangen kann. Jenes Gelbkehlchen kehrte, als ich mich noch in der Nähe der angegebenen Stelle befand, zurück und flog pfeilschnell in sein Nest, verließ es aber sogleich wieder, verschwand und kam wenige Minuten später in Gesellschaft des Männchens zurück. Beide zwitscherten mit großer Lebhaftigkeit und Unruhe eine halbe Stunde lang, als wollten sie die erlittene Beleidigung besprechen."

Das Ei ist, wie bei dem Kuckuck, kleiner, als man, von der Größe des Vogels schließend, vermuthen möchte. In der Färbung scheint es wenig abzuändern. Es ist auf blaßblaugrauem Grunde

mit umberbraunen Flecken und kurzen Strichen bezeichnet, am dichtesten gegen das dickere Ende hin. Nach Audubon legt der Kuhvogel niemals mehr als ein Ei in ein Nest, zweifelsohne ihrer aber mehrere in Verlauf der Brutzeit. Nach ungefähr vierzehntägiger Bebrütung schlüpft der junge Vogel aus und zwar immer zuerst (?). Daher kommt es, daß die übrigen Eier von den eigenen Eltern vernachläßigt werden; denn das Pfleglingskind nimmt fortan ihre ausschließliche Sorgfalt in Anspruch. Die treuen Pflegeeltern geben sich die größte Mühe, es groß zu ziehen und beweisen ihm gegenüber alle ihre Zärtlichkeit und Aufopferungsfähigkeit. Auch der ausgeflogene Kuhvogel läßt sich noch lange füttern, sobald er aber selbständig geworden ist, verläßt er rücksichtslos seine Pflegeeltern.

Wilson erzählt folgende allerliebste Geschichte. „Im Monat Juni hob ich einen jungen Kuhvogel aus dem Neste seiner Pflegeeltern, nahm ihn mit mir nach Haus und steckte ihn mit einem Rothvogel in einen Käfig zusammen. Der Kardinal betrachtete den neuen Ankömmling einige Minuten lang mit großer Neugierde, bis dieser kläglich nach Futter schrie. Von diesem Augenblicke an nahm sich der Rothvogel seiner an und fütterte ihn mit aller Emsigkeit und Zärtlichkeit einer liebevollen Pflegemutter. Als er fand, daß ein Heimchen, welches er seinem Pflegling gebracht, zu groß war und von diesem nicht verschlungen werden konnte, zerriß er es in kleinere Stücke, kaute diese ein wenig, um sie zu erweichen und steckte sie ihm mit der möglichsten Schonung und Zartheit einzeln in den Mund. Oefters betrachtete und untersuchte er ihn mehrere Minuten lang von allen Seiten und pickte kleine Schmuzklümpchen weg, welche er am Gefieder seines Lieblings bemerkte. Er lockte und ermunterte ihn zum Fressen; er suchte ihn auf jede Weise selbständig zu machen. Jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, ist der Kuhvogel sechs Monate alt, hat sein vollständiges Gefieder erlangt und vergilt die liebevollen Dienste seines Pflegers durch ofte Wiederholung seines Gesanges. Dieser ist allerdings nichts weniger als bezaubernd; er verdient jedoch wegen seiner Sonderbarkeit erwähnt zu werden. Der Sänger spreizt seine Flügel aus, schwellt seinen Körper zu einer Kugelgestalt an, richtet jede Feder wie ein Truthahn auf und stößt, anscheinend mit großer Anstrengung, einige tiefe und holprige Töne aus, tritt auch dabei jedesmal mit großer Bedeutsamkeit vor den Rothvogel hin, welcher ihm aufmerksam zuzuhören scheint, obgleich er ein ausgezeichneter Sänger ist, und an diesen gurgelnden Kehltönen gewiß nur das Wohlgefallen finden kann, welches Darlegung der Liebe und Dankbarkeit dem Herzen bereitet.“

*

Eine zweite Horde unserer Familie umfaßt die Gilbvögel (Icteri). Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden durch beträchtlichere Größe, einen langen, schlanken, fein zugespitzten Schnabel mit gerader Firste, mäßig lange Flügel, aber langen, abgerundeten, seitlich stufig verkürzten Schwanz, kräftige Beine mit ziemlich starken Zehen und hohen, scharf gekrümmten Krallen, sowie endlich durch ein weiches Gefieder von vorherrschend gelber Farbe. Die Weibchen unterscheiden sich wenig von den Männchen, und die Jungen haben niemals die ammerartige Zeichnung des Gefieders, wie die Mitglieder der vorhergehenden Gruppe.

Die Gilbvögel bewohnen vorzugsweise die südliche Hälfte Amerikas, ohne jedoch im Norden zu fehlen. Ihre Gesellschaften beleben die Gebüsche und Wälder, und ihre oft sehr reichhaltigen Lieder erfreuen den Ansiedler wie den Jäger inmitten des Waldes. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren und Früchten; zu gewissen Zeiten verzehren auch sie Körner mancherlei Art. Sie suchen hauptsächlich nach weichen Maden und Larven auf dem Boden, durchstöbern deshalb gelegentlich den Mist und werden demzufolge von den Brasilianern trotz ihres schönen Gefieders wohl auch mit dem Namen Mistwälzer belegt. Unter den Staaren sind sie Dasselbe, was die Webervögel unter den Finken: die Erbauer äußerst künstlicher Nester, welche ebenfalls, und oft in großer Anzahl, auf ein und demselben Baume aufgehängt werden. Fast alle Arten sind geschätzte Stubenvögel, sie empfehlen sich durch die Schönheit ihres Gefieders, durch ihr lebhaftes Betragen und durch ihren reichen Gesang.

Brasilien und Guyana beherbergen recht häufig eins der schönsten Mitglieder der Familie, den **Soffre**, wie er von den Landeseingeborenen genannt wird (Icterus Jamacaii). Bei ihm sind Kopf, Kehle, Rücken und Schwanz schwarz, der Nacken, der Unterrücken, die Brust und der Bauch lebhaft orangegelb, ein Theil der hintern Armschwingen nach unten weiß gesäumt, die kleinen Deckfedern am Bug orangegelb, die Unterflügeldeckfedern dottergelb. Der Schnabel ist glänzend schwarz, ein Flecken am Unterkiefer aber bleigrau, der Fuß bläulich fleischfarben, der Augenring blaßgelb, eine nackte Stelle ums Auge grün. Das Weibchen ist heller gefärbt als das Männchen, der junge Vogel matter, sein Schnabel braun, sein Fuß blaßgelbbraun und sein Fittig durch breite grauliche Federsäume gezeichnet. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 13 Zoll; der Fittig mißt 4½ Zoll, der Schwanz ebensoviel.

Der **Prinz von Wied**, **Schomburgk**, **Burmeister** und andere Forscher berichten über das Freileben des Soffre. „Dieser schöne Vogel", sagt der **Prinz**, „ist eine der größten Zierden der dicht belaubten Baumkronen. Sein prachtvoll feuerfarbiges Gefieder glänzt wie eine Flamme im dunkelen Laube. Man sieht ihn auf der Spitze eines mäßig hohen Baumes oder auf der Seite einer dicht belaubten Baumkrone, in welche er sogleich einschlüpft, sobald man sich ihm nähert, ohne jedoch besonders scheu zu sein. Seine Sitten sind angenehm. Er ist lebhaft, gewandt und in steter Bewegung. Seine Stimme ist höchst abwechselnd und manchfaltig; denn er ahmt anderer Vögel Lieder nach und mischt dabei allerlei eigenthümliche Strophen ein. Er ersetzt also unsern **Pirol** nicht blos durch die Schönheit des Gefieders, sondern auch durch seine laute, volltönende Stimme. Besonders gern hält er sich da auf, wo die dichten Waldungen an offene oder urbar gemachte Stellen grenzen. Hier begegnet man ihm während der Brutzeit paarweise, nach ihr in kleinen Gesellschaften oder Familien, welche dann vereint umherstreifen. In seinem Magen fand ich Ueberreste von Kerbthieren; er sucht aber auch alle Arten reifender Früchte auf, stellt vorzüglich den Orangen und Bananen nach und thut an diesen oft Schaden. Zur Zeit der Reife jener Früchte kommt er den menschlichen Wohnungen sehr nahe."

„Einer meiner Jäger fand das Nest eines Paares dieser Vögel. Es stand etwa acht bis neun Fuß hoch auf einigen wagerechten Baumzweigen, fast wie das Nest unseres europäischen Pirols, doch war es nicht aufgehängt, sondern zwischen die Zweige gewebt. Es bildete eine hohle Kugel von dürren Reischen, war oben verschlossen und hatte den Eingang an der einen Seite. Man fand es in der Mitte Februars eben vollendet, aber noch leer."

Schomburgk fügt diesen Angaben Folgendes hinzu: „Das dichte Gebüsch der Ufer ertönte jeden Morgen und Abend von dem lieblichen, aber klagenden Gesang des schönen Gilbvogels, welcher sich nur an den mit Gebüsch gesäumten Ufern der Steppenflüsse findet. Sein beutelförmiges Nest, welches aus den feinsten Grashälmchen erbaut ist, hängt er an baumartige Sträucher auf, welche an dem Saum der Steppe stehen. In den Ansiedelungen ist er wegen seines schönen Gesangs ungemein beliebt und wird eifrig von den Europäern gekauft — freilich um bald zu sterben, indem er sich auf keine Weise an die Gefangenschaft im Käfig gewöhnen zu können scheint. So oft ich auch den Vogel auf meiner Reise in den Niederlassungen zahm fand, hatte er doch vollkommene Freiheit, dahin zu fliegen, wohin er wollte." Letztere Angabe des gewissenhaften Reisenden ist nicht ganz richtig. Der Soffre kommt, wenn auch nicht gerade häufig, so doch zuweilen lebend selbst nach Europa. Ich sah ihn in den Thiergärten zu London und Amsterdam und konnte selbst ein Männchen erwerben, welches nunmehr schon über Jahresfrist im Käfig ausgehalten hat und sich bei gewöhnlichem Drosselfutter durchaus wohl zu befinden scheint. Der Vogel erfreut durch seine Lebhaftigkeit und die Zierlichkeit seiner Bewegungen ebenso sehr, wie durch seine Schönheit und den wirklich vortrefflichen Gesang, welchen er jedoch nur gelegentlich hören läßt. Er beansprucht einen ziemlich großen Raum, darf aber leider im Gesellschaftsbauer nicht geduldet werden; denn kleinere Vögel fällt er mörderisch an, überwältigt sie nach kurzer Gegenwehr und verzehrt sie ohne Umstände. Nester plündert er unbarmherzig aus, gleichviel, ob sie Eier oder Junge enthalten. Selbst gegen größere Vögel, Staare und Drosseln z. B., zeigt

er sich unverträglich und herrschsüchtig. Auf der Sitzstange, welche er eben einnimmt, duldet er keinen Zweiten, und am Freßnapfe ist er der unumschränkte Herr. Erst nachdem er sich gesättigt hat, dürfen seine Genossen sich nahen. Seinem Wärter scheint er eine gewisse Zuneigung an den Tag zu legen; er unterscheidet ihn wenigstens bestimmt von Fremden oder von solchen Personen, welche er zwar häufig, jedoch nicht regelmäßig zu sehen bekommt. Angesichts Fremder läßt er selten einen Laut vernehmen; wenn man ihn singen hören will, muß man sich verstecken, während er in Gegenwart des Wärters seinen Gefühlen keinen Zwang auflegt. Jedenfalls verdient er, mehr berücksichtigt zu werden, als es bisher geschehen ist. Er hat sich unter seinen Landeseingebornen nicht umsonst einen gewissen Ruhm erworben; denn er ist in der That eine wahre Zierde des Gebauers.

Unter den nordamerikanischen Arten der Horde verdient der Baltimorevogel (Hyphantes Baltimore) als der bekannteste der Erwähnung. In seinem Leibesbau ist er dem eben beschriebenen Südamerikaner sehr ähnlich; sein Schnabel ist jedoch auf der Firste etwas gebogen, der Flügel verhältnißmäßig länger und der Schwanz etwas kürzer. Beim alten Männchen sind Kopf, Vorderhals und Nacken, die Schwingen und großen Flügeldeckfedern, so wie die mittelsten Steuerfedern schwarz, die ganze Unterseite, der Unterrücken und die kleinen Flügeldeckfedern aber glänzend orangegelb, die Federn der Brust und des Rückens licht scharlachroth. Die seitlichen Steuerfedern sind an der Wurzelhälfte schwarz, an der Spitzenhälfte orangenfarbig. Die Schwingen sind weiß gesäumt und die großen Oberflügeldeckfedern weiß zugespitzt. Das Auge ist orangegelb, der Schnabel und der Fuß sind lichtgrau. Die Länge beträgt 7¾ Zoll, die Breite 12 Zoll. Bei jüngeren Männchen sind die Farben blässer, die Iris ist lichtbraun und der Oberschnabel bräunlichschwarz.

Der Baltimorevogel verbreitet sich über Nordamerika bis zum 55. Grad nördlicher Breite und findet sich vorzugsweise an Flußufern. Nach Audubon ist er an geeigneten Orten sehr häufig, während er andere nur auf dem Zuge berührt. Hügelige Landschaften scheinen ihm vor Allem zuzusagen. Er ist ein Sommervogel, welcher mit Beginn des Frühlings paarweise im Lande eintrifft und dann baldmöglichst zur Fortpflanzung schreitet. Sein Nest ist verschieden, je nachdem das Land, in welchem der Vogel wohnt, heißer oder kälter ist. Es wird an einem schlanken Zweige angehängt und sehr künstlich gewebt. In den südlichen Staaten Nordamerikas besteht es nur aus sogenanntem „spanischen Mose", und ist so locker gebaut, daß die Luft überall leicht hindurch dringen kann; das Innere enthält auch keine wärmenden Stoffe, ja der Bau wird sogar auf der Nordseite der Bäume angebracht. In den nördlichen Staaten hingegen wird es an Zweigen aufgehängt, welche den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, und innen mit den wärmsten und feinsten Stoffen ausgekleidet. Die Thiere richten sich also ganz nach dem Klima ein. Der Bau des Nestes geschieht wie bei unserm Pirol. Der Vogel fliegt zum Boden herab, sucht sich geeignete Stoffe, heftet das Ende derselben mit Schnabel und Klauen an einen Zweig und verflicht das Ganze mit großer Kunst durch einander. Gelegentlich des Nestbaues wird der Baltimorevogel übrigens zuweilen lästig. Die Frauen haben es dann nöthig, auf das Garn zu achten, welches sie bleichen wollen; denn jener schleppt alle möglichen Fäden, welche er erlangen kann, seinem Neste zu. Man hat oft Zwirnssträhne oder Knäuel mit Seidenfäden im Nestgewebe des Baltimorevogels gefunden und zwar immer so verfitzt, daß es ganz unmöglich war, die Fäden zu lösen.

Nachdem der Bau fertig ist, legt das Weibchen vier oder sechs Eier, welche auf blaßgrauem Grunde mit dunkleren Flecken, Punkten und Strichen bezeichnet sind. Nach vierzehntägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen; drei Wochen später sind sie flügge. Dann brütet, wenigstens in den südlichen Staaten, das Paar wohl noch einmal im Laufe des Sommers. Bevor die Jungen ausfliegen, hängen sie sich oft an der Außenseite des Nestes an und schlüpfen aus und ein wie junge Spechte. Hierauf folgen sie ihren Eltern etwa vierzehn Tage lang und werden während der Zeit von



Baltimorevogel.

ihnen gefüttert und geführt. Sobald die Maulbeeren und Feigen reifen, erscheinen sie auf den Bäumen, wie sie früher auf den Kirsch- und andern Fruchtbäumen erschienen, und dann können sie ziemlich bedeutende Verwüstungen anrichten. Im Frühjahr hingegen nähren sie sich fast ausschließlich von Kerbthieren, welche sie entweder von Zweigen und Blättern ablesen oder fliegend verfolgen und zwar mit großer Behendigkeit. Schon frühzeitig im Jahre treten sie ihre Wanderung an. Sie reisen bei Tage in hoher Luft, meist einzeln, unter laut tönendem Geschrei und mit großer Eile. Erst gegen Sonnenuntergang senken sie sich nach geeigneten Bäumen hernieder, suchen hastig etwas Futter, schlafen, frühstücken und setzen dann ihre Reise fort.

Die Bewegungen des Baltimorevogels sind zierlich und gleichmäßig. Der Flug ist gerade und anhaltend, der Gang auf dem Boden ziemlich geschickt. Seine größte Fertigkeit entfaltet der Vogel im Gezweig der Bäume; hier klettert er mit den Meisen um die Wette.

Seiner Schönheit halber hält man den Baltimorevogel häufig im Käfig. Man füttert ihn hier mit getrockneten Rosinen, Korinthen, Feigen und Kerbthieren; dabei hält er jahrelang aus. Der Gesang ist zwar einfach, aber äußerst angenehm wegen der Fülle, der Stärke und des Wohllauts der drei oder vier, höchstens acht oder zehn Töne.

*

Den Gilbvögeln stehen die Schwarzvögel (Cassici) nahe. Auch sie sind schlank gebaut mit langem, spitzkegelförmigen Schnabel, ziemlich langen, zugespitzten Flügeln, langem, breitfedrigen und gewöhnlich stufig abgerundeten Schwanz, starken, langzehigen und scharf bekrallten Füßen und derbem, glatten, glänzenden Gefieder von vorherrschend schwärzlicher Farbe, welche durch das oft auftretende Gelb besonders gehoben wird. Die Größe ist ziemlich bedeutend; viele kommen unsern Dohlen etwa gleich.

Die Schwarzvögel vertreten in Amerika theilweise die Stelle unserer Raben. Sie sind schöne, lebhafte und bewegliche Geschöpfe, welche in ihrer Lebensweise manches mit den Gilbvögeln gemein haben, jedoch in den Wäldern und immer auf Bäumen leben. Zur Zeit der Reife des Getreides oder der Früchte nähern sie sich den Wohnungen und Pflanzungen ohne Scheu und machen sich dann zuweilen lästig. Im Walde stellen sie Kerbthieren und die größern Arten wohl auch kleinen Wirbelthieren nach; nebenbei fressen sie Früchte und Sämereien. Ihre Stimme ist zwar nicht so wohllautend, wie die der Gilbvögel, entbehrt jedoch keineswegs alles Wohlklanges und zeichnet sich durch große Biegsamkeit aus. Nach Schomburgk werden einzelne Arten von den Europäern Guyanas Spottvögel genannt. Sie ahmen nicht blos die Stimmen aller um und neben ihnen singenden und schreienden Vögel, sondern auch die Laute der Säugethiere nach. „Es kann", sagt Schomburgk, „kaum einen unruhigern und lärmendern Sänger geben, als diesen Spottvogel. Schweigt die umgebende Thierwelt, so stimmt er seinen eigenen Gesang an, welcher etwas ganz Angenehmes hat. Plötzlich läßt vielleicht ein Pfefferfresser seine hohle Stimme erschallen, und der Schwarzvogel wird augenblicklich zum Pfefferfresser; die verschiedenen Spechte werden laut, der Schwarzvogel wird zum Specht; blöcken die Schafe, so ist er um die Antwort ebensowenig verlegen. Wird aber einige Augenblicke keine andere Stimme laut, dann fällt er wieder in seinen eigenthümlichen Gesang, bis dieser vielleicht von dem Geschrei der Truthühner oder dem Geschnatter der Enten auf dem Gehöft unterbrochen wird, und er dann augenblicklich als Truthahn oder Ente auftritt. Alle diese nachgeahmten Töne begleitet der Vogel zugleich mit so sonderbaren Bewegungen und Drehungen des Kopfes, des Halses und des ganzen Körpers, daß ich oft in helles Lachen über den so redseligen und sich doch so zierenden Gesellen habe ausbrechen müssen."

Kaum weniger merkwürdig als durch ihre Stimme werden die Schwarzvögel durch ihren Nestbau. Auch sie bilden Brutansiedlungen und hängen ihre beutelförmigen, ziemlich künstlichen Nester gemeinschaftlich an ein und demselben Baume auf, gar nicht selten in brüderlicher Eintracht mit ver-

wandten Arten, welche nach der Brutzeit ihren eigenen Weg gehen und sich um die Mitbewohner der Ansiedlungen nicht mehr bekümmern. Die Nester werden, wie bei einzelnen Webervögeln, jahrelang benutzt, vor der Brutzeit jedoch jedesmal sorgfältig wieder ausgebessert. Sie gleichen großen, unten stark gefüllten Schrotbeuteln, wie sie früher üblich waren, sind aber so luftig, daß man den hellen Steiß des brütenden Vogels sehen kann. Ihr Bau erfordert viel Zeit und einen großen Aufwand von Mühe und Geschicklichkeit. Einzelne Arten gebrauchen nur zwirnfadenartige Streifen oder Fasern, welche sie von den Wedeln der Maximilianen abschälen. „Kaum hat sich der Vogel", sagt Schomburgk, „auf den Wedel niedergesetzt, so faßt er die äußere Schale des Wedels mit dem Schnabel, löst sie einige Zoll weit ab und fliegt dann mit einer ganz eigenthümlichen Bewegung seitwärts, dabei die Faser drei bis vier Ellen weit abschälend." Andere Arten benutzen lange Grashalmen zum Nestbau und wissen diese wahrscheinlich durch ihren Speichel geschmeidig zu machen.

Nach Prinz von Wied erziehen diese Vögel nie mehr als zwei Junge.

Die freilebenden Schwarzvögel haben außer dem Menschen nur in den kräftigsten Falken ihrer Heimat gefährliche Feinde; gegen schwächere Raubvögel wissen sie sich mit Erfolg zu vertheidigen. Die jungen Vögel schützt die Anlage der Brutansiedlungen vor vielen Gefahren, denen andere Nestvögel ausgesetzt sind, jedoch nicht vor allen; denn zuweilen versehen sich die klugen Thiere doch mit der Anlage der Nester und müssen Dies dann schwer büßen. So beobachtete Schomburgk, daß bei einer plötzlichen Ueberschwemmung eines Flusses eine Ansiedlung unserer Thiere arg gefährdet wurde. „Große Herden von Schwarzvögeln", so erzählt er, „umschwärmten mit ängstlichem Geschrei ihre beutelförmigen Nester, von denen viele bereits von der hohen Flut erreicht und sogar schon in ihr begraben waren. Hier flogen unter ängstlichem Gelärm eine Menge von Paaren und suchten ihr Nest, ihre Eier, ihre Brut, währenddem andere, noch nicht vom Wasser erreichte ruhig fortbrüteten, die Jungen fütterten oder Stoffe zum begonnenen Neste herbeitrugen und die Klagen ihrer Genossen nicht achteten. Das Leben in ihrer Ansiedlung war das treue Abbild des Lebens in den größeren Städten. Wie dort hatten auch die Vögel ihre Wohnungen friedfertig neben einander gebaut, und wie dort bekümmerte sich Keiner um die Schmerzen der Andern."

Es genügt, wenn wir nachstehend zwei der merkwürdigsten Arten ausführlicher besprechen. Im Süden Amerikas lebt der Japu oder die Haubenkassike (Cassicus cristatus), ein Vogel von der Größe unserer Dohle. Das Gefieder ist der Hauptsache nach glänzend schwarz; der Unterrücken und Steiß sind dunkelrothbraun, die seitlichen Steuerfedern gelb, die beiden mittelsten schwarz. Der Schnabel ist weißlich blaßgelb, der Fuß glänzend schwarz, das Auge, wie bei allen Arten der Sippe, hellblau. Die Länge des Männchens beträgt 15½ bis 17 Zoll, die Breite 23½ bis 25 Zoll; der Fittig mißt 7⅔ bis 8, der Schwanz 6¾ bis 7 Zoll. Das Weibchen ist um mindestens 3 Zoll kürzer und um 6 bis 7 Zoll schmäler.

Wegen des am Grunde hohen, besonders am Unterkiefer verstärkten Schnabels, der schopfartig verlängerten Hinterkopffedern und des stark abgestumpften Schwanzes hat man neuerdings diese Kassike zum Vertreter einer besondern Sippe, Ostinops, erhoben.

Der Prinz von Wied hat den Japu so ausführlich beschrieben, daß Schomburgk versichert, Nichts hinzusetzen zu können. Ich lege deshalb die Beschreibung jenes Naturforschers dem Nachfolgenden zu Grunde.

Der Japu bewohnt nur die Wälder und nähert sich den Pflanzungen oder menschlichen Wohnungen blos dann, wenn sie dicht am Walde liegen. In den waldlosen Gegenden sieht man ihn nicht; in den Waldungen ist er zahlreich. Er verbreitet sich weit über Südamerika, ist jedoch im Süden minder häufig als im Norden. Er lebt, etwa nach Art unserer Heher, gesellschaftlich, ist lebhaft, stets in Bewegung, fliegt von einem Fruchtbaum zum andern, hängt sich mit seinen starken Klauen an die Zweige, ergreift zuweilen eine Frucht, fliegt damit ab, um sie anderwärts zu verzehren und lockt und ruft dabei fortwährend. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und Beeren; während der Fruchtreife

aber bilden Orangen, Bananen, Mammonen eine Lieblingsspeise unsrer Thiere. Sie versammeln sich oft massenhaft in den Pflanzungen und machen dann eine ernste Verfolgung nothwendig.

Diese Vögel sind höchst gesellschaftlich. Man findet sie auch zur Brutzeit in Menge, oft dreißig, vierzig und mehr Paare auf einem kleinen Raume vereinigt, und ihre merkwürdigen Beutelnester hängen alsdann beinahe an allen Zweigen eines oder mehrerer der hohen ausgebreiteten Urwaldbäume. „Ich fand einst", sagt der Prinz, „in einem romantischen, dunkel schattigen, allseitig von Waldbergen geschützten Thale eine höchst zahlreiche Ansiedlung dieser Vögel. Sie belebten den Wald so, daß man seine Aufmerksamkeit nicht genug auf ein und dieselbe Stelle heften konnte. Der ganze Wald hallte wieder von ihrer in dieser Zeit besonders lebendigen Stimme. Gewöhnlich hört man von ihnen einen kurzen, rauhen, etwas krächzenden Lockton; sie lassen aber auch abwechselnde Töne hören: einen lauten, sonderbaren Kehlpfiff, der gleichsam flötend und nicht unangenehm klingt, gewöhnlich nicht oft wiederholt wird, jedoch zuweilen in der Ausdehnung einer halben Oktave ertönt. Andere verschiedenartige Laute, welche mit obigen vereint werden, bringen oft ein nicht unangenehmes, obwohl sonderbares Tonstück hervor, zumal dann, wenn viele dieser Vögel zugleich sich vernehmen lassen."

„Der Japu befestigt sein merkwürdiges Nest zuweilen auf sehr hohen, zuweilen auf mäßig hohen Bäumen. Es ist beutelförmig, fünf bis sechs Zoll weit, schmal, lang, unten abgerundet, oft drei bis vier Fuß lang, oben an einem ziemlich schlanken, etwa fingerdicken Zweige festgeschlungen und stark befestigt; hier befindet sich auch eine längliche, gänzlich unbeschützte Oeffnung zum Eingang. Die Gestalt und die biegsame, dem lockern Filze ähnliche Masse dieses Nestes gibt dasselbe vollkommen der Gewalt des Windes preis; es ist dessen Spiel, selbst bei einer leisen Luftbewegung. Der Vogel flicht und filzt dieses Beutelnest auf die künstlichste Art aus Tillandsia- und Gravatha-Fäden so fest in einander, daß man es nur mit Mühe zerreißen kann. Unten im Grunde dieses tiefen Beutels findet man zur Unterlage der jungen Vögel Mos, dürres Laub und Bast; hier liegen ein oder zwei Eier. Sie sind von länglicher Gestalt, auf weißlichem Grunde blaßviolettröthlich verwaschen marmorirt und haben einzelne unregelmäßige dunkelschwarzviolette Striche und Punkte. Gewöhnlich fand ich nur ein Junges in diesen Nestern; doch muß man die Anzahl eigentlich auf zwei annehmen; unrichtig würde es aber sein, wenn man dieselbe mit Azara auf drei festsetzen wollte. Die jungen Vögel haben eine laute, rauhe Stimme und gleichen schon im ersten Gefieder den alten, da die gelben Schwanzfedern sogleich hervorkommen. Oft findet man ein Nest an das andere angebaut, d. h. das eine theilt sich etwa in seiner Mitte und hat einen beutelförmigen Seitenauswuchs, der ebenfalls eine Wohnung ist. Auf einem Baume zeigen sich dreißig, vierzig und mehrere Nester. Besonders gern scheint sie der Vogel an dürren, trockenen Zweigen zu befestigen. Im Monat November fand ich Nester, welche noch leer waren, in anderen Eier und junge Vögel."

„Ein solcher mit Nestern beladener Baum, auf welchem diese großen schönen Vögel sich geschäftig ab und zu bewegen, bietet dem Vogelkundigen und Jäger ein höchst anziehendes Schauspiel dar. Das weit größere, schönere Männchen breitet seinen prächtigen Schwanz aus, bläht, wie der Schwan, seine Flügel auf, bringt den Kopf unterwärts, wobei es den Kropf aufbläst, und läßt alsdann seinen sonderbaren flötenartigen Kehllaut hören. Fliegt der Vogel mit seinem leichten schnellen Fluge ab, so verursacht er mit seinen Flügeln ein von unten hörbares Geräusch. Man kann die Thiere, ohne sie zu verscheuchen, stundenlang beobachten."

„Wenn die Brütezeit verstrichen ist, ziehen die Schwarzvögel gesellschaftlich nach den Fruchtbäumen umher, und wir haben ihrer dann viele auf den Genipabäumen und anderen erlegt. Dieses habe ich besonders häufig an den Flüssen Belmonte und Ilhéos gesehen, wo sie äußerst zahlreich und gemein sind. Ihr Fleisch ist ziemlich eßbar, obwohl grob und oft hart; wir haben an demselben nie einen besondern Geruch wahrgenommen, wie einige Schriftsteller sagen. Die Botokuden schießen den Japu mit Pfeilen, theils um ihn zu essen, theils wegen seiner gelben Federn. Sie lieben dieselben ganz ungemein, bilden mit Wachs einen Fächer aus ihnen und befestigen denselben vor der Stirn."

Gefangene Kassiken kommen selten zu uns, obgleich sie sich ziemlich leicht im Käfig halten lassen. Ich sah sie im Thiergarten zu London und Amsterdam. Sie sind auch im Käfig munter und regsam, würden sich jedoch nur in großen Räumen und Gesellschaften gut ausnehmen. Es ist sehr möglich, daß sie hier sogar zum Nestbau schreiten dürften, wie Dies die Webervögel auch dann thun, wenn sie nicht ans Brüten denken.

Mehrere Schwarzvögel hat man ihrer eigenthümlichen Schwanzbildung halber Bootschwänze (Quiscalus) genannt. Die Vögel stimmen im wesentlichen, was Bau und Lebensweise anlangt, mit den vorhergehenden überein. Ihr kegelförmiger Schnabel ist lang, gerade, auf der Firste sanft gebogen, an der Spitze deutlich herabgekrümmt; die Flügel sind mittellang; der Schwanz ist stark zugerundet, die mittelsten Federn desselben kehren ihre Fahnen nach aufwärts; die Beine sind zierlich. Das Gefieder ist schwarz mit metallischem Glanze.



Der Bootschwanz (Quiscalus major).

Der Bootschwanz (Quiscalus major) ist 16 Zoll lang und 24 Zoll breit. Das schwarze Gefieder schillert auf Kopf und Nacken prächtig purpurblau, auf den Steuer- und Schwanzfedern dagegen grün. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, höchstens 13 Zoll lang und 18 Zoll breit. Sein Gefieder ist glanzlos dunkelbraungrau auf der Oberseite und rothbraun auf der Unterseite. Das Auge ist bei beiden Geschlechtern blaßgelb; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Dieser Vogel ist in den südlichen Staaten Nordamerikas zu Hause und in sumpfigen Gegenden oder an Flußufern sehr häufig. Im trockenen Lande kommt er nicht vor. Er lebt gesellig zu allen Zeiten des Jahres, schlägt sich oft in sehr große Scharen zusammen und schwärmt in den großen salzigen Marschen und an den schlammigen Küsten seiner Heimat umher; denn seine Hauptnahrung besteht aus kleinen Krabben und Würmern. Kerbthiere verschmäht er selbstverständlich

ebensowenig, als andere seiner Verwandten, und zur Zeit der Frucht- oder Getreidereife erscheint auch er in den Pflanzungen: in den Reisfeldern soll er oft großen Schaden anrichten.

Anfangs Februar haben die Männchen ihr Hochzeitskleid angelegt und sich gepaart. Jetzt sieht man sie einzeln auf hohen Bäumen sitzen und hier ihre ganze Pracht entfalten. Sie brüsten sich gewissermaßen in ihrer Schönheit und glitzern auf weithin im Strahle der Sonne. Gegen andere ihrer Art zeigen sie sich eifersüchtig im höchsten Grade, jedoch nur so lange, als ihre Ehe noch nicht geschlossen ist. Sobald sich die Einzelnen gepaart haben, endet der Streit, und die vollste Eintracht tritt an dessen Stelle. Sie erwählen sich jetzt längs der Küsten oder Stromufer, auch wohl in den Sümpfen, einen geeigneten Platz zur Anlage ihres Nestes, welches im wesentlichen dem anderer Schwarzvögel ähnelt. Das Weibchen legt vier bis fünf Eier, welche auf graulichweißem Grunde unregelmäßig mit braunen und schwarzen Punkten bedeckt sind. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gezogen und mit allerlei Futter ernährt. So kommt es den Alten z. B. gar nicht darauf an, andere Vogelnester auszuplündern und deren Eier oder Jungen zu verzehren und bezüglich zu verfüttern. Sie ihrerseits haben aber auch ihre Feinde. „Wenn der Bootschwanz", sagt Audubon, „in dem hohen Rohr der offenen Baien und Seen Louisianas und Floridas brütet, zieht das Geschrei der Jungen oft die Aufmerksamkeit des Alligators auf sich, welcher dann in Rücksicht auf den vortrefflichen Bissen, welchen sie geben, leise zu dem Rohr dahin schwimmt und plötzlich dem betreffenden Stengel einen gewaltigen Schlag mit dem Schwanze gibt, in der Absicht, die Unvorsichtigen aus dem Neste zu schleudern. Die, welche ins Wasser fallen, werden augenblicklich von ihm verschlungen. Doch gelingen dem Thiere selten mehr als einer oder zwei seiner Angriffe, weil die Alten bald sehr vorsichtig werden und die Jungen rechtzeitig warnen."

Der Bootschwanz ist wie alle seine Verwandten ein gewandter Vogel. In dem Rohr klettert er mit Leichtigkeit auf und nieder, und auf dem Boden bewegt er sich mit der Zierlichkeit des Staars und der Kühnheit der Krähe. Der Flug beschreibt lange Wellenlinien. Die Stimme wird nicht gerühmt; der Lockton ist ein schrillendes „Krikkrikri", der Gesang der Liebe ein einfaches „Tiriri" u. s. w., welches von den höchsten Zweigen herab mit großer Ausdauer und viel Selbstgefühl vorgetragen wird. Im Herbst und Winter vereinigen sich die Bootschwänze oft mit verwandten Vögeln und zuweilen auch mit unverwandten, wie mit kleinen Reihern und dergleichen. Raubvögel verfolgen sie mit demselben Eifer und Ingrimm, wie die Krähen die unsrigen.

*   *
*

Die Staaren im engeren Sinne (Sturni) sind mittelgroße, gedrungen gebaute, kurzschwänzige, aber ziemlich langflüglige Vögel mit mittelmäßig langem, geraden, breitkegelförmigen Schnabel und mittelhohen, ziemlich starken Füßen. Das Gefieder ist ziemlich reichhaltig, aber hart, seine Färbung sehr verschieden. Die Staaren sind, wie alle Mitglieder ihrer Zunft, gesellige Vögel, welche sich außer und auch während der Brutzeit in größeren oder kleineren Gesellschaften zusammenhalten und alle Geschäfte gemeinschaftlich verrichten. Ungeachtet ihres plumpen Ansehens sind sie rasch und gewandt, auf dem Boden wie in den Zweigen oder in der Luft. Sie gehen schrittweise, etwas wackelnd, aber doch rasch und gut, fliegen leicht, mit behenden Flügelschlägen, rasch und rauschend und bewegen sich auch im Gezweig oder im Röhricht mit viel Geschick. Alle Arten sind lebhafte, unruhige, ununterbrochen beschäftigte Vögel, welche nur kurze Zeit ruhen und auch dann noch irgend welche Thätigkeit vornehmen. Nur während des Schlafens sitzen sie wirklich still. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren, Würmern und Schnecken, nebenbei auch in Früchten und andern Pflanzentheilen; doch werden sie niemals schädlich. Das Nest, ein großer unregelmäßiger Bau, wird in Höhlungen von Bäumen, Felsen, Gemäuern u. s. w. angelegt. Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt zwischen vier und sieben. Alle Arten halten die Gefangenschaft leicht und dauernd aus; einzelne werden in ihr zu den ergötzlichsten Vögeln, welche man überhaupt gefangen halten kann.

Unser allbekannter Staar oder Strahl, die Sprehe oder Spreu (Sturnus vulgaris) scheint alle Eigenthümlichkeiten der Mitglieder seiner Familie in sich zu vereinigen, und seine ausführliche Lebensschilderung würde deshalb hinreichen, uns mit der Familie selbst bekannt zu machen. Der Staar ist je nach Alter und Jahreszeit verschieden gefärbt und gezeichnet. Das Kleid des alten Männchens ist im Frühling schwarz mit grünem und purpurfarbigem Schiller, welche Färbung auf den Schwingen und dem Schwanze der breiten grauen Ränder wegen lichter erscheint. Einzelne



Der Staar (Sturnus vulgaris).

Federn des Rückens zeigen graugilbliche Spitzenflecke. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß rothbraun. Gänzlich verschieden ist das Herbstkleid d. h. die Tracht sofort nach beendeter Mauser. Dann endigen alle Federn des Nackens, Oberrückens und der Brust mit weißlichen Spitzen, und das ganze Gefieder erscheint deshalb gepunktet. Der Schnabel erhält zugleich eine dunklere Färbung. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber auch im Frühlingskleide stärker gefleckt als dieses. Die Jungen sind dunkelbraungrau, in der Gesichtsgegend am lichtesten; ihr Schnabel ist grau=

schwarz, ihr Fuß bräunlichgrau. Die Länge beträgt 8½ bis 8¾ Zoll, die Breite 14 bis 15 Zoll; der Fittig mißt 4⅔ bis 4⅚ Zoll, der Schwanz 2½ bis 2¾ Zoll. Die kleineren Maße gelten für das Weibchen.

Im Süden Europas wird der Vogel durch eine ihm sehr verwandte Art, den sogenannten *einfarbigen Staar* (Sturnus unicolor) vertreten. Dieser unterscheidet sich durch eigenthümliche Bildung der Kopf-, Brust- und Nackenfedern, welche sehr lang und schmal sind, sowie durch die Zeichnung; denn das matt schieferfarbene, schwach metallisch glänzende Gefieder ist fast gänzlich ungefleckt. Der junge Vogel ähnelt seinen Verwandten im Jugendkleide, ist aber immer dunkelbräunlich. Nach Angabe der südeuropäischen Forscher ist der einfarbige Staar etwas größer, als der unsrige. Ich habe blos ein Weibchen gemessen, welches diese Angabe nicht bestätigt. Bei ihm beträgt die Länge 8⅓ Zoll, die Breite 14½ Zoll, die Fittiglänge 4⅚ Zoll und die Schwanzlänge 2½ Zoll. Die Farbe des Auges, des Schnabels und der Füße ist genau so wie bei unserm Staar.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß gewisse Naturforscher hinsichtlich dieser beiden Staaren ebenfalls mit aller Bestimmtheit von Einwirkungen des Klimas sprechen und beide nur als Abänderungen ein und derselben Art betrachten, während es Demjenigen, welcher die Vögel lebend vor sich sieht, niemals einfallen wird, sie als gleichartige Thiere anzusehen. Der einfarbige Staar findet sich in Spanien, im südlichen Italien, in der Ukraine und einem großen Theile Asiens: so soll er in Kaschmir, Sind und Punjab gemein sein. Sein Leben kommt, so viel wir jetzt wissen, im wesentlichen mit dem unseres deutschen Vogels überein; es genügt daher, wenn wir diesen genauer betrachten.

Von Island und den Faroerinseln an wird der gemeine Staar im größten Theile Europas wenigstens zeitweilig gefunden; denn er ist keineswegs überall Standvogel. So erscheint er in allen südlichen Provinzen Spaniens nur während des Winters, und wahrscheinlich wird Dasselbe für Süditalien und Griechenland gelten; in den Pyrenäen und in den südlichen Alpen jedoch ist er noch Brutvogel. Er bevorzugt ebene Gegenden und in diesen Auenwaldungen, weil er ein Freund des Wassers oder mindestens feuchter Strecken ist. Er läßt sich aber auch in Gegenden, welche er sonst nur auf dem Zuge berührt, fesseln, sobald man ihm zweckentsprechende Wohnungen d. h. Brutkästen herrichtet. *Lenz* hat ihn im Thüringerwalde heimisch gemacht und, wie weiter unten mitgetheilt werden soll, bis zum Jahre 1861 ein Staarenheer von mehreren Hunderttausenden in das Feld gestellt.

Bei uns zu Lande ist der Staar Zugvogel; aber er erscheint unter allen am frühesten und bleibt bis tief in den Spätherbst hinein. Seine Reisen dehnt er höchstens bis Nordafrika aus; in Algier und Egypten ist er jeden Winter ein regelmäßiger Gast. Die Hauptmasse der Ausgewanderten bleibt bereits in Südeuropa wohnen und treibt sich hier während des Winters mit allerhand andern Vögeln, mit *Raben*, *Drosseln* und ähnlichen im Lande umher. Wenn der Staar meint, daß die Heimat ihm wieder Nahrung geben könne, macht er sich auf die Reise, und so sieht man ihn bei uns regelmäßig schon vor der Schneeschmelze.

Es gibt vielleicht keinen Vogel, welcher munterer, heiterer, fröhlicher wäre, als der Staar es ist. Wenn er bei uns ankommt, ist das Wetter noch recht trübe: Schneeflocken wirbeln vom Himmel herunter, die Nahrung ist knapp, und die Heimat nimmt ihn sehr unfreundlich auf. Demungeachtet singt er schon vom ersten Tage an heiter und vergnügt sein Lied in die Welt hinein und setzt sich dazu, wie gewohnt, auch noch auf die höchsten Punkte, wo das Wetter ihm von allen Seiten beikommen kann. Er betrachtet die Verhältnisse mit der Ruhe und der Heiterkeit eines Weltweisen und läßt sich nun und nimmermehr um seine ewig gute Laune bringen. Wer ihn kennt, muß ihn lieb gewinnen, und wer ihn noch nicht kennt, sollte Alles thun, ihn an sich zu fesseln. Der Staar wird dem Menschen zu einem lieben, treuen Freunde, welcher jede Sorgfalt, die ihm gewidmet wurde, tausendfach vergilt. Deshalb ist er denn auch der Liebling von Groß und Klein, ein gern gesehener Gast, wo er sich zeigt.

Sein Sommerleben ist, mit kurzen Worten beschrieben, folgendes: Sofort nach der Ankunft im Frühjahre erscheinen die Männchen auf den höchsten Punkten des Dorfes oder der Stadt, auf dem Kirchthurme oder auf alten Bäumen also, und singen hier unter lebhaften Bewegungen der Flügel und des Schwanzes. Der Gesang ist eigentlich nicht viel werth; er ist mehr ein Geschwätz als ein Lied; er enthält auch einzelne unangenehme, schnarrende Töne: dafür aber wird er mit so viel Lust und Fröhlichkeit vorgetragen und auf die pfeifenden starken Laute so viel Ausdruck gelegt oder die schnalzenden, schwatzenden so gemüthlich hergeplappert, daß man ihn doch recht gern hört. Ein bedeutendes Nachahmungsvermögen trägt noch wesentlich dazu bei, ich will nicht sagen, die Schönheit, sondern die Ergötzlichkeit des Gesanges zu vermehren. Alle Laute, welche in einer Gegend hörbar werden: der verschlungene Pfiff des Pirols, wie das Kreischen des Hehers, der laute Schrei des Bussards, wie das Gackern der Hühner, das Klappern einer Mühle oder das Knarren einer Thüre und Windfahne, der Schlag der Wachtel, das Lullen der Haidelerche, ganze Strophen aus dem Gesang der Schilfsänger, der Drosseln, des Blaukehlchens, das Zwitschern der Schwalben und dergl. — sie alle werden mit geübtem Ohre aufgefaßt, eifrigst gelernt und dann in der lustigsten Weise wiedergegeben. Mit dem ersten Grauen des Tages beginnt der Staar zu singen, hält damit ein paar Stunden an, läßt sich, nachdem er sich satt gefressen, zeitweilig wieder hören und hält nun, immer mit andern vereinigt, abends noch einen großen Gesangsvortrag.

Anfangs März regt sich die Liebe. Das Männchen wendet jetzt alle Kunststücke auf, um das Weibchen zu unterhalten, fliegt ihm überall hin nach, jagt sich unter großem Geschrei mit ihm herum und betritt es endlich auf der Erde. Die Bruthöhlung ist mittlerweile, und nicht immer ohne Kampf, eingenommen worden und erhält jetzt eine passende Ausfütterung. In Laubwaldungen benutzt der Staar Baumhöhlungen aller Art; in Ermangelung dieser natürlichen Brutstellen siedelt er sich in Gebäuden an; am häufigsten aber bezieht er die von den Menschen ihm angefertigten Brutkästchen: ausgehöhlte Stücke Baumschaft von 1½ bis 2 Fuß Länge, welche oben und unten mit einem Brettchen verschlossen und unfern der Decke mit einer Oeffnung von 2 Zoll Durchmesser versehen wurden, oder aus Brettern zusammengenagelte Kästen ähnlicher Gestalt, welche auf Bäumen aufgehängt, auf Stangen oder an Hausgiebeln befestigt werden. Das Nest ist ein wirrer Bau. Die Unterlage besteht aus Stroh und Grashalmen; die innere Wandung wird mit Federn von Gänsen, Hühnern und andern großen Vögeln ausgefüttert; im Nothfall behilft sich der Staar aber auch mit Stroh oder Heu allein und im Walde zuweilen mit verschiedenen Flechten. Ende Aprils findet man hier das erste Gelege, fünf bis sechs große, längliche, etwas rauhschalige, aber schön glänzende Eier von lichtblauer Farbe, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Sobald die Jungen dem Ei entschlüpft sind, haben beide Eltern so viel mit Futterzutragen zu thun, daß dem Vater wenig Zeit zum Singen übrig bleibt; ein Stündchen aber weiß er sich doch abzustehlen. Deshalb sieht man auch während dieser Zeit gegen Abend die ehrbaren Familienväter zusammenkommen und singend sich unterhalten. Sind jedoch die Jungen glücklich ausgeflogen, dann singen die Staaren wieder wie im Frühjahre; denn jetzt verursacht ihnen die Kinderschar durchaus keine Sorge mehr. Drei bis vier Tage unter Geleit der Eltern genügen den Jungen, sich selbständig zu machen. Sie vereinigen sich dann mit andern Nestlingen und bilden nunmehr schon ziemlich starke Flüge, welche ziellos im Lande umherschweifen. Die Eltern schreiten währenddem zur zweiten Brut und suchen, wenn auch diese endlich glücklich ausgekommen, die ersten Jungen in Gesellschaft der zweiten auf. Von nun an schlafen die Eltern nicht mehr an den Brutstellen, sondern entweder in Wäldern oder später im Röhricht der Gewässer. „Meilenweit“, schildert Lenz, „ziehen sie nach solchen Stellen hin und sammeln sich abends, von allen Seiten her truppweise anrückend. Ist endlich Ende August das Schilfrohr und der Rohrkolben in Flüssen, Teichen, Seen hoch und stark genug, so ziehen sie sich nach solchen Stellen hin, vertheilen sich bei Tage stunden- und meilenweit, und sammeln sich abends, von allen Seiten her truppenweis anrückend, bei den Schilf- oder Rohrkolben-Dickichten zu Tausenden, ja zu Hunderttausenden an, schwärmen stundenlang, bald vereint, bald getheilt, gleich Wolken umher, lassen sich abwechselnd auf den

Wiesen oder auf dem Rohre nieder, und begeben sich endlich mit eintretender Nacht schnurrend, zwitschernd, pfeifend, singend, kreischend, zankend zur Ruhe, nachdem ein Jeder sein Plätzchen auf einem Halme erwählt und erkämpft, und durch seine gewichtige Person den Halm niedergebogen hat. Bricht der Halm unter der Last, so wird mit großem Lärm emporgeflogen und dann wieder mit Lärm ein neuer gewählt. Tritt eine allgemeine Störung durch einen Schuß und dergl. ein, so erhebt sich die ganze Armee tosend mit Saus und Braus gen Himmel und schwirrt dort wieder eine Zeitlang umher. — Kommt Ende Septembers heran, so treiben die Scharen ihr geselliges, lustiges Leben weiter so fort; aber die alten Paare gehn jetzt an ihre Nester zurück, singen da morgens und abends, als wäre gar kein Winter vor der Thür, verschwinden aber aus Deutschland und ziehen sammt der lieben Jugend nach Süden, sobald die ersten starken Fröste eintreten oder der erste Schnee die Fluren deckt. Ist die Witterung günstig, so bleiben sie bis zur letzten Woche Oktobers, oder zur ersten Novembers, dann geht aber die Reise unaufhaltsam fort."

In der Winterherberge treiben sie es ebenso lustig wie in der Heimat. Ich habe sie im Januar von den Thürmen der Domkirche zu Toledo hernieder und in Egypten von dem Rücken der Büffel herab ihr Lied vortragen hören.

Der Staar verdient die größte Schonung; denn er macht sich durch Aufzehren der schädlichsten Kerbthiere, Würmer und Schnecken ungemein verdient. „Bei keinem Vogel", sagt Lenz, „läßt sich so bequem beobachten, wie viel Nutzen er thut, als bei dem Staar. Ist die erste Brut ausgekrochen, so bringen die Alten in der Regel vormittags alle drei Minuten Futter zum Nest, nachmittags alle fünf Minuten; macht jeden Vormittag in sieben Stunden 140 fette Schnecken (oder statt deren das Gleichwerthige an Heuschrecken, Raupen und dergl.), nachmittags 84. Auf die zwei Alten rechne ich für die Stunde wenigstens zusammen zehn Schnecken, macht in 14 Stunden 140; in Summa werden also von der Familie täglich 364 fette Schnecken verzehrt. Ist dann die Brut ausgeflogen, so verbraucht sie noch mehr; es kommt nun auch die zweite Brut hinzu, und ist auch diese ausgeflogen, so besteht jede Familie aus zwölf Stück, und frißt dann jedes Mitglied in der Stunde fünf Schnecken, so vertilgt die Staarenfamilie täglich 840 Schnecken. — Ich habe in meinen Giebeln, unter den Simsen, an den nahe bei meinen Gebäuden stehenden Bäumen zusammen 42 Nistkästen für Staaren. Sind diese alle voll, und rechne ich auf jedes jährlich eine Familie von zwölf Stück, so stelle ich allein von meiner Wohnung aus jährlich eine Menge von 504 Staaren ins Feld, welche täglich ein Heer von 35,280 großen, dicken, fetten Schnecken niedermetzelt und verschluckt. — So lange ich lebe, waren die Staaren im gothaer Lande nur einzeln zu finden. Es sind jetzt etwa zwölf Jahre her, wo ich den ersten Versuch machte, Nistkästchen für sie anzuschlagen; es zog aber nicht ein einziger ein, und zwar, wie ich erst im Jahr 1856 einsah, einfach aus dem Grunde, weil keiner hinein konnte, indem der Eingang zu eng war. Zu Anfang des genannten Jahres kam ein neuer Förster nach Friedrichroda, begann überall Nistkästchen von richtiger Gestalt anzuschlagen, und lud mich ein, seinem Beispiel zu folgen. Bald hatten wir durch Rath und That die Staarenzucht über das ganze Herzogthum Gotha und einen großen Theil des Thüringerwaldes verbreitet. Schon im Herbst 1856 sah man fast bei allen Viehheerden Staaren, und deren hier und da bis 500 Stück zusammen. Im Herbst 1857 stieg die Zahl schon ins Ungeheure: im Schilfe des Kumbacher Teiches (eine halbe Stunde von Schnepfenthal) übernachteten täglich 40,000 Stück, im Schilfe des Neuen Teiches bei Waltershausen ebenfalls 40,000, im Schilfe des Siebleber Teiches bei Gotha 100,000, Summa der von uns ins Feld gestellten Armee 180,000. — Die Nahrung, welche unsre 180,000 Staaren bedurften, belief sich täglich auf mindestens 12,600,000 große, dicke, fette Schnecken."

Ein nahrungsuchender Staar ist eine allerliebste Erscheinung; die ihm angeborene Munterkeit und Regsamkeit zeigt sich auch während seiner Mahlzeiten. Geschäftig läuft er auf dem Boden dahin, ruhlos wendet er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, sorgsam durchspäht er jede Vertiefung, jeden Ritz, jeden Grasbusch. Dabei wird der Schnabel mit so viel Geschick und in so vielseitiger Weise

gebraucht, daß man seine wahre Freude haben muß an dem Künstler, welcher ein so einfaches Werkzeug so manchfach zu benutzen weiß. An Gefangenen unseres Thiergartens, welche einen mit Rasenstücken belegten Gesellschaftsbauer bewohnen, habe ich beobachtet, daß sie Grasbüsche allerorten auf das Genaueste durchsuchen, indem sie ihren geschlossenen Schnabel zwischen die dichtstehenden Halmen einführen, ihn dann so weit als möglich spreizen und sich so Raum schaffen für die tastende Zunge, welche nunmehr verwendet werden kann. In derselben Weise werden auch Ritzen durchstöbert und unter Umständen vergrößert. Was dem Auge entgeht, spürt die Zunge aus — was heute nicht gefunden wurde, deckt morgen den Tisch.

Unsere größeren Falkenarten, namentlich Habichte und Sperber, der Edelmarder, das Wiesel, das Eichhorn und die Siebenschläfer, die Krähen, Elstern und Heher sind schlimme Feinde der Staaren. Erstere stellen den Alten oder wenigstens den Flugbaren nach, die letzteren den Jungen, welche sie aus den Nesthöhlen hervorziehen, so muthvoll die Alten sie auch vertheidigen. Doch gleicht die starke Vermehrung des Vogels alle etwa erlittenen Verluste bald wieder aus, und auch seine Klugheit mindert die Gefahren. So hält er sich z. B., wenn er im Felde Nahrung sucht, in Gesellschaft von Krähen und Dohlen auf, macht sich deren Wachsamkeit bestmöglichst zu Nutze und entflieht bei Ankunft eines Raubthieres, namentlich eines Raubvogels, während dieser von den muthigen Krähen angegriffen wird. Vor den Nachstellungen des Menschen sichert ihn glücklicher Weise seine Liebenswürdigkeit und mehr noch sein wenig angenehmes, ja kaum genießbares Fleisch. Man stellt zwar hier und da Herde für die Staaren oder wendet andere Fangmittel gegen sie an, im ganzen jedoch kommt Dies nicht groß in Betracht.

Auffallend ist es, daß man so wenig Staaren in der Gefangenschaft sieht. Ihre Haltung verursacht durchaus keine Mühe, und sie ergötzen ihren Gebieter aufs höchste. Der Staar ist auch alt eingefangen, leicht zu zähmen und unzweifelhaft einer der angenehmsten und drolligsten Stubenvögel. „Hier zeigt er denn auch", sagt Naumann, „manche angenehme Eigenschaften, welche man im Freien nicht so an ihm beobachten kann. Er ist so klug wie ein Hund, sieht auf Mienen und Geberden seines Wärters und weiß daraus zu schließen, ob er gut oder böse auf ihn ist. Er ist immer lustig, in seinen Bewegungen schnell, aufmerksam auf Alles, was um ihn her vorgeht, neugierig, Alles zu begucken und zu beschnäbeln und weiß sich immerwährend zu beschäftigen. Mit andern Vögeln in einem Zimmer lebt er verträglich; nur durch seine stete Unruhe und Neugierde wird er diesen zuweilen beschwerlich. Meine Staaren trieben ihren Muthwillen mit den vielen andern Singvögeln, mit welchen sie eine andere geräumige Kammer bewohnten, oft so weit, daß sie ihnen die Nester dadurch zerstörten, daß sie die Baustoffe verzerrten, die Eier herauswarfen oder die kleinen Jungen herausschleppten. Als mich einstmals ein ungewöhnliches, allgemeines Schreien und Flattern an diese Kammer rief, sahe ich zu meiner Belustigung, wie einer meiner schadenfrohen Staaren ein großes Stück weißes Papier im Schnabel hatte, damit hinter den anderen Vögeln herflog und seine Freude an der unnützen Furcht und Angst dieser zu haben schien."

„Immer müssen sie Etwas vorhaben; sie befinden sich daher in der Stube oder in einem eigenen großen Vogelbehälter besser als in einem Käfige. Unter allen Eigenschaften, welche sie zu angenehmen Stubenvögeln machen, ist jedoch ihre ausgezeichnete Gelehrigkeit die hervorstechendste. Die Jungen, welchen man übrigens die Zunge nicht zu lösen braucht, lernen nicht nur allerlei fremde Vögelgesänge und Melodien, welche man ihnen vorpfeift, ganz vortrefflich und besser als irgend ein anderer Vogel nachpfeifen, sondern auch deutlich und vernehmlich menschliche Worte und kurze Redensarten nachsprechen; ja, man erzählt ein Beispiel, daß ein Staar das „Vater Unser" Wort für Wort und ohne Anstoß hersagen konnte."

„Als Knabe", erzählt Lenz, „besaß ich einen Staar, welcher zwei Liedchen pfiff, zwischen welche er immer noch den Staarengesang nebst zehnerlei andern Tönen mischte, und das Wort Spitzbube ganz deutlich aussprach. Drängte man ihn in eine Ecke und neckte ihn mit dem Finger, so wurde er wüthend, richtete sich auf den Zehen hoch empor, biß nach allen Seiten um sich, pfiff aus Leibeskräften

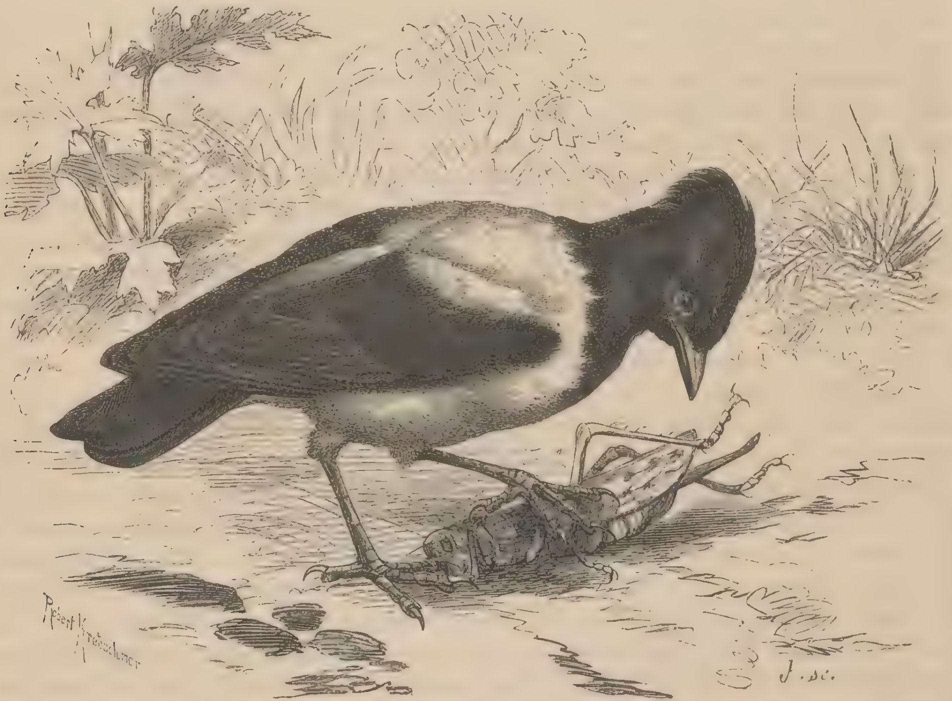
und schrie immer dazwischen: Spitzbube, Spitzbube! Spielte ich auf der Wiese, so war Staarmatz mit und badete sich im Bache; arbeitete ich im Garten, so war er behülflich und suchte Regenwürmer auf; saß ich auf dem Kirschbaume, so saß er neben mir und pflückte noch fleißiger als ich. Wie ein Hund wußte er meine Mienen zu deuten und meine Worte zu verstehen. Er war sehr lecker und suchte immer zum Mehlwurmstopfe zu gelangen. Dieser wurde daher mit einem Brete bedeckt. Einst wurde es versehen und eine Fußbank daneben gestellt; der Staar benutzt die günstige Gelegenheit, springt auf die Fußbank, schiebt den Schnabel zwischen Topf und Bret, drängt dieses allmählich zurück, hüpft, sobald das Loch groß genug ist, hinein und frißt so viel, bis er nicht mehr kann; es war ihm nicht möglich, wieder heraus zu hüpfen, so voll hatte er sich gefressen, und er wäre um ein Haar an der allzu reichlichen Mahlzeit gestorben. Im Baden kannte er weder Maß noch Ziel. Wegen der erschrecklichen Pfützen, die er machte, durfte ich ihn nicht in der Stube baden lassen; es geschah daher auf dem Vorsaal, selbst bei starkem Froste, so daß oft das Eis in Klumpen an seinen Federn hing; er lief dann eilig und laut schnarrend in die Stube zurück. Einst lief er Jemand, der zur Thür hinaus ging, nach, sein Schnabel kam in die Klemme, und der Oberkiefer spaltete von der Spitze bis zur Mitte. Nun, dachte ich, ist Matz verloren. Allein Matzens Oberkiefer begann gewaltig zu wachsen, das gespaltene Stück fiel ab, und der Schnabel war vollkommen hergestellt. Ein anderer Jemand trat ihm das Bein entzwei. Ich nahm ihn vor, bestrich es mit Lilienöl, legte Schienen an, und nach Verlauf einiger Zeit war es geheilt; an der Stelle des Bruchs wuchs nun eine dünne, etwa vier Linien lange Warze hervor. Ich unterband sie mit einem Fädchen, und sie fiel ab. Einst war er zum Fenster hinausgeflogen, und ich suchte ihn eine Zeit lang vergebens. Endlich hörte ich einen gewaltigen Lärm; ich lief hin, da standen einige Bürschchen unter einem Baume und warfen jubelnd mit Steinen und Erdklößen nach dem Staarmatz. Dieser saß oben ganz ruhig, schnarrte, pfiff und schrie: Spitzbube."

Der nächste Verwandte, welcher Europa bewohnt, ist der Rosenstaar oder Hirtenvogel, die Ackerdrossel oder Staaramsel (Pastor roseus). Er ähnelt in seinem Leibesbau dem Staar sehr, der Schnabel ist jedoch kegelmesserförmig, d. h. seitlich zusammengedrückt und auf dem Oberkiefer sanft gebogen, der Flügel verhältnißmäßig länger und der Lauf höher als bei dem Staar. Das Gefieder des Hinterkopfes verlängert sich bei den alten Vögeln schopfartig. Der Rosenstaar wird $8\frac{1}{4}$ bis $8\frac{3}{4}$ Zoll lang und 15 bis $16\frac{1}{2}$ Zoll breit; der Fittig mißt $3\frac{1}{4}$ Zoll. Beim ausgefärbten Männchen sind Kopf, Hals und Oberbrust glänzend blauschwarz mit purpurnem Schiller, Schwingen und Schwanz braunschwarz mit blauschwarzem Schimmer; der übrige Körper ist blaßrosenroth. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Busch und blässeres Gefieder. Die Jungen sind den jungen Staaren ähnlich gefärbt; der Oberkörper ist isabellbraun, der Unterkörper graubraun, an Kehle und Bauch graulichweiß.

Der Südosten unseres Erdtheils von Ungarn an und der größte Theil Mittel- und Südasiens bis Indien hin sind die Heimat dieses schönen Vogels. Von hieraus verfliegt er sich ziemlich regelmäßig nach Griechenland, seltener nach Spanien, Frankreich und Deutschland, wo er wiederholt erlegt worden ist. Dagegen wandert er regelmäßig nach den südlichen Ländern Asiens und verbringt hier den Winter. In den Donautiefländern und in den südrussischen Steppen erscheint er nicht alle Jahre in gleicher Menge; zuweilen kommt er nur einzeln an, zuweilen in ungeheuern Scharen.

In seiner Lebensweise hat er die größte Aehnlichkeit mit seinem deutschen Verwandten; er gesellt sich auch gern zu ihm und bildet mit ihm vereint große Flüge. Diese fallen den Gefährten zu Liebe nachts auch in die Rohrwaldungen ein, was die andern sonst niemals thun: die ungemischten Gesellschaften übernachten vielmehr regelmäßig auf hohen, dicht belaubten Bäumen und fliegen von hieraus am

andern Morgen ihrer Nahrung nach, versammeln sich aber da, wo es viel Futter gibt, wiederum und bilden hier neue, vielleicht noch größere Schwärme als während der Nacht. In ihren Bewegungen ähneln die Rosenstaaren ebenfalls ihren Verwandten; sie sollen aber besser zu Fuße sein. Der Lockton ist ein angenehmes „Swit“ oder „Hurwitt“, welchem aber gewöhnlich ein kreischendes „Kritsch“ angehängt wird. Dieses „Kritsch“ und ein ebensowenig angenehmes „Tschirr“ bilden den Grundton des Gesanges des Männchens, welcher eigentlich Nichts weiter ist, als ein Gemengsel zwitschernder, kreischender, krächzender Töne, die mit großem Eifer und unter viel Anstrengung vorgetragen werden. Nach Nordmann soll der Gesang die größte Aehnlichkeit mit einer Gesellschaft von Ratten haben, welche in einen engen Raum gesperrt unter einander hadern und sich beißen. Der Neuling, welcher Hirtenvögel singen hört, glaubt auch wirklich, daß die Thiere im heftigsten Streit mit einander lägen.



Der Rosenstaar (Pastor roseus).

Nicht umsonst führt der Rosenstaar auch den Namen Heuschreckenvogel; denn diese Kerfe bilden seine bevorzugteste Speise. Er verfolgt sie in allen Abschnitten ihres Lebens, vom Ei an bis sie erwachsen sind, und tödtet, wenn man den Berichten glauben darf, ihrer weit mehr, als er wirklich zur Nahrung nöthig hat. Namentlich die Wanderheuschrecke findet in dem Rosenstaar ihren gefährlichsten Feind. Sein Erscheinen gilt in vielen Gegenden als Vorbote der Heuschreckenplage, und in der That sammeln sich in Heuschreckenjahren bald Tausende und Hunderttausende der nützlichen Thiere an und folgen eifrig den verderblichen Heeren. Außerdem machen sich unsere Vögel um die Herden sehr verdient, indem sie Schmarotzer aller Art von dem Rücken der Thiere ablesen. In Indien dagegen sollen sie nach Jerdon zuweilen lästig werden. „Sie richten hier in den Reisfeldern große Verwüstungen an, so daß man genöthigt ist, ihretwegen eigene Wachen anzustellen. Wenn das Getreide eingeheimst ist, fressen sie den Samen von Gras und andern Pflanzen, auch Blumen und Früchte und nur nebenbei Kerbthiere.“

Das Nest der Staaramseln wird in hohlen Bäumen, am liebsten in solchen, welche am Rande des Waldes stehen, sonst aber auch in Ritzen und Löchern steiler Bergwände oder Felsklüfte, in unbewohnten Gebäuden und Ruinen, ja selbst zwischen Steinhaufen, Holzstößen und sogar im Reisig angelegt. Es gleicht einem Staarenneste durchaus, und auch die vier bis sechs Eier des Geleges ähneln denen gedachter Verwandten. Beide Gatten des Paares halten mit größter Liebe zu einander und beweisen ihren Jungen viel Zärtlichkeit.

In der Gefangenschaft sind die Rosenstaaren nicht besonders angenehm; sie sind gefräßig und langweilig. Ich habe mehrere von ihnen im Gebauer gesehen, mich aber nicht mit ihnen befreunden können. Das Drollige, Komische des Staars scheint ihnen ganz zu fehlen. Demungeachtet sind sie immerhin fesselnde Erscheinungen: die Schönheit ihres Gefieders ersetzt so manches Andere, was ihnen fehlt.

In Indien leben Verwandte unserer Staare, welche man **Minos** oder **Meinas** (Acridotheres) nennt. Ihr Schnabel ist sehr kurz, stark, auf der Firste wenig gebogen, der Fuß ist kräftig, die Zehen sind lang, der Schwanz ist abgerundet, der Kopf mehr oder weniger behäubt.

Die **Meina** (Acridotheres tristis) ist ein Vogel von 10 Zoll Länge, wobei auf den Schwanz 3½ Zoll gerechnet werden; der Fittig mißt 5¼ Zoll. Kopf, Nacken und Brust sind glänzend schwarz, das übrige Gefieder ist zimmtbraun, am dunkelsten auf dem Rücken und den Schwungfedern, am lichtesten auf der Unterseite. Die ersten Schwingen sind schwarz, weiß an ihrer Wurzel, wodurch ein sichtbarer Flügelflecken entsteht. Der Schwanz ist schwarz mit weißer Spitzenbinde, welche sich von den Mittelfedern aus allmählich verbreitert. Der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern sind weiß.

„Die Meina", sagt **Jerdon**, „bewohnt Indien, Assam und Burma und ist einer von den gemeinen Vögeln des Landes. Sie herbergt in Städten und Dörfern, überhaupt in der Nähe der Menschen mehr, als im Walde. Gewisse Bäume im Dorf oder Feld werden zum Schlafplatz erwählt; auf ihnen versammeln sich die Vögel in großer Anzahl, und morgens und abends vernimmt man hier ein sehr geräuschvolles Geschwätz. Bald nach Sonnenaufgang fliegt die Gesellschaft paarweise oder in kleinen Trupps von vier, sechs und mehr aus einander, nach ihren verschiedenen Nahrungsgründen. Einige bleiben in den Ortschaften und sammeln hier wie die Krähen verschiedene Abfälle des menschlichen Haushalts auf, die Reste von der gewöhnlichen Mahlzeit der Indier, gekochten Reis nämlich und ähnliche Stoffe, welche sie vor und selbst in den Häusern erbeuten; andere gesellen sich zu den Herden, folgen ihnen, während diese weiden, und sind schnell zur Hand, wenn das Vieh Heuschrecken und andere Kerbthiere vom Boden auftreibt; wieder andere plündern die Felder und Gärten nach Früchten."

„Die Meina geht gut, mit nickendem Haupte bei jedem Schritte, hüpft aber auch gelegentlich mit großen Sprüngen dahin. Ihr Flug ist schwerfällig, geradeausgehend, aber doch ziemlich schnell. Die Stimme ist reichhaltig. Einige Töne sind anmuthend, andere rauh; einzelne haben einen wiederhallenden metallischen Klang. Man hat versucht, diese Töne durch die Silben „**Braekbraek**" und andere durch „**Twitwi**" wiederzugeben."

„Die Menschenfreundlichkeit der Meina zeigt sich hauptsächlich beim Brüten. Sie nistet fast ausschließlich in den Gebäuden, unter den Dächern, in Mauerhöhlen, in Töpfen, welche die Eingebornen ihr zu Liebe aushängen und an andern geeigneten Plätzen, nach **Smith** mehremal im Jahre. In Mosuri, wo sie Sommergast ist, und auf Ceylon brütet sie in hohlen Bäumen. Die vier oder fünf Eier sind bläulichgrün."

„Sehr häufig wird die Meina eingefangen und im Käfig gehalten. Sie wird ungemein zahm und fliegt ihrem Besitzer oft wie ein Hund in und außerhalb des Hauses nach. Wie der Staar lernt sie

bald mancherlei Klänge und Laute, auch Worte und Sprüche nachahmen. Sie ist der Gottheit Ram geheiligt, auf deren Hand sie sitzt. Von Indien aus hat man sie auf den Maskarenen behufs Vertilgung der Kerbthiere eingeführt, und dort hat sie sich auch vollständig eingebürgert. Nach Europa wird sie nicht selten gebracht." Diese Lebensbeschreibung des anmuthigen Vogels wird durch eine vor wenig Tagen (Juni 1865) erschienene Schilderung des Major Norgate vervollständigt. Ihr entnehme ich das Nachstehende:

„Warum Linné die Meina „tristis" nannte, vermag ich nicht zu begreifen; denn sie ist einer der lebendigsten Vögel Indiens und auch hinsichtlich ihres Kleides keineswegs „traurig". Man trifft sie überall häufig an, während der heißen Jahreszeit auch in beträchtlichen Höhen. Die zahlreichen Flüge bestehen aus vier oder fünf Familien, welche sich beim Futtersuchen vereinigt haben oder durch den Lärm eines Zweikampfes herbeigezogen worden sind, wie solcher unter den höchst streitlustigen Vögeln öfters stattfindet. Der Kampf wird gewöhnlich auf dem Boden ausgefochten. Beide Kämpen greifen sich gegenseitig mit den Klauen an, schlagen mit den Flügeln auf einander los, wälzen sich, zu einem Knäuel geballt, auf dem Platze umher und stoßen dabei durchdringende Schreie aus. Diese ziehen bald die ganze Familie herbei; einzelne Glieder derselben werfen sich zu Schlichtern des Kampfes auf und hacken auf beide Streiter los; andere werden durch das böse Beispiel verlockt: die Streitlust überkommt auch sie, und das Ende der allgemeinen Zänkerei ist gar nicht selten ein gebrochener Flügel. Der Lärm während dieser kleinen Kriege ist höchst auffallend und sehr unangenehm."

„Ergötzlich ist es, eine schreiende Meina zu beobachten. Sie rüstet sich durch wiederholtes Kopfnicken zu dem schweren Werke, als müsse sich ihre Brust mit Athem füllen, und läßt sodann ein Krächzen, Grunzen, Schrillen, Kreischen und Pfeifen, aber nur wenige wirklich hübsche Laute vernehmen. Beim Abfliegen schreit sie leise schackernd, bei Gefahr laut und rauh; in letzterem Falle pflegen auch andere ihrer Art einzustimmen."

„Ein guter Baumeister ist die Meina nicht. Ihr Nest wird sehr häufig an recht übel gewählten Stellen angelegt, in Dachrinnen z. B., so daß jeder Regenguß es und die in ihm befindliche Brut vernichtet; auch der Bau selbst, welcher aus Reisern, dürrem Grase und aus Lumpen, Papierschnitzeln und Federn zusammengesetzt wird, ist nur ein wirrer Haufen, ohne Ordnung und Regel. Beide Geschlechter lösen sich im Brüten ab und theilen sich redlich in die Erziehung der freßwüthigen Jungen."

„Ich muß sagen, daß ich die Meina recht lieb gewonnen habe. Sie ist ein lustiger, lebhafter, lärmender Vogel, dessen heitere Laune kein Ungemach trüben kann. Sie ist so menschenfreundlich und dabei so nützlich, daß ich es für schändlich erachte, auf sie, deren Fleisch nicht einmal gut ist, Jagd zu machen."

*

Eine den echten Staaren nahe verwandte Horde umfaßt die Grakeln oder Atzeln (Graculae), Bewohner Indiens, welche sich von Alters her großen Ruhm erworben haben. Sie sind ziemlich groß, dickleibig, kurzflügelig und kurzschwänzig. Der Schnabel ist etwa kopflang, dick, hoch, unten im Querschnitt viereckig, oben gerundet, auf der Firste stark gewölbt. Im Flügel ist die vierte Schwinge die längste; der zwölffedrige Schwanz ist abgerundet. Die Füße sind stark. Der Kopf trägt zwei nach hinten herabfallende, bewegliche, lebhaft gefärbte Hautlappen. Das Gefieder ist weich, seidig glänzend.

Eine der bekanntesten Arten ist die Meinate oder der Mino der Indier (Gracula musica oder Gr. religiosa), ein ziemlich großer Vogel von 10 Zoll Länge und 18½ Zoll Flügelbreite, dessen Schwanz 2⅘, dessen Flügel 5⅗ Zoll mißt. Das Gefieder ist einfarbig, glänzend purpurschwarz, mit grünem Schimmer auf dem Hinterrücken und den Oberschwanzdeckfedern, geringerem Glanz auf der Unterseite und kohlschwarz, glanzlos auf Flügeln und Schwanz. Ein weißer Flecken, welcher sich über die sieben Handschwingen erstreckt, bildet ein sichtbares Flügelband. Die sehr lebhaft tiefgelb

gefärbten Hautwülste beginnen hinter jedem Auge, ziehen sich über die Ohren dahin, verdicken sich hier und heften sich mit einem schmalen Streifen an den Scheitel an. Ein anderer Flecken unter dem Auge ist ebenfalls nackt und gelb gefärbt. Der Schnabel ist orangefarbig, der Fuß gelb, der Augenring dunkelbraun.

Die Meinate bewohnt nach Jerdon hauptsächlich die Wälder Indiens. Sie ist sehr häufig in dem Rhatgebirge und auf andern Höhen bis zu 3000 Fuß über dem Meere, aber nicht gleichmäßig über das Land vertheilt; denn sie tritt blos an gewissen Orten massenhaft auf. Man begegnet ihr gewöhnlich in kleinen Flügen von fünf oder sechs Stück, während der kalten Jahreszeit jedoch auch in großen Schwärmen, welche dann unter allen Umständen gemeinschaftlich übernachten, am liebsten in Bambusdickichten an den Ufern von Gebirgsströmen.



Die Meinate (Gracula musica).

Während ihres Freilebens frißt sie ausschließlich Früchte und Beeren der verschiedensten Art und besucht deshalb alle nahrungsversprechenden Orte, oft nicht gerade zur Zufriedenheit des Besitzers. Sie ist ein lebendiger, kluger und beweglicher Vogel, welcher in seinem Wesen und Betragen unserm Staar am nächsten kommt. Ihr Gesang ist sehr reichhaltig, wechselvoll und anmuthend, obgleich auch er einige unangenehme Laute hat. Die Kunst, andere Töne nachzuahmen, besitzt die Atzel in hohem Grade, und deshalb wird sie oft gezähmt. Sie gewöhnt sich rasch an ihren Gebieter, fliegt frei im ganzen Haus umher oder aus und ein, sucht sich den größten Theil ihres Futters selbst, befreundet sich mit den Hausthieren und ergötzt Jedermann durch ihr heiteres Wesen, ihre Gelehrigkeit und ihre Nachahmungsgabe. Liebhaber versichern, daß sie hinsichtlich der letzteren alle Papageien bei weitem übertreffe. Sie lernt nicht nur den Ton der menschlichen Stimme genau nachahmen, sondern merkt sich, wie der bestsprechende Papagei, ganze Zeilen, lernt Lieder pfeifen, ja selbst singen und hat dabei

keine von den unangenehmen Eigenschaften der Sittiche. Deshalb empfiehlt sie sich als Stubenvogel; sie wird als solcher auch oft nach Europa eingeführt, wo sie bei geeigneter Pflege jahrelang die Gefangenschaft erträgt.

Eigene Beobachtungen haben mich belehrt, daß nicht alle Atzeln dem von Jerdon gezeichneten Bilde entsprechen. Ich habe mehrere kennen gelernt, welche allerliebst schwatzten und sich fortwährend hören ließen, aber auch das Gegentheil erfahren. So besitzt der hamburger Thiergarten einen Mino, welcher sich nur durch seine erstaunliche Gefräßigkeit auszeichnet und, wie alle Fresser, ein höchst langweiliges Geschöpf ist. Von ihm vernimmt man kaum einen Laut; er ist ebenso still, als faul. Andere Vögel betrachtet er entweder gleichgiltig oder zankt sich mit ihnen ohne ersichtlichen Grund und mißhandelt dann sie in abscheulicher Weise.

Der Mino brütet in Baumhöhlen; doch sind die Eier noch unbekannt; Jerdon versichert wenigstens, sie niemals gesehen zu haben, obgleich er wiederholt in Gegenden lebte, wo dieser Vogel häufig war, und er oft Nestjunge von ihm erhielt.

*

Es mag unentschieden bleiben, ob man berechtigt ist oder nicht, die Madenhacker (Buphagae) zu den Staaren zu zählen. Diese merkwürdigen Vögel unterscheiden sich von allen übrigen Staaren namentlich durch den Bau ihres Schnabels und ihrer Füße; sie unterscheiden sich aber auch nicht unwesentlich durch ihre Lebensweise.

Die Madenhacker sind gestreckt gebaute Vögel mit ziemlich langen Flügeln, mittellangem, zwölffedrigen Schwanze, mittelhohen, kurzzehigen Füßen, welche mit starken gekrümmten Krallen bewehrt sind, und einem eigenthümlich geformten Schnabel, welcher am Grunde rundlich, nahe der Spitze aber seitlich zusammengedrückt ist, oben sich wölbt und unten stumpfwinkelig sich vorbuchtet. Das lockere Gefieder ist der Hauptsache nach bräunlichgrau.

Man kennt bis jetzt nur zwei Arten dieser Vögel, welche beide in Mittel- und Südafrika gefunden werden. Sie ähneln sich nicht nur in der Größe, sondern auch in der Färbung und scheinen in der Lebensweise vollständig mit einander übereinzustimmen.

Der gemeine Madenhacker (Buphaga africana) wird 9 Zoll lang und 13¾ Zoll breit; der Fittig mißt 4½ Zoll, der Schwanz 3½ Zoll. Die ganze Oberseite, der Vorderhals und die Oberbrust sind sehr gleichfarbig röthlichbraun, der Bürzel und die Unterseite hellfahl, die Flügel und der Schwanz dunkler braun. Der Schnabel ist vorn zinnoberroth, an der Wurzel aber gelb; der Fuß ist bräunlichgrau, das Auge lebhaft rothbraun.

Die zweite Art, der rothschnäbelige Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha) wird 8 Zoll lang und 12½ bis 13 Zoll breit; der Fittig mißt 4 Zoll, der Schwanz 3¼ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite aschgraubräunlich, auf der Unterseite blaßgelb; der Schnabel ist lichtroth, der Fuß braungrau, der Augenring und das äußere Augenlid goldgelb.

Beide Madenhackerarten sind weit verbreitet. Der erstgenannte findet sich von Südafrika an bis Habesch und bis zum Senegal, der zweite scheint mehr der Mitte des Erdtheils anzugehören und ist von der Ostküste bis nach Westen hin beobachtet worden. In Habesch und am Senegal kommen beide Arten zusammen vor; niemals aber vereinigen sie sich mit einander: so berichtet wenigstens Heuglin. Ihr Vorkommen scheint übrigens an gewisse, uns unbekannte Bedingungen geknüpft zu sein: sie finden sich blos in gewissen Gegenden. In den Bogosländern traf ich die rothschnäbelige Art ziemlich häufig, im ganzen Sudahn hingegen keine einzige von beiden.

Man sieht die Madenhacker in kleinen Gesellschaften zu sechs bis acht Stücken und zwar ausschließlich in der Nähe größerer Säugethiere, ohne welche sie, wie es scheint, gar nicht zu leben vermögen. Sie folgen den Herden der weidenden Rinder oder Kamele, finden sich aber auch auf einzelnen von diesen ein; gewöhnlich lassen sich die Trupps auf ein und demselben Thiere nieder. Aus den

Berichten der südafrikanischen Reisenden erfahren wir, daß sie, in gleicher Weise wie den Herdenthieren, den Elefanten und Nashörnern ihre Dienste widmen. Ich habe im zweiten Bande dieses Werkes das Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen und dem Nashorn bereits erwähnt. Nach Le Vaillant besuchen sie auch Antilopen, also wahrscheinlich alle größeren Säugethiere überhaupt. Sie widmen ihre Thätigkeit namentlich solchen Herdenthieren, welche wunde Stellen haben und deshalb die Fliegen herbeilocken. Daher hassen sie die Abissinier, welche glauben, daß sie durch ihr Picken die aufgeriebene Stelle reizen und die Heilung verhindern; es sind aber die Larven verschiedener Biesfliegen, die sich unter der Haut der Thiere eingebohrt haben und die vollgesogenen Zecken, welche sie herbeiführen. Erstere wissen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen, letztere von allen Stellen des Leibes abzulesen. Säugethiere, welche sie von Jugend auf kennen, verrathen niemals, daß die



Der rothschnäbelige Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha).

Schmarotzerei der Vögel ihnen lästig werde; sie behandeln die Madenhacker vielmehr mit wirklicher Freundschaft und lassen sie gewähren, gleichviel wie sie es treiben, ohne auch nur mit dem Schwanze nach ihnen zu schlagen: Thiere hingegen, welche sie nicht kennen, geberden sich wie unsinnig, wenn sie plötzlich den Besuch der in bester Absicht erscheinenden Vögel erhalten. So erzählt Anderson, daß eines Morgens die Ochsen seines Gespanns in den lächerlichsten Sätzen und in der wildesten Unordnung davon rasten, weil ein Schwarm Madenhacker sich auf ihnen niederließ. In meinen „Ergebnissen u. s. w." habe ich das Treiben der Vögel mit folgenden Worten zu schildern versucht: „Ein mit Madenhackern bedecktes Pferd oder Kamel gewährt einen lustigen Anblick. Ehrenberg sagt sehr richtig, daß die Vögel an den Thieren herumklettern, wie die Spechte an den Bäumen. Der Madenhacker weiß jede Stelle an dem Körper auszunutzen. Er hängt sich unten am Bauche zwischen den Beinen an, steigt an diesen herab, kopfunterst und kopfoberst, klammert sich sogar an den Geschlechtstheilen fest, setzt sich

auf den Rücken, auf die Nase, kurz, sucht so recht buchstäblich den ganzen Leib ab. Fliegen und Bremsen liest er geschickt vom Felle ab; die Maden unter der Haut zieht er hervor, nachdem er sich erst eine Oeffnung gehackt hat. Aber er mag arbeiten, wie er will, die Thiere verharren ganz ruhig; sie scheinen zu wissen, daß der augenblickliche Schmerz nur zu ihrem Besten ist."

„Der Madenhacker seinerseits vertraut übrigens auch nur dem Thiere; vor dem Menschen nimmt er sich sehr in Acht. Bei Annäherung eines solchen und namentlich eines Fremden klettert die ganze Gesellschaft, welche an dem Thiere saß, rasch nach dem First des Rückens empor, setzt sich fest und schaut nun vorsichtig dem Nahenden entgegen. Alle, welche ich beobachtete, ließen mich nicht näher als vierzig Schritt an sich herankommen. Gewöhnlich erheben sie sich schon viel früher, steigen zuerst in die Höhe, streichen mit leichtem Fluge, die Flügel weit ausgebreitet, oft auf ziemlichen Strecken hin und kommen in einem größeren Bogen wieder zurück. Wenn sie Gefahr vermuthen, setzen sie sich aber dann nicht nochmals auf ein Thier, sondern immer auf hochgelegene Punkte, namentlich auf Steinblöcke. Auf Bäumen habe ich sie nie gesehen."

Daß wild lebende Thiere sich nach und nach gewöhnen, auf die Warnung des Madenhackers zu achten, wie ich dies a. a. O. mit Gordon Cumming's Worten beschrieb, ist sehr erklärlich.

Ueber das Fortpflanzungs- und Brutgeschäft habe ich Nichts erfahren können, wie denn auch die Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Vögel noch sehr einer ausführlichen Beobachtung bedarf.

* * *

In den heißen Gegenden Afrikas und in einem Theile von Asien leben Vögel, welche in ihrer Gestalt und in ihrem Wesen unsern Staaren sehr ähnlich sind, aber ein prachtvoll gefärbtes, atlasartiges Gefieder tragen und deshalb vielleicht als Uebergangsglieder zwischen den Staaren und Paradiesvögeln betrachtet werden können. Wir nennen sie Glanzdrosseln (Lamprotornithes).

Sie beleben die verschiedensten Oertlichkeiten. Baumreiche Gegenden bilden selbstverständlich ihren bevorzugten Aufenthalt, und demgemäß trifft man sie am häufigsten in den Wäldern. Jedoch bewohnen nur wenige die eigentlichen Urwaldungen; die größere Mehrzahl liebt lichte Steppenwälder oder buschreiche Ebenen. Einige nehmen auf Felswänden und zumal auf einzeln stehenden großen Felsblöcken Herberge, manche kommen ungescheut in die bewohnten Ortschaften, und einzelne nisten sogar in den Wohnungen der Menschen.

Alle Glanzdrosseln sind höchst lebhafte, muntere, dreiste und geschwätzige Vögel. Sie leben regelmäßig in Gesellschaften, manche in ziemlich bedeutenden Scharen, und viele brüten auch gemeinschaftlich. Verwandte Arten vereinigen sich mit einander und schweifen dann längere Zeit zusammen im Lande umher. Andern Vögeln gegenüber zeigen sie sich aber nicht eben freundschaftlich, und namentlich mit Raben, Racken und Würgern leben sie in beständiger Fehde. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, Sämereien, Kerbthieren, Würmern, kleinen Schnecken, ausnahmsweise wohl auch in Aas, von welchem sie kleine Brocken abhacken. Den Herdenthieren erweisen sie, wie die Madenhacker oder unsere Staaren, Dienste, indem sie ihnen Zecken und anderes Ungeziefer ablesen. Sie fliegen gut, leicht, wenn auch zuweilen gleichsam schleppend, bewegen sich äußerst rasch auf dem Boden, hüpfend und laufend nach Staarenart, und zeigen sich nicht minder geschickt im Gezweig der Bäume. Sie sind klug, vorsichtig, jedoch nicht scheu, lernen bald gefährliche Leute von ungefährlichen unterscheiden und wissen sich je nach Gelegenheit und Umständen bestmöglichst einzurichten. Ihre Stimme ist, bei einigen, geradezu mißtönend, doch gibt es auch ziemlich gute Sänger unter ihnen; namentlich der Lockton ist oft sehr wohllautend und gewöhnlich mehrsilbig.

Hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäfts weichen die verschiedenen Arten wesentlich von einander ab. Die meisten und zumal diejenigen, welche Felsen bewohnen, nisten gesellschaftlich; andere trennen sich während der Brutzeit in Paare. Die Nester sind sehr verschieden, bei einigen groß und nicht ganz kunstlos, bei anderen nur ein wirrer Haufen von Zweigen und Gräsern. Die Bauart rich-

tet sich, wie erklärlich, nach dem Standorte der Nester: diejenigen, welche in Felshöhlungen angelegt werden, sind kunstlos, die, welche auf Bäumen stehen, fester und kunstvoller gebaut; roh und locker aber sind die einen wie die anderen. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs Eiern, welche gewöhnlich auf grünlichem Grunde mit röthlichen, bräunlichen, graublauen, schwarzen Flecken bezeichnet sind. Einzelne Arten sollen zweimal im Jahre brüten.

Zur Zeit ist es noch nicht mit Sicherheit ermittelt, ob man alle Glanzdrosseln als Standvögel zu betrachten hat oder nicht; die meisten sind es gewiß. Sie streichen höchstens in einem gewissen Gebiete umher, ohne eigentlich zu wandern. Andere sollen zu gewissen Zeiten erscheinen und unter Umständen zeitweilig an Orten sich ansässig machen, welche sie später verlassen.

In Afrika, welches die meisten Arten der Familie beherbergt, werden die Glanzdrosseln nicht verfolgt, und Dies ist wohl auch der Grund, weshalb diese prachtvollen Vögel selten lebend zu uns gebracht werden. Wie diejenigen, welche zu uns kamen, beweisen, halten sie sich bei einfachem Futter jahrelang im Käfig und bewahren sich auch hier ihre Munterkeit und Lebhaftigkeit. Sie gehören unbedingt zu den anziehendsten Vögeln eines Gesellschaftsbauers: die Pracht ihres Gefieders besticht jeden Beschauer.

Die Familie zerfällt in mehrere Horden. Eine derselben umfaßt die Glanzstaaren (Lamprocolii). Sie ähneln in ihrem Leibesbau noch am meisten unsern Drosseln oder Staaren. Der Schnabel ist mittellang, sanft gegen die Spitze hin gebogen, der Oberschnabel etwas über den unteren verlängert. Die Flügel sind ziemlich lang; sie reichen etwa bis zur Hälfte des kurzen, gerade abgeschnittenen, ein wenig ausgeschweiften oder etwas abgerundeten Schwanzes hinab. Die Füße sind kurz, ziemlich kräftig, ihre Zehen groß, die Nägel mittelmäßig. Alle Arten der Gruppe glänzen in den prachtvollsten Farben; Metallgrün ist vorherrschend. Das Gefieder ist mehr oder weniger sammtig.

In Nordostafrika lebt ziemlich häufig der Glanzstaar (Lamprocolius chalybeus), ein Vogel von 10¼ Zoll Länge und 17½ Zoll Breite, dessen Fittig 5½ und dessen Schwanz 3¾ Zoll mißt. Das Gefieder ist bronzegrün, an den Kopfseiten, auf dem Bürzel und auf dem Unterbauch aber blau und an den Spitzen der Schulterfedern ebenso gefleckt. Alle diese Farben zeigen einen wundervollen Glanz und Schimmer und schillern in der verschiedenen Beleuchtung in einer mit Worten kaum auszudrückenden Weise. Zwischen Männchen und Weibchen bemerkt man keinen Unterschied; die Jungen aber sind nur auf der Oberseite metallisch grün und auf der unteren dunkelbräunlichgrau, fast glanzlos.

Der Glanzstaar bewohnt die dichten Waldungen in Flußthälern, wie die dünner bestandenen der Steppe oder des Gebirges. Er lebt gewöhnlich paarweise; nur nach der Brutzeit bildet er kleine Flüge. Die Vögel treiben sich ebensowohl im dichtesten Gebüsch, wie auf den über der Ebene zerstreuten Felsblöcken herum. Sie sind munter und lebhaft, wie alle ihre Familienverwandten, halten sich viel auf dem Boden und im niederen Gebüsch, gegen Abend aber auch in den höheren Bäumen auf. Der eigenthümliche Flug macht sie dem geübten Auge in jeder Entfernung kenntlich. Er entspricht so recht den sammtenen Flügeln: er ist weich, wie diese, zwar ziemlich leicht, aber nicht schnell, sondern eher schleppend. Der Lauf ist sehr rasch, mehr sprung=, als schrittweise, fördernd und rastlos. Ueber andere Begabungen ist nicht viel Rühmenswerthes zu sagen. Der Gesang ist ganz unbedeutend, der Lockton unangenehm, mißlautend, kreischend. Hätte der Glanzstaar sein prachtvolles Gefieder nicht, man würde ihn kaum anziehend nennen können. Die Pracht des Gefieders aber ist so groß, daß man immer von neuem wieder zur Bewunderung hingerissen wird.

„Wenn man durch das Düster des Waldes geht", so habe ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." gesagt, „geschieht es wohl manchmal, daß plötzlich ein heller Schimmer in die Augen fällt, vergleichbar einem Sonnenstrahle, welcher von einer spiegelnden Metall= oder Glasfläche zurückgeworfen wird. Der Schimmer ist wirklich nichts anderes, als der vom Gefieder abprallende Sonnenschein; denn wenn man den Glanzstaar aufgefunden hat, kann man gewahren, daß er bei günstiger Beleuchtung mit jeder Bewegung einen Sonnenstrahl zurückspiegelt. Gleich nach dem Tode verliert das Gefieder

den größten Theil seiner Schönheit; seine volle Pracht zeigt es nur, so lange der Vogel lebt, so lange er sich in der glühenden afrikanischen Sonne bewegt."

Das Nest habe ich nicht gefunden, und ich weiß auch nicht, ob Heuglin unsern Vogel meint, wenn er von den großen Nesteln der Glanzstaaren, welche oft dutzendweise beisammenstehen, spricht. Im Sudahn fällt es Niemand ein, den prachtvollen Vogel im Käfig zu halten, und nach Europa ist er wohl auch niemals gekommen, sondern nur Verwandte von ihm, welche die Westküste bewohnen.

In denselben Gegenden lebt eine zweite Art der Familie, der Staarglanzvogel (Notauges chrysogaster). Er und seine Verwandten unterscheiden sich durch derberes und minder schimmerndes



Der Prachtglanzstaar (Notauges superbus).

Gefieder, etwas schlankeren Schnabel, kürzeren Schwanz und verhältnißmäßig starke, hohe Füße mit ziemlich langen Zehen. Der Staarglanzvogel ist nur 8 Zoll lang und 13½ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 4 Zoll, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Die Stirn und der Oberkopf des alten Vogels sind graugrün, der Mantel, die Kehle, der Hals und die Brust schwarzgrün mit lebhaftem Braun; der Bürzel ist glänzend stahlblau; der Bauch und die Schenkel sind rostroth, aber glanzlos; der Zügel ist schwarz, das Auge braun, der Schnabel gelb, der Fuß bläulichschwarz. Die Jungen sind auf der Oberseite dunkelbräunlichgrün, auf der unteren rothbraun, in der Kehlgegend etwas dunkler, als auf der Brust.

Eine andere Art der Sippe, vielleicht die schönste von allen, der Prachtglanzstaar (Notauges superbus), bewohnt Abissinien und das tiefere Innere Afrikas. Er ist ungefähr ebenso groß, wie der

Staarglanzvogel, auf dem Oberkopf röthlicherzfarben, auf dem Mantel grün, mit schwarzen, seidigglänzenden Flecken an den Federenden, auf Vorderhals, Oberbrust und Schwanz blau, stahlglänzend, auf dem übrigen Unterleibe, mit Ausnahme eines weißen Brustbandes, roth. —

Der Staarglanzvogel ist der häufigste von allen, welchen man im Sudahn begegnet. Ihn trifft man in allen Steppen, welche mit niederem Buschwerk bestanden sind, in zahlreichen Flügen an; paarweise bemerkt man ihn äußerst selten. Er bevorzugt entschieden die Ebene: nach Heuglin kommt er höchstens bis zu 4000 Fuß über dem Meere vor; ich meinestheils habe ihn nie in ähnlichen Höhen angetroffen. Die Lebensweise erinnert ebensowohl an die unserer Staaren, wie an die unserer Drosseln. Ich habe sie in meinen „Ergebnissen u. s. w.“ zu schildern versucht und weiß dem dort Gesagten kaum etwas Weiteres hinzuzufügen. „Ein Flug dieser Vögel durchstreift während des Tages ein ziemlich weites Gebiet, bald auf verschiedenen Bäumen sich sammelnd, bald wieder laufend sich zerstreuend. In den Früh- und Abendstunden setzt sich die ganze Schar auf einen der höheren Bäume nieder, und die Männchen singen nach Staarenart von dort herab ihr Morgen- oder Abendlied. Während des Mittags verbergen sie sich still im Gezweig der Bäume, in den übrigen Stunden des Tages schweifen sie rastlos umher. Ihr Gang ist der unserer Drossel, und dieser ähneln sie auch darin, daß sie bei Verfolgung immer auf kleine Strecken dahinfliegen, in einen Busch sich bergen, hier den Verfolger abwarten und wieder davoneilen, wenn derselbe sich naht. So lange sie Nahrung suchen, ist die ganze Gegend nicht einen Augenblick lang ruhig. Alles lärmt und schreit durch einander, und auch während des Fliegens noch schreien sämmtliche Glieder einer Herde laut auf, nicht eben in der ansprechendsten Weise. Ihre große Regsamkeit läßt sie bald bemerklich werden; sie wissen sich jedoch mit ziemlich großer Vorsicht dem Schützen geschickt zu entziehen und werden, wenn sie sich verfolgt sehen, bald sehr scheu.“

Von den Genannten unterscheidet sich ein Mitglied der Horde durch zierlichen, etwas gebogenen, gegen die Spitze hin zusammengedrückten Schnabel, verhältnißmäßig kurze Flügel, mittellangen Schwanz, ziemlich schwache, aber langzehige Füße und ein schuppiges Gefieder, weshalb man es Schuppenglanzstaar (Pholidauges) genannt hat. Man kennt nur eine einzige Art (Pholidauges leucogaster), welche Mittelafrika von der Ost- bis zur Westküste bewohnt, aber auch noch jenseits des rothen Meeres in Arabien gefunden wird.

An Pracht des Gefieders steht der Schuppenglanzstaar keinem anderen Mitgliede seiner Familie nach. Die ganze Oberseite und der Hals bis zur Brust herab sind purpurblau, wundervoll ins Violette schimmernd, Brust und Bauch hingegen weiß. Die Schwingen sind schwärzlichbraun, nach außen hin violett gerandet. Alle dunkeln Stellen des Gefieders schimmern bei gewisser Beleuchtung in kupferfarbigem Metallglanze. Die Farbe der Iris ist lebhaft braun; der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die jungen Vögel unterscheiden sich auffallend von den alten. Sie sind auf der Oberseite heller und dunkler braun gebändert, auf der Unterseite auf röthlichweißem Grunde braun gestrichelt. Das Männchen ist 7 bis 7¼ Zoll lang und 12½ bis 12¾ Zoll breit; der Fittig mißt 4 bis 4¼ Zoll, der Schwanz 2½ bis 2¾ Zoll.

Auch über den Schuppenglanzstaar kann ich nur Das wiederholen, was ich in meinen „Ergebnissen u. s. w.“ mitgetheilt habe. „Man findet den Vogel in zahlreichen Familien im Gebirge und zwar in der Tiefebene so gut, wie in der Höhe; vom eigentlichen Gebirge scheint er sich jedoch nicht weit zu entfernen. Er ist ein echter Baumvogel, welcher nur selten auf den Boden herabkommt und hier immer äußerst kurze Zeit verweilt. In den Nachmittagsstunden sammelt auch er sich, wie unser Staar, auf gewissen Lieblingsbäumen; aber er singt hier nicht, wie er überhaupt ein ziemlich stiller Vogel genannt werden muß. Man hört minutenlang nicht einen einzigen Ton von ihm. Die Familien bestehen aus sechs bis zwanzig Stück.“

„Selbst in dem an schön gefiederten Vögeln so reichen Abissinien fällt der Schuppenglanzstaar wegen der Pracht seiner Färbung auf. Namentlich wenn er fliegt, spielt das Sonnenlicht in wunderbarer Weise mit dem herrlichen Blau seines Rückens. Wenn man den Vogel zum ersten Mal und fliegend sieht, ist man nicht im Stande, seine eigentliche Färbung zu erkennen. Die Oberseite erscheint kupferfarben, mit einem schwachen Schein ins Violette, nicht aber blau, wie sie doch wirklich ist. Nur zuweilen und blos auf Augenblicke sieht man, daß Dies auf Sinnentäuschung beruht; aber man ist dann geneigt, gerade die blaue Farbe als die durch besondere Beleuchtung hervorgebrachte und so zu sagen unnatürliche anzusehen. Man staunt, wenn man den Vogel herabgeschossen hat und ihn in der Hand hält. Er scheint dann so ganz anders, als früher."

„Der Flug des Schuppenglanzstaars ist sehr leicht und zierlich, dabei äußerst rasch und behend, der Lauf ein drosselartiges Hüpfen, wie denn überhaupt der Vogel mich vielfach an unsere Rothdrossel erinnert hat.



Der Schuppenglanzstaar (Pholidauges leucogaster).

Aber er sucht sich mehr die Höhe, als die Tiefe auf und fliegt, aufgeschreckt, immer zunächst den höchsten Bäumen zu, nicht, wie die Drosseln, im Gebüsch fort. Wie es scheint, bevorzugt er die dem Wasser nahe gelegenen Bäume vor allen übrigen. An dem einmal gewählten Standort hält er sehr fest. Bei Mensa z. B. sahen wir ihn bei jeder Jagd so ziemlich auf denselben Bäumen über dem Wasser. Zur Zeit unseres Aufenthalts waren die Jungen bereits vermausert und die Alten im Hochzeitskleide; doch fand ich, aller Bemühungen ungeachtet, kein Nest und vermochte auch nichts Sicheres über das Fortpflanzungsgeschäft zu erfahren."

Heuglin berichtet, daß er den Vogel bis zu 8000 Fuß über der Meereshöhe angetroffen und im Juli halbflügge Junge gefunden habe. Ueber das Nest scheint auch ihm Nichts bekannt worden zu sein.

*

Eine wenig zahlreiche Gruppe der Glanzdrosseln können wir Glanzelstern nennen, weil sie mit diesem allbekannten Vogel in ihrer Gestalt einige Aehnlichkeit zeigen und auch in ihrem Betragen an ihn erinnern. Die Glanzelstern (Lamprotornis) sind größer, als die bisher erwähnten Arten und durch ihren auffallend langen Schwanz so ausgezeichnet, daß sie, streng genommen, kaum einer erschöpfenden Schilderung bedürfen. Der ziemlich kurze Schnabel ist zierlich, auf der Firste leicht gebogen, am Rande ein wenig ausgeschweift. Die Schwingen sind lang, aber nicht eben spitzig; der Schwanz ist so bedeutend abgestuft, daß die äußersten Federn kaum mehr als ein Drittel von der Länge der mittelsten erreichen. Die Füße sind hoch, kräftig, langzehig und mit starken Nägeln bewehrt.

Durch Le Vaillant sind wir mit dem weit verbreiteten Schweifschwanzvogel (Lamprotornis aenea) bekannt geworden. Er ist 18 bis 20 Zoll lang, wovon der Schwanz 10 bis 13 Zoll wegnimmt; der Fittig mißt 6½ bis 7¼ Zoll. Das Gefieder ist der Hauptfärbung nach schimmernd blaugrün, auf dem Rücken und Unterleibe braun, mit Kupferglanz auf dem Kopfe. Die Flügeldeckfedern zeigen schwarze Spitzenflecken. Der Schwanz ist purpurblau, in allen Metallfarben schimmernd, durch dunklere Querflecken leicht gezeichnet. Das Auge ist hellgelb; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

West- und Südafrika sind das Vaterland dieses Prachtvogels; im Norden wird er durch eine nahverwandte Art vertreten. Le Vaillant erzählt, daß der Schweifschwanzvogel in großen Flügen zusammenlebe, sich auf Bäumen aufhalte, aber auch auf die Erde herabkomme, um Würmer und Kerbthiere aufzusuchen, daß er sich auf dem Boden wie eine Elster bewege und fortwährend schreie, weiß aber im übrigen auch Nichts über ihn zu berichten. Auch ich habe in meinen Tagebüchern wenig über den ostafrikanischen Verwandten des Schweifschwanzvogels niedergeschrieben; ich glaubte damals, daß er hinlänglich bekannt wäre. So viel mir erinnerlich, haben wir ihn nur in den Urwaldungen getroffen und zwar höchstens in kleinen Familien, niemals aber in großen Banden, wie Vaillant angibt. Die Paare oder die Trupps leben viel auf dem Boden und bewegen sich hier ganz nach Art unserer Elstern; die Aehnlichkeit wird namentlich dadurch eine auffallende, daß der Schweifschwanzvogel seinen prächtigen Schwanz ganz wie die Elster nach oben gestellt trägt. Fremdartigen Erscheinungen gegenüber zeigt sich das schöne Thier höchst mißtrauisch; es ist auch da scheu, wo es den Menschen nur von seiner guten Seite kennen gelernt hat. Doch naht es sich zuweilen den Ortschaften: ich erinnere mich, unsern Vogel unmittelbar neben den letzten Strohhütten einzelner Negerwalddörfer gesehen zu haben. Heuglin beobachtete den Schweifschwanzvogel bis zu 4000 Fuß über dem Meere, paar- und truppweise, und erwähnt, daß er nicht selten Aas fresse.

Zu Anfang dieses Jahres (1865) kamen plötzlich viele Glanzdrosseln und unter ihnen auch Schweifglanzvögel auf den europäischen Thiermarkt, wie erzählt wurde, durch Bemühung und Vermittelung eines Franzosen, welcher über hundert Stück nach Paris gesandt haben soll. Seitdem sieht man wohl in jedem größeren Thiergarten mehrere der prächtigen Vögel. Ich habe noch nicht genügend Gelegenheit gehabt, die unserigen zu beobachten, und bin daher nicht im Stande, ihr Gefangenleben ausführlich zu beschreiben.

Im allgemeinen erinnern die Schweifglanzvögel, soweit es sich um das Betragen handelt, an die Drosseln; kaum weniger aber auch an gewisse Elstern, so namentlich an die Blauelstern. Mit anderen Glanzdrosseln, zumal mit den Glanzstaaren, haben sie jedoch noch weit größere Aehnlichkeit: sie bekunden sich in jeder Hinsicht als Engverwandte derselben. Ihre Bewegungen sind leicht und zierlich, ebenfalls einigermaßen schleppend, jedoch keineswegs unkräftig. Der lange Schweif wird in der beschriebenen Weise getragen, wenn der Vogel auf dem Boden umherhüpft, senkrecht herabfallend dagegen, wenn er im Gezweig sitzend, größerer Ruhe sich hingibt. Die Stimme ist rauh und kreischend, dabei aber so eigenthümlich, daß man sie schwerlich mit einer andern uns bekannten verwechseln kann. Einen Gesang habe ich von unseren Gefangenen nicht vernommen; doch dürfte Dies aus dem Grunde Nichts beweisen, weil diese Gefangenen bisher in der Mauser waren oder mindestens dicht vor ihr standen. Im übrigen muß ich

die Schweifglanzvögel als lebhafte und muntere, aber ziemlich stille und höchst verträgliche Geschöpfe bezeichnen, welche man im Gesellschaftsbauer unter dem verschiedenartigsten Kleingeflügel halten darf, ohne irgendwelche Befürchtungen hegen zu müssen. Gewöhnliches Drosselfutter, mit Ameiseneiern reichlich beschickt und mit einigen Korinthen und zerschnittenen Feigen gewürzt, scheint ihnen zusagende Kost zu sein; wenigstens halten sie sich dabei vortrefflich. Auf lebende Kerbthiere sind sie erpicht; sie verfolgen Fliegen, Käfer und Schmetterlinge mit größtem Eifer und wissen auch die fliegenden geschickt wegzukapern.

Jedenfalls sind die prachtvollen Thiere wohl geeignet, den Liebhaber zu erfreuen. Nicht ihr schimmerndes Gefieder allein, sondern auch ihr Betragen macht sie anziehend. Das helle Auge gibt ihnen ein gewecktes, kluges Ansehen: ob sie diesem Anschein durchaus entsprechen, muß fernere Beobachtung lehren.

*

Die letzte Horde der Familie wird durch die Felsenglanzvögel (Moriones) gebildet. Die hierher gehörigen Vögel zeichnen sich aus durch minder prachtvolles, aber immer noch glänzendes Gefieder, welches je nach dem Geschlecht verschieden ist, und durch eine, bei allen Arten vorkommende bräunliche Färbung der Schwungfedern oder wenigstens eines Theiles derselben. Im übrigen wiederholen sie gewissermaßen die Glanzdrosseln.

Felsen, kahle Hochbäume oder Ruinen Abissiniens beherbergen Scharen eines hierher gehörigen Vogels, welcher unsere Alpendohle zu vertreten scheint. Wir können ihn Felsenstaar nennen; sein wissenschaftlicher Name ist Ptilonorhynchus albirostris. Das Gefieder ist seidig, der Schnabel verhältnißmäßig kurz, mit zugerundeter Kuppe oder Schnabelspitze, schwach ausgekerbt, von einem harigen Federstern am Grunde des Oberschnabels theilweise überdeckt. Der Flügel ist mittellang, abgerundet, die dritte Schwinge am längsten; der Schwanz ist ziemlich lang, rechtwinkelig abgestutzt; der Fuß ist kräftig, langzehig, mit mittelmäßigen, stark gekrümmten Nägeln bewehrt. Bei dem Männchen ist ein schönes Blauschwarz mit Stahlglanz die herrschende Farbe; die großen Flügeldeckfedern und der Schwanz sind sammtschwarz, die Schwingen zimmtroth, auf den äußern Fahnen gegen die Spitze hin schwärzlich; die Iris ist rothbraun, der Schnabel lichthornbraun, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 11½ Zoll, die Fittiglänge 6¼ Zoll, die Schwanzlänge 4⅓ Zoll. Das kleinere Weibchen und der junge Vogel sind auf Kopf, Hals und dem obern Theil der Brust blaugrau, im übrigen aber wie das alte Männchen gefärbt.

Rüppell, der Entdecker des Felsenstaars, fand ihn in den Gegenden von Abissinien, besonders häufig auf dem Tarantagebirge und in der Provinz Simeen, stets in Scharen und erwähnt, daß er sich von Beeren und Sämereien nährt. Ich glaube ihn auf einem einzeln stehenden Felsblock der Hochebene von Mensa gesehen zu haben und wiederhole deshalb das in meinen „Ergebnissen u. s. w." Mitgetheilte.

„In seinem Wesen erinnert der Felsenstaar zumeist an unsere Dohle. Wie diese hält er sich in Scharen zusammen, wie diese umfliegt er schreiend den einmal gewählten felsigen Ort. Er klettert geschickt an den Felswänden hin und läuft behend auf den Steinplatten auf und nieder: kurz, er ist so recht eigentlich auf den Felsen zu Hause. Im Fluge schwebt er mit weit ausgebreiteten Flügeln auf ziemlichen Strecken dahin, dann folgen einige rasche Flügelschläge, und wiederum breitet er die Schwingen so weit wie möglich aus. Im ganzen fliegt er sehr leicht und zierlich. Höchst selten entfernt er sich weit von seinem Felsen. Dieser dient ihm gewissermaßen zum Sammelpunkt, und namentlich gegen Abend sieht man ihn scharenweise umherziehen oder bezüglich klettern. Einige höhere Bäume in der Nähe des einmal gewählten Standortes werden von hieraus gelegentlich besucht, und dann vernimmt man auch regelmäßig den äußerst klangreichen Gesang der Männchen. Der Lockton

des Felsenstaars ist ein wohltlingendes „Djui, Djui“, welches mich am meisten an den Staarenpfiff erinnert hat. Der Gesang ist sehr reich und etwa als das Mittel zwischen dem Drosselschlag und dem Staarengesang zu bezeichnen; doch fehlt ihm das Schnarrende der Staaren gänzlich. Erschreckt stößt die Gesellschaft ein lautes, etwa wie „Wittitir, Wittu, Wittihu“ klingendes Geschrei aus. Ich fand, daß der Vogel mindestens ebenso scheu war, wie andere große Glanzdrosseln und habe mich vergeblich bemüht, ihn zu überlisten. Das gelang mir nicht einmal auf dem Anstand unter seinem Lieblingsbaume und bezüglich an der Wand seines Felsens. Einer der Herankommenden bemerkte mich, warnte die übrigen, und nunmehr wich Alles sorgfältig aus.“

Einige sehr nahe verwandte Vögel, welche wir Bergglanzstaaren (Amydrus) nennen wollen, unterscheiden sich durch schwächern Schnabel mit deutlicher Kerbe, kürzere, gerundete Flügel, verhältnißmäßig längern, etwas abgestuften Schwanz und seidiges, nicht aber metallisch glänzendes Gefieder von den vorigen. Sie bewohnen Süd- und Mittelafrika, finden sich aber auch, wie Heuglin und ich gleichzeitig beobachteten, im steinigten Arabien.

Le Vaillant hat eine Art dieser Gruppe Naburup (Amydrus Naborup) genannt, und dieser Name ist auch zum wissenschaftlichen erhoben worden. Sie ist 9⅔ Zoll lang; der Fittig mißt 5¼ Zoll, der Schwanz 4 Zoll. Das Gefieder ist schwärzlichstahlblau; die sechs ersten Schwungfedern aber sind auf der Außenfahne rothbraun, auf der innern lichtbraun, gegen die Spitze hin schwarzbraun. Der Augenstern ist lichtroth, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das Weibchen ist kleiner, im Gefieder kaum verschieden. Die Jungen sind braun und stahlblau gefleckt.

Vaillant fand den Naburup im Lande der Namaquen unter dem 30. Grad südlicher Breite. Wir begegneten ihm im steinigten Arabien und zwar in einem ziemlich großen Trupp, welcher auf Felsen sein Wesen trieb. Wie es scheint, leben auch diese Vögel stets in Gesellschaften, ganz nach Art der Felsenglanzstaaren. Ihr kurzer Gesang ist angenehm, ihr Lockton äußerst wohllautend. Ueber das Fortpflanzungsgeschäft scheint wenig bekannt zu sein. Eine nahe verwandte Art nistet gesellschaftsweise in Felsklüften und zwar zweimal im Jahre. Das Nest wird so kunstlos aus kleinen Zweigen gefertigt, daß man die auf grünlichem Grunde braun gefleckten Eier, vier bis fünf an der Zahl, durchschimmern sieht. Beide Geschlechter brüten abwechselnd. Hierauf beschränkt sich das mir über diesen Vogel Bekannte.

* * *

Mehrere Naturforscher vereinigen die Pirole (Orioli) mit den Paradiesvögeln, andere reihen sie den Drosseln an; ich glaube, ihnen hier ihre Stelle anweisen zu dürfen. Die Familie, welche sie bilden, kennzeichnet sich durch gestreckten Leibesbau mit ziemlich langen Flügeln, mittellangen Schwanz und niederen oder mindestens wenig hohen, starkzehigen und mit kräftigen Krallen bewehrten Füßen. Der Schnabel ist lang, kegelförmig, oben und unten sanft gewölbt, mit einem kaum bemerklichen Haken am Oberschnabel. Das Gefieder ist weich und schönfarbig, nach dem Geschlecht meist sehr verschieden, bei einigen Arten glänzend, bei andern schimmerlos, dann aber durch sehr lebhafte Farben ausgezeichnet.

Alle hierher gehörigen Vögel gehören der Osthälfte der Erde an. Die meisten sind Bewohner der alten Welt; einige leben in Neuholland. Sie bewohnen die Waldungen und halten sich meist auf Bäumen auf; doch sind einige Arten in gewissem Sinne auch Erdvögel, während alle kurzfüßigen auf dem Boden nur mit ungeschickten Sprüngen dahin hüpfen. Im Gezweig bewegen sie sich sehr geschickt, fliegend mit großer Leichtigkeit. Ihre Stimme ist einfach; die einzelnen Laute zeichnen sich jedoch durch Kraft und Wohllaut aus. Kerbthiere und Früchte bilden die Nahrung.

So viel man bis jetzt weiß, leben nur wenige Arten gesellig. Die meisten halten sich in Paaren zusammen und vertheidigen eifersüchtig das einmal gewählte Gebiet gegen andere ihrer Art. Die australischen Arten scheinen jedoch hiervon eine Ausnahme zu machen, weil man sie oft auch während der Paarungszeit in Gesellschaft gesehen hat. Die Nester sind ohne Ausnahme künstliche Gebäude, welche zwischen Baumzweigen aufgerichtet oder angehängt werden. Einige Arten errichten sich noch außerdem Vergnügungslauben, welche sie mit allerhand glänzenden Dingen verzieren.

Die australischen Arten mögen die Reihe eröffnen. Sie stellen sich gewissermaßen als Uebergangsglieder zwischen den Glanzdrosseln und den Pirolen im engern Sinne dar, während diese in mancher Hinsicht an die Paradiesvögel erinnern.

Unter ihnen ist eine Art in der Neuzeit berühmt geworden, der Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus). Sein Leib ist kräftig, der Flügel kurz abgerundet, der Schwanz mittellang und abge-



Der Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus).

stumpft, der Fuß ziemlich hoch, dünn und kurzzehig, der Schnabel kräftig, auf dem Oberkiefer ziemlich stark gewölbt, mit seichten Haken über den untern gebogen, vor der Spitze mit zwei leichten Einschnitten versehen, der Unterkiefer leicht gekrümmt. Das alte Männchen ist ein prachtvoller Vogel. Sein wie Atlas glänzendes Gefieder ist tief blauschwarz; die Vorder- und Armschwingen, Flügeldeck- und Steuerfedern sind sammtschwarz, blau an der Spitze; die Iris ist hellblau bis auf einen schmalen rothen Ring, welcher den Stern umgibt, der Schnabel lichtbläulichhornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß röthlich. Das Weibchen ist auf der Oberseite grün, an den Flügeln und auf dem Schwanz dunkelgelbbraun, auf der Unterseite gelblichgrün, jede Feder hier mit dunkelbraunen Mondflecken nahe der Spitze, wodurch eine schuppige Zeichnung entsteht. Die Jungen ähneln dem Weibchen.

Gould hat uns mit der Lebensweise der Atlasvögel ziemlich genau bekannt gemacht. So viel man bis jetzt weiß, ist Neusüdwales das Vaterland und das üppige, dicht beblätterte Gestrüpp der Lieblingsaufenthalt unseres Vogels. Er lebt ständig an ein und demselben Orte, streicht jedoch in einem kleinen Gebiete hin und her, vielleicht in der Absicht, sich reichlichere Nahrung zu verschaffen. Im Frühjahre Australiens trifft man ihn paarweise, im Herbst in kleinen Flügen, dann oft in den Flußbetten, namentlich da, wo sich Gebüsche auf einem Uferstreifen zur Wassergrenze hinabziehen. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Körnern und Früchten; namentlich die riesenhaften Feigenbäume werden ihrer Früchte halber viel besucht. Nebenbei mögen die Atlasvögel wohl auch Kerbthiere verzehren. Während des Fressens sind sie wenig scheu und lassen sich bequem beobachten, während sie sonst äußerst wachsam und vorsichtig sind. Zumal die alten Männchen sollen sich schwer überlisten lassen: sie sitzen auf einem Baumwipfel und warnen, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, ihre auf dem Boden oder im Gezweig beschäftigten Familienglieder durch einen hellen Lockton, welchem bei Erregung ein rauher, unangenehmer Gurgelton folgt. Unter den Trupps sieht man immer nur wenige ausgefärbte Männchen; es scheint daher, daß diese erst spät ihr volles Kleid erhalten.

Das Merkwürdigste in der Lebensweise der Atlasvögel ist der Umstand, daß sie sich zu ihrem Vergnügen laubenartige Gewölbe erbauen, in denen sie sich scherzend umhertreiben. Gould lernte diese Gebäude zuerst im Museum zu Sidney kennen, wohin eines von denselben durch einen Reisenden gebracht worden war, nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen und beobachtete nun längere Zeit die Thiere bei ihrer Arbeit. „Bei Durchstreifung der Cedergebüsche des Liverpoolkreises", so erzählt er, „fand ich mehrere dieser Lauben oder Spielplätze auf. Sie werden gewöhnlich unter dem Schutze überhängender Baumzweige im einsamsten Theile des Waldes und zwar stets auf dem Boden angelegt. Hier wird aus dicht durchflochtenem Reisig der Grund gebildet und seitlich aus feineren und biegsameren Reisern und Zweigen die eigentliche Laube gebaut. Die Stoffe sind so gerichtet, daß die Spitzen und Gabeln der Zweige sich oben vereinigen. Auf jeder Seite bleibt ein Eingang frei. Einen besondern Schmuck erhalten die Lauben dadurch, daß sie mit grellfarbigen Dingen aller Art verziert werden. Man findet hier buntfarbige Schwanzfedern verschiedener Papageien, Muschelschalen, Schneckenhäuser, Steinchen, gebleichte Knochen, u. s. w. Die Federn werden zwischen die Zweige gesteckt, die Knochen und Muscheln am Eingange hingelegt. Alle Eingebornen kennen diese Liebhaberei der Vögel, glänzende Dinge wegzunehmen und suchen verlorne Sachen deshalb immer zunächst bei gedachten Lauben. Ich fand am Eingange einen hübsch gearbeiteten Stein von 1½ Zoll Länge nebst mehreren Läppchen von blauem, baumwollenen Zeuge, welche die Vögel wahrscheinlich in einer entfernten Niederlassung aufgesammelt hatten. Die Größe der Lauben ist sehr verschieden."

Es ist noch nicht vollkommen erklärt, zu welchem Zwecke die Atlasvögel solche Gebäude aufrichten. Das eigentliche Nest sind sie gewiß nicht, sondern nur ein Ort der Vergnügung für beide Geschlechter, welche hier spielend und scherzend durch und um die Laube laufen. Wie es scheint, werden die Lauben während der Paarungs- und Brütezeit zum Stelldichein benutzt, und wahrscheinlich gebrauchen sie die Thiere mehrere Jahre nach einander. Coxen berichtet, daß er gesehen habe, wie die Vögel und zwar die Weibchen eine Laube, welche er zerstört, wieder hergestellt haben. Der „alte Buschmann" erzählt, daß sie in dichten Theesträuchern und anderem Gebüsch, gewöhnlich in Vertiefungen unweit ihrer Lauben brüten; doch scheinen die Eier bis zur Stunde noch nicht bekannt zu sein. „Wenn das alte Männchen erlegt wird, findet das Weibchen sofort einen andern Gefährten: ich habe von einer Laube kurz nach einander drei Männchen weggeschossen."

Auch in der Gefangenschaft bauen die Vögel ihre Lauben. Strange, ein Liebhaber zu Sidney, schreibt an Gould: „Mein Vogelhaus enthält jetzt auch ein Paar Atlasvögel, von welchen ich hoffte, daß sie brüten würden, als sie in den beiden letzten Monaten anhaltend beschäftigt waren, Lauben zu bauen. Beide Geschlechter besorgen die Aufrichtung der Lauben; aber das Männchen ist der hauptsächlichste Baumeister. Es treibt zuweilen sein Weibchen überall im Vogelhause herum, dann geht es zur Laube, hackt auf eine bunte Feder oder ein großes Blatt, gibt einen sonderbaren Ton von sich,

sträubt alle Federn und rennt rings um die Laube herum, in welche endlich das Weibchen eintritt. Dann wird das Männchen so aufgeregt, daß ihm die Augen förmlich aus dem Kopfe heraustreten. Es hebt unablässig einen Flügel nach dem andern, pickt wiederholt auf den Boden und läßt dabei ein leichtes Pfeifen vernehmen, bis endlich das Weibchen gefällig zu ihm geht, und das Spiel zunächst beendet wird."

In der letzten Zeit sind ein Paar lebende Vögel dieser Art glücklich nach London gelangt und haben hier nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit aller Besucher des Thiergartens auf sich zu ziehen. Sie sind von **Wolf** abgebildet worden.

Die **Kragenvögel** (Chlamydera), nahe Verwandte der Atlasvögel, zeigen dieselbe Gewohnheit, wie diese. Sie kennzeichnen sich durch einen mäßig langen, auf der Firste erhobenen, nach der Spitze zu gebogenen, seitlich zusammengedrückten Schnabel mit einer Kerbe vor der Spitze, durch lange und spitzige Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, einen langen, seicht abgerundeten Schwanz und kräftige, vorn breit geschilderte Läufe mit langen und starken Zehen, welche lange, gekrümmte und spitzige Nägel tragen.

Der **gefleckte Kragenvogel** (Chlamydera maculata) ist $10\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die Federn des Oberkopfes und der Gurgelgegend sind schön braun, von einer schmalen schwarzen Linie umzogen, die Oberkopffedern silbergrau an der Spitze. Die ganze Oberseite, die Flügel und der Schwanz sind tiefbraun, alle Federn durch einen runden braungelben Spitzenfleck gezeichnet. Ein schönes Nackenband von verlängerten pfirsichblüthrothen Federn bildet eine Art Fächer. Die Vorderschwingen sind leicht weiß, die Schwanzfedern bräunlichgelb gespitzt. Die Unterseite ist graulichweiß, die seitlichen Federn sind durch schwache hellbraune Zickzacklinien quer gestreift. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und der Fuß sind braun. Die alten Vögel unterscheiden sich wenig, die Jungen durch das Fehlen des Fächers.

Die Kragenvögel bewohnen ausschließlich das Innere Australiens und hier zahlreich niedere Gebüschzüge an den Rändern der Ebenen. Sie sind aber sehr scheu und werden deshalb von den Reisenden gewöhnlich gar nicht gesehen. Ihre Beobachtung erfordert Vorsicht. Dem Kundigen verrathen sie sich durch einen rauhen, unangenehm scheltenden Lockton, welchen sie hören lassen, wenn sie, durch irgend Etwas gestört, sich aus dem Staube machen wollen. Dann pflegen sie sich auf die höchsten Wipfelzweige der luftdichtesten Zweige zu setzen, die Umgegend zu überspähen und sich hierauf demjenigen Orte zuzuwenden, welcher ihnen am geeignetsten scheint. Am sichersten erlegt man sie bei der Tränke, namentlich während der Zeit der Dürre, welche ihnen keine Wahl läßt. **Gould**, welcher sich hier auf den Anstand legte, beobachtete, daß die durstigen Vögel allerdings sehr mißtrauisch sich zeigten, endlich aber doch, vom Durste überwältigt, nun eilig herabkamen und nicht blos an dem Menschen, sondern auch an einer ungeheuren schwarzen Schlange, welche nahe dem Wasser ebenfalls auf der Lauer lag, vorüberflogen, um zu trinken; die Kragenvögel waren die scheuesten unter allen, welche hier zur Tränke kamen. Später fand **Gould** auch ihre Lauben auf.

Diese Gebäude sind noch künstlicher und noch mehr ausgeschmückt, als die der Atlasvögel. Sie finden sich an ähnlichen Orten, sind aber länger und bogiger, manche über drei Fuß lang. Aeußerlich bestehen sie aus Reisig, welches mit langen Grashalmen schön belegt ist. Die Ausschmückung ist überaus reich und manchfaltig. Man findet zweischalige Muscheln, Schädel, Knochen kleiner Säugethiere u. dgl. Zur Befestigung der Gräser und Zweige werden Steine benutzt und sehr künstlich geordnet. Sie liegen vom Eingang an jederseits so aus einander, daß zwischen ihnen Fußstege entstehen, während die Sammlung der Schmucksachen einen Haufen vor beiden Eingängen bilden. Bei einzelnen Lauben fand man fast einen halben Scheffel von Knochen, Muscheln u. dgl. vor jedem Eingange. Diese Gebäude waren wahrscheinlich seit mehreren Jahren benutzt worden. Aus der Entfer=

nung der Lauben von den Flüssen, welche die Muscheln geliefert haben mußten, konnte der Forscher schließen, daß die Vögel ihre Schmucksachen unter Umständen meilenweit herbeischleppen. Im Aussuchen der Stoffe scheinen die Baukünstler sehr wählerisch zu sein; sie nehmen nur solche, welche abgebleicht und weiß oder farbig sind. Gould überzeugte sich, daß die Lauben von mehreren Kragenvögeln zum Stelldichein benutzt wurden; denn als er sich einst verborgen vor einem der Gebäude auf die Lauer legte, schoß er kurz nach einander zwei Männchen, welche aus demselben Eingange hervorgelaufen kamen.

Coxen fand im Dezember ein Nest mit drei Jungen. Es ähnelte in seiner Gestalt dem der gemeinen europäischen Drossel, war tiefnapfförmig, aus dürren Reisern erbaut, leicht mit Federn und feinen Gräsern belegt und stand auf den kleinen Zweigen einer Akazie über einem Wasserpfuhle.



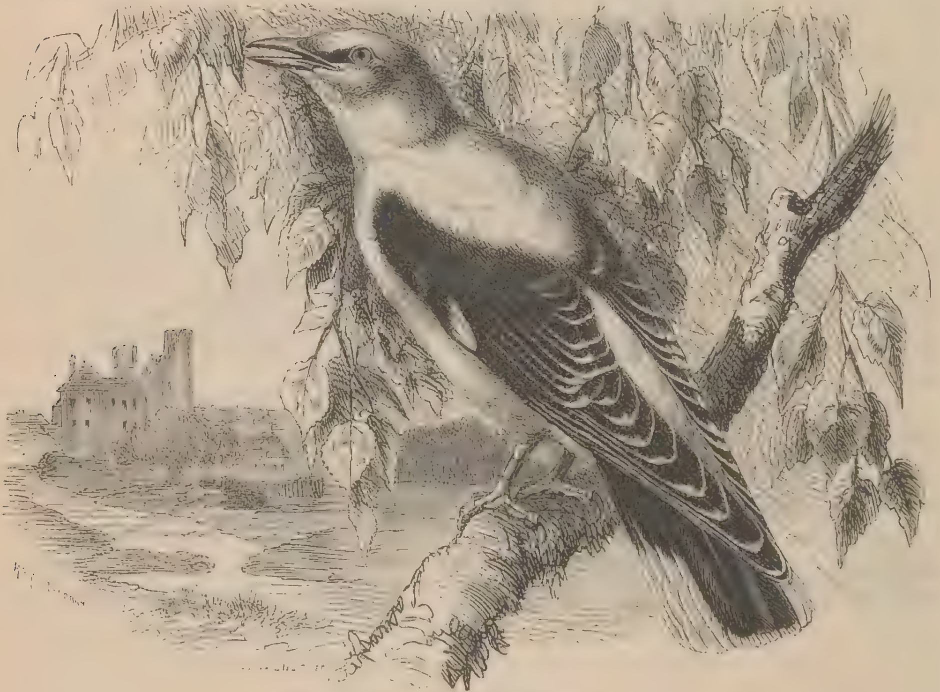
Der Kragenvogel (Chlamydera maculata).

Die zweite Horde vereinigt die eigentlichen Pirole in sich. Ihr Schnabel ist gestreckt, der Flügel ziemlich lang, der Fuß aber kurz. Gelb und Schwarz sind die vorherrschenden Farben der Männchen; die Weibchen tragen ein graugrünliches Kleid.

Unser Pirol oder Kirschvogel, die Golddrossel, Regenkatze, der Pfingstvogel, Bülow, Wiedewall, Bieresel, Schulz von Milo, Berolft, Weihrauch, Gelbling u. s. w. (Oriolus Galbula), das Urbild der Familie, ist 9¾ Zoll lang und 18 Zoll breit; der Fittig mißt gegen 6 Zoll, der Schwanz gegen 4 Zoll. Das Weibchen ist um ½ Zoll kleiner und etwa 1 Zoll schmäler. Beim ausgefärbten Männchen sind die Zügel, die Flügel und der Schwanz der Hauptsache nach schwarz, die übrigen Theile prächtig hochgelb. Ein gelber Flecken ziert die Wurzeln der Schwung=

federn und die Spitzen der Steuerfedern. Die Weibchen, die Jungen und die einjährigen Männchen sind oben zeisiggrün, unten weißlich mit hellaschgrauem Vorderhalse und grauschwarzen Längsflecken. Der Schwanz ist gilblich gespitzt, und die Flügelfedern sind lichter gerandet. Das Auge ist karminroth, der Schnabel schmuzigroth, bei Weibchen und Jungen grauschwärzlich, der Fuß bleigrau. Eine ausführlichere Beschreibung ist unnöthig, weil es in Europa keinen Vogel gibt, welcher mit dem Pirol verwechselt werden könnte.

Der Name Pfingstvogel ist insofern passend gewählt, als der Pirol erst gegen Pfingsten hin bei uns eintrifft. Er ist ein Sommergast, welcher nur kurze Zeit in seiner eigentlichen Heimat verweilt und schon im August wieder davonzieht. Diese Angabe gilt für ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und für den größten Theil Mittelasiens, welche Erdstrecken als die Heimat des Pirols betrachtet werden müssen. Seinen Aufenthalt wählt er sich vorzugsweise in Laubwäldern und namentlich in solchen der Ebene. Im Gebirge kommt er blos zeitweilig vor; in Nadelwäldern hält



Der Pirol (Oriolus Galbula).

er sich immer nur vorübergehend auf. Eichen- und Birkenwaldungen und zumal Feldgehölze, welche aus diesen Bäumen bestehen, sind seine Lieblingsplätze; von hieraus kommt er bei seinen Streifereien gern auch in die Gärten an Dörfern und Städten herein, besonders zur Zeit, wenn die Kirschen reifen. Seine Winterreise dehnt er bis in das tiefe Innere von Afrika aus: ich habe ihn noch unter dem 11. Grad nördlicher Breite nach Süden hin ziehen sehen. In Westafrika scheint er feste Herberge zu nehmen; die Behauptung aber, daß er in Nordafrika überwintere, ist falsch.

In seinem Wesen hat der Pirol sehr viel Eigenthümliches. Er erinnert zuweilen an die Drosseln, zuweilen an die Fliegenfänger, zuweilen auch an die Racken, unterscheidet sich jedoch auch wiederum von allen diesen Vögeln. „Er ist“, sagt Naumann, „ein scheuer, wilder und unsteter Vogel, welcher sich immer den Augen der Menschen zu entziehen sucht, ob er gleich oft in ihrer Nähe wohnt. Er hüpft und flattert immer in den dichtest belaubten Bäumen umher, verweilt selten lange in dem nämlichen Baume und noch weniger auf demselben Aste; seine Unruhe treibt ihn bald da, bald

dorthin. Doch nur selten kommt er in niedriges Gesträuch und noch seltener auf die Erde herab. Geschieht Dies, so hält er sich nur so lange auf, als nöthig ist, ein Kerbthier u. dgl. zu ergreifen. Ausnahmsweise blos thut er dann auch einige höchst ungeschickte, schwerfällige Sprünge; denn er geht nie schrittweise . . . . . Er ist ein muthiger und zänkischer Vogel. Mit seines Gleichen beißt und jagt er sich beständig herum, er zankt sich aber auch mit andern Vögeln, so daß es ihm, zur Begattungszeit besonders, nie an Händeln fehlt. Er hat einen dem Anschein nach schweren, rauschenden, aber dennoch ziemlich schnellen Flug, welcher, wenn es weit über das Freie geht, nach Art der Staaren in großen, flachen Bogen oder in einer seichten Schlangenlinie fortgesetzt wird. Ueber kurze Räume fliegt er in gerader Linie, bald schwebend, bald flatternd. Er fliegt gern, streift weit und viel umher, und man sieht oft, wie einer den andern Viertelstunden lang jagt und unabläſſig verfolgt."

Die Lockstimme ist ein helles „Jäck, jäck" oder ein rauhes „Kräk", der Angstschrei ein häßlich schnarrendes „Querr" oder „Chrr", der Ton der Zärtlichkeit ein sanftes „Bülow". Die Stimme des Männchens, welche wir als Gesang anzusehen haben, ist volltönend, laut und ungemein wohlklingend. Der lateinische und deutsche Name sind Klangbilder von ihr. Naumann gibt sie durch „Ditleo" oder „Gidaditleo" wieder; wir haben sie als Knaben einfach mit „Piripiriol" übersetzt: die Landleute aber übertragen sie nach Naumann durch „Pfingsten Bier hol'n; aussaufen, mehr hol'n", oder „Hest Du gesopen, so betahl och", und scheinen in Anerkennung der Bedeutung dieser Wahrsprüche an dem „Bieresel" ein ganz absonderliches Wohlgefallen zu haben. In Thüringen weiß man von derartigen Redensarten Nichts; demungeachtet ist der Pirol ein überall gern gesehener, willkommener Vogel. Er gehört zu den fleißigsten Sängern unseres Waldes. Man hört ihn bereits vor Sonnenaufgang und mit wenig Unterbrechung bis gegen Mittag hin und vernimmt ihn von neuem, wenn die Sonne sich neigt. Aber auch an schwülen Tagen ist er, abweichend von andern Vögeln, rege und laut. Ein einziges Pirolpaar ist fähig, einen ganzen Wald zu beleben; denn es ist im höchsten Grade unruhig und das Männchen läßt seine Stimme bald von diesem, bald von jenem Baume erschallen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft beginnt der Pirol mit dem Bau seines künstlichen Nestes, welches stets in der Gabel eines schlanken Zweiges aufgehängt wird. Es besteht aus halbtrockenen Grasblättern, Halmen, Ranken, aus Nesselbast, Werg, Wolle, Birkenschale, Mos, Spinnengewebe, Raupengespinnst und ähnlichen Stoffen, ist tief napfförmig und wird inwendig mit feinen Grasrispen oder mit Wolle und Federn ausgepolstert. In der Regel wählt der Pirol einen höheren Baum zur Anlage desselben; nach Päßler's Erfahrung kommt es aber auch vor, daß er kleine niedrige Bäumchen aussucht. Die langen Fäden werden mit dem Speichel auf den Ast geklebt und mehrere Male um denselben gewickelt, bis die Grundlage des Baues hergestellt worden ist. Dann wird das Uebrige dazwischen geflochten und gewebt. Beide Geschlechter sind in gleicher Weise am Baue thätig; nur die innere Auspolsterung scheint vom Weibchen allein besorgt zu werden Anfangs Juni hat das Weibchen seine vier bis fünf glattschaligen und glänzenden Eier, welche auf hellweißem Grunde mit aschgrauen und röthlichschwarzbraunen Punkten und Flecken gezeichnet sind, gelegt und beginnt nun eifrig zu brüten. Es läßt sich schwer vertreiben; denn beide Geschlechter lieben die Brut außerordentlich. „Ich besuchte", sagt Päßler, „ein Nest täglich, jagte das Weibchen vom Neste und bog die Zweige herab, um bequemer in das Innere sehen zu können. Da stieß das Weibchen ein lang gehaltenes, kreischendes Geschrei, ein wahres Kampfgeschrei aus, stürzte sich von dem nahestehenden Baum auf mich hernieder, flog dicht an meinem Kopfe vorbei und setzte sich auf einen nahen, mir im Rücken stehenden Baum. Das Männchen eilte herzu: — derselbe Schrei, derselbe Versuch, mich zu vertreiben. Beide zeigten sich gleich muthig, beide gleich besorgt um Nest und Eier." In den Mittagsstunden löst das Männchen das brütende Weibchen ab, und dieses eilt nun förmlich durch sein Gebiet, um sich so schnell als möglich mit der nöthigen Nahrung zu versorgen. Nach vierzehn bis funfzehn Tagen sind die Jungen ausgebrütet und verlangen nun mit einem eigenthümlichen „Juddi, juddi" nach Nahrung. Sie wachsen rasch heran und mausern sich bereits im Neste, entfliegen demselben also nicht in dem

eigentlichen Jugendkleide. Wird einem Pirolpaar seine erste Brut zerstört, so lange es Eier enthält, so nistet es zum zweiten Male; werden ihm jedoch die Jungen geraubt, so schreitet es zu keiner zweiten Brut.

Kerbthiere der verschiedensten Art, namentlich aber Raupen und Schmetterlinge, Würmer und zur Zeit der Fruchtreife Kirschen und Beeren bilden die Nahrung des Pirols. Er bedarf viel und kann deshalb einzelnen Fruchtbäumen schädlich werden; doch überwiegt der Nutzen, welchen er leistet, den geringen Schaden, den er durch seine Plündereien in den Gärten uns zufügt, bei weitem. Die Gefangenen ernährt man mit Nachtigallfutter; es gelingt aber nur selten, sie längere Jahre im Käfig zu halten. Jung aus dem Nest Genommene gewöhnen sich, wie erklärlich, leichter an die Gefangenschaft, als alt Eingefangene. Erstere können sehr zahm werden und bereiten ihrem Gebieter dann viel Freude; doch zeigen sie sich andern Vögeln gegenüber selten freundlich: sie behalten ihre Zanksucht auch im Käfig bei. Naumann's Vater zog, wie uns sein Sohn, der berühmte Forscher, mittheilt, Pirole allen andern Stubenvögeln vor und erlebte an ihnen die Freude, daß einige von ihnen ihm das Futter aus den Händen und aus dem Munde nahmen oder ihn, wenn er ihnen nicht gleich Etwas gab, mahnend bei den Haaren rauften. Wenn die Zugzeit herannahete, wurden sie im höchsten Grade unruhig, und Dies hielt bis in den November an. Im Februar mauserten sie sich, und so lange der Federwechsel währte, waren sie sehr traurig. Im März begann ihre Unruhe von neuem; der Reisedrang regte sich wieder in ihnen.

In Afrika und in Südasien leben mehrere Pirole, welche dem unserigen sehr ähnlich sind, in Australien aber neben den bereits genannten Gliedern der Familie noch Verwandte des eigentlichen Pfingstvogels und unter ihnen einige, welche als Uebergangsglieder von den Pirolen zu den Paradiesvögeln betrachtet werden dürfen.

Ein solcher ist der Prinzpirol (Sericulus chrysocephalus), einer der schönsten Vögel des Erdtheils. Er unterscheidet sich von den eigentlichen Pirolen durch kürzeren und schwächeren Schnabel mit deutlicher vortretender Auskerbung an der Spitze des Oberschnabels, gerade abgeschnittenen oder seicht ausgerandeten Schwanz und durch die Beschaffenheit seines Gefieders. Der Kopf, Halsrücken und ein von hier nach der Brust sich hinziehender Bogen sind schön hochgelb, das übrige Gefieder ist sammtschwarz. Die erste Vorderschwinge ist schwarz, die andern Handschwingen sind an der Wurzel und an der Spitze schwarz, in der Mitte aber gelb, die Armschwingen gelb bis auf einen Saum an der Außenfahne, welcher schwarz bleibt. Das Auge ist blaßgelb, der Schnabel gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 8¾ Zoll. Beim Weibchen sind Kopf und Kehle bräunlichweiß; der Scheitel ist durch einen großen schwarzen Fleck gezeichnet; die Oberseite der Flügel und der Schwanz sind olivenbraun, die Rückenfedern mit bräunlichweißen dreieckigen Spitzenflecken, die Unterseite ist auf olivenbraunem Grunde noch stärker gefleckt. Das Auge ist braun, der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Junge Männchen ähneln dem Weibchen.

Nach Gould scheint der Prinzpirol auf Ostaustralien beschränkt zu sein. In den Buschhölzern zu Maitlang an der Moritonbai, auf der Mückeninsel und den benachbarten Eilanden ist er häufig. In seiner Lebensweise ähnelt er unserm Pirol; er ist jedoch ruhiger, als dieser und verbirgt sich weniger in dem dichten Gezweig der Bäume, setzt sich vielmehr auf die höchsten Spitzen derselben. Die alten Männchen scheinen sich der Gefahr, welcher sie sich durch ihr schönes Gefieder aussetzen, wohl bewußt zu sein: sie sind viel scheuer, als die Weibchen und Jungen, welche leicht beobachtet und beschlichen werden können. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten; Gould fand keine Spur von Kerbthieren in dem Magen der von ihm getödteten. In den Gärten, welche Obstbäume enthalten, werden sie zur Zeit der Fruchtreife sehr schädlich; sie sollen zuweilen eine ganze Ernte vernichten. Ueber das Brutgeschäft konnte Gould keine Beobachtungen sammeln.

* * *

Erst in den letztvergangenen Jahren und Monaten ist uns ausführlichere Kunde geworden über mehrere prächtige Vögel Neuguineas und der umliegenden Inseln, welche schon seit Jahrhunderten als theilweise verstümmelte Bälge bei uns eingeführt wurden und die eigenthümlichsten Sagen ins Leben gerufen haben. Paradiesvögel nannte und nennt man sie, weil man annahm, daß sie unmittelbar dem Paradiese entstammten und in ganz eigenthümlicher Weise lebten. Die Vögel kamen immer ohne Füße zu uns, man übersah die ihnen durch die Eingeborenen zugefügte Verstümmelung und nahm an, daß sie niemals Füße besessen hätten. Die fast einzig dastehende Federbildung der betreffenden Thiere und ihre prachtvollen Farben gaben der Einbildung freien Spielraum, und so kam es, daß die unglaublichsten Fabeln wirklich geglaubt wurden. „Veranlaßt noch heutzutage", sagt Pöppig treffend und wahr, „der Anblick des Paradiesvogels jeden Laien zur Bewunderung, so läßt sich denken, mit welchem Staunen die vom Auslande abgetrennten Bewohner des europäischen Festlandes die erste Kunde von jenen wunderbaren Thieren erhalten haben mögen, als Pigafetta, Magalhaen's überlebender Begleiter, 1522 in Sevilla wieder eintraf. Man liest nicht ohne eine gewisse Rührung, wie einige der eifrigen, aber in ihren Mitteln unendlich beschränkten Naturforscher des 15. Jahrhunderts es als eines der größten Ereignisse ihres Lebens, als eine Erfüllung eines lange umsonst gehegten Wunsches bezeichnen, daß ihnen endlich der Anblick der verstümmelten Haut eines Paradiesvogels zu Theil geworden. Entschuldigung mag es daher verdienen, wenn in jenem Zeitabschnitte Fabeln entstanden, welche ungewöhnlich lange Zeit vollen Glauben fanden. Man betrachtete jene Vögel als lustige Silfen, welche ihre Heimat allein in dem unendlichen Luftmeere fänden, alle auf Selbsterhaltung zielenden Geschäfte fliegend vornahmen und nur während einiger flüchtiger Augenblicke ruhten, indem sie sich mit den langen fadenförmigen Schwanzfedern an Baumästen aufhingen. Sie sollten gleichsam als höhere Wesen von der Nothwendigkeit, die Erde zu berühren, frei sein und von ätherischer Nahrung, vom Morgenthau sich nähren. Es half zu Nichts, daß Pigafetta selbst die Fußlosigkeit jener Wundervögel als eine Fabel erklärte, daß Marcgrav, Clusius und andere Forscher jener Zeit die letztere als gar zu ungereimt bekämpften: das Volk blieb bei seiner vorgefaßten, allerdings nicht undichterischen Ansicht."

Jahrhunderte vergingen, bevor etwas Sicheres uns bekannt wurde. Verschiedene Reisende lieferten wichtigere oder unwichtigere Beiträge zur Kunde der Paradiesvögel; kaum Einer aber blieb frei von dem nun einmal herrschenden Wunderglauben. Erst Lesson, der bekannte französische Naturforscher, welcher gelegentlich seiner Weltumsegelung dreizehn Tage auf Neuguinea verweilte, berichtet aus eigener Anschauung über die lebenden Paradiesvögel. Nach ihm haben uns in den letzten Jahren die Engländer Bennett und Wallace und der Niederländer Rosenberg werthvolle Mittheilungen über das Frei- und Gefangenleben der märchenhaften Vögel gemacht, und so ist unsere Kunde wesentlich befördert worden; wirklich befriedigend ist sie heutigen Tages noch nicht.

Ich will versuchen, in dem Nachstehenden das Bekannte zusammenzustellen, muß aber dabei bemerken, daß ich mir Wallace's Mittheilungen nur theilweise habe verschaffen können.

Die Paradiesvögel (Paradiseae) sind prachtvolle Raben von der Größe eines Hehers bis zu einer Lerche: aber sie sind Raben, welche sich nicht blos durch die Farbenschönheit ihres Gefieders, sondern auch durch zierlichen Bau und eigenthümliche Federbildung auszeichnen. Der Schnabel ist mittellang, gerade oder etwas gebogen, seitlich zusammengedrückt, an der Wurzel mit einer befiederten Haut bedeckt, unter welcher die Nasenlöcher verborgen sind. Die Flügel sind mittellang, sehr abgerundet, da die sechste und siebente Schwinge über die andern hervorragen. Der gerade, zwölffedrige Schwanz ist mäßig lang, durch drahtartig verlängerte Federn ausgezeichnet, oder sehr lang, einfach gebildet und dann stark abgestuft. Die Füße sind kräftig, großzehig und mit scharfen, krummen Klauen bewehrt. Bei mehreren Arten verlängern sich die Federn der Weichengegend in ungewöhnlicher Weise und nehmen gleichzeitig eine sonderbare Bildung an: sie zerschleisen sich. Nur die Männ-

chen haben das prachtvolle Gefieder und die verlängerten Federn; die Weibchen und Jungen sind viel einfacher gefärbt.

Die Paradiesvögel sind auf Neuguinea und die benachbarten Inseln beschränkt. Sie bewohnen außer dem genannten großen Eilande auch die Aruinseln, Salawati, Meisol und Waigiru. Jede der letztgenannten Inseln beherbergt einen oder mehrere Paradiesvögel. Nicht ihre Bälge allein, sondern auch die anderer Prachtvögel werden von den Papuas bereits seit Jahrhunderten in den Handel gebracht, und namentlich die Holländer haben sich mit dem Eintausch derselben befaßt. Deshalb erhebt Schlegel mit Recht den Vorwurf, daß wir die bisherige Unkenntniß der Paradiesvögel den Holländern zu verdanken haben, welche fort und fort die verstümmelten, auf die ungenügendste Weise zubereiteten Bälge auf den Markt brachten, ohne sich auch nur im geringsten um die freilebenden Thiere zu kümmern. Rosenberg beschreibt die Art und Weise der von den Eingeborenen beliebten Zubereitung wie folgt: „Die Papuas erlegen die Männchen und zuweilen auch die Weibchen mit Pfeilen und streifen ihnen hierauf mittels eines Querschnittes über Rücken und Bauch die besonders dicke Haut ab. Dann schneiden sie die Füße mit dem Hintertheil der Bauchhaut weg, reißen die großen Schwungfedern aus und spannen nun die so verarbeitete Haut über ein rundes Stäbchen, so daß dieses einige Zoll lang aus dem Schnabel hervorragt, welch letzterer mittels einer Schnur an dem Holz befestigt wird. Hierauf hängen sie die mit Holzasche eingeriebenen Bälge im Innern der Hütte über einer Feuerstelle auf, um sie im Rauch zu trocknen und vor Ungeziefer zu bewahren. Der Balg ist damit fertig. Die Eingeborenen von Meisol lassen Füße und Schwungfedern an dem Balge; auch die Aruesen haben bemerkt, daß unverstümmelte Bälge mehr gesucht und besser bezahlt werden, als verstümmelte, und kommen daher langsam von der alten Gewohnheit zurück, so daß jetzt auch schon von den Aruinseln gute Bälge in den Handel gelangen. Kaufleute aus Mangkassar, Ternate und dem östlichen Seram sind es hauptsächlich, welche die Paradiesvögel aufkaufen und nach ihrer Heimat oder nach Singapore bringen, von wo aus sie weiter nach Europa und China ausgeführt werden. Nach der Aussage dieser Leute kommen die schönsten Bälge von der Nordküste Neuguineas und aus den tief in der Gilwitbai liegenden Gegenden. Der Sultan von Tidore, Lehnsherr des unter niederländischer Oberherrschaft stehenden Theils von Neuguinea, erhält jährlich von dort als Zoll eine unbestimmte Anzahl Bälge, deren Geldwerth an Ort und Stelle zwischen 25 Cents und einem Gulden holländisch beträgt.“

So viel mag als Vorbemerkung genügen. Das Wenige, was wir über das Leben der theilnahmswerthen Vögel wissen, wird uns die nun folgende Beschreibung der wichtigsten Arten kennen lehren.

Die Paradiesvögel im engsten Sinne (Paradisea) kennzeichnen sich vor Allem dadurch, daß die Männchen Büschel aus langen, zerschlissenen Federn tragen, welche in einer unter dem ersten Flügelgelenk liegenden Hautfalte von Zolllänge wurzeln und von dem Vogel beliebig ausgebreitet und zusammen gelegt werden können. Die beiden mittelsten Schwanzfedern sind außerordentlich lang und ihre Fahnen nur angedeutet.

Der Paradies- oder Göttervogel, welchen Linné, um die alte Sage zu verewigen, den fußlosen nannte (Paradisea apoda), ist 13 Zoll lang, also ungefähr ebenso groß wie unsere Dohle. Die vorherrschende Färbung ist ein schönes Kastanienbraun; die Stirn ist sammtschwarz mit smaragdgrünem Schimmer; der Scheitel und Oberhals sind citronengelb; die Kehle ist goldgrün, der Vorderhals violettbraun; die langen zerschlissenen Seitenfedern sind glänzend orangegelb, am Ende purpurroth getüpfelt: — sie verbleichen rasch, wenn sie dem Sonnenlichte ausgesetzt werden. Das Auge ist weißlich gelb, der Schnabel und die Füße sind aschblaugrau. Dem Weibchen mangeln alle verlängerten Federn, und seine Färbung ist düsterer, auf der Oberseite bräunlich fahlgrau, an der



Paradiesvögel.

Kehle graulichviolett, am Bauche fahlgelb. Der Paradiesvogel scheint auf die Aruinseln beschränkt zu sein.

Der Tsiankar oder Wumbi der Papuas (Paradisea Papuana) ist etwas kleiner, ungefähr 12 Zoll lang. Der Rücken ist hell kastanienbraun, der Unterkörper dunkelrothbraun; der Scheitel, Oberhals und Nacken, sowie die Seiten sind blaßgelb, die Federn um die Stirn und um den Schnabel schwarz, grünlich glänzend, die Kehlfedern smaragdgrün. Das Auge ist weißlichgelb, der Schnabel und die Füße sind dunkelaschblau. Durch Rosenberg sind wir mit dem Jugendkleide dieser Art bekannt geworden. „Der junge Vogel ist, wenn er das Nest verläßt, einfarbig braun, oben dunkler, und an der Unterseite heller. Die Schwanzfedern sind gleich lang, die beiden mittleren schmalbartig. Bei der nächsten Mauser färben sich Kopf und Nacken blaßgelb, und Stirn und Kehle bedecken sich mit den bekannten metallgrünen Federchen. Die beiden mittleren Schwanzfedern werden gleichzeitig um ein paar Zoll länger. Beim dritten Federwechsel endlich verlängern sich diese letzteren in kahle, ungefähr 15 Zoll lange Schäfte, und nun erst brechen die schönen Federbüsche über den Hüften hervor. Sie nehmen an Länge zu, je älter der Vogel wird; im Durchschnitt sind sie 50 und die kahlen Schäfte 60 Zoll lang, bei sehr alten Vögeln aber noch länger." Nach Rosenberg bewohnt der Tsiankar die nördliche Halbinsel von Neuguinea, so wie die Inseln Salawati und Meisol in Menge, scheint aber nach Osten hin seltener zu werden.

Der Sebum endlich oder der rothe Paradiesvogel (Paradisea rubra) ist ungefähr ebenso groß, als der vorhergehende, zeichnet sich aber vor beiden bisher Genannten durch einen goldgrünen, aufrichtbaren Federbusch am Hinterkopfe aus. Der Rücken ist graugilblichfahl, welche Farbe sich in Gestalt eines Brustbandes auch über die Unterseite verbreitet; die Brust und die Flügel sind rothbraun, die Schnabelwurzelgegend und ein Fleck hinter dem Auge sammtschwarz; die Kehle ist smaragdgrün; die seitlichen Federbüsche sind prachtvoll roth, am Ende im Cirkel gedreht; die langen Schwanzfedern, welche sich nach außen krümmen, haben breitere Schäfte. Das Auge ist hellgelb, der Schnabel und die Füße sind aschgraublau. Beim Weibchen sind Vorderkopf und Kehle sammtbraun, die Oberseite und der Bauch rothbraun, der Hinterkopf, der Hals und die Brust hellroth. Bis jetzt ist diese Art einzig und allein auf der Insel Waigiru gefunden worden, und es scheint, daß nur die Bewohner des Dorfes Bessie an der Südküste der Insel sich damit abgeben, seine Bälge zu bereiten. Deshalb sind diese viel seltener als die anderer Paradiesvögel.

In ihrer Lebensweise und im Betragen scheinen die drei genannten Arten die größte Aehnlichkeit zu haben. Sie sind lebendige, muntere, kluge, aber gefallsüchtige Vögel, welche sich ihrer Schönheit und der Gefahr, welche diese mit sich bringt, wohl bewußt sein mögen. Alle Reisenden, welche sie in ihren heimatlichen Ländern beobachteten, sind entzückt von ihnen. Als Lesson den ersten über sich wegfliegen sah, war er von seiner Schönheit so hingerissen, daß er den Vogel nur mit den Augen verfolgte, sich aber nicht entschließen konnte, auf ihn zu feuern. Die Beschreibung, welche er von dem Leben gibt, wird durch Rosenberg bestätigt und vervollständigt; ich will deshalb die Angaben dieses Forschers dem Nachfolgenden zu Grunde legen.

„Der Paradiesvogel ist ein Strichvogel, welcher bald nach der Küste, bald wieder nach dem Innern des Landes zieht, je nachdem reifende Baumfrüchte vorhanden sind. Zur Zeit meines Aufenthaltes zu Doreh standen gerade die Früchte einer Laurinee, welche nahe hinter den Dörfern auf der Insel wuchs, in Reife. Mit kräftigem Flügelschlag kamen die Vögel, zumeist Weibchen und junge Männchen, diesen Bäumen zugeflogen und waren so wenig scheu, daß sie selbst zurückkehrten, nachdem einigemal auf sie gefeuert worden war. Sonst sind die Paradiesvögel, namentlich die alten Männchen, furchtsam und schwer zum Schuß zu bekommen."

„Ihr Geschrei klingt heiser, ist aber auf weiten Abstand zu hören und kann am besten durch die Silben „Wuk, wuk, wuk" wiedergegeben werden, auf welche oft ein kratzendes Geräusch folgt."

Lesson sagt, daß das Geschrei wie „Woiko“ klinge und ausgestoßen werde, um die Weibchen herbeizurufen, welche gackernd auf niedern Bäumen sitzen. Des Morgens und Abends hört man dieses Geschrei durch den Wald schallen, selten mitten am Tage.

„Die Stimme des rothen Paradiesvogels“, bemerkt Wallace, „ähnelt der seiner Verwandten sehr, ist jedoch weniger schrillend. Man hört sie so oft in den Wäldern, daß man annehmen darf, der Vogel müsse sehr häufig sein. Demungeachtet ist er wegen seiner Lebendigkeit und unaufhörlichen Bewegung sehr schwer zu erlangen. Ich habe mehrere Male alte Männchen auf niedern Bäumen und Gebüschen, wenige Fuß über dem Boden, gesehen. Sie schlüpften durch das Gezweig auf den fast wagrechten Stämmen dahin, anscheinend auf der Jagd nach Kerbthieren, welche, wie ich glaube, ihr alleinigstes Futter sind, wenn ihre Lieblingsfrucht, die indische Feige, nicht in Reife steht. Bei dieser



Der rothe Paradiesvogel (Paradisea rubra).

Gelegenheit lassen sie einen leisen, glucksenden Ton hören, welcher sehr verschieden ist von ihrem gewöhnlich schrillenden Lockruf, den sie nur, wie es scheint, hoch oben vom Wipfel der Bäume erschallen lassen.“

Beständig in Bewegung fliegt der Paradiesvogel von Baum zu Baum, bleibt nie lange auf demselben Zweige still sitzen und verbirgt sich beim mindesten Geräusch in die dichtbelaubtesten Wipfel der Bäume. Er ist schon vor Sonnenaufgang munter und beschäftigt, seine Nahrung zu suchen, welche in Früchten und Kerbthieren besteht. Abends versammelt er sich truppweise, um im Wipfel irgend eines hohen Baumes zu übernachten. Lesson erzählt, daß die Paradiesvögel in Flügen von dreißig bis vierzig ankommen, unter Leitung eines Anführers, welcher höher fliegt, als die andern, und dabei wie die Staaren schreien, so lange sie gegen den Wind fliegen, aber wie Raben krächzen, wenn sie durch zu starken Wind in Unordnung gerathen. Bei Sturm erheben sie sich hoch in die Luft

wie es scheint, um dem Wehen auszuweichen. Zuweilen sollen ihre langen Federn aber so in Verwirrung gerathen, daß sie nicht mehr fliegen können, zu Boden stürzen und entweder im Wasser zu Grunde gehen, oder auf dem Boden liegen bleiben, bis sie sich von dem Sturz erholt haben und an einem höhern Gegenstand emporklettern können.

Die Zeit der Paarung hängt ab vom Mosun. Auf der Ost- und Nordküste von Neuguinea und auf Meisol fällt sie in den Monat Mai, auf der Westküste und auf Salawati in den Monat November. Die Männchen versammeln sich in kleinen Trupps auf den Gipfeln der schattigen höchsten Bäume, schütteln die Flügel, drehen den Schwanz hin und her, öffnen und schließen die seitlichen Federbüschel und lassen dabei ein sonderbar quakendes Geräusch hören, auf welches die Weibchen herbeikommen. Lesson scheint geneigt, zu glauben, daß unsere Vögel in Vielweiberei leben, weil man stets mehr Weibchen als Männchen sieht; dieser Umstand dürfte jedoch dadurch erklärt werden, daß eigentlich nur den Männchen nachgestellt wird.

„Um sich der Paradiesvögel zu bemächtigen", erzählt Rosenberg weiter, „gehen die wilden Eingeborenen von Neuguinea folgender Weise zu Werke: In der Jagdzeit, welche in die Mitte der trockenen Jahreszeit fällt, suchen sie erst die Bäume aufzuspüren, auf welchen die Vögel übernachten und welche meist die höchsten des Waldes sind. Hier erbauen sie sich in deren Aesten eine kleine Hütte aus Blättern und Zweigen. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang klettert ein geübter Schütze, versehen mit Pfeil und Bogen, auf den Baum, verbirgt sich in der Hütte und wartet in größtmöglichster Stille die Ankunft der Vögel ab. Sowie sie heranfliegen, schießt er dieselben, einen um den andern, bequem nieder und einer seiner Gefährten, welcher sich am Fuße des Baumes verborgen hat, sucht die Gefallenen zusammen. Diese stürzen todt zu Boden, wenn sie mit scharfgespitzten Pfeilen getroffen werden, gelangen dagegen unversehrt in die Hand des Jägers, wenn sie mit Pfeilen geschossen wurden, welche mehrere, ein Dreieck bildende Spitzen haben, zwischen die der Körper des Vogels durch die Kraft des Schusses eingeklemmt wird." Nach Lesson fangen die Eingeborenen aber auch mit dem Leim des Brodfruchtbaumes, und nach Wallace's Angabe wird der Sebum nur durch Schlingen berückt, welche man im Gezweig der Frucht tragenden Bäume aufstellt, so daß der Vogel mit dem Fuß in die Schlinge treten muß, wenn er die Frucht wegnehmen will. Das andere Ende der Schlinge reicht auf den Boden hernieder, so daß der gefangene Vogel ohne besondere Mühe von dem Baume herabgezogen werden kann. „Man könnte nun", sagt Wallace, „vielleicht glauben, daß die unverwundeten, lebend erbeuteten Vögel einem Forscher im bessern Zustand überliefert würden, als die durch den Schuß erlegten; aber Dies ist durchaus nicht der Fall. Ich bin niemals mit einem Paradiesvogel so geplagt worden, als mit dem rothen. Zuerst brachte man mir ihn lebend, aber in einen Pack zusammengebunden, die prachtvollsten Federn in der abscheulichsten Weise zerknittert und zerbrochen. Ich machte den Leuten begreiflich, daß man die Gefangenen mit dem Bein an einen Stock anbinden und so tragen könne; Dies aber hatte zur Folge, daß man sie mir überaus schmuzig lieferte. Man hatte die Angefesselten in den Hütten einfach auf den Boden geworfen, und die armen Vögel hatten sich mit Asche, Harz und dergl. entsetzlich verunreinigt. Umsonst bat ich die Eingeborenen, mir die Vögel unmittelbar nach ihrer Gefangennahme zu bringen, umsonst bat ich sie, die Gefangenen sofort zu tödten, über den Stock zu hängen und mich so in ihren Besitz zu setzen: — sie thaten aus Faulheit weder das Eine, noch das Andere. Ich hatte vier oder fünf Männer in meinen Diensten, welche ich, um nur Paradiesvögel zu erhalten, für eine gewisse Anzahl von ihnen im Voraus bezahlte. Sie vertheilten sich im Walde und streiften meilenweit umher, um gute Fangplätze zu suchen. Hatten sie nun einen Vogel gefangen, so war es ihnen viel zu unbequem, denselben mir zu bringen; sie zogen es vielmehr vor, ihn so lange als möglich am Leben zu erhalten und kamen so oft nach einer Abwesenheit von einer Woche und von zehn Tagen zu mir mit einem todten, gewöhnlich stinkenden Paradiesvogel, einem zweiten todten noch frischen und einem dritten lebenden, welcher zuletzt gefangen worden war. Meine Bemühungen, diese Jagdweise zu ändern, waren gänzlich umsonst. Zum Glück ist das Gefieder der Paradiesvögel so fest, daß auch die verstümmelten nicht verloren waren."

„Ich darf versichern, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, diejenigen, welche lebend in meine Hände kamen, zu erhalten. Mit meinen eigenen Händen habe ich ihnen einen Käfig gebaut, in welchem sie sich frei bewegen konnten, und jede Art von Futter, welche ich ihnen verschaffen konnte, habe ich ihnen gegeben; die gewohnten Früchte aber, welche auf hohen Bäumen wuchsen, konnte ich nicht immer in genügender Güte verschaffen. Die Gefangenen fraßen zwar bald Reis und Heuschrecken mit großer Begierde, und ich war dann in guter Hoffnung; am zweiten oder dritten Tage aber bekamen sie Krämpfe, fielen von ihren Stangen und waren todt. Ich erhielt nach einander sieben oder acht Stück, anscheinend in bester Gesundheit; das Ergebniß war immer dasselbe. Junge Vögel, welche sich wahrscheinlich leichter gewöhnt haben würden, konnte ich leider nicht erhalten."

Wenn ich nicht irre, ist Wallace später übrigens glücklicher gewesen; denn so viel mir bekannt ist, war er es, welcher zuerst zwei lebende Paradiesvögel nach Europa brachte. Auf Amboina, Mangkassar, in Batavia, Singapore und Manila hat man den Tsiankar schon wiederholt in der Gefangenschaft gehalten. Ein vor wenig Jahren nach Amboina gebrachter Paradiesvogel entfloh dort aus dem Käfig; was aus ihm geworden ist, weiß man aber nicht. Ein chinesischer Kaufmann in Amboina bot Lesson zwei Paradiesvögel an, welche bereits ein halbes Jahr im Käfig gelebt hatten und mit gekochtem Reis gefüttert wurden. Der gute Mann forderte aber 500 Franken für das Stück, und diese Summe konnte der Naturforscher damals nicht erschwingen. Nach Rosenberg's Angabe soll der Statthalter von niederländisch Indien, Baron Sloot van der Beele, für zwei erwachsene Männchen die Summe von 150,000 (?) Gulden bezahlt haben. Rosenberg selbst brachte diese Vögel von Mangkassar nach Java. Bennett beobachtete einen andern gefangenen Tsiankar in China, welcher neun Jahre im Käfig verlebt hatte. Die Möglichkeit, Paradiesvögel gefangen zu halten, ist also genügend erwiesen.

Ueber das Betragen der Gefangenen berichten Bennett und Wallace sehr ausführlich. Aus Bennett's Bericht erfahren wir im wesentlichen Folgendes: Der Paradiesvogel bewegt sich in einer leichten, spielenden und anmuthigen Weise. Er blickt schelmisch und herausfordernd um sich und bewegt sich tänzelnd, wenn ein Besucher sich seinem Käfig nähert; denn er ist entschieden gefallsüchtig und scheint bewundert werden zu wollen. Er badet sich täglich zweimal und erhebt dann oft seine Federn bis über den Kopf. Auf seinem Gefieder duldet er nicht den geringsten Schmuz, und oft breitet er Flügel und Schwanz aus, in der Absicht, das Prachtkleid zu überschauen. Es ist wahrscheinlich, daß er sich nur aus Eitelkeit, um sein Gefieder zu schonen, so selten auf den Boden herabläßt. Namentlich am Morgen versucht er, seine volle Pracht zu entfalten; er ist dann beschäftigt, sein Gefieder in Ordnung zu bringen. Die schönen Seitenfedern werden ausgebreitet und sanft durch den Schnabel gezogen, die kurzen Flügel so weit als möglich entfaltet und zitternd bewegt. Dann erhebt er wohl auch die prächtigen langen Federn, die wie Flaum in der Luft zu schweben scheinen, über den Rücken, breitet sie aber ebenfalls dabei aus. Dieses Gebahren währt einige Zeit; dann bewegt er sich mit raschen Sprüngen und Wendungen auf und nieder. Eitelkeit und Entzücken über die eigene Schönheit drücken sich während dem in unverkennbarer Weise durch sein ganzes Benehmen aus. Er betrachtet sich abwechselnd von oben und unten und gibt seinen Gefühlen oft durch Töne Ausdruck, welche freilich nur krächzend sind. Nach jeder einzelnen Prachtentfaltung erscheint ihm eine Ordnung des Gefieders nothwendig. Er läßt sich diese Arbeit aber nicht verdrießen und spreizt sich immer und immer wieder von neuem, wie ein eitles Frauenzimmer. Erst die sich einstellende Freßlust läßt ihn seine Gefallsucht vergessen. Die Sonnenstrahlen scheinen ihm sehr unangenehm zu sein, und er sucht sich deshalb denselben zu entziehen, so viel er kann.

Ein Chinese malte Bennett's Gefangenen. Als diesem das Bild vorgehalten wurde, erkannte er es sofort. Er nahte sich rasch, begrüßte den vermeintlichen Gefährten mit krächzenden Tönen, betastete aber das Bild doch nur vorsichtig, sprang hierauf nach seiner Sitzstange zurück und klappte den Schnabel wiederholt rasch zusammen. Dies schien ein Zeichen der Begrüßung zu sein. Nach diesem Versuche hielt man ihm einen Spiegel vor. Sein Benehmen war fast dasselbe, wie früher. Er

besah sich sein Abbild sehr aufmerksam und wich nicht von der Stelle, so lange er sich betrachten konnte. Als der Spiegel von der oberen auf die untere Stange gesetzt wurde, folgte er sofort nach; dagegen weigerte er sich, als der Spiegel auf den Boden gebracht worden war, auch dahinab zu steigen. Uebrigens schien er sein Abbild freundschaftlich zu betrachten und sich nur zu wundern, daß dasselbe alle Bewegungen, welche er ausführte, getreulich nachahmte. Sobald der Spiegel entfernt worden war, sprang er auf seine Sitzstange zurück und schien so gleichgiltig zu sein, als ob wenige Augenblicke vorher nichts Beachtenswerthes für ihn vorhanden gewesen wäre.

Seine Stimme ist sehr eigenthümlich. Sie erinnert zwar an das Krächzen der Raben; der Tonfall ist jedoch weit manchfaltiger. Die einzelnen Laute werden mit einer gewissen Heftigkeit ausgestoßen und oft wiederholt. Dabei hüpft der Vogel lebhaft und vergnügt von einer Stange zur andern, und es hat den Anschein, als ob er den Besucher begrüßen wolle. Zuweilen klingt seine Stimme fast belfernd; die einzelnen Töne bewegen sich dann in größerer Höhe als sonst und sind so laut, daß sie gar nicht im Einklang zur Größe des Vogels zu stehen scheinen. Wenn man versucht, sie in Silben zu übertragen, kann man die schwächeren Laute etwa durch „Hi, ho, hei, hau", die stärkeren durch „Hock, hock, hock, hock" wiedergeben.

Seine Gefangenkost besteht aus gekochtem Reis, untermischt mit hartem Ei und Pflanzenstoffen sowie aus lebenden Heuschrecken; denn todte Kerbthiere verschmäht er. Er weiß die lebende Beute dieser Art mit großer Geschicklichkeit zu fangen, legt sie dann auf die Sitzstange, zerhackt ihr den Kopf, beißt ihr die Springbeine ab, hält sie mit seinen Klauen fest und verzehrt sie dann. Er ist durchaus nicht gefräßig und genießt seinen Reis mit großer Ruhe und Anstand, ein Korn um das andere. Auch beim Fressen steigt er nicht auf den Boden herab; diesen berührt er nur dann, wenn er sich baden will.

Seine Mauser währt vier volle Monate, vom Mai bis August.

Wallace's Schilderung stimmt im wesentlichen mit Bennett's Bericht überein. „Der gefangene Vogel", sagt Jener, „zeichnet sich hauptsächlich durch seine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit aus und vermehrt dadurch noch sehr die Pracht seines Gefieders. Ich sah die rothen Seitenfedern niemals voll ausgebreitet und kann deshalb kein Urtheil über ihre Schönheit fällen. Sie wurden gewöhnlich unter dem Flügel und ein wenig über dem Rücken getragen, so daß die Enden über den Schwanz weghingen. Die langen Schwanzfederschäfte hängen in einer Schraubenwindung herab."

Leider war es mir nicht vergönnt, die in London lebenden Paradiesvögel länger als auf Augenblicke zu beobachten. Ich habe somit vorstehende Angaben nicht durch eigene Beobachtungen prüfen können.

Die Benutzung der durch die Eingeborenen hergerichteten Bälge aller Paradiesvögel als Kopfputz ist bekannt.

Die Glieder der zweiten Sippe der Familie hat man Schnirkelschweife (Cicinnurus) genannt. Sie vertritt der Königsparadiesvogel (Cicinnurus regius). Er ist bedeutend kleiner als die vorhergehenden, etwa von der Größe einer kleinen Drossel und durch seinen schwachen Schnabel, die nur wenig verlängerten Seitenfedern der Form nach unterschieden. Die beiden mittleren Schwanzfedern sind bis zur Spitze fahnenlos, hier aber mit rundlichen Fahnen besetzt, welche sich schraubenförmig drehen oder verschnörkeln. Das Männchen ist auf der Oberseite rubinroth, auf der Stirn und dem Scheitel orangenfarbig, an der Kehle gelb, auf dem Bauche graulichweiß. Ein kleiner schwarzer Fleck steht über dem Auge, ein metallisch grünes Brustband scheidet die dunkele Farbe des Unterhalses von der lichten des Bauches; die Seitenfedern sind grau, mit einer weißlichen und röthlichen Querlinie und einem glänzend smaragdgrünen Endband. Das Weibchen ist auf der Oberseite rothbraun, unten rostgelb, braun gestrichelt. Der Schnabel ist dunkelbraun, der Flügel goldgelb, der Fuß hellblau.

Nach Rosenberg ist der Königsparadiesvogel der verbreitetste von allen. Er findet sich auf der ganzen Halbinsel, welche den nördlichen Theil von Neuguinea bildet, aber auch auf Meisol, Salawati und auf den Aruinseln. Man sieht ihn oft nahe am Strande auf den niedrigen Bäumen. Er ist allerliebst, stets in Bewegung und ebenso wie die andern bemüht, seine Schönheit zu zeigen. Erregt breitet er seinen goldgrünen Brustkragen fächerartig nach vorn aus. Seine Stimme, welche er oft hören läßt, hat einige Aehnlichkeit mit dem Miauen einer jungen Katze, ungefähr, wie wenn man die Silben „Koü“ mit sanft flötendem Tone ausspricht.

Rosenberg weiß Nichts zu berichten, was mit den älteren Angaben Aehnlichkeit hätte. Nach diesen soll der Königsparadiesvogel in Flügen von dreißig oder vierzig zusammen leben, welche unter der Führung eines Männchens umherschweifen. Gedachtes Männchen, der König, soll sich durch seine besonders langen Schwanzfedern auszeichnen; der ganze Zug soll seiner Leitung unbedingt vertrauen und verloren sein, wenn der König getödtet wird. Wie viel an dieser Sage Wahres ist, steht dahin; jedenfalls thun wir wohl, ihr einstweilen keine Glaubwürdigkeit zuzusprechen.

Der Königsparadiesvogel ist die eigentliche Manucodiata, von dem der alte Geßner Ausführliches berichtet. Seine Schilderung der Paradiesvögel ist überhaupt so bezeichnend für die damalige Anschauung, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens Einiges davon wiederzugeben. Geßner erzählt mit den Worten des Berichterstatters Cardamus Folgendes:

„In den Inseln Moluchis vnder dem Aequinoctio gelegen, wirt ein todter vogel auff der Erden oder im Wasser auffgelesen, welchen sie in jrer spraach Manucodiatam nennen, den kan man lebendig nimmer sehen, dieweil er keine Bein vnd Füß hat: wiewol Aristoteles nicht zuläst, daß jrgend ein vogel ohn Füß gefunden werde. Dieser, so ich nun drey mal gesehen, hat allein darumb keine Füß, daß er stäts hoch in den Läfften schwebt. Sein gantzer Leib vnd Schnabel ist von gestalt vnd grösse der Schwalben ähnlich, die schwingfedern vnnd schwantzfedern, so er die Flügel außstreckt, vbertreffen den Habichen, vnd sind gar nahe dem Adler, grösse halben, änlich. Die dicke der Federn magst du wol bedencken: dann die ist also, wie solche deine Vernunfft, nach der grösse vnd statur des Vogels außweiset. Darumb sind sie gantz zart vnnd fast änlich (ohn allein die zärte außgenommen) den Pfawenfedern deß Weibleins: dann sie dem Männlein nicht können verglichen werden, darumb daß sie nicht spiegel haben als die in deß Pfawen männleins schwantz. Deß Männleins Rücken hat inwendig einen winckel, vnd in diese höle verbirgt (als der gemeine verstandt außweist) das Weiblein seine Eyer, dieweil auch das Weiblein einen holen bauch hat, dz es also mit beyden hölen die Eyer brüten vn außschleuffen mag. Dem Männlein hanget am schwantz ein Faden, drey zwerchhänd lang, schwartz geferbt, der hat die mittelste gestalt vnder der ründe vnd viereckete: er ist auch weder zu dick, noch zu zart, sondern einem Schumacherdrat fast änlich: vnnd mit diesem sol das Weiblein, dieweil es die Eyer brütet, steiff an das Männlein gebunden werde. Vnd ist kein wunder, dz er stäts in der Lufft sich enthält: dann wenn er seine Flügel vnd den schwantz ringsweiß außstreckt, ist es kein zweifel, dann dz er also ohn Arbeit von der Lufft auffgehalten werde. Seine enderung vnd stäts abwechseln im flug mag jm auch die müde hinnemen. Der behilfft sich auch, als ich vermein, keiner andern speiß dann deß Him̃eldauws, welchs dann sein Speiß vnnd Tranck ist: darumb hat ihn die Natur darzu verordnet, daß er in den Läfften wohnen möge. Daß er aber der reinen Lufft geleben möge, oder die esse, ist der Warheit nit gleich, dieweil dieselbig viel zu zart ist. Dz er Thierlein esse, ist auch nicht wol müglich: darumb dz er daselbst nicht wohnet noch junge machet da er sie finden möcht. Man findet auch solches nicht in jhrem Magen als in der Schwalben. Diß bedörffen sie aber nichts, dieweil sie allein von Alter vmbkommen, auch nit von Dunst oder Dampff der Erden, dann sie sich nider lassen müsten, dieweil daselbst desselbigen mehr ist. Der Dunst ist auch offt schädlich. Darumb ist es der Warheit in alleweg gleich, daß sie zu Nacht des Tauwes geleben. Etliche stecken einen schwantz oder die Flügel in jhre beckelhauben, darumb daß der, so solches bei jm habe, nicht verwundt sölle werden, als der obgenannte außweiset .... Dieser gewissen vnd warhafften Histori geben alle newe gelehrten kundtschafft, ohn allein Antonius Pigafeta, welcher dann gantz fälschlich vnd vnrecht sagt, daß

dieser vogel einen langen Schnabel, vnd Bein einer zwerchhand lang habe: dann ich, so diesen vogel zweymal gehabt vnd gesehen, diß falsch seyn gefunden hab ..... Die Könige Marmin in den Inseln Moluccis, haben vor wenig jaren die Seelen vntödtlich seyn, angefangen zu glauben, vnd das auß keinem andern grund, dann dz sie etwan ein sehr schönes vögelein, so nimmer weder auff die Erden, noch ander ding sitze, vermerkt haben, sondern daß es zu zeiten auß der hohen Lufft auff das Erdtreich also todt hinab falle. Vnd als die Machumeten, so dann vmb Kauffmanschatz willen zu jhnen kommen, diesen vogel im Paradiß, welches dann das ort der abgestorbenen Seelen were, geboren seyn bezeugten, da haben die Könige die Machumetische Sect angenommen, darumb daß dieselbige von diesem Paradiß viel grosses verhiesse vnd zusagte. Diß vögelein aber nennen sie Mamucodiata, das ist ein vögelein Gottes, welches sie so für heilig vnd werth halten, dz die Könige mit diesem im Krieg sicher zu seyn glauben, wenn sie gleich nach jrem Gebrauch vnd Gewonheit im vordersten Glied stehen."

Ich habe mit aller Absicht diesen alten Fabelkram aufgerührt, weil die Malaien, wie es scheint, heutigen Tages noch ähnliche Ansichten hegen und deshalb die Bälge der Paradiesvögel zu guten Preisen aufkaufen.

Zu Doreh wird der Königsparadiesvogel Mamberik genannt, auf Aru heißt er Wowiwowi, zu Ternate Burong-Mati-Kepeng.

Bei andern Paradiesvögeln verlängern sich die Federn des Nackens und des Oberrückens, sowie die der Brust kragenförmig; dafür aber fehlen ihnen die langen Seitenfedern und die fahnenlosen Mittelschwanzfedern. Der Kragenparadiesvogel (Lophorina superba) ist schwarz. Die verlängerten Federn der Brust sind glänzend stahlgrün, die langen Schulterfedern liegen in der Ruhe wie ein Mäntelchen über dem Rücken; sie werden aber aufgerichtet, sobald sich der Vogel in seiner vollen Pracht zeigen will.

Wahrscheinlich lebt auch dieser Paradiesvogel auf Neuguinea. Er ist aber sehr selten; sogar der getrocknete Balg wird in so geringer Anzahl zu Markte gebracht, daß Rosenberg trotz seines langen Aufenthalts in jenen Ländern noch keinen erhalten konnte. Nach seiner Angabe heißt der Vogel bei den Papuas Soffu.

Einen ebenso schönen als merkwürdigen und seltenen Paradiesvogel hat man ebenfalls zum Vertreter einer besondern Sippe (Parotia) erhoben. Bei ihm sind die seitlichen Federn verlängert, jedoch nicht zerschlissen, wie bei den eigentlichen Bartvögeln; der Schwanz aber ist abgestuft und keine seiner Federn bartlos. Dafür trägt der Vogel drei langschäftige und nur an der Spitze kurz bebartete Federn auf jeder Kopfseite hinter dem Ohre und wird deshalb geradezu der sechsfederige Paradiesvogel (Parotia sexsetacea oder sexpennis) genannt. Er erreicht Drosselgröße und ist bis auf ein goldgrünes Brustschild dunkelschwarz.

Das Vaterland ist unbekannt. Er wird nur selten als getrockneter und verstümmelter Balg nach den Molukken gebracht. Rosenberg hat nicht einmal diesen gesehen.

*

Wahrscheinlich hat Cabanis Recht, wenn er zu den Paradiesvögeln einige ebenfalls Neuguinea und den benachbarten Inseln angehörige Prachtvögel rechnet, welche man bisher ihres dünnen, gebogenen Schnabels halber mit den Hopfen vereinigt hat. Die betreffenden Thiere, welche wir Pracht-

hopfe (Epimachi) nennen wollen, kommen mit den eigentlichen Paradiesvögeln darin überein, daß ihre Seiten- und Schwanzfedern verlängert sind. Auch die Füße ähneln denen der Paradiesvögel. Nur der Schnabel unterscheidet sich; er ist verhältnißmäßig dünn, lang und sanft gebogen.

Eine der prachtvollsten und erst durch Rosenberg's Forschungen einigermaßen bekannt gewordene Art dieser Horde ist der Fadenhopf (Seleucides resplendens oder S. alba), der Vertreter einer eigenen Sippe, welche sich kennzeichnet durch seicht gebogenen, an der Spitze des Obertheils schwach



Der Fadenhopf (Seleucides resplendens oder S. alba).

ausgekerbten Schnabel, durch Halsbüschel, welche aus großen, rundlich abgestutzten, glänzend gesäumten Federn bestehen, und sehr lange Büschelfedern an den Brustseiten, welche bis zur Hälfte ihrer Länge flaumig, von da an aber nacktschäftig sind. Die Länge dieses wunderbaren Vogels beträgt nach Rosenberg's Messungen 32½ Zoll. Die sammtartigen Federn des Kopfes, Halses und der Brust sind schwarz, in Dunkelgrün und Purpurviolett schillernd, die verlängerten Brustseitenfedern bis auf einen glänzenden oder schillernden smaragdgrünen Saum ebenso gefärbt, die langen zerfaserten Seitenfedern

prächtig goldgelb, welche Farbe aber, wenn der Balg auch nur kurze Zeit der Einwirkung von Licht und Rauch ausgesetzt wird, bald verbleicht und sich in Schmuzigweiß umwandelt. Flügel und Schwanz sind violett, herrlich glänzend, unter gewissem Lichte gebändert. Das Merkwürdigste sind offenbar die langen Seitenfedern. Die längsten von ihnen reichen bis über den Schwanz hinaus, und die letzten untersten verwandeln sich in ein langes nacktes Gebilde von der Stärke eines Pferdehaares, welches am Ursprunge goldgelb, von da an aber braun gefärbt ist. Das Auge ist scharlachroth, der Schnabel schwarz, der Fuß fleischgelb. Beim Weibchen sind Oberkopf, Unterhals und Oberrücken schwarz, die sammtartigen Kopffedern hellpurpur glänzend, der Unterrücken, die Flügel und der Schwanz rostbraun, die großen Schwungfedern an der Innenseite schwarz. Die ganze Unterseite ist auf grauweißem oder hellschmuziggelbbräunlichem Grunde mit kleinen schwarzen Streifen in die Quere gewellt. Der junge Vogel gleicht vollkommen dem Weibchen. Beim zunehmenden Alter erscheint zuerst der Hals grau, bei der nächsten Mauser kommt sodann die gelbe Bauchfarbe zum Vorschein, gleichzeitig mit den Federbüscheln an den Seiten; die zwölf länger hervorragenden Schäfte oder Fäden sind aber noch nicht nach außen, sondern gerade nach hinten gerichtet. Erst mit der dritten Mauser krümmen sich die genannten Schäfte nach außen.

„Obgleich von diesem Vogel", sagt Rosenberg, „jährlich eine ziemlich große Anzahl Bälge im verstümmelten Zustande nach Mangkassar und Ternate gebracht werden, kann doch noch nicht eine einzige Sammlung in Europa oder anderswo ein unversehrtes Stück davon aufweisen. Deshalb sind auch alle bis jetzt vorhandenen Beschreibungen und Abbildungen unvollständig und unrichtig. Während meines Aufenthalts auf Salawati im Monat August 1860 war ich so glücklich, ein halbes Dutzend dieser unvergleichlich schönen Vögel zu erhalten. Sie leben in kleinen Trupps oder Familien, sind kräftige Flieger und lassen, nach Futter suchend, ein scharf klingendes „Scheck, scheck" hören. Die Insel Salawati ist ihre ausschließliche Heimat; sie sind hier aber in bergigen Strecken, welche sie bevorzugen, durchaus nicht selten. Bei Kalwal, einem kleinen, vor Kurzem angelegten Stranddörfchen an der Westküste der Insel, sah ich im August eine aus zehn Stück bestehende Familie im hohen Walde nahe der Küste. Sechs davon fielen mir in die Hände, die übrigen waren zwei Tage später nicht mehr zu sehen: das wiederholte Schießen und ein starker, auf die Küste zu wehender Wind hatte sie nach dem Gebirge zurückgescheucht. In dem Magen der Getödteten fand ich Früchte, vermischt mit einzelnen Ueberbleibseln von Kerbthieren."

„In der Brutzeit richtet der Vogel den Brustkragen ringförmig und vom Leibe abstehend, nach vorn auf und öffnet die verlängerten Seitenfedern zu einem prachtvollen Fächer."

Der Kragenhopf (Epimachus magnus) vertritt eine andere Sippe dieser Horde. Sein Schnabel ist lang, bogenförmig, auf der Firste rundkantig, der Flügel mäßig lang, der Schwanz sehr langstufig, der Fuß mäßig, aber kräftig. Büschelfedern finden sich nur an den Brustseiten. Die Länge beträgt ungefähr 3¼ Fuß, wovon mehr als 2 Fuß auf den langen Schwanz kommen; denn der Vogel ist nicht groß und kommt hinsichtlich seines Leibes höchstens einer Taube gleich. Der Kopf ist mit kleinen rundlichen Schuppenfedern bedeckt, welche bronzegrün sind, aber blau und goldgrün schillern. Die langen zerfaserten Hinterhalsfedern sind sammtig und schwarz. Der Rücken ist ebenso gefärbt, aber unregelmäßig zerstreute, längliche, spatenförmige Federn mit dicken Bärten, welche grünbläulich schillern, bringen Abwechselung in diese Färbung. Die Unterseite ist schwarzviolett, die großen Schmuckfedern an den Brustseiten, welche in der Ruhe nachlässig über die Flügel gelegt werden, schillern im prachtvollsten Glanze. Der Schnabel und die Beine sind schwarz. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken zimmtfarben; das übrige Gefieder ist wie bei den Männchen gefärbt; nur sind alle Farben matter.



Der Kragenhopf (Epimachus magnus).

Auch von diesem wunderbaren Vogel gibt es noch keinen vollständigen Balg in den europäischen Sammlungen. Die Papuas bereiten ihn nach Art der Paradiesvögel und bringen ihn in den Handel, gewöhnlich aber so verstümmelt, daß man selbst die Flügel ersetzen muß. Nach Rosenberg ist der Kragenhopf über den ganzen nördlichen Theil von Neuguinea verbreitet, fehlt aber auf den Inseln. Ueber seine Lebensweise scheint Nichts bekannt zu sein.

*

Schlegel zählt zu den Paradiesvögeln noch zwei andere, ebenfalls sehr wenig bekannte Vögel, die Paradieselstern (Astrapiae); andere Naturforscher stellen sie zu den Drosseln. Diesen ähneln sie durch ihren Schnabel, welcher mittellang, gerade und vor der übergebogenen Spitze flach ausgeschnitten ist, an der Wurzel aber weder Borsten, noch sammtartige Federn zeigt. Der sehr lange Schwanz ist stark abgestuft; die Flügel sind mittellang, die Beine kräftig. Zu beiden Seiten des Kopfes wölbt sich ein fächerförmiger Federbusch nach außen.

Lesson und andere Beschreiber halten es für unmöglich, von dem Glanze der Paradies=

elster (Astrapia gularis) durch Worte eine Vorstellung zu geben. Das Gefieder ist auf der Oberseite purpurschwarz, mit prachtvoll metallischem Schiller. Die Scheitelfedern sind hiacinth-roth, smaragdgold zugespitzt; die ganze Unterseite ist malachitgrün. Vom Augenwinkel läuft eine hiacinthrothe Binde herab, welche sich im Halbcirkel unter der Kehle endigt. Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt etwa 2½ Fuß. Je nach dem einfallenden Lichte leuchtet das metallisch glänzende Gefieder in den glühendsten und wunderbarsten Farben.



Die Paradieselster (Astrapia gularis).

Ueber das Leben der Paradieselster fehlen alle Nachrichten. Auch Rosenberg konnte nur getrocknete Bälge erwerben. Nach den ihm gewordenen Berichten lebt der Wundervogel ausschließlich auf der ziemlich großen Insel Obi, welche vor der Gilwikbai liegt.

* * *

Die Raben im engeren Sinne (Coraces) zählen unter sich die größten Mitglieder der Ordnung. Ihr Schnabel ist groß, stark, gerade nach vorn gekrümmt, an der scharfen Schneide gezahnt; der Oberschnabel ist nur ausnahmsweise hakig übergebogen. Die Flügel sind mittellang und abgerundet; die vierte Schwungfeder ist gewöhnlich die längste. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, welche entweder gerade abgeschnitten oder stufig sind. Das Gefieder ist reich und großfederig, an der Schnabelwurzel gewöhnlich borstig oder haarig, oft lebhaft glänzend. Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich beide Geschlechter nicht und die Jungen wenig von den Alten.

Die Raben bewohnen alle Theile und alle Breiten- oder Höhengürtel der Erde. Nach dem Gleicher hin nimmt ihre Artenzahl bedeutend zu; sie sind aber auch in den gemäßigten Ländern noch zahlreich vertreten und erst im kalten Gürtel einigermaßen beschränkt. Weitaus die meisten sind Standvögel, welche jahraus, jahrein an ein und derselben Stelle oder wenigstens in einem gewissen Gebiet verweilen, in ihm aber gern hin- und herstreichen. Einzelne Arten wandern, jedoch nicht weit, die unsrigen höchstens bis Südeuropa und Nordafrika; andere ziehen sich während des Winters von bedeutenden Höhen mehr in tiefere Gegenden zurück.

Mit Ausnahme des Gesanges, welcher den Raben fehlt, vereinigen sie so zu sagen alle Begabungen in sich, welche den Gliedern der Ordnung eigen sind. Sie gehen gut, fliegen leicht und anhaltend, auch ziemlich rasch, besitzen sehr gleichmäßig entwickelte Sinne, namentlich einen ausgezeichneten Geruch, und stehen hinsichtlich ihres Verstandes hinter keinem ihrer Ordnungsverwandten zurück. Einzelne kommen selbst den Papageien an geistiger Befähigung fast gleich. Dank ihrer vortrefflichen Geistesgaben führen sie ein sehr bequemes Leben; sie wissen sich Alles nutzbar zu machen, was ihr Wirkungskreis ihnen bietet. Die größeren Arten unter ihnen wetteifern selbst mit den Raubvögeln. Kurz, es gilt für sie fast Alles, was ich über die Ordnung im allgemeinen gesagt habe. Deshalb erscheint es mir auch unnöthig, mich noch des Weiteren auszulassen; die einzelnen Arten, welche ich ausführlicher besprechen will, werden uns die theilnahmswerthen Vögel hinlänglich kennen lehren.

Daß die Gesammtheit in mehrere ziemlich abgegrenzte Gruppen zerfällt, ergibt die flüchtige Betrachtung; ebenso gewiß aber ist, daß alle diese Horden oder Gruppen durch gewisse Mitglieder unter einander verbunden werden.

An die Paradiesvögel erinnern die Felsenraben oder Steinkrähen (Fregili). Sie sind gestreckt gebaute, langflügelige und kurzschwänzige Raben mit schwächlichem, zugespitzten und etwas gebogenen Schnabel, welcher, wie die Füße, lebhaft gefärbt ist. Das schwarze Gefieder ist glänzend, aber schimmernd.

Unser Europa beherbergt zwei Arten dieser Horde; andere hierher zu zählende Vögel, welche meist als Vertreter besonderer Sippen angesehen werden müssen, bewohnen Indien und Neuholland.

Die Alpen- oder Steinkrähe, der Gebirgs- oder Feuerrabe, die Krähendohle, der Eremit, Klausrabe oder Thurmwiedehopf (Fregilus graculus), zeichnet sich vor Allem durch ihren lang gestreckten, dünnen und bogenförmigen Schnabel aus. Dieser ist, wie die mittelhohen, kurzzehigen Füße, prächtig korallenroth gefärbt. Das Auge ist dunkelbraun, das Gefieder gleichmäßig glänzend blauschwarz. Die Länge beträgt 15 Zoll, die Breite 31 Zoll; der Fittig mißt 10½, der Schwanz 5½ Zoll. Das Weibchen ist kaum kleiner, äußerlich überhaupt nicht vom Männchen zu unterscheiden. Die jungen Vögel lassen sich an ihrem glanzlosen Gefieder erkennen; auch sind bei ihnen Schnabel und Füße schwärzlich. Nach der ersten Mauser, welche bereits wenige Monate nach ihrem Ausfliegen beginnt, erhalten sie das Kleid der Alten.

Unsere europäischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, die Karpathen, der Balkan, die Pyrenäen und fast alle übrigen Gebirge Spaniens, auch einige Berge Schottlands und alle Gebirge vom Ural und Kaukasus an bis zu den chinesischen Zügen, ja selbst die Hochgebirge Javas beherbergen diesen, in jeder Hinsicht anziehenden und beachtungswerthen Vogel; auf dem Himalaya wird er durch eine sehr nah verwandte Art ersetzt. In den Schweizer Alpen ist er seltener, in Spanien aber, wenigstens an vielen Orten, außerordentlich zahlreich. Dort bewohnt er nur das eigentliche Hochgebirge, einen Gürtel hart unter der Schneegrenze, und versteigt sich gar häufig bis in die höchsten Alpenspitzen: in Spanien begegnet man ihm schon an Felsenwänden, welche sich bis zu höchstens sechs- oder achthundert Fuß über dem Meer erheben. In den rhätischen Gebirgen nistet er mitunter auf den Kirchthürmen der oberen Bergdörfer, nach Art der Dohle, verläßt die Ortschaften aber im Oktober und wandert südlicheren Gegenden zu. Er erscheint nach Tschudi gelegentlich dieses Zuges in Scharen von 4- bis 600 Stück am Hospiz des Sankt Bernhardberges, ohne jedoch hier zu verweilen. In Spanien

und wahrscheinlich auch in allen südlicheren Gebirgsländern findet das Gegentheil statt. Hier ist die Alpenkrähe Stand- oder höchstens Strichvogel, denn es mag wohl möglich sein, daß sie im Winter das Hochgebirge verläßt und in tiefere Thäler herabgeht.

Nach unseren Beobachtungen erinnert die Alpenkrähe lebhaft an die Thurmdohle; sie fliegt aber leichter und zierlicher als diese und ist auch viel klüger und vorsichtiger. Wenn man durch die Gebirge Murcias oder Andalusiens reist, hört man zuweilen von einer Felsenwand tausendstimmiges Geschrei herniederschallen und glaubt, es zunächst mit unserer Thurmdohle zu thun zu haben, bis



Die Alpenkrähe (Fregilus graculus).

die Masse der Vögel sich in Bewegung setzt und man nun leicht an dem zierlicheren und rascheren Fluge, bei günstiger Beleuchtung wohl auch bei der weithin sichtbaren Korallenfarbe des Schnabels, die Alpenkrähe erkennt. Beobachtet man die Thiere länger, so bemerkt man, daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf den bestimmten Plätzen erscheinen und sie mit derselben Regelmäßigkeit wieder verlassen. In den frühesten Morgenstunden fliegen sie auf Nahrung aus, kehren gegen neun Uhr vormittags auf ihre Wohnplätze zurück, verweilen hier kürzere Zeit bis zur Tränke, suchen von neuem Nahrung und erscheinen erst in den heißen Mittagsstunden wiederum auf ihrer Felsenwand. Während der Mittagshitze halten sie sich in schattigen Felsenlöchern verborgen, beobachten aber genau die nächste

Umgebung und lassen nichts Verdächtiges vorüber, ohne es mit lautem Geschrei zu begrüßen. Die vorbeistreichenden Adler werden von der ganzen Bande streckenweis verfolgt und muthig angegriffen, jedoch mit sorgfältigster Berücksichtigung der betreffenden Art; denn vor dem gewandten Habichtsadler (Pseudaëtos Bonellii) nehmen sich die klugen Vögel wohl in Acht, verbergen sich sogar vor ihm noch tiefer in ihre Felsenhöhlen, während sie sich um den Geieradler (Gypaëtos barbatus) gar nicht kümmern — ganz einfach deshalb, weil sie ihn als Das erkennen, was er ist: als einen ihnen durchaus ungefährlichen Geier. In den Nachmittagsstunden fliegen die Alpenkrähen abermals auf Nahrung aus, und erst mit Sonnenuntergang kehren sie, nachdem sie nochmals sich getränkt haben, zu den Wohn- und Schlafplätzen der Gesellschaft zurück.

Eigenthümlich ist es, daß die Alpenkrähe nur gewisse Oertlichkeiten bewohnt und in andern, scheinbar ebenso günstigen fehlt. So findet sie sich nach Bolle nur auf Palma, auf keiner kanarischen Insel weiter. „Während dort zahlreiche Schwärme sowohl die heißen grottenreichen Thäler des Küstengebiets wie die hochgelegenen, im Winter mit Schnee bedeckten Bergzinnen bevölkern, haben die in der Entfernung von wenigen Meilen dem Auge weithin sichtbaren, aus dem Meere auftauchenden Gebirgskämme von Teneriffa, Gomera und Ferro die Auswanderungslust dieser fluggewandten Bewohner der hohen Lüfte noch nie gereizt. Scheu, flüchtig und höchst gesellig beleben die Ansiedelungen der Alpenkrähen auf das Angenehmste und Fesselndste die entzückenden Landschaften jener unvergleichlichen Insel. Ihr Leben scheint ein immerwährendes, heiteres Spiel zu sein; denn man sieht sie einander fortwährend jagen und sich necken. Ein leichter, zierlich schwebender Flug voll der künstlichsten, anmuthigsten Schwenkungen zeichnet sie aus. Auf frisch beackerten Feldern fallen sie in Herden von Tausenden nieder; auch an einsamen, aus den Felsen hervorsprudelnden Quellen sah ich sie oft zahlreich zur Tränke kommen.“

Erst wenn man beobachtet, welche Gegenstände die Alpenkrähe hauptsächlich zu ihrer Nahrung wählt, erkennt man, wie geschickt sie ihren bogenförmigen Schnabel zu verwenden weiß. Nach unsern Erfahrungen ist sie nämlich fast ausschließlich ein Kerbthierfresser, welcher nur gelegentlich andere Nahrung aufnimmt. Heuschrecken und Spinnenthiere, darunter Skorpionen, dürften in Spanien die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten bilden, und dieser Thiere weiß sie sich mit größtem Geschick zu bemächtigen. Sie hebt mit ihrem langen Schnabel kleinere Steine in die Höhe und sucht unter denselben die versteckten Thiere hervor, bohrt auch, wie die Saatkrähe, nach Kerfen in die Erde oder steckt ihren Schnabel unter größere Steine, deren Gewicht sie nicht bewältigen kann, um hier nach ihrer Lieblingsspeise zu forschen.

Die Brutzeit fällt in die ersten Monate des Frühlings. In Spanien fanden wir schon Anfangs Juli ausgeflogene Junge. Das Nest selbst haben wir nicht untersuchen können; denn auch auf der iberischen Halbinsel behält die Alpenkrähe die löbliche Gewohnheit bei, die Höhlen unersteiglicher Felsenwände zur Anlage ihres Nestes zu wählen. Letzteres soll ein großer, aus dürren Stengeln und Heu errichteter Bau sein, zu dessen innerer Ausfütterung Mos gebraucht wird. Die drei bis fünf Eier, welche man im Mai hier findet, sind auf weißlichem oder schmuziggraugelbem Grunde mit hellbraunen Flecken und Punkten bezeichnet. Nach Tschudi's Angabe währt die Brutzeit achtzehn Tage. Wahrscheinlich brütet das Weibchen allein, während beide Eltern unter großem Geschrei und Gelärm das schwere Geschäft der Auffütterung ihrer Kinder theilen. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ein Paar mehr als einmal im Jahre brütet, wie es von Schinz behauptet worden ist.

Auch während der Brutzeit leben die Alpenkrähen in derselben engen Verbindung, wie in den übrigen Monaten des Jahres. Sie sind gesellschaftliche Vögel im vollen Sinne des Worts. Ganz ohne Neckereien geht es freilich nicht ab, und möglicherweise bestehlen sich auch die Genossen eines Verbandes nach bestem Können und Vermögen; Dies aber ist nun einmal Rabenart und stört die Eintracht nicht im Geringsten. Bei Gefahr steht sich der ganze Schwarm treulich bei, und jeder beweist unter Umständen einen wirklich erhabenen Muth. So beobachteten wir, daß Verwundete von den Gesunden unter lautem Geschrei umschwärmt wurden, wobei letztere ganz unverkennbar die Absicht

bekundeten, den unglücklichen Genossen beizustehen. Eine Alpenkrähe, welche wir flügellahm geschossen und aus dem Auge verloren hatten, fanden wir erst acht Tage später wieder auf, weil eine Felsenritze, in welcher sie sich versteckt hatte, fortwährend von andern Mitgliedern der Ansiedelung umschwärmt wurde. Es unterlag für uns kaum einem Zweifel, daß Dies nur in der Absicht geschah, die Kranke durch Zutragen von Nahrung zu unterstützen.

Alle Raben sind anziehende Gefangene; kein einziger aber kommt nach meinem Dafürhalten der Alpenkrähe gleich. Schon Schinz spricht sich sehr rühmend über einen Vogel dieser Art aus, welchen er gezähmt hatte, und alle andern Forscher, welche nach eigener Erfahrung berichten konnten, stimmen ihm freudig bei. Zum Beweise will ich Hansmann's ebenso erschöpfende, als anmuthige Schilderung hier folgen lassen:

„Catana hatten die Isleños meine Alpendohle getauft, wie aus dem Geleitschreiben hervorging. So saß sie denn vor mir, mit gestutztem Schweif und gestutzten Schwingen, der fromme anhängliche Vogel mit den bittenden, dunkelbraunen Augen, auf längere Zeit meiner Obhut anvertraut von ihrem Herrn, der die Alpen zwischen uns legen wollte, um zu den Ufern des Arno zu eilen."

„Anfänglich hatte Catana noch im Gärtchen umherlaufen dürfen, dessen Buchsbaumhecken und Mauerwinkel der gebogene korallenrothe Schnabel eifrig durchsuchte und durchhackte, Tausendfüße und Amaren aus ihren Verstecken hervorziehend. Emsig lief sie hin und wieder, nach einer vorübersummenden Fliege in die Höhe springend, oder eine Spinne mitten aus ihrem Netze herausschießend und merkwürdigerweise anfänglich Regenwürmer hartnäckig verschmähend."

„Das Alles hatte aufhören müssen, als mein Pflegling zu mir übergesiedelt war. Der enge Käfig durfte hier nur höchstens mit der Zimmerdiele vertauscht werden. Indessen richtete der emsige Vogel manches Unheil an, indem er mit dem harten, unempfindlichen Schnabel jeder Spalte nachbohrte, mit rücksichtsloser Beharrlichkeit sogar versuchend, die hartrandigen Schlüssellöcher zu erweitern, oder ein hingeworfenes Stückchen Fleisch im Winkel unter einem abgepflückten Fetzen Tapete verbergend. Bei dergleichen Geschäften ging es ruhig zu. Wollte eine unberufene Hand indessen sich seines vergrabenen Schatzes bemächtigen, so kehrte der noch in der Nähe befindliche Vogel augenblicklich mit hüpfenden Sätzen und halb ausgebreiteten Flügeln zurück, laut krähend den Eindringling von der Ausführung abzuhalten, da er zu glauben schien, daß Alles sein Eigenthum sei, was er stehle. Von dieser Seite aus betrachtete er dann, ganz in der übeln Weise seiner Familie, ebenfalls blanke Gegenstände, und ein neues Münzstück oder eine Schachtel mit gläsernen Vogelaugen übten eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft auf die angebornen Diebesgelüste."

„Sonst war Catana, bis auf sein Schreien, von dem ich nachher sprechen werde, ein ganz gemüthliches Vieh, welches alles nur Mögliche mit sich aufstellen ließ, ohne jemals die gute Laune zu verlieren. Ein besonderes, sogar wollüstiges Vergnügen machte es ihr, wenn man ihr in den Federn kraute. Sie war dabei weiter nicht sehr anspruchsvoll, und es genügte ihr vollkommen, wenn man ihr ziemlich derb über Kopf, Hals und Rücken auf und nieder bürstete, oder mit allen zehn Fingern in den Federn wühlte. Sie schloß dann gewöhnlich die Augen mehr oder weniger, das Gefieder aufblasend, und sich gern einer unbequemen Stellung unterziehend, wenn nur die angenehmen Finger dabei in ihrer Thätigkeit blieben."

„Die Scene änderte sich aber sofort, sobald ich ihr einen verborgenen Vogelbalg nahe unter die Augen hielt. Ein kurzer hastiger Ruck riß den Kopf aus seiner träumerischen Lage in die Höhe, die Nackenfedern sträubten sich ein wenig, die Augen bekamen einen zornigen Glanz, der Schwanz faltete sich stoßweise und fächerförmig auf und zu, und mit kurzem Nicken und kleinen hastigen Schritten ging der Vogel gegen den vermeintlichen Feind, ihm fest und tapfer die Stirne bietend. Dieser nähert sich. Er kommt noch mehr herbei. Jetzt ist er erreichbar, und ein plötzlicher sicherer Hieb trifft seinen unempfindlichen Schädel. Aber die Hand, welche die schreckliche Puppe führt, bleibt auch nicht unthätig. Der Hieb wird erwiedert, und geschickt an dem abwehrenden Schnabel vorbeigeleitet. Dann schneller Rückzug. Wieder stehen sich beide Theile feindselig gegenüber; aber Catana hat ihren Geg-

ner würdigen lernen, und ist wohl auf ihrer Hut. Noch einmal macht das Ungethüm einen Angriff, aber fauchend trifft es schon auf halbem Wege der rothe Schnabel, aus dem ein heller drohender Ruf hervordringt, etwa wie Auweh! oder Hoho! klingend. Indessen nur Feinde von der eigenen Größe sind turnierfähig. Die kleinen werden mit einem verächtlichen Schnabelhiebe bedacht, und vor den großen wird kläglich Reißaus genommen. Einen vorgehaltenen Balg vom virginischen Uhu schrie die Dohle mit dem eben geschilderten Kampfesrufe an, wagte jedoch nicht, ihm Eins zu versetzen. Wurde ihr dessen Nähe jedoch zu unangenehm, so machte sie geschwind Kehrt, Galopp rechts mit halb ausgebreiteten Flügeln davoneilend, und verfolgt ein ängstliches Krähen hören lassend, abwechselnd mit einem hellen heiseren Tone, den ich nur bei dieser Gelegenheit wahrgenommen, ebenso wie das „Hoho" oder „Auweh" nur im Zorne. Dasselbe fand bei der Anwesenheit von Hunden statt, welche meistens jedoch vorzogen, sich ihrerseits aus dem Staube zu machen."

„Noch muß ich bemerken, daß auch im heftigsten Kampfe der gemüthliche Vogel niemals nach meiner Hand zielte, und bekam diese etwa einmal einen Hieb ab, so geschah es lediglich aus Versehen. Dieselbe selbst mit ausgespreizten Fingern zwischen jenen und den Gegenstand seines Zornes gehalten, ging immer leer aus, wiewohl die Hiebe sowohl durch das lebendige Gitter, als auch rechts und links von demselben hageldicht fielen."

„Was nun noch die ferneren Töne anbetrifft, welche die Alpenkrähe hören ließ, so waren diese im ganzen ohne Manchfaltigkeit. Ein nicht wiederzugebendes pfeifendes Krächzen, in kurzen Pausen unermüdlich wiederholt, war der Ausdruck des Begehrens nach Futter oder Wasser. Verhielt sich Derjenige, an den diese Bitte erging, lesend oder in einer sonstigen Stellung vollständig ruhig, so blieb der Ton derselbe, und wurde nur regelmäßig wiederholt. Aber Eine Bewegung, und er schwillt an: ein Nähern, und in schnellerem Tempo erschallt ein lautes Hiäh, Häh, von einem Flattern der halb hängenden Flügel begleitet, ganz in derselben Art, wie ein junger Vogel Futter begehrt. Wird dem Verlangen trotzdem nicht Gewähr geleistet, und starren die Stäbe des Käfigs hindernd vor dem Gegenstande, der bettelnd verfolgt werden könnte, so wird erst tapfer auf dieselben losgehackt, welche Handlung hin und wieder ein äußerst schnelles und einige Sekunden dauerndes Stoßen in die leere Luft bei wagrechter etwas nach oben zielender Richtung unterbricht, während sich schluckende oder glucksende Töne vernehmen lassen. Diese Sitte, seinen Zorn im allgemeinen auszudrücken, ohne einen bestimmten Gegenstand für denselben, war etwa nicht ein sinnbildliches oder schmerzloses Hacken gegen die harten Eisenstäbe, sondern zeigte sich auch, wenn der Vogel auf der Hand oder einer Stuhllehne saß."

„Nachahmungsgabe habe ich bei dieser Art nicht bemerkt, da ihm ganz die schwatzende kichernde Stimme fehlte, die bei den meisten Rabenvögeln den Gesang vertreten muß. Bei Catana bestand der Ersatz desselben in einzelnen, von dem gewöhnlichen Rufe des Begehrens oder Lockens abweichenden Tönen, welche viel Aehnlichkeit mit denen des Amazonenpapageis zeigten und etwa wie „Hiäh! Häh! Hio! Quack! Räh! Kockä! Hoh!" lauteten, mit öfterem nicht immer genau wiederholten Tonfall. War der Vogel sonst satt, und wurde er in einer solchen Stimmung aufgefordert, auf die Hand zu springen, oder sonst nur laut angeredet, so antwortete er mit einem Meckern, bei dem sich der Unterschnabel zitternd auf und nieder bewegte."

„Trotz der mangelnden Nachahmungsgabe zeigte sich Catana jedoch nicht sonder Fähigkeiten. Das Pfötchen zu geben lernte sie sehr schnell und ohne alle Schwierigkeiten; ebenso unterschied sie meine Person genau von der eines Fremden, in der ersten Zeit sogar keine Berührung von Seiten eines solchen duldend, und ihn mit drohendem Auge, gesträubten Nackenfedern und hellem Hohoh! abweisend. Freund Krüper, der mich eines Tages besuchte, wurde von der ihn halb zornig, halb neugierig musternden Alpendohle mit derben Schnabelhieben empfangen, weil ich den Vogel von hinten am Schwanze gezupft hatte, und jener dadurch der Meinung wurde, der fremde Herr wolle ihn foppen. Später schliff der Umgang mit Menschen solche bäuerische Sitten fast gänzlich ab, und es blieb nur noch die Unterscheidung meiner Person von einer fremden."

„Indessen bin ich doch der Meinung, daß, hätte die Alpendohle frei auf der Straße einer minder großen und bevölkerten Stadt, als Berlin ist, herumfliegen dürfen, sich ganz gewiß noch andere Ergebnisse gezeigt haben würden. Jedenfalls habe ich, das lästige Schreien bei dem geringsten Begehren, das mich öfter ganz toll machen konnte, abgerechnet, noch keinen zahmeren und liebenswürdigeren Vogel gesehen, dessen lautes Rufen ich hinter mir her noch auf der Straße vernahm, wenn ich meine Wohnung verlassen und er mit der Langenweile in seinem Käfige allein geblieben war. Befreundete Gesellschaft sah er sehr gern, und jede in der Nähe sich mit Geräusch öffnende Thüre entlockte ihm einen lauten Ruf, der von ganz bestimmter Unterscheidung der Entfernung zeugte, und meine ihm bekannte Wirthin herbeilocken sollte."

„Die geringere oder größere Scheu, welche den allermeisten gezähmten Vögeln immer doch noch bei einer schnellen Handbewegung oder einer sonstigen überraschend wirkenden Handlung inne wohnt, fehlte Catana gänzlich, und die Zutraulichkeit eines Hundes war kein kleiner Vorzug ihres Wesens."

„Dem Feuer, als etwas glänzendem, näherte sie sich gerne, spielte auch wohl mit einer glühenden Kohle. Die helle Flamme berührte sie indessen nicht, noch verschluckte sie brennende Kohlen oder Lampendochte, wie Savi von seiner gelbschnäbeligen Alpendohle erzählt, hinzufügend, daß ein solcher Genuß derselben niemals einen Schaden zugefügt."

Hansmann hat sehr Recht, wenn er annimmt, daß eine Alpenkrähe, welche größerer Freiheit sich erfreuen darf, als seine Gefangene, noch zu andern Beobachtungen Gelegenheit gibt. Mein Bruder sah, wie er in seinen „Skizzen und Bildern" mittheilt, in Murcia zahme Alpenkrähen, welche, obwohl alt gefangen, doch bald so an ihren Herrn sich gewöhnt, daß sie frei aus- und einfliegen durften. Sie kamen auf die Erker der benachbarten Häuser und baten mit lautem Geschrei um Einlaß, merkten auch sehr bald, wo sie gern gesehen und bezüglich gefüttert wurden. Sie erschienen dann täglich mehrmals zur gewohnten Stunde, um ihre Freunde zu begrüßen und ihre Nahrung in Empfang zu nehmen.

Bei meinem Freunde, dem eifrigen und kenntnißreichen Forscher Cornely de St. Gerlach in Belgien, habe ich eine zahme Alpenkrähe gesehen, welche nach Belieben umherfliegen kann. Sie spielt den Herrn im Gehöft und Garten, macht sich überall zu schaffen, reißt auch wohl ein Pflänzchen ab oder sucht ein junges Vögelchen zu überlisten, benimmt sich aber stets liebenswürdig. Ihr Gebieter hat die Güte gehabt, mir das Nachfolgende über sie mitzutheilen:

„Vor etwa zwei Jahren erhielt ich unter anderen lebenden Vögeln eine Alpenkrähe, welche damals ungefähr drei Monate alt sein mochte. Sie wurde sehr lästig durch ihr fortwährendes Schreien nach Futter und hatte sich bald den allgemeinen Unwillen zugezogen. Das sollte sich jedoch ändern. Chuqui, wie der Korallenschnabel genannt worden war, wurde nach einigen Wochen mit beschnittenen Flügeln im Park freigelassen und durfte sich hier nach Belieben unter Pfauen, Fasanen, Sumpf- und Stelzvögeln bewegen. Die gemischte Gesellschaft empfing den Neuling zwar zuerst mit Schnabelhieben; dieser aber wußte sich doch rasch genug Bürgerrecht zu erwerben, und alle Feindseligkeiten hatten nun ein Ende. Munter hüpfte der schwarze Gesell durch sein Gehege, und nach beendeter Mauser begann er, seine Schwingen zu üben. Er flatterte zunächst auf die Umzäunungen, später auf die benachbarten Bäume, so oft sich aber Jemand sehen ließ, alter Gewohnheit nach, stets auf dessen Arm, um Futter bettelnd. Anfangs war ihm jeder Mensch gleich; mit zunehmendem Alter aber stellte sich das Mißtrauen ein, und er unterschied nun scharf zwischen Bekannten und Fremden: nur die ersteren durften ihn anfassen und streicheln. Bald war er im ganzen Hause bekannt, und namentlich im Speisezimmer heimisch; denn alle Mitglieder meiner Familie versäumten niemals, ihm einige Bissen zuzuwerfen, falls er sich zur rechten Zeit einstellte. Schon im ersten Jahre seines Lebens kannte er die Frühstückszeit ebenso genau, wie wir selbst, verfehlte nie, sich pünktlichst einzufinden, und klopfte, fand er den Eingang verschlossen, so lange ans Fenster, bis man ihm öffnete. Ließ man ihn absichtlich vergeblich klopfen, überhörte man auch sein bittendes „Kräh, kräh", so flog er wohl mißvergnügt weg und nahm andere Geschäfte auf: ein einziger Ruf aber reichte und reicht hin, ihn wieder herbeizulocken."

„Mir und meinem Diener, welcher Chuqui zu pflegen hat, spendet dieser die größte Zärtlichkeit. Sobald ich mich sehen lasse, werde ich durch fröhliches Geschrei begrüßt; wenige Augenblicke später sitzt der liebenswürdige Vogel auf meiner Schulter und gibt sich nunmehr alle erdenkliche Mühe, um mich zu bewegen, daß ich ihm schmeichele. Geliebkost zu werden, scheint ihn mit der größten Wonne zu erfüllen. Erlauben mir meine Geschäfte nicht, ihn zu streicheln, so pickt er auffordernd an mein Ohr oder nestelt mir in den Haaren und läuft mir nach, bis ich ihm gewährt. Viele Vögel habe ich beobachtet und selbst besessen; aber niemals habe ich einen kennen gelernt, welcher zutraulicher gewesen wäre, als mein Korallenschnabel. Er scheint eine wahre Hundeseele zu besitzen; denn dem Hunde ähnelt er hinsichtlich seiner Anhänglichkeit an den Gebieter. War ich einige Tage abwesend, so weiß er seiner Freude kaum Ausdruck zu geben, wenn er mich endlich wieder sieht: man merkt es ihm an, daß er sich lebhaft gesehnt hat nach seinem Freunde.“

„Chuqui liebt und haßt; er bekundet Zuneigung und Abneigung. Schlecht gekleidete Leute, zumal Bettler, sind ihm zuwider; er fliegt weg, wenn er sie sieht oder verfolgt sie mit Geschrei. Meine Hunde kennt er genau, fremde erregen seinen höchsten Zorn. Auf Katzen stößt er wie ein Raubvogel hernieder, so kühn, daß mir oft Angst um ihn wird. Seinen hier zu Lande heimischen Verwandten zeigt er Theilnahme. Vorüberziehende Saatkrähen verlocken ihn zu weiten Ausflügen, welche er sonst nie unternimmt; es scheint mir beinahe, als ob er sich mit Liebesgedanken um sie trüge. Mit der Rabenkrähe mag er Nichts zu schaffen haben: sie ist ihm zu grob. Anfangs wurde er oft von den umwohnenden Krähen verfolgt; jetzt aber scheinen sie ihn zu kennen und eingesehen zu haben, daß sie dem raschen Flieger doch nicht beikommen können: sie kümmern sich kaum mehr um ihn. Mit Elstern hat sich Chuqui niemals eingelassen.“

„Mein Gefangener ist neugierig, wie alle Rabenvögel. Alles Ungewohnte erregt ihn. Als ein Paar Kängurus in das für sie bestimmte Gehege gebracht werden sollte, war Chuqui augenblicklich zur Stelle. Der Versandkäfig erschien ihm verdächtig; er saß auf ihm, noch ehe er vom Wagen abgeladen worden; dem Aufbrechen des Deckels sah er aufmerksam zu. Das Herausspringen der Kängurus erschreckte ihn: er schrie ängstlich und verwundert laut auf. Die Neugierde überwog jedoch bald seine Angst: dieser Käfig mußte untersucht werden. Kaum hatten ihn die Beutelthiere verlassen, so war er ins Innere geschlüpft. Boshaft legte ich jetzt den losgebrochenen Deckel wieder auf. Ein herzbrechendes, ohrenzerreißendes Jammergeschrei war Chuquis Antwort. Ich öffnete; der entsetzte Alpenbewohner flog eiligst auf die höchste Spitze der nächsten Linde und sah vonhieraus schaudernd auf den verhängnißvollen Kasten herab. Seit dieser Zeit ist es unmöglich, ihn zu bewegen, wieder in das Innere einer Kiste zu schlüpfen.“

„Als ich ihm zum ersten Male einen Spiegel vorhielt, hackte er einige Male nach dem vermeintlichen Gefährten; bald aber lief er um den Spiegel herum, in der Absicht, ihn von hinten zu untersuchen, wie Affen wohl zu thun pflegen. Wenn ich ihm jetzt sein Spiegelbild zeige, geht er stolz vorbei, ohne dasselbe auch nur zu würdigen.“

„Auch die Alpenkrähe ist fähig, anderer Thiere Stimmen nachzuahmen. Chuqui hat den Ruf des Kiebitz erlernt und gibt denselben mir gewöhnlich zur Antwort, wenn ich ihn rufe.“ —

„Bekanntlich sind auch diese Raben als Diebe verschrien worden. Falls die Angabe wirklich auf Beobachtung beruht, macht Chuqui eine rühmenswerthe Ausnahme. Er untersucht zwar Alles, verdirbt auch wohl Manches, Bücher namentlich, zeigt aber niemals eigentliche Diebsgelüste. Ebensowenig nimmt er glühende Kohlen auf, wie Alpendohlen thun sollen; er schreckt im Gegentheil zurück, wenn man ihm eine brennende Cigarre vorhält.“

„Manches noch könnte ich erzählen von diesem theilnahmswerthen Geschöpfe; doch glaube ich, daß Vorstehendes genügt. Es beweist mindestens, daß die Alpenkrähe ihr eigentliches Wesen erst dann bekundet, wenn man ihr soviel Freiheit gewährt, wie Chuqui sie genießt.“

Ich zweifle nicht im geringsten, daß auch die Gefangenen des hamburger Thiergartens, ohne Furcht, sie zu verlieren, frei gelassen werden könnten. Sie folgen jetzt nicht nur meinem Rufe, son-

dern auch dem ihrer vielen Freunde, welche nie verfehlen, bei ihren Besuchen im Garten ihnen Etwas mitzubringen. Frei gelassen, würden sie die Grenzen des Gartens bestimmt nicht überschreiten.

An diesen Gefangenen kann man leicht beobachten, wie sie ihre Nahrung suchen. Sie beschäftigen sich in ihren freien Stunden, d. h. wenn der Garten leer an Besuchern ist, eifrig damit, den Bodenraum ihres Käfigs zu durchstöbern. Hier ist, wie schon mein Bruder mitgetheilt hat, es geradezu unmöglich, Ordnung zu erhalten; den grünen Rasen vernichten sie in kürzester Frist, weil sie ohne Unterlaß mit ihrem Schnabel bohren und arbeiten und in wenigen Stunden alle Bemühungen des Gärtners vernichten.

Die Haltung der Alpenkrähen ist überaus einfach. Sie nähren sich zwar hauptsächlich von Fleisch, nehmen aber fast alle übrigen Speisen an, welche der Mensch genießt. Weißbrod gehört zu ihren Leckerbissen, nicht minder frischer Käse (Quark). Sie verschmähen aber auch kleine Wirbelthiere nicht, obwohl sie sich längere Zeit abmühen müssen, um eine Maus oder einen Vogel zu tödten und bezüglich zu zerkleinern. Schwache Vögel fallen sie mit großer Wuth an und auch gleich starke, Heher und Dohlen z. B., mißhandeln sie ganz abscheulich. Ihre Zuneigung beschränkt sich auf menschliche Wesen.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß Alpenkrähen in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung gebracht werden können. Ein Pärchen, welches im Kölner Thiergarten lebt, hat in diesem Frühjahre (1865) genistet. Ob die Brut groß geworden, ist mir nicht bekannt; war es nicht der Fall, so wird es später gelingen, diese anmuthigen Vögel im Käfig zu züchten.

Die nahe verwandte Alpendohle oder Schneekrähe, die Berg- und Steindohle, die Flütäfie oder Alpenamsel (Pyrrhocorax alpinus) unterscheidet sich durch nur kopflangen und verhältnißmäßig stärkeren Schnabel von gelber Farbe, sowie durch amsel-, nicht krähenartiges Gefieder. Dieses ist bei alten Vögeln sammtschwarz, bei jungen mattschwarz. Der Fuß ist bei jenen roth, bei diesen gelb. Hinsichtlich der Größe ist zwischen Alpenkrähe und Alpendohle kaum ein Unterschied, und Lebensweise und Betragen sind ebenfalls im wesentlichen dieselben. Demungeachtet will ich die vortrefflichen Beobachtungen Tschudi's über das Freileben und die Mittheilungen Savi's über das Gefangenleben hier wiedergeben.

„Wie zum Saatfeld die Lerche, zum See die Möve, zum Stall und der Wiese der Ammer und Hausrothschwanz, zum Kornspeicher die Taube und der Spatz, zum Grünhag der Zaunkönig, zum jungen Lerchenwald die Meise und das Goldhähnchen, zum Feldbach die Bachstelze, zum Buchwald der Fink, in die zapfenbehangenen Föhren das Eichhorn gehört, so gehört zu den Felsenzinnen unserer Alpen die Bergdohle oder Schneekrähe. Findet der Wanderer oder Jäger auch sonst in den Bergen keine zwei- oder vierfüßigen Alpenbewohner — eine Schar Bergdohlen, die zankend und schreiend auf den Felsenvorsprüngen sitzen, bald aber schrill pfeifend mit wenigen Flügelschlägen auffliegen, in schneckenförmigen Schwenkungen in die Höhe steigen und dann in weiten Kreisen die Felsen umziehen, um sich bald wieder auf einen derselben niederzulassen und den Fremden zu beobachten, — die findet er gewiß immer, sei es auf den Weiden über der Holzgrenze, sei es in den todten Geröllhalden der Hochalpen, ebenso häufig auch an den nackten Felsen am und im ewigen Schnee. Fand doch v. Dürrler selbst auf dem Firnmeer, das die höchste Kuppe des Tödi (11,110 Fuß über dem Meer) umgibt, noch zwei solcher Krähen und Professor Meyer bei seiner Ersteigung des Finsteraarhorns in einer Höhe von 13,000 Fuß über dem Meer noch mehrere derselben. Sie gehen also noch höher, als Schneefinken und Schneehühner und lassen ihr helles Geschrei als eintönigen Ersatz für den trillernden Gesang der Flühlerche und des Citronfinken hören, der ein paar Tausend Fuß tiefer den Wanderer noch so freundlich begleitete. Und doch ist es diesem gar lieb, wenn er zwischen ewigem Eis und Schnee

wenigstens diese lebhaften Vögel noch schwärmend sich herumtreiben und mit dem Schnabel im Firn nach eingesunkenen Kerbthieren hacken sieht."

„Wie fast alle Alpenthiere gelten auch die Schneekrähen für Wetterpropheten. Wenn im Frühling noch rauhe Tage eintreten oder im Herbst die ersten Schneefälle die Hochthalsohle versilbern wollen, steigen diese Krähen scharenweise, bald hell krächzend, bald laut pfeifend in die Tiefe, verschwinden aber sogleich wieder, wenn das Wetter wirklich rauh und schlimm geworden ist. Auch im härtesten Winter verlassen sie nur auf kurze Zeit die Alpenreviere, um etwa in den Thalgründen dem Beerenreste der Büsche nachzugehen, und im Januar sieht man sie noch munter um die höchsten Felsenzinnen kreisen. Sie fressen übrigens wie die übrigen Rabenarten alles Genießbare; im Sommer suchen sie bisweilen die höchsten Bergkirschenbäume auf. Land= und Wasserschnecken verschlucken sie mit der Schale (im Kropfe einer an der Spiegelalp im Dezember geschossenen Bergdohle fanden wir dreizehn Landschnecken, meist Helixarten, unter denen kein leeres Häuschen war) und begnügen sich in der ödesten Nahrungszeit auch mit Baumknospen und Fichtennadeln. Auf thierische Ueberreste gehen sie so gierig, wie die Kolkraben, und verfolgen in gewissen Fällen selbst lebende Thiere, wie echte Raubvögel. Im Dezember 1853 sahen wir bei einer Jagd in der sogenannten Oehrligrube (am Säntis, 6200 Fuß über dem Meere) mit Erstaunen, wie auf den Knall der Flinte sich augenblicklich eine große Schar von Schneekrähen sammelte, von denen vorher kein Stück zu sehen gewesen. Lange kreisten sie lautpfeifend über dem angeschossenen Alpenhasen und verfolgten ihn, so lange sie den Flüchtling sehen konnten. Um ein unzugängliches Felsenriff des gleichen Gebirges, auf dem eine angeschossene Gemse verendet hatte (der Jäger, der sie kletternd erreichen wollte, stürzte zerschmettert in den Abgrund), kreisten Monate lang, nachdem der Leichnam schon knochenblank genagt war, die krächzenden Bergdohlenscharen. Mit großer Unverschämtheit stoßen sie angesichts des Jägers auf den stöbernden Dachshund. Ihre Beute theilen sie nicht in Frieden. Schreiend und zankend jagen sie einander die Bissen ab und beißen und necken sich beständig; doch scheint ihre starke gesellige Neigung edler Art zu sein. Wir haben oft bemerkt, wie der ganze Schwarm, wenn ein oder mehrere Stücke aus ihm weggeschossen wurden, mit heftig pfeifenden Klagetönen eine Zeitlang noch über den Erlegten schwebte."

„Kleineren Vögeln, deren sie sich lebend bemächtigen, und gefallenen Thieren hacken sie zuerst die Hirnschale entzwei und fressen die Hirnhöhle gierig aus."

„Ihre oft gemeinsamen Nester sind in den Spalten und Höhlen der unzugänglichsten Kuppen und darum noch selten beobachtet worden. Das einzelne Nest ist flach, groß, besteht aus Grashalmen und hält in der Brütezeit fünf kräheneigroße Eier mit dunkelgrauen Flecken auf hellaschgrauem Grunde. Die Schneekrähen bewohnen gewisse Felsengrotten ganze Geschlechter hindurch und bedecken sie oft fußhoch mit ihrem Kothe (wie im Säntisstock im Schafloch ob dem Thunersee, im Däviloch am Itramengrath ob Grindelwald) — Guanoplätze, die von den Sennen nicht leicht benutzt werden können."

„Dieser Vogel ist einer von denjenigen", sagt Savi, „welche sich am leichtesten zähmen lassen und die größte Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen. Man kann ihn Jahre lang halten, frei herumlaufen und fliegen lassen. Er springt auf den Tisch und ißt mit Fleisch, Früchte, besonders Trauben, Feigen, Kirschen, Schwarzbrod, trockenen Käse und Dotter. Er liebt die Milch und zieht bisweilen Wein dem Wasser vor. Wie die Raben hält er die Speisen, welche er zerreißen will, mit den Klauen, versteckt das Uebrige und deckt es mit Papier, Splittern u. dgl. zu, setzt sich auch wohl daneben und vertheidigt den Vorrath gegen Hunde und Menschen. Er hat ein seltsames Gelüste zum Feuer, zieht oft den brennenden Docht aus den Lampen und verschluckt denselben, holt ebenso des Winters kleine Gluten aus dem Kamin, ohne daß es ihm im geringsten schadet. Er hat eine besondere Freude, den Rauch aufsteigen zu sehen, und so oft er ein Kohlenbecken wahrnimmt, sucht er ein Stück Papier, einen Lumpen oder einen Splitter, wirft es hinein und stellt sich dann davor, um den Rauch anzusehen. Sollte man daher nicht vermuthen, daß dieser der „brandstiftende Vogel" (Avis incendiaria) der Alten sei?"



Kolkrabe.

„Vor einer Schlange oder einem Krebs u. dgl. schlägt er die Flügel und den Schwanz und krächzt ganz wie die Raben; kommt ein Fremder ins Zimmer, so schreit er, daß man fast taub wird; ruft ihn aber ein Bekannter, so gackert er ganz freundlich. In der Ruhe singt er bisweilen, und ist er ausgeschlossen, so pfeift er fast wie eine Amsel; er lernt selbst einen kleinen Marsch pfeifen."

„War Jemand lang abwesend und kommt zurück, so geht er ihm mit halb geöffneten Flügeln entgegen, begrüßt ihn mit der Stimme, fliegt ihm auf den Arm und besieht ihn von allen Seiten. Findet er nach Sonnenaufgang die Thüre geschlossen, so läuft er in ein Schlafzimmer, ruft einige Mal, setzt sich unbeweglich aufs Kopfkissen und wartet, bis sein Freund aufwacht. Dann hat er keine Ruhe mehr, schreit aus allen Kräften, läuft von einem Orte zum andern und bezeugt auf alle Art sein Vergnügen an der Gesellschaft seines Herrn. Seine Zuneigung setzt wirklich in Erstaunen; aber dennoch macht er sich nicht zum Sklaven, läßt sich nicht gern in die Hand nehmen, und er hat immer einige Personen, die er nicht leiden mag, und nach denen er pickt."

Die Raben im engsten Sinne, eine an Sippen und Arten zahlreiche Horde, kennzeichnen sich durch großen, aber verhältnißmäßig kurzen, mehr oder weniger gebogenen, an der Wurzel mit steifen Borstenhaaren überdeckten Schnabel, welcher stets eine schwarze Färbung zeigt, durch mittellange Flügel, welche zusammen gelegt ungefähr das Ende des Schwanzes erreichen, durch starke Füße, welche ebenfalls schwarz gefärbt sind, und durch ein ziemlich reiches Gefieder von vorwaltend schwarzer Farbe mit mehr oder weniger Glanz.

Unter den hierher zu zählenden Vögeln gebührt unserm Kolk- oder Edelraben (Corax nobilis) die erste Stelle. Er ist der Rabe im eigentlichen Sinne des Worts; die vielen Benennungen, welche er außerdem noch führt, sind nichts anderes als unbedeutsame Beinamen. Der Kolkrabe vertritt mit mehreren Verwandten, welche ihm sämmtlich höchst ähnlich sind, eine besondere Sippe, deren Kennzeichen im Folgenden liegen: Der Leib ist gestreckt, der Flügel groß, lang und spitzig, weil die dritte Schwinge alle übrigen an Länge überragt, der Schwanz mittellang, seitlich abgestuft, das Gefieder knapp und glänzend. Die Färbung des Kolkraben ist gleichmäßig schwarz. Nur das Auge ist braun oder bei den jüngern Vögeln blauschwarz und bei den Nestjungen hellgrau. Die Länge beträgt reichlich 2 Fuß, die Breite 4¼ Fuß, die Fittiglänge 17 Zoll, die Schwanzlänge 9¾ Zoll.

Unter allen Raben scheint der Kolkrabe, welcher überhaupt in jeder Hinsicht als das Ur- und Vorbild der ganzen Familie zu betrachten ist, am weitesten verbreitet zu sein. Er bewohnt ganz Europa vom Nordkap an bis zum Kap Tarifa und vom Vorgebirge Finisterre an bis zum Altaï. Er findet sich aber auch im größten Theile Asiens vom Eismeer bis zum Punjab und vom Altaï bis nach Japan, und es ist noch sehr fraglich, ob der im Norden Amerikas lebende Rabe von dem unsrigen verschieden ist oder nicht. Die bedeutendere Größe, welche der nordamerikanische Rabe erreicht, scheint für ersteres zu sprechen, die Verschiedenheiten in der Größe, welche bei den unsrigen beobachtet werden, für letzteres. Bei uns zu Lande ist der stattliche, stolze Vogel nur in gewissen Gegenden häufig, in andern bereits ausgerottet. „Der Kolkrabe liebt", wie ich früher (in meinem „Leben der Vögel") schon einmal gesagt habe, „ein inniges Verhältniß mit dem Menschen gar nicht und sucht jeder Vertraulichkeit von seiten des letzteren auszuweichen. Man findet ihn daher nur an spärlich bewohnten Orten unseres Vaterlandes: in Gebirgen, in zusammenhängenden, hochständigen Waldungen, an felsigen Meeresküsten und in andern Gegenden, wo er möglichst ungestört sein kann. Gegen die Grenzen unseres Erdtheils hin lebt er mit dem Herrn der Erde in besseren Verhältnissen; namentlich ist Das im Süden, Osten und Norden Europas der Fall, höchst wahrscheinlich deshalb, weil der Mensch in den bezüglichen Ländern jener Himmelsstriche nicht so ausgesucht boshaft jede seiner Vergnügungen und Handlungen bemäkelt und richtet, wie er in Mittel- und Westeuropa zu thun sich erlaubt. Hier

ist er, obwohl nirgends selten, doch auch nirgends gerade häufig, während er in Schweden ebensowohl als in Griechenland, in Spanien so gut wie in Rußland gemein zu nennen ist".

„Der Standort eines Kolkrabenpaares ist stets vortrefflich gewählt. Der Vogel bewohnt ein großes Gebiet und sieht besonders auf Manchfaltigkeit der Erzeugnisse desselben. Gegenden, in denen Wald und Feld, Wiese und Gewässer mit einander abwechseln, sind seine liebsten Wohnsitze, weil er hier die meiste Nahrung findet. Die Meeresküste oder ein südliches Gebirge ersetzen ihm solche Vorzüge des platten Landes vollständig; hier sieht man ihn dann nicht mehr einzeln, wie in letzteren, sondern zuweilen in ganzen Flügen." In der Sierra Nevada beobachtete ich eine Schar, welche gegen funfzig Stück zählen mochte; in Lappland traf ich ihn ebenfalls sehr häufig, und Faber und Holboell berichten Aehnliches von Island und Grönland.

Ueber die Lebensweise des Kolkraben hat mein verstorbener Vater vor nunmehr 42 Jahren ausführlich berichtet, und seine Schilderung ist heute noch nicht übertroffen; ich werde sie deshalb dem Nachfolgenden zu Grunde legen und ihr nur hier und da neuere Beobachtungen zufügen.

„Der Kolkrabe lebt gewöhnlich, also auch im Winter, paarweise. Die in Nähe meines Wohnorts horstenden Paare fliegen im Winter oft täglich über unsere Thäler weg und lassen sich auf den höchsten Bäumen nieder. Hört man den einen des Paares, so braucht man sich nur umzusehen, der andere ist nicht weit davon. Trifft ein Paar bei seinem Fluge auf ein anderes, dann vereinigen sich die beiden und schweben einige Zeit mit einander umher. Die Einzelnen sind ungepaarte Junge, welche herumstreichen; denn der Kolkrabe gehört zu den Vögeln, die, einmal gepaart, zeitlebens treu zusammenhalten. Sein Flug ist wunderschön. Er geht fast gerade aus und wird, wenn er schnell ist, durch starke Flügelschwingen beschleunigt; oft aber schwebt der Rabe lange Zeit und führt dabei die schönsten kreisförmigen Bewegungen aus, wobei Flügel und Schwanz stark ausgebreitet werden. Man sieht deutlich, daß ihm das Fliegen keine Anstrengung kostet, und daß er oft blos zum Vergnügen große Luftreisen unternimmt. Gelegentlich derselben nähert er sich auf den Bergen oft dem Boden; über die Thäler aber streift er gewöhnlich in bedeutender Höhe weg. Bei seinen Spazierflügen stürzt er oft einige Fuß weit herab, besonders wenn nach ihm geschossen worden ist, so daß der mit dieser Spielerei unbekannte Schütze glauben muß, er habe ihn angeschossen und werde ihn bald herabstürzen sehen. Während des Winters bringt er den größten Theil des Tages fliegend zu. Der Flug ähnelt dem der Raubvögel mehr, als dem anderer Krähen; er ist so bezeichnend für ihn, daß ihn der Kundige in jeder Entfernung von den verwandten Krähenarten zu unterscheiden im Stande ist. Auf der Erde schreitet der Rabe mit einer scheinbar angenommenen lächerlichen Würde einher, trägt dabei den Leib vorn etwas höher als hinten, nickt mit dem Kopfe und bewegt bei jedem Tritt den Leib hin und her. Beim Sitzen auf Aesten hält er den Leib bald wagrecht, bald sehr aufgerichtet. Die Federn liegen fast immer so glatt an, daß er wie gegossen aussieht; sie werden nur bei Gemüthsbewegungen auf dem Kopfe und dem ganzen Halse gesträubt. Die Flügel hält er gewöhnlich etwas vom Leibe ab. Wie er hierin Nichts mit seinen Verwandten gemein hat, so ist es auch hinsichtlich einer gewissen Liebe, welche die andern Krähenarten zu einander hegen. Die Rabenkrähen leben in größter Freundschaft mit den Nebelkrähen und Elstern, die Dohlen mischen sich unter die Saatkrähen, und keine Art thut der andern etwas zu Leide: die Kolkraben aber werden von den Verwandten gehaßt und angefeindet. Ich habe die Rabenkrähe sehr heftig auf den Kolkraben stoßen sehen, und wenn sich dieser unter einen Schwarm Rabenkrähen mischen will, entsteht ein Lärm, als wenn ein Habicht oder Bussard unter ihnen erscheine. Ein allgemeiner Angriff nöthigt den unwillkommenen Gefährten, sich zu entfernen. Auch dadurch zeichnet sich der Kolkrabe vor den andern Arten aus, daß er an Scheu alle übertrifft. Es ist unglaublich, wie vorsichtig dieser Vogel ist. Er läßt sich nur dann erst nieder, wenn er die Gegend gehörig umkreist und weder durch das Gesicht, noch durch den Geruch etwas für sich Gefährliches bemerkt hat. Er verläßt, wenn sich ein Mensch dem Neste mit Eiern nähert, seine Brut sofort und kehrt dann zu den Jungen, so groß auch seine Liebe zu ihnen ist, nur mit der äußersten Vorsicht zurück. Sein Haß gegen den Uhu ist außerordentlich groß, seine Vorsicht

aber noch weit größer; deshalb ist dieser scheue Vogel selbst von der Krähenhütte aus nur sehr schwer zu erlegen."

Das Geschrei des Kolkraben ist bekannt. Die gewöhnlichen Töne, welche die beiden Gatten eines Paares von sich geben, klingen wie „Kork kork, Kolk kolk" oder wie „Rabb rabb rabb", daher sein Name. Diese Laute werden verschieden betont und so mit andern vermischt, daß eine gewisse Manchfaltigkeit entsteht. Bei genauer Beobachtung begreift man wohl, wie die Wahrsager der Alten eine so große Menge von Tönen, welche der Kolkrabe hervorbringen soll, annehmen konnten. Besonders auffallend ist eine Art von Geschwätz, welches das Männchen bei der Paarung im Sitzen hören läßt. Es übertrifft an Vielseitigkeit das Plaudern der Elstern bei weitem."

Es gibt vielleicht keinen Vogel weiter, welcher im gleichen Umfange wie der Rabe Allesfresser genannt werden kann. Man darf behaupten, daß er buchstäblich nichts Genießbares verschmäht und für seine Größe und Kraft Unglaubliches leistet. Ihm munden Früchte, Körner und andere genießbare Pflanzenstoffe aller Art; aber er ist auch ein Raubvogel ersten Ranges. Nicht Kerbthiere, Schnecken, Würmer und kleine Wirbelthiere allein sind es, welchen er den Krieg erklärt; er greift dreist Säugethiere und Vögel an, welche ihn an Größe übertreffen. Er raubt in der unverschämtesten Weise die Nester aus und nicht allein die wehrloser Vögel, sondern auch die der kräftigen Möven, welche sich und ihre Brut wohl zu vertheidigen wissen. Vom Hasen an bis zur Maus und vom Auerhuhn an bis zum kleinsten Vogel ist kein Thier vor ihm sicher. Frechheit und List, Kraft und Gewandtheit vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem wahrhaft furchtbaren Räuber zu stempeln. In Spanien bedroht er die Haushühner, in Norwegen die jungen Gänse, Enten und das gesammte übrige Hausgeflügel, auf Island und Grönland jagt er Schneehühner, bei uns zu Lande Hasen, Fasanen und Rebhühner; am Meeresstrande sucht er zusammen, was die Flut ihm zuwarf, und in den nordischen Ländern macht er den Hunden allerlei Abfälle vor den Wohnungen streitig. — „In Island ist er", wie der Isländer Olaffen sagt, „in großer Menge vorhanden, sucht im Winter sein Futter zwischen Hunden und Katzen auf den Höfen, geht in der warmen Jahreszeit am Strande den Fischen nach, hackt im Frühjahr die neugebornen Lämmer todt und verzehrt sie, verjagt die Eidergänse vom Nest, säuft ihre Eier aus, verbirgt diejenigen, welche er nicht fressen kann, einzeln in der Erde. Selbst auf Pferde, welche Wunden oder Beulen haben, setzt er sich und hackt sie an, so daß sie ihn nur durch Wälzen loswerden können. Er folgt in kleinen Scharen dem Adler, wagt sich nicht an ihn, sucht aber Ueberbleibsel von seiner Beute zu erschnappen. Sind wo kranke oder todte alte Kolkraben, oder junge aus dem Nest gefallene zu finden, so verzehrt er sie. Im Winter gesellt sich zu jedem Hause eine Zahl von zwei bis zehn Kolkraben, und diese dulden dann keinen andren mehr bei sich." — Für den unbetheiligten Beobachter ist es ergötzlich zu sehen, wie er zu Werke geht. Den schweizer Jägern folgt er, nach Tschudi, um die geschossenen Gemsen aufzunehmen. Hartschalige Muscheln erhebt er nach Faber's und Holboell's übereinstimmenden Berichten hoch in die Luft und läßt sie von hier auf einen harten Stein oder bezüglich Felsblock fallen, um sie zu zerschmettern. Den Einsiedlerkrebs weiß er, nach A. von Homeyer's Beobachtungen, geschickt zu fassen und aus seiner Wohnung, dem Schneckengehäuse, herauszuziehen: will dieses wegen gänzlichem Zurückziehen des Krebses nicht gleich gelingen, so hämmert er mit dem Gehäuse so lange hin und her, bis der Einsiedler doch endlich zum Vorschein kommt. Er greift große Thiere mit einer List und Verschlagenheit sondergleichen, aber auch mit großem Muth erfolgreich an, die Hasen z. B. ohne alle Umstände, nicht blos kranke oder angeschossene, wie mein Vater annahm. Graf Wodzicki hat hierüber Erfahrungen gemacht, welche jeden etwa noch herrschenden Zweifel beseitigen.

„Die Rolle, welche der Fuchs unter den Säugethieren spielt", sagt der genannte vortreffliche Forscher, „ist unter den Vögeln dem Raben zuertheilt. Er bekundet nämlich einen hohen Grad von List, Ausdauer und Vorsicht. Je nachdem er es braucht, jagt er allein oder nimmt sich Gehilfen; er kennt aber auch jeden Raubvogel und begleitet diejenigen, welche ihm möglicher Weise Nahrung verschaffen können. Oft vergräbt er, wie der Fuchs, die Ueberbleibsel, um im Falle der Noth doch nicht zu

hungern. Hat er sich satt gefressen, so ruft er seine Kameraden zu dem Reste der Mahlzeit herbei. Ebenso macht er es auch, wenn er sie zur Jagd braucht; denn diese betreibt er mit Leidenschaft."

„Im Dezember 1847 ging ich bei hohem Schnee mit einem Gefährten auf die Hasenjagd. Obgleich wir schon einige Male geschossen hatten, erblickten wir doch an einer Schlucht des gegenüber liegenden Berges zwei Raben. Der eine saß ruhig auf dem Rande und blickte hinunter, der andere, welcher etwa zwei Fuß niedriger stand, langte mit dem Schnabel vorwärts und sprang behend zurück. Dies wiederholte er mehrere Male. Beide waren so eifrig beschäftigt, daß sie unser Kommen nicht zu bemerken schienen. Erst als wir uns ihnen bis auf einige Schritte genähert hatten, flogen die Räuber auf, setzten sich aber in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten wieder nieder, wie es schien, in der Hoffnung, daß auch wir, wie sonst die Bauern, vorbei gehen würden, ohne ihnen Schaden zu thun: an der Stelle nun, wo wir sie beobachtet hatten, saß in der Schneewand, etwa zwei Fuß tief, ein großer alter Hase. Der eine Rabe hatte denselben von vorn angegriffen, um ihn zum Aufstehen zu zwingen, der andere hatte mit Schnabel und Krallen von oben ein Loch in die Schneewand gebohrt, augenscheinlich in der Absicht, den Hasen von oben herauszujagen. Dieser aber war so klug gewesen, sitzen zu bleiben, und hatte durch Brummen und Fauchen den Raben zurückgescheucht."

„Im Jahre 1850 sah ich im Felde zwei Raben, welche in einer Vertiefung beschäftigt waren. Als ich an die Stelle kam, lag daselbst ein Hase mit blutendem Kopfe in den letzten Zügen. Ich folgte der Spur etwa zwanzig Schritte und fand hier sein Lager mit den deutlichen Anzeichen, daß die Raben ihn herausgetrieben hatten. Wie kurz war seine Flucht gewesen!"

„Im Dezember 1851 sah ich drei Raben, zwei auf dem Boden, den dritten in der Luft. Ein Hase sprang auf und lief was er laufen konnte. Alle Raben verfolgten ihn laut krächzend und stießen, Raubvögeln vergleichbar, bis auf die Erde herab. Der Hase setzte sich einmal, lief darauf weiter, setzte sich zum zweiten Mal und duckte sich endlich zu Boden. Sofort stürzte der eine Rabe sich auf das Opfer, schlug die Krallen in des Hasen Rücken und hieb auf dessen Kopf los. Der andere Rabe kam bald zu Hilfe, und der dritte traf Anstalt, der Beute den Bauch aufzubrechen. Obgleich ich schnell aus dem Schlitten sprang und eiligst auf den Hasen zulief, kam derselbe doch nur noch halb lebendig in meine Hände."

„Im Dezember 1855 traf ich wiederum Raben an, welche bereits mit dem Säubern eines Hasengerippes beschäftigt waren. Ich ging der Hasenspur nach und gelangte in einer Entfernung von etwa 200 Schritt zum Lager. Dasselbe war zwei Fuß tief unter dem Schnee und sehr merkwürdig angelegt; denn ein unterirdischer Gang von etwa acht Fuß Länge, welcher sehr rein ausgetreten war, führte zu dem eigentlichen Lager und ein ähnlicher auf der entgegengesetzten Seite wieder ins Freie. Die Spur der Raben zeigte mir deutlich, daß sich der eine der Räuber in den Gang gewagt hatte, um den Hasen dem andern zuzutreiben."

„Gleich den Jagdhunden folgen die Raben der Spur eines Hasen oft funfzehn bis zwanzig Schritt weit zu Fuß. Durch Krächzen und Stoßen ängstigen sie den armen Schelm und bringen ihn dahin, daß er sich niederdrückt, schließlich die Besinnung verliert und ihnen dann leicht zur Beute wird."

Als Nesträuber benimmt sich der Kolkrabe nicht minder kühn; Wodzicki sah, daß einer sogar das Ei eines Schreiadlerpaars davon trug. Im Norden ist unser Vogel der abscheulichste Nesterplünderer, welchen es geben kann. Ich bestieg in Norwegen einen Felsen, auf dem eine junge Rabenfamilie saß, welche noch von den Eltern gefüttert wurde. Hier fand ich auf einer einzigen Platte gegen sechszig ausgefressene Eier von Eidergänsen, Möven und Brachvögeln unter Hühnerbeinen, Entenflügeln, Lemmingpelzen, leeren Muschelschalen, Ueberresten von jungen Möven, Strandläufern, Regenpfeifern u. s. w. Da die vier Jungen unaufhörlich nach Nahrung kreischten, trugen die Alten fortwährend neue Beute zur Schlachtbank. Kein Wunder, daß sämmtliche Möven der Nachbarschaft, sobald die Raben sich zeigten, wüthend über sie herfielen und sich nach Kräften mit ihnen herumbalgten, kein Wunder, daß auch die Bewohner der nächsten Gehöfte sie verwünschten und aufs Aeußerste haßten!

Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß der Kolkrabe durch seine Raubsucht sehr schädlich wird und von verständigen Menschen nicht geduldet werden darf. Auch er bringt Nutzen wie die übrigen Krähen; der Schaden aber, welchen er anrichtet, überwiegt alle Wohlthaten, welche er dem Felde und Garten zufügt. Deshalb ist es auffallend genug, daß dieser Vogel von einzelnen Völkerschäften geliebt und verehrt wird. Namentlich die Araber achten ihn hoch; sie verehren ihn fast wie eine Gottheit, weil sie ihn für unsterblich halten. „Als ich einst", sagt Dr. Labouyssé, „einen Raben mit der Kugel erlegen wollte, hielt mich ein Araber zurück mit der Versicherung, daß jener als Heiliger unverwundbar sei. Ich fehlte, zur großen Genugthuung des Arabers, welcher, gläubiger als je, mich nun lebhaft verspottete." Auch die Isländer und Grönländer scheinen nicht feindselig gegen den argen Räuber gesinnt zu sein. „Der Kolkrabe", sagt Faber, „ist so zahm, daß er auf den Häusern und Rücken weidender Pferde ruht." In Grönland darf er nach Holboell's Mittheilung sogar in die Häuser kommen, obgleich er dort stiehlt, wie überall. Die Hirten der kanarischen Inseln sind, nach Bolle's Bericht, anderer Ansicht. Sie nennen den Raben den niederträchtigsten Vogel, welchen es gibt und behaupten, daß er nur allzu oft jungen Ziegen und Lämmern die Augen aushacke, um sie dann bequemer tödten und bezüglich fressen zu können. Die Hirten vernichten deshalb den Raben so viel als möglich und wahrscheinlich nicht ohne gerechten Grund und Ursache.

Auf dem Aas jeder Art ist der Rabe eine regelmäßige Erscheinung, und die vielen biblischen Stellen, welche sich auf ihn beziehen, werden wohl ihre Richtigkeit haben. „Man behauptet", fährt mein Vater fort, „er wittere das Aas meilenweit. So wenig ich seinen scharfen Geruch in Zweifel ziehen will, so unwahrscheinlich ist mir dennoch diese starke Behauptung, welche schon durch das Betragen widerlegt wird. Bei genauerer Beobachtung merkt man leicht, daß der Kolkrabe bei seinen Streifereien etwas Unstetes hat. Er durchfliegt fast täglich einen großen Raum und zwar in verschiedenen Richtungen, um durch das Gesicht Etwas ausfindig zu machen. Man sieht daraus deutlich, daß er einem Aase nahe sei oder sich wenigstens in dem Luftstriche, welcher von dem Aase herzieht, befinden muß, um es zu finden. Wäre er im Stande, Aas meilenweit zu riechen, so würde er auch meilenweit in gerader Richtung darauf zufliegen. Auch der Umstand, daß er einen Ort, auf dem er sich niederlassen will, allemal erst umkreist, beweist, daß er einen Gegenstand nur in gewisser Richtung und schwerlich meilenweit wittern kann." Jeder, welcher den Kolkraben kennt, muß diesen Worten beistimmen, auch trotz Naumann, welcher die von meinem Vater bestrittene Ansicht vertritt. Letzterer Naturforscher stellt die Frage auf, ob wohl der Kolkrabe, wie so oft behauptet worden, auch menschliche Leichname angehe. Nach meiner Ansicht darf unbedingt mit Ja geantwortet werden. Dem Raben gilt es sicherlich vollständig gleich, ob er den Leichnam eines Menschen oder das Aas eines andern Säugethieres vor sich hat, und wir wollen ihn darum nicht schelten; denn wenn der Rabe menschlichen Leichen die Augen aushackt, trifft der Vorwurf nicht ihn, sondern die Menschen selbst, welche barbarisch genug sind, oder wenigstens waren, Leichname den „Vögeln des Himmels" zur Speise vorzuwerfen.

Unter allen deutschen Vögeln, die Kreuzschnäbel etwa ausgenommen, schreitet der Kolkrabe am frühesten zur Fortpflanzung und paart sich oft schon im Anfange des Januar, baut im Februar seinen Horst und legt in den ersten Tagen des März. Der Horst steht auf Felsen oder bei uns auf dem Wipfel eines hohen Baumes, regelmäßig auf einem, welcher schwer erstiegen werden kann. Er ist groß, ungefähr einen Fuß hoch und zwei bis drei Fuß breit. Der Unterbau wird aus starken Reisern zusammengeschichtet, der Mittelbau aus feineren errichtet, die Nestmulde, welche eine Halbkugel von acht bis neun Zoll Durchmesser und vier bis fünf Zoll Tiefe bildet, mit Baststreifen, Baumflechten, Grasstückchen, Schafwolle und dergleichen warm ausgefüttert. Ein alter Horst wird gern wieder benutzt und dann nur ein wenig aufgebessert.

Auch bei dem Nestbau zeigt der Kolkrabe seine Klugheit und sein scheues Wesen. Er nähert sich mit den Baustoffen sehr vorsichtig und verläßt den Horst, wenn er oft Menschen in dessen Nähe bemerkt oder vor dem Eierlegen von demselben verscheucht wird, während er sonst jahrelang so regel-

mäßig zu ihm zurückkehrt, daß ein hannöverscher Forstbeamter nach einander vierundvierzig Junge ein und demselben Horste entnehmen konnte. Das Gelege besteht aus vier bis fünf ziemlich großen Eiern, welche auf grünlichem Grunde braun und grau gefleckt sind. Nach meines Vaters Beobachtungen brütet das Weibchen allein, nach Naumann's Angaben mit dem Männchen wechselweise. Die Jungen werden von beiden Eltern mit Regenwürmern und Kerbthieren, Mäusen, Vögeln, jungen Eiern und Aas genügend versorgt; ihr Hunger aber scheint auch bei der reichlichsten Fütterung nicht gestillt zu werden, da sie fortwährend Nahrung heischen. Beide Eltern lieben die Brut ganz außerordentlich und verlassen die einmal ausgekrochenen Jungen nie. Sie können allerdings verscheucht werden, bleiben aber auch dann immer in der Nähe des Horstes und beweisen durch allerlei klagende Laute und ängstliches Hin- und Herfliegen ihre Sorge um die geliebten Kinder. Wiederholt ist beobachtet worden, daß die alten Raben bei fortdauernder Nachstellung ihre Jungen dadurch mit Nahrung versorgt haben, daß sie die Atzung von oben auf das Nest herabwarfen. Werden einem Rabenpaare die Eier genommen, so schreitet es zur zweiten Brut, werden ihm aber die Jungen geraubt, so brütet es nicht zum zweiten Male in demselben Jahre. Unter günstigen Umständen verlassen die jungen Raben Ende Mai's oder Anfangs Juni den Horst, nicht aber die Gegend, in welcher er stand. Sie kehren noch längere Zeit allabendlich zu demselben zurück und halten sich noch wochenlang in der Nähe auf. Dann werden sie von den Eltern auf Anger, Wiesen und Aecker geführt, hier noch gefüttert, gleichzeitig aber in allen Künsten und Vortheilen des Gewerbes unterrichtet. Erst gegen den Herbst hin macht sich das junge Volk selbständig.

Jung dem Neste entnommene Raben werden nach kurzer Pflege außerordentlich zahm; selbst alt eingefangene gewöhnen sich an den Verlust der Freiheit. Ein Kolkrabe auf einem größeren Gehöft gibt Gelegenheit zu den anziehendsten Beobachtungen. Man lernt bald erkennen, daß er einer der klügsten aller Vögel ist. Sein Verstand schärft sich im Umgange mit dem Menschen in bewunderungswürdiger Weise. Er läßt sich abrichten wie ein Hund, sogar auf Thiere und Menschen hetzen; er führt die drolligsten und lustigsten Streiche aus, ersinnt sich fortwährend Neues und nimmt zu so wie an Alter, so auch an Weisheit, dagegen nicht immer auch an Gnade vor den Augen des Menschen. Auf Tollheiten der verschiedensten Art darf der Besitzer gefaßt sein, und Dies ist der Grund, weshalb der Vogel nicht Jedermanns Freund ist. An das Aus- und Einfliegen kann man den Raben leicht gewöhnen; er macht sich jedoch größerer Freiheit regelmäßig bald unwürdig. Er stiehlt und versteckt das Gestohlene, tödtet junge Hausthiere, Hühner und Gänse, beißt die Leute in die Füße, namentlich diejenigen, welche barfuß gehen, und wird unter Umständen selbst gefährlich, weil er seinen Muthwillen auch an Kindern ausübt. Mit Hunden geht er oft innige Freundschaft ein, sucht ihnen die Flöhe ab und macht sich ihnen sonst nützlich. Auch an Pferde und Rinder gewöhnt er sich und gewinnt sich deren Zuneigung. Er lernt prächtig sprechen, ahmt die Worte in richtiger Betonung nach und wendet sie mit Verstand an: er bellt wie ein Hund, lacht wie ein Mensch, knurrt wie die Haustaube u. s. w., kurz, sucht seine hohen Begabungen in jeder Weise zu bethätigen. Es würde viel zu weit führen, wollte ich alle Geschichten, welche mir über gezähmte Raben bekannt sind, hier wieder erzählen, und deshalb muß es genügen, wenn ich sage, daß der Vogel wahren Menschenverstand beweist und seinen Gebieter ebenso zu erfreuen, als andere Menschen zu ärgern weiß. Wer Thieren den Verstand abschwatzen will, braucht nur längere Zeit einen Raben zu beobachten, derselbe wird ihm beweisen, daß die abgeschmackten Redensarten von Instinkt, unbewußten Trieben und dergl., welche zu Gunsten der Halbgöttlichkeit des Menschen aufgestellt worden sind und werden, auch nicht einmal für die Klasse der Vögel Giltigkeit haben können.

Als die würdigsten Vertreter unserer Kolkraben dürften zwei afrikanische Verwandte angesehen werden können, welche man bezeichnend Geierraben (Corvultur) genannt hat. Nach den uns gewordenen Berichten zu schließen, übertreffen sie ihre europäischen Artgenossen auch in ihrer räuberischen Thätigkeit, nicht blos an Größe. Ein ungewöhnlich dicker, seitlich etwas zusammen gedrückter Schnabel, welcher auf der Oberseite bedeutend gekrümmt ist und deshalb in der That dem Geierschnabel ähnelt, lange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, und ein ziemlich bedeutend abgestufter Schwanz sind die hervorstechenden Kennzeichen der Sippe.

Die beiden Arten, welche man bis jetzt kennt, Corvultur albicollis, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und Corvultur crassirostris, aus Abissinien, ähneln sich. Beide sind glänzend kohlschwarz, bis auf den Nacken, welcher weiß ist. Bei den abissinischen Geierraben schillert das Gefieder der Halsseiten dunkel purpurfarbig, das übrige blauschwarz. Die kleinen Deckfedern des Flügelbugs sind dunkel kastanienbraun und schwarz gemischt. Der weiße birnförmige Flecken im Nacken zieht



Der Geierrabe (Corvultur crassirostris).

sich bis auf den Scheitel hinauf. Das Auge ist kastanienbraun, der Schnabel wie der Fuß schwarz, an der Spitze aber weiß. Die Länge beträgt nach Rüppell's Messungen 3 Fuß 2 Zoll, die Fittiglänge 1 Fuß 5 Zoll, die Schwanzlänge 9 Zoll.

In den von mir bereisten Gegenden scheint der Geieradler nicht oder doch nur selten vorzukommen, und deshalb kann ich über seine Lebensweise Nichts berichten. Nach Rüppell bewohnt der Vogel nur das abissinische Hochland d. h. einen Gürtel von mehr als 5000 Fuß über dem Meere. „Wir beobachteten ihn", sagt er, „zuerst zu Halai auf dem Tarantagebirge, dann wieder in der Provinz Agamé, in beiden nur in kleinen Familien; aber ziemlich häufig findet er sich auch in Simen und ganz besonders im Gondar selbst. Seine Sitten sind ganz die der Saatkrähe. Er sucht nämlich seine aus Käfern und Würmern bestehende Nahrung im Dünger und auf Brachfeldern und schreit gewöhnlich beim Fliegen."

Rüppell, der ausgezeichnete Naturforscher, hat in Folge seiner überaus großen Kurzsichtigkeit kaum mehr als das Mitgetheilte über das Betragen des Vogels erfahren können; Le Vaillant und

andere Reisende, welche denselben Vogel oder seinen Verwandten beobachten konnten, urtheilen anders. Der Geierrabe, erzählt Le Vaillant, ist gefräßig, frech, unrein, schreilustig und ungesellig; er vertritt also den Raben vollständig. Seine Stimme ähnelt mehr oder weniger diesem Verwandten, wie denn der Geierrabe überhaupt in seinen Sitten und Wesen dem Bilde jenes allbekannten Vogels entspricht. Seine Hauptnahrung ist Aas, und auf ihm vereinigt er sich oft zu sehr starken Trupps. Er liebt es aber auch, lebende Beute zu machen, greift Schafe und junge Gazellen an, hackt ihnen die Augen und die Zunge aus und tödtet und zerreißt sie. Nicht minder folgt er den Herden der Büffel, der Rinder und Pferde, selbst dem Nashorn und dem Elefanten, welche ihm ebenfalls Nahrung zollen müssen. Hätte er die nöthige Kraft, er würde diesen Thieren gefährlich werden; so aber muß er sich begnügen, mit seinem Schnabel die wunden Stellen zu bearbeiten, welche durch Zecken und Maden verursacht werden. Diese Quälgeister der Säugethiere finden sich bei vielen von ihnen so zahlreich, daß sie es den Raben gern erlauben, auf ihrem Rücken herumzuhacken, selbst wenn das Blut danach läuft; denn der Rabe begnügt sich nicht mit den Kerbthieren, sondern frißt auch die eiternden Wunden aus.

Er nistet im Oktober und legt ein großes Nest auf den Baumzweigen aus Reisig an, dessen innere Mulde mit weicheren Stoffen ausgefüttert wird. Die vier Eier sind auf grünlichem Grunde braun gefleckt.

Der Geierrabe wandert nicht, sondern hält sich jahraus jahrein in demselben Gebiete auf. Le Vaillant fand ihn überall auf seinen Reisen, an einigen Orten häufiger als an andern, sehr häufig im Lande der großen Namaquen, seltener in der Umgebung der Kapstadt. Zuweilen mischt er sich auch mit andern Rabenarten zusammen, welche ja ohnehin dieselbe Nahrung mit ihm theilen.

Südlich des 18. Grads nördl. Breite begegnet man zuerst einem durch sein Gefieder sehr ausgezeichneten kleinen schwachschnäbligen Raben, welcher weit über Afrika verbreitet ist und im Westen durch eine sehr nahe verwandte Art vertreten wird: dem Schildraben (Pterocorax scapulatus). Er ist glänzend schwarz, auf der Oberbrust und einem breiten Nackenbande aber blendendweiß. Das dunkle Gefieder schillert, das lichte glänzt wie Atlas. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt ungefähr 18 Zoll, die Fittiglänge 13 Zoll, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Im ganzen Sudahn und auch in den Tiefebenen Abissiniens ist der Schildrabe eine überall vorkommende, wenn auch nicht gerade gemeine Erscheinung. Er gehört nach meinen Beobachtungen den Ebenen an und fehlt dem Gebirge, in welchem ihn der Geierrabe so würdig vertritt. Ich habe ihn gewöhnlich paarweise gefunden. Zuweilen vereinigen sich übrigens mehrere Paare zu einer kleinen Gesellschaft, welche jedoch niemals längere Zeit zusammenbleibt. In größeren Scharen habe ich ihn nicht bemerkt.

Hartmann sagt, daß ihn der Schildrabe nicht blos durch seine Befiederung, sondern auch durch sein possirliches Wesen an die Elster erinnert habe: ich meinestheils glaube gefunden zu haben, daß er unseren Kolkraben mehr, als allen übrigen Verwandten entspricht. So viel aber ist gewiß: er ist ein höchst zierliches Thier. „Sein Flug", so habe ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." gesagt, „ist gewandt, leicht, schwebend und sehr schnell; dabei nimmt sich der Vogel prächtig aus. Die spitzen Schwingen und der abgerundete Schwanz geben ihm beinahe etwas Falkenartiges, und der weiße Brustfleck schimmert auf weit hin. Sein Gang ist ernst und würdevoll, aber doch leicht und fördernd; seine Stimme ist ein sanftes „Kurr", welches entfernt an manchen Ton des Kolkraben erinnert."

„In allen Gegenden, wo der Schildrabe häufig ist, hat er sich mit dem Menschen befreundet. Scheu fand ich ihn nur in manchen Theilen der Samhara; doch war es auch hier mehr die fremdartige, ihm auffallende Erscheinung des Europäers, als die Furcht vor dem Menschen überhaupt,

welche ihn bedenklich machte. Am Lagerplatz einer Karavane scheut er sich auch vor dem Europäer nicht mehr. In den Küstendörfern der Samhara ist er ein regelmäßiger Gast; im Dorfe Ed sah ich ihn auf den Firsten der Strohhütten sitzen, wie die Nebel- oder Saatkrähe auf unseren Gebäuden. Sein Horst wird auf einzelnen Bäumen der Steppe oder des lichteren Waldes angelegt und enthält in den ersten Monaten der großen Regenzeit drei bis vier Eier. Ich habe dieselben nicht gesehen, aber genügende Beschreibungen von ihnen erhalten. Sie scheinen denen der übrigen Raben in jeder Hinsicht zu ähneln. Gegen die Jungen zeigt sich das Elternpaar außerordentlich zärtlich, und muthvoll stößt es falkenartig auf den sich nahenden Menschen herab."

„Im ganzen Ost-Sudahn und in Habesch wird der Schildrabe von dem Menschen geduldet oder, wenn man will, nicht beachtet. Als eigentlich unreinen Vogel betrachtet man ihn nicht; doch fällt es Niemand ein, sich seiner zu bemächtigen und sein Fleisch zu benutzen. In der Gefangenschaft habe ich ihn nie gesehen und nie gehalten, weil ich zufällig keine Jungen von ihm bekam.



Der Schildrabe (Pterocorax scapulatus).

Die Krähen (Corvus) unterscheiden sich von den Raben durch verhältnißmäßig kleinen Schnabel, nur abgerundeten, nicht aber abgestuften Schwanz und ein sehr lockeres, wenig glänzendes Gefieder.

In unserm Vaterlande kommen zwei Arten der Sippe überall häufig, wenigstens zu gewissen Zeiten, vor. Diese beiden Arten sind die Rabenkrähe (Corvus corone) und die Nebelkrähe (Corvus cornix). Beide gleichen sich in der Größe so vollkommen, daß sie, gerupft, schwerlich zu unterscheiden sein dürften. Beide paaren sich gegenseitig gar nicht selten unter einander, und beide

sind deshalb seit geraumer Zeit der Zankapfel der Vogelkundigen gewesen. Gloger vertritt mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß beide nur als klimatische Ausartungen ein und desselben Thieres zu betrachten seien; ich glaube mit derselben Entschiedenheit das Gegentheil behaupten zu dürfen: — aus dem ganz einfachen Grunde, weil gerade die Verbreitung dieser Vögel Gloger's Annahme widerspricht.

Die Rabenkrähe ist schwarz mit veilchen- oder purpurfarbenem Schiller und braunem Augenstern, in der Jugend mattschwarz mit grauem Augenstern. Bei der Nebelkrähe sind nur der Kopf, der Vorderhals, die Flügel und der Schwanz schwarz, das übrige ist hellaschgrau oder bei den Jungen schmuzigaschgrau. Die Länge beträgt bei der einen wie bei der andern 18 bis 19 Zoll, die Breite 38 bis 40 Zoll; der Fittig mißt 12½ bis 13 Zoll, der Schwanz 7 bis 8 Zoll.

Gloger nimmt einfach an, daß das Klima Nebelkrähen in Rabenkrähen umgewandelt habe. Zur Entschuldigung der vielen Naturforscher, welche unbegreiflicher Weise anderer Ansicht sind, sagt er: „Es



Die Nebelkrähe (Corvus cornix).

ist übrigens, da diese klimatischen Verschiedenheiten von jeher so bekannt waren und wirklich sehr groß sind, kein Wunder, daß man die schwarze unter dem Namen Rabenkrähe ganz bestimmt als ein der Art nach verschiedenes Geschöpf trennen zu müssen glaubte, zumal da häufig beide in einem Landstriche angetroffen werden. Neuere sorgfältige Untersuchungen über die Farben beider, gleichwie die Beobachtung ihrer Sitten beweisen nunmehr hinlänglich, daß diese Trennung ein entschiedener, wenn auch nicht allein höchst verzeihlicher, sondern ein damals fast unvermeidlicher Irrthum war, ein Irrthum, bei welchem heutzutage blos die Macht der Gewohnheit Ursache sein kann, daß er nicht noch schneller allgemein schwinden zu wollen scheint, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die Zahl Derer, welche ihn fernerhin noch theilen wollen, jetzt schnell immer kleiner wird."

Von dem Studirzimmer aus läßt sich gegen diese Angabe durchaus Nichts einwenden; etwas anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man die Lebensverhältnisse und namentlich die Verbreitung der beiden Krähenarten unbefangen prüft. Es ergibt sich sofort als unumstößliche Thatsache, daß

das Klima erfahrungsmäßig nicht den geringsten Einfluß übt. Entweder verwandelt nach Gloger's Ansicht das nördliche Klima die Rabenkrähe in eine Nebelkrähe oder umgekehrt das südliche die Nebelkrähe in eine Rabenkrähe; ein Drittes ist nicht wohl anzunehmen. Nun aber finden wir die durch die lange Winternacht des Nordens vielleicht ausgebleichte Nebelkrähe keineswegs blos in Skandinavien, vom Nordkap an bis zur südlichsten Spitze, im größten Theile Rußlands und in Norddeutschland, sondern begegnen ihr auch in Galizien, Ungarn, Steiermark, in Süditalien, in Griechenland und in ganz Egypten, hier vom Meere an bis zur Grenze Nubiens, sowie in Afganistan und Japan, ohne bemerken zu können, daß das doch sehr verschiedene Klima Südeuropas oder Nordafrikas auch nur den Anfang zu einer Schwärzung des ursprünglich nordischen Vogels gemacht habe. Die Rabenkrähe hingegen lebt in ganz Mittel- und Süddeutschland, in Frankreich, aber auch in einem großen Theile Asiens, namentlich in Sibirien und falls die Beobachtungen richtig sind, auch selbst auf Java, regelmäßig da, wo die Nebelkrähe nicht auftritt. Eine ersetzt also die andere, ohne sich jedoch irgendwie an die Verschiedenheit des Klimas zu binden, und deshalb eben kann von einem Einflusse desselben durchaus keine Rede sein. Nun gibt es aber allerdings Gegenden, wo die Verbreitungskreise der beiden Arten an einander stoßen, und in solchen Gegenden kommt es in der That sehr häufig vor, daß die beiden sich so innig verwandten Vögel eine Mischlingsehe eingehen. Diese Thatsache beweist aber eben nur, daß die Annahme von den „Einpaarlern“ unrichtig ist, keineswegs hingegen, daß die beiden Krähen, weil sie sich paaren, gleichartig sein müssen. Ich werde noch wiederholt Gelegenheit haben, hervorzuheben, daß derartige Mischlingsehen ganz aus freien Stücken von Vögeln eingegangen werden, welche kein Mensch als Spielarten ein und derselben Grundform betrachten wird. So lange also der Artbegriff nicht vollständig über den Haufen geworfen ist, werden wir beide Krähen stets als verschiedene Vögel auffassen müssen, so innig ihre Verwandtschaft auch sein mag. Bildeten beide wirklich nur eine Art, so wäre es unbegreiflich, warum da, wo die eine Krähe ausschließlich auftritt, nicht auch einmal die andere vorkommen könnte; denn da es der Natur nun einmal beliebt, eine Raben- und eine Nebelkrähe auszubilden, könnte sie ebensogut auch in Egypten, wo es nur Nebelkrähen gibt, Rabenkrähen und umgekehrt da, wo diese ausschließlich leben, Nebelkrähen auftreten lassen.

Hinsichtlich der Lebensweise unterscheiden sich Raben- und Nebelkrähe allerdings nicht, wenigstens unsern blöden Sinnen nicht; denn sie selbst werden sicher wissen, wie sie zu einander stehen.

Beide sind Stand- oder höchstens Strichvögel. Sie halten sich paarweise zusammen und bewohnen gemeinschaftlich ein größeres oder kleineres Gebiet, aus welchem sie sich selten entfernen. Strenge Winterkälte macht insofern eine Ausnahme, daß die nördlich lebenden Arten kleine Streifzüge nach Süden hin antreten, während die Mitglieder derselben Art in südlichen Ländern kaum an das Streichen denken. Feldgehölze bilden ihre liebsten Aufenthaltsorte; sie meiden aber auch größere Waldungen nicht und siedeln sich da, wo sie sich sicher wissen, auch in unmittelbarer Nähe des Menschen, also beispielsweise in Baumgärten an. Sie sind gesellig im hohen Grade, leiblich wie geistig begabt und somit befähigt, eine sehr bedeutsame Rolle zu spielen. Sie gehen gut, schrittweise, zwar etwas wackelnd, jedoch ohne jede Anstrengung, fliegen leicht und ausdauernd, wenn auch minder gewandt als die eigentlichen Raben, sind feinsinnig, namentlich was Gesicht, Gehör und Geruch anlangt, und stehen an geistigen Fähigkeiten kaum oder nicht hinter dem Kolkraben zurück. Im Kleinen leisten sie ungefähr Dasselbe, was der Rabe im Großen auszuführen vermag; da sie aber regelmäßig blos kleineren Thieren gefährlich werden, überwiegt der Nutzen, welchen sie stiften, den Schaden, den sie anrichten. Man darf mit aller Bestimmtheit annehmen, daß sie zu den wichtigsten Vögeln unserer Heimat gehören, daß ohne sie die überall häufigen und überall gegenwärtigen schadenbringenden Wirbelthiere und verderblichen Kerbthiere in der bedenklichsten Weise überhand nehmen würden. Ein Vogelnest plündern allerdings auch sie aus, und einen kranken Hasen oder ein Rebhuhn überfallen sie ebenfalls; sie können auch wohl im Garten und Gehöft mancherlei Unfug stiften: was aber will es sagen, wenn sie während einiger Monate ein Dutzend Eier wegschleppen oder sich anderer Sünden in demselben Umfange schuldig machen, gegen den unschätzbaren Nutzen, welchen ihre Thätigkeit während des ganzen übrigen Jahres

dem Menschen bringt! Es ist geradezu ein Frevel, wenn diese Thiere befehdet werden; es ist eine wahre Sünde gegen unsere heutige Bildung, wenn der Mensch glaubt, daß er mehr leisten könne, als unsere Krähen, wenn er z. B. Gift gegen Mäusefraß auslegt, und dadurch kaum mehr Mäuse vertilgt, als Krähen, welche ihrerseits das gefräßige Heer in der umfassendsten Weise bekämpfen. Es ist ein Beweis von mangelndem Verständniß, wenn von Obrigkeits wegen Preise ausgesetzt werden für Vernichtung der Krähen, da man mit aller Bestimmtheit behaupten kann, daß durch den Tod einer einzigen Krähe der Land= und Forstwirthschaft ein weit größerer Schaden erwächst, als durch die Thätigkeit von zehn lebenden. Auf diesen großen Nutzen unserer Vögel nachdrücklich hinzuweisen, halte ich für viel wichtiger, als eine ausführliche Beschreibung ihres Lebens, so beachtenswerth dieses im übrigen auch ist.

Das tägliche Leben der Krähen ist ungefähr folgendes: Sie fliegen vor Tagesanbruch auf und sammeln sich, ehe sie nach Nahrung ausgehen, auf einem bestimmten Gebäude oder großen Baum, so lange sie nicht Verfolgung erfahren. Vonhieraus vertheilen sie sich dann über die Felder, vermischen sich wohl auch mit andern Arten ihrer Familie, namentlich während der Zugzeit. Bis gegen den Mittag hin sind sie eifrig mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt. Sie schreiten Felder und Wiesen ab, folgen dem Pflüger, um die von ihm bloßgelegten Engerlinge aufzulauern, lauern vor Mäuselöchern, spähen nach Vogelnestern umher, untersuchen die Ufer der Bäche und Flüsse, durchstöbern die Gärten, kurz, machen sich überall zu schaffen. Dabei kommen sie gelegentlich mit andern ihrer Art zusammen und betreiben ihre Arbeit eine Zeitlang gemeinschaftlich. Ereignet sich etwas Auffallendes, so sind sie gewiß die ersten, welche es bemerken und andern Geschöpfen anzeigen. Ein Raubvogel wird mit großem Geschrei begrüßt und so eifrig verfolgt, daß er oft in seinem Gewerbe behindert wird. Snell hat sehr Recht, wenn er auch diese Handlungsweise der Krähen als Nutzen hervorhebt; denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die räuberische Thätigkeit der schädlichen Raubvögel durch die Krähen bedeutend gehindert wird, sei es, indem sie den Raubvogel unmittelbar angreifen, sei es, indem sie ihn dem Menschen und den Thieren verrathen. Gegen Mittag fliegen die Krähen einem dichten Baume zu und verbergen sich hier im Gelaube desselben, um Mittagsruhe zu halten. Nachmittags gehen sie zum zweiten Male nach Nahrung aus, und gegen Abend versammeln sie sich in großer Menge auf bestimmten Plätzen; gleichsam in der Absicht, sich hier gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Dann begeben sie sich zum Schlafplatze, einem bestimmten Waldtheile, welcher alle Krähen eines großen Gebiets vereinigt. Hier erscheinen sie mit größter Vorsicht, gewöhnlich erst, nachdem sie mehrmals Späher vorausgesandt haben. Sie kommen nach Einbruch der Nacht an, fliegen still dem Orte zu und setzen sich so ruhig auf, daß man Nichts als das Rauschen der Schwingen vernimmt. Nachstellungen machen sie im höchsten Grade scheu. Sie lernen den Jäger sehr bald von dem ihnen ungefährlichen Menschen unterscheiden und vertrauen überhaupt nur Dem, von dessen Wohlwollen sie sich vollständig überzeugt haben.

Im Februar und März regt sich die Liebe in ihnen. Die einzelnen Paare halten sich dann noch enger zusammen als sonst, schwatzen in liebenswürdiger Weise mit einander, und das Männchen macht außerdem durch sonderbare Bewegungen und Verneigungen und eigenthümliches Breiten der Schwingen seiner Gattin in artiger Weise den Hof. Der Horst wird zu Ende des März oder im Anfang des April auf hohen Bäumen angelegt oder ein vorjähriger für die neue Brut wieder hergerichtet. Er ähnelt dem des Kolkraben, ist aber bedeutend kleiner, höchstens zwei Fuß breit und nur vier Zoll tief. Auf die Unterlage dürrer Zweige folgen Baststreifen, Grasbüsche, Quecken und andere Wurzeln, welche sehr oft durch eine Lage lehmiger Erde verbunden werden. Die Mulde wird mit Wolle, Kälberhaaren, Schweinsborsten, Baststückchen, Grashalmen, Moosstengeln, Lumpen und dergleichen ausgefüttert. In der ersten Hälfte des Aprils legt das Weibchen drei bis fünf, höchst selten sechs Eier, welche auf blaugrünlichem Grunde mit olivenfarbenen, dunkelgrünen, dunkelaschgrauen und schwärzlichen Punkten und Flecken gezeichnet sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber nur dann vom Männchen verlassen, wenn dieses wegfliegen muß, um für sich und die Gattin Nahrung

zu erwerben. Die Jungen werden mit der größten Liebe von beiden Eltern gepflegt, gefüttert und bei Gefahr muthvoll vertheidigt.

Da, wo beide Krähenarten als Standvögel vorkommen, ist es durchaus nichts Seltenes, eine Nebelkrähe mit einer Rabenkrähe gepaart zu sehen. Es geschieht Dies ohne zwingende Nothwendigkeit; wenigstens kann man nicht wohl annehmen, daß da, wo es so viele Krähen gibt, ein Weibchen in die Verlegenheit kommen könne, sich ein Männchen von der andern Art suchen zu müssen oder umgekehrt. Naumann hat beobachtet, daß das Männchen einer Rabenkrähe, dessen Weibchen er getödtet hatte, sich einem Nebelkrähenweibchen anpaarte und mit diesem brütete, es also durchaus nicht für nöthig fand, sich eine gleichartige Gattin zu suchen. Die aus derartiger Ehe herrührenden Bastarde ähneln entweder dem Vater und bezüglich der Mutter, oder aber sie stehen hinsichtlich ihrer Färbung zwischen beiden Eltern mitten inne, wenn auch nicht in der strengen Bedeutung des Worts; denn es ist geradezu unmöglich, die unendliche Menge der Farbenverschiedenheiten, welche diese Bastarde zeigen, anzugeben. Nun soll es, und zwar ebenfalls nicht selten, auch vorkommen, daß zwei Bastarde sich mit einander verpaaren und Junge erzeugen, welche, wie man sagt, immer wieder in die beiden Hauptarten zurückschlagen d. h. entweder die Färbung der Rabenkrähe zeigen, oder das Kleid der Nebelkrähe erhalten. Hierauf hauptsächlich begründet sich die Ansicht einiger Naturforscher, daß man beide Krähen als gleichartig zu betrachten habe. Ich glaube, daß diese Ansicht schon aus dem Grunde bedenklich ist, weil wir über Bastarde noch keineswegs hinlänglich unterrichtet sind, also gar nicht sagen können, ob sich eine Bastardfärbung wirklich durch Geschlechter hindurch erhält oder nicht.

Beide Krähenarten lassen sich ohne irgend welche Mühe jahrelang in der Gefangenschaft erhalten und leicht zähmen. Sie lernen auch sprechen, falls es der Lehrer nicht an Ausdauer fehlen läßt. Doch sind sie als Stuben- oder Hausvögel kaum zu empfehlen. Aus dem Zimmer verbannt sie ihre Unreinlichkeit oder richtiger der Geruch, welchen sie auch dann verbreiten, wenn ihr Besitzer den Käfig nach Kräften rein zu halten sich bemüht; im Gehöft oder Garten aber darf man sie auch nicht frei umherlaufen lassen, weil sie ebenso wie die Raben allerlei Unfug stiften. Die Sucht, glänzende Dinge aufzunehmen und zu verschleppen, theilen sie mit ihren schwächeren Verwandten, die Raub- und Mordlust mit dem Kolkraben. Auch sie überfallen kleine Wirbelthiere, selbst junge Hunde und Katzen, hauptsächlich aber das Geflügel, tödten es oder martern es wenigstens in abscheulicher Weise. Hühner und Taubennester werden von den Strolchen bald entdeckt und dann rücksichtslos geplündert.

Im Fuchs und Baummarder, im Wanderfalken, dem Habicht und dem Uhu haben die Krähen Feinde, welche ihnen gefährlich werden können. Außerdem werden sie von mancherlei Schmarotzern, die sich in ihrem Gefieder einnisten, belästigt. Es ist wahrscheinlich, daß der Uhu den außerordentlichen Haß, welchen die Krähen gegen ihn an den Tag legen, sich durch seine nächtlichen Anfälle auf die dann wehrlosen Vögel zugezogen hat; man weiß wenigstens mit Bestimmtheit, daß er ein ganz außerordentlicher Freund von Krähenfleisch ist. Seine nächtlichen Mordthaten werden von den Krähen nach besten Kräften vergolten. Weder der Uhu noch eine andere Eule dürfen sich bei Tage sehen lassen. Sobald einer der Nachtvögel entdeckt worden ist, entsteht ein ungeheurer Aufruhr in der ganzen Gegend. Sämmtliche Krähen eilen herbei und stoßen mit einer beispiellosen Wuth auf diesen Finsterling in Vogelgestalt. Auf diesen Haß gründet sich eine Jagdweise, welche besser Krähen gegenüber nicht angewandt werden sollte: die vor der Krähenhütte. Letztere ist ein größtentheils unter der Erde angelegter Bau mit Schießscharten, von welchen aus mehrere im rechten Abstande eingepflanzte dürre Bäume, die sogenannten Krakeln, beschossen werden können. Die Hütte selbst wird wo möglich auf der Kuppe eines Berges angelegt, welchen man erfahrungsmäßig als Zugstraße der Krähen und Raubvögel kennen gelernt hat. Ein lebender Uhu ist der Lockvogel im schlimmsten Sinne des Worts. Er wird vor der Hütte angefesselt und zeigt durch sein Augendrehen die Ankunft der Krähen und Raubvögel an. Die einen wie die andern versuchen, nachdem sie ihrerseits den Uhu gesehen haben, ihren Haß zu bethätigen und werden dabei von der Hütte aus niedergeschossen. Daß dieses Vergnügen gewöhnlich in eine Metzelei ausartet, braucht kaum erwähnt zu werden. Es läßt

sich Nichts einwenden, so lange die von der Krähenhütte aus betriebene Vertilgung nur schädlichen Raubvögeln gilt; das eigentliche Krähenschießen aber ist eben so gut als Barbarei zu brandmarken, wie die Hetzjagden als solche gebrandmarkt worden sind.

Um Krähen von Orten abzuhalten, wo sie lästig werden, genügt es, eine einzige von ihnen zu schießen und den Leichnam als Scheuche aufzuhängen. Mehr ist durchaus nicht nöthig. Der Mensch kann seinerseits damit Alles erreichen, was er erreichen muß; denn im übrigen soll er, wie ich nochmals wiederholen will, die nützlichen Vögel draußen im Flur und Hag gewähren lassen, ohne sie im geringsten zu behelligen. Sie bezahlen eine derartige Nachsicht tausendfach.

Nützlicher noch als Raben- und Nebelkrähe und deshalb der allgemeinsten Beachtung werth, ist die vierte unserer Rabenarten, die Saat- oder Feldkrähe, Hafer- oder Ackerkrähe, Krahenveitel, Karechel, Kurock, Rooke, der Nackt- oder Grindschnabel (Corvus frugilegus oder Frugilegus segetum). Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Krähen durch schlankeren Leibesbau,



Die Saatkrähe (Corvus frugilegus oder Frugilegus segetum).

sehr gestreckten Schnabel, verhältnißmäßig lange Flügel, stark abgerundeten Schwanz, ein knappes, prachtvoll glänzendes Gefieder und ein im Alter nacktes Gesicht, welch letzteres jedoch nur Folge von ihren Arbeiten im Boden ist. Ihre Länge beträgt 18 bis 19 Zoll, die Breite 37 bis 39 Zoll; der Fittig mißt 13 bis 14 Zoll, der Schwanz 10½ Zoll. Das Gefieder der alten Vögel ist gleichmäßig purpurblauschwarz, das der Jungen mattschwarz. Letztere unterscheiden sich auch von den Alten durch ihr befiedertes Gesicht.

Die Saatkrähe ist hinsichtlich ihrer Verbreitung beschränkter, als Raben- und Nebelkrähe. Sie bewohnt die Ebenen Südeuropas und des südlichen Sibiriens, Afganistan, Kaschmir u. s. w. Schon in Schweden ist sie selten, und in Südeuropa erscheint sie nur auf ihrer Winterreise. Abweichend von ihren bisher genannten Verwandten nämlich wandert sie regelmäßig und zwar in ungeheuren Scharen bis Südeuropa und Nordafrika. In Spanien habe ich sie während des ganzen Winters von Ende Oktobers an bis Anfangs März häufig und immer in zahlreichen Banden gesehen und in Egypten in denselben Monaten ebenso regelmäßig beobachtet.

Fruchtbare Ebenen, in denen es Feldgehölze gibt, sind der eigentliche Aufenthaltsort dieser Krähe. Im Gebirge fehlt sie als Brutvogel gänzlich; hier sieht man sie nur auf dem Zuge. Ein hochstäm-

miges Gehölz von geringem Umfange wird zum Nistplatz und bezüglich zum Mittelpunkt einer gewissen Anzahl von Krähen, und vonhieraus vertheilen sie sich über die benachbarten Felder.

In ihrem Betragen hat die Saatkrähe Manches mit ihren beschriebenen Verwandten gemein; sie ist aber weit furchtsamer und harmloser als diese. Ihr Gang ist eben so gut, ihr Flug leichter, ihre Sinne sind nicht minder scharf, und ihr Verstand ist im gleichen Grade entwickelt, als bei den übrigen Krähen; doch ist sie weit geselliger, als alle Verwandten, und nicht blos gesellig unter sich, sondern auch fremden Arten gegenüber. So vereinigt sie sich gern mit Dohlen und Staaren, überhaupt mit Vögeln, welche eben so schwach oder schwächer sind, als sie, während sie Raben- und Nebelkrähe schon meidet und den Kolkraben so fürchtet, daß sie sogar eine altgewohnte Niederung, aus welcher sie der Mensch kaum vertreiben kann, verläßt, wenn sich ein Kolkrabe hier häuslich niederläßt. Ihre Stimme ist ein tiefes heiseres „Kra“ oder „Kroa“; im Fliegen aber hört man oft ein hohes „Girr“ oder „Quer“ und regelmäßig auch das „Jack jack“ der Dohle. Es wird der Saatkrähe leicht, mancherlei Töne und Laute nachzuahmen; sie soll sogar in gewissem Grade singen lernen; dagegen läßt sie sich kaum zum Sprechen abrichten.

Wenn man die Saatkrähe vorurtheilsfrei beobachtet, lernt man sie bald achten und lieben. Auch sie kann unangenehm werden, namentlich da, wo sie sich fest ansiedelt und allen Bemühungen des Menschen, sie zu vertreiben, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt, in Lustgärten z. B., wo sie während der Nistzeit die Spaziergänge in der abscheulichsten Weise beschmuzt, oder in Gehölzen nahe menschlicher Wohnungen, wo sie durch ihr ewiges Geplärr die Gehörnerven fast betäubt; auch sie kann wohl ab und zu einmal ein kleines Häschen erwürgen oder ein junges, lahmes Rebhuhn übertölpeln; sie kann ferner den Landmann durch Auflesen von Getreidekörnern und den Gärtner durch Wegstehlen reifender Früchte ärgern: — aber derselbe Vogel bezahlt nicht nur jeden Schaden, den er anrichtet, sondern auch jeden seiner dummen Streiche tausendfältig. Er ist der beste Vertilger der Maikäfer, ihrer Larven und der Nacktschnecken, auch einer der trefflichsten Mäusejäger, welchen unser Vaterland aufzuweisen hat. Bei der Maikäferjagd geht diese Krähe, wie Naumann beobachtete, regelrecht zu Werke. „Einige fliegen auf den Baum, an dessen Zweigen und jungen Blättern die Maikäfer in Menge sitzen, lesen da ab, was nicht durch die Erschütterung, welche sie durch ihr Niederlassen auf die Spitze der Zweige verursachen, herabfällt; andere lesen unter dem Baume auf, was ihnen jene herunterschütteln. In dieser Art verfahren sie mit jedem Baum nach der Reihe und vernichten so eine unschätzbare Menge dieser schädlichen Kerfe. Die dem Getreide so nachtheiligen Brachkäfer und die kleinen Rosenkäfer haben an ihnen auch sehr schlimme Feinde.“ Sie lesen die Larven derselben eben so wie die Maikäferlarven und Regenwürmer entweder auf den frischgefurchten Aeckern und hinter dem Pfluge her auf oder ziehen sie mit ihrem Schnabel aus der Erde heraus. Ihr feiner Geruch scheint ihnen das Vorhandensein einer derartigen Larve unfehlbar anzuzeigen, und sie bohren dann so eifrig in dem Boden, bis sie der Beute habhaft geworden sind. Ebenso eifrig, wie der nützliche Vogel die Kerbthiere verfolgt, jagt er hinter den Mäusen her. Sie bilden zuweilen seine ausschließliche Nahrung. „Ich habe“, sagt Naumann, „Jahre erlebt, in welchen eine schreckliche Menge Feldmäuse den grünen und reifenden Saaten Untergang drohten. Oft sah man auf den Roggen- und Weizenfeldern ganze Striche von ihnen theils abgefressen, theils umgewühlt; aber immer fanden sich eine große Menge Raubvögel und Krähen ein, welche das Land allerdings mit Hilfe der den Mäusen ungünstigen Witterung bald gänzlich von den Plagegeistern befreiten. Ich schoß in solchen Jahren weder Krähen noch Bussarde, welche nicht ihren Kropf von Mäusen vollgepfropft gehabt hätten. Oft habe ich ihrer sechs bis sieben in einem Vogel gefunden. Erwägt man diesen Nutzen, so wird man, glaube ich, besser gegen die gehaßten Krähen handeln lernen und sie lieb gewinnen.“.

Man sollte meinen, daß diese nun schon vor mehr als vierzig Jahren ausgesprochene Wahrheit bei den in Frage kommenden Leuten, namentlich bei unsern größeren Gutsbesitzern doch endlich anerkannt worden wäre: Dem ist aber leider nicht so. Noch heutigen Tages wird die Saatkrähe, dieser

unersetzliche Wohlthäter der Felder, gerade von diesen Gutsbesitzern in der rücksichtslosesten Weise verfolgt. Man hat in England erfahren, daß in Gegenden, in welchen wirklich alle Saatkrähen vernichtet worden waren, jahrelang nach einander Mißernten kamen, und man ist dann klug genug gewesen, die Vögel zu verschonen. Unsere großen oder kleinen Bauern freilich wissen davon Nichts oder wollen davon Nichts wissen und stellen sich durch ihr als Fest gefeiertes Krähenschießen alljährlich ein nicht eben schmeichelhaftes Zeugniß ihres Bildungsgrades aus. Sie lassen sich einfach vom blinden Vorurtheil leiten und geben sich nicht einmal die Mühe, genauer zu prüfen. Wollten sie Dies thun, wollten sie nur einmal während der Maikäferzeit oder in einem Mäusejahre Saatkrähen schießen und jede derselben untersuchen, so würden sie sehr bald zu den Ansichten aller Naturforscher kommen. Dazu aber scheint eben kein Trieb vorhanden zu sein, und so wird die Befehdung der nützlichen Geschöpfe wohl noch lange Jahre fortwähren, bis auch bei uns zu Lande einmal der Schaden klug macht.

Ich wiederhole, daß es für Jedermann unangenehm ist, in der Nähe einer Saatkrähenansiedlung zu wohnen. Wenn die Brutzeit herannaht, sammeln sich Tausende dieser schwarzen Vögel auf einem sehr kleinen Raume, vorzugsweise in einem Feldgehölze, und hier beginnt nun ein Lärm, welchen man selbst gehört haben muß, um das Nervenerschütternde desselben würdigen zu können. Paar wohnt bei Paar; auf einem Baume stehen funfzehn bis zwanzig Nester, überhaupt so viel, als er aufnehmen kann. Jedes Paar zankt sich mit dem andern um die Baustoffe, und eins stielt dem andern nicht nur diese, sondern sogar das ganze Nest weg. Ein ununterbrochenes Krächzen und Geplärr erfüllt die Gegend, und eine schwarze Wolke von Vögeln verfinstert die Luft in der Nähe dieser Wohnsitze. Endlich tritt etwas Ruhe ein. Jedes Weibchen hat seine vier bis fünf blaßgrünen, aschgrau und dunkelbraun gefleckten Eier gelegt und brütet. Bald aber entschlüpfen die Jungen, und nun verdoppelt oder verdreifacht sich der Lärm; denn die jungen Raben wollen gefüttert sein und wissen ihre Gefühle sehr vernehmlich durch allerlei unliebsame Töne auszudrücken. Dann ist es in der Nähe einer solchen Ansiedlung buchstäblich nicht zum Aushalten. Nur die eigentliche Nacht macht das Geplärr verstummen; es beginnt aber bereits vor Tagesanbruch und währt bis lange nach Sonnenuntergang ohne Aufhören fort. Noch schlimmer geht es Dem, welcher eine solche Ansiedlung besucht. Er wird bald ebenso bekalkt, wie der Boden um ihn her, welcher in Folge des aus den Nestern herabfallenden Mistregens gräulich anzuschauen ist. Dazu kommt nun die schon erwähnte Hartnäckigkeit der Vögel. Sie lassen sich so leicht nicht vertreiben. Man kann ihnen Eier und Junge nehmen, so viel unter sie schießen, als man will: es hilft gar Nichts — sie kommen doch wieder. Mit Vergnügen erinnere ich mich der Anstrengung, welche der hochwohlweise Rath der lieben Stadt Leipzig machte, um sich der Saatkrähen, welche sich auf einem Spaziergange angesiedelt hatten, zu entledigen. Zuerst wurde die bewehrte Mannschaft aufgeboten, hierauf sogar die Scharfschützen in Bewegung gesetzt — Nichts wollte fruchten. Da griff man, wie es schien in Verzweiflung, zu dem letzten Mittel: man zog die blutrothe Fahne des Umsturzes auf. Buchstäblich wahr: rothe Fahnen flatterten unmittelbar neben und über den Nestern lustig im Winde, zum Grauen und Entsetzen aller friedliebenden Bürger. Aber die Krähen fürchteten nicht einmal das Gespenst unserer Junker und Pfaffen: sie ließen sich auch durch das verdächtige Roth nicht vertreiben. Erst als man ihnen ebenso hartnäckig ihre Nester immer und immer wieder zerstörte, verließen sie zur Freude aller Guten den bereits lieb gewonnenen Ort. Solche Uebelthaten sind allerdings nicht geeignet, urtheilslose Menschen mit den Saatkrähen zu befreunden; der sorgfältig Prüfende aber wird sie wenigstens in Feldgehölzen, welche von Wohnungen entfernt sind, gern gewähren lassen. Die armen Vögel haben ohnehin Feinde genug. Der Fuchs überlistet gar manche, und der Wanderfalk und Habicht richten oft große Niederlagen namentlich unter den Jungen an. Auch die Winterreise fordert alljährlich viele Opfer.

Es ist ein wirklich anziehendes Schauspiel, welches die wandernden Saatkrähen gewähren. So groß auch die Menge ist, welche eine Ansiedlung bevölkert — mit den Massen, welche sich gelegentlich der Winterreise zusammenschlagen, kann sie nicht verglichen werden. Tausende gesellen sich zu Tausenden, und die Heere wachsen umsomehr an, je länger die Reise währt. Sie verstärken sich nicht blos

durch andere Saatkrähen, sondern auch durch Dohlen. „In dem ungünstigen Frühling 1818", sagt mein Vater, „sah ich einen Schwarm dieser Krähen an der Kante eines Waldes. Er bedeckte im Umkreis einer halben Geviert-Meile alle Bäume und einen großen Theil der Felder und Wiesen. Gegen Abend erhob sich der ganze Schwarm und verfinsterte da, wo er am dichtesten zusammengedrängt war, im eigentlichen Sinne die Luft. Die Bäume des nahen Fichtenwalds reichten kaum hin, den unzähligen Vögeln Schlafstellen abzugeben." Dabei entfalten die ziehenden Saatkrähen gleichzeitig alle Künste des Fluges. Es scheint ihnen gar nicht darauf anzukommen, gelegentlich halbe Stunden lang über ein und derselben Stelle spielend sich zu bewegen. Ueber die Berge zieht der Schwarm gewöhnlich niedrig, über die Thäler oft in großer Höhe dahin. Plötzlich fällt es Einer ein, einen bis zweihundert Fuß herabzusteigen; Dies geschieht aber nicht langsam und gemächlich, sondern jäh, sausend, so wie ein lebloser Körper aus großer Höhe zu Boden stürzt. Der einen folgen sofort eine Menge andere, zuweilen der ganze Flug, und dann erfüllt die Luft ein auf weithin hörbares Brausen. Unten, hart über dem Boden angekommen, fliegen die Saatkrähen gemächlich weiter; hierauf erheben sie sich allgemach wieder in die Höhe, schrauben sich nach und nach mehr empor und ziehen kaum eine Viertelstunde später, dem Auge als kleines Pünktchen erscheinend, in den höchsten Luftschichten weiter.

Im Süden Europas oder in Nordafrika sieht man selten so große Flüge der Saatkrähe, wie bei uns. Das gewaltige Heer, welches sich allgemach sammelte, hat sich nach und nach wieder in einzelne Haufen zertheilt, und diese suchen nun die verschiedenen Oertlichkeiten bestmöglichst auszubeuten. Aber es geht ihnen oft recht schlimm in der Fremde, namentlich in Afrika. Das fruchtbare Nilthal scheint für alle eingewanderten Saatkrähen nicht Raum und Nahrung genug zu haben. Sie suchen dann in den umliegenden Wüsten nach Futter, finden es nicht und erliegen zu Hunderten dem Mangel. Die bekannten Mosesquellen in der Nähe von Sues werden von einem Palmenhaine umgeben, welcher von den schwarzen Wintergästen zum Schlafplatze gewählt wird. Hier fand ich einmal den Boden bedeckt von todten Saatkrähen, buchstäblich Hunderte von Leichen neben einander. Sie alle waren verhungert.

In der Gefangenschaft benimmt sich die Saatkrähe ähnlich, wie ihre Verwandten; sie ist jedoch weniger unterhaltend, als diese, namentlich minder anziehend, als der Rabe oder die Dohle. Dies ist denn auch der Grund, daß man sie nur sehr selten als Genossen des Menschen zu sehen bekommt.

Der Zwerg unter unsern deutschen Raben ist die Dohle oder Thurmkrähe, der Thalk, die Dachlücke, Geile, Kaike, Elke und Tschokerle (Monedula turrium). Mein Vater hat sie von den andern Raben getrennt und zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben, hauptsächlich des kurzen und starken, oben wenig gebogenen Schnabels wegen; denn Flügel, Schwanz und Füße sind wie bei den Krähen gebildet. Die Dohle wird 12 bis 12¾ Zoll lang und 24 bis 25 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 8½ Zoll, die Schwanzlänge 5 Zoll. Das Gefieder ist auf Stirn und Scheitel dunkelschwarz, auf Hinterkopf und Nacken aschgrau, auf dem übrigen Oberkörper blauschwarz, auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz. Das Auge ist silberweiß, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Jungen unterscheiden sich durch schmuzige Farben und ein graues Auge.

Auch die Dohle ist weit verbreitet; sie findet sich nicht blos im größten Theile Europas, sondern auch in vielen Ländern Asiens. In Taurien wird sie durch eine ihr sehr nahe verwandte Art vertreten. Wo sie vorkommt, ist sie häufig; sie fehlt aber vielen Gegenden gänzlich, scheint also hinsichtlich ihres Aufenthalts sehr wählerisch zu sein. Bei uns zu Lande bewohnt sie hauptsächlich die alten Thürme der Städte oder andere hohe Gebäude, deren Mauern ihr passende Nistplätze gewähren. Außerdem findet man sie in Laubwäldern, namentlich in Feldgehölzen, welche hohle Bäume haben. In Spanien trafen wir nur wenige Flüge von ihr, aber unter eigenthümlichen Umständen, an. Un-

geachtet die vielen und in jeder Hinsicht geeigneten Kirchen dieses Landes der Dohle die passendsten Wohnplätze bieten, sahen wir sie doch in den Städten oder Dörfern niemals, sondern einzig und allein in den öden, fast unbewohnten Theilen des sogenannten Campo, d. h. des nicht der Bewässerung unterworfenen Landstrichs, welcher nur stellenweise bewohnbar ist. Hier herbergten die Schwärme in den steil abfallenden Wänden der vom Wasser ausgewaschenen Schluchten. Ein dort hausender Bauer erzählte uns, daß vor wenigen Jahren ein Paar Dohlen in der Nähe seines Gehöftes erschienen sei und sich in einer jener Schluchten angesiedelt habe. Die ausgeflogenen Jungen wären bei den



Die Dohle oder Thurmkrähe (Monedula turrium).

Alten geblieben und hätten das nächste Jahr mit diesen gebrütet. Von Jahr zu Jahr habe der Schwarm zugenommen, bis er die jetzt bedrohliche Stärke erreicht habe: — eine bedrohliche Stärke; denn keine Frucht gäbe es in der Nähe seiner Behausung, welche von diesen ungebetenen Gästen verschont bliebe. Kein Thier auf der weiten Erde sei so hungrig und gefräßig, wie die Dohle. Ihr sei Alles recht und Nichts vor ihr sicher, nicht einmal die Stachelfeigen, welche sie gar geschickt aus ihrer Stachelhülle herauszuschälen wisse. Er habe alle Ursache, die abscheulichen Vögel zu verwünschen.

Der Mann war ungerecht: die Dohle verdient so bösen Leumund nicht. Sie ist ein munterer, lebhafter, gewandter und kluger Vogel, welcher in seinem Betragen den Krähen zwar ähnelt, aber entschieden liebenswürdiger ist. Unter allen Umständen weiß sie sich eine muntere Laune zu bewahren

und versteht es deshalb, die Gegend, in welcher sie heimisch ist, in wirklich anmuthiger Weise zu beleben. Außerordentlich gesellig, hält sie sich nicht nur mit andern ihrer Art in starken Flügen zusammen, sondern mischt sich auch, wie bereits erwähnt, unter die Flüge der Krähen, namentlich der Saatkrähen, tritt sogar mit diesen die Winterreise an und fliegt ihnen zu Gefallen möglichst langsam; denn sie selbst ist auch im Fluge sehr gewandt und gleicht hinsichtlich des letzteren mehr einer Taube, als einer Krähe. Das Fliegen wird ihr so leicht, daß sie sich sehr häufig durch allerhand kühne Wendungen zu vergnügen sucht, daß sie ohne Zweck und Ziel steigt und fällt und die manchfachsten, anmuthigsten Schwenkungen in der Luft ausführt. Man darf wohl sagen, daß das Gebahren der Dohle von hoher Begabung Kunde gibt. Sie ist fast ebenso klug, als der Rabe, zeigt aber gewissermaßen nur die liebenswürdigen Seiten desselben. Die Stimme ist verschieden. Lockend stößt die Dohle ein wirklich wohllautendes „Jäk“ oder „Djär“ aus; sonst schreit sie „Kräh“ und „Krijäh“. Das „Jäk jäk“ ähnelt dem Lockruf der Saatkrähe auf das Täuschendste, und Dies mag wohl auch mit dazu beitragen, die beiden Vögel so häufig zu verbinden. Während der Zeit ihrer Liebe schwatzt die Dohle allerliebst, wie überhaupt ihre Stimme sehr biegsam und wechselreich ist. Daher kommt es denn auch, daß sie ohne sonderliche Mühe menschliche Worte nachsprechen oder andere Laute, z. B. das Krähen eines Hahnes, nachahmen lernt.

Hinsichtlich der Nahrung kommt die Dohle am nächsten mit der Saatkrähe überein. Kerbthiere aller Art, Schnecken und Würmer bilden unzweifelhaft die Hauptmasse ihrer Mahlzeit. Die Kerbthiere liest sie auf den Wiesen und Feldern zusammen oder von dem Rücken der größeren Hausthiere ab; dem Ackersmann folgt sie vertrauensvoll hinter dem Pfluge; auf den Straßen durchstöbert sie den Mist und vor den Häusern den Abfall; Mäuse weiß sie sehr geschickt zu fangen, junge Vögel freilich auch, und Eier gehören zu ihren ganz besondern Lieblingsgerichten. Nicht minder gern frißt sie Pflanzenstoffe, namentlich Getreidekörner, Blattspitzen von Getreide, kleine Wurzelknollen, Früchte, Beeren und dergl.; doch ist der Schaden, welchen sie anrichten kann, gegenüber dem außerordentlichen Nutzen, welchen sie stiftet, gar nicht in Betracht zu ziehen, nicht einmal dann, wenn man ihr auch die Diebesgelüste anrechnet, welche sie mit andern Arten ihrer Familie theilt.

Die Dohle verläßt uns im Spätherbst mit den Saatkrähen und erscheint zu derselben Zeit wie diese wieder im Vaterlande. Einzelne überwintern jedoch auch hier. Ueberhaupt scheint sie ihre Winterreise nicht so weit auszudehnen, als die Saatkrähe. In Egypten z. B. haben wir sie niemals beobachtet; dagegen ist sie nach Jerdon in Kaschmir und im Punjab häufiger Wintergast; im erstgenannten Lande wird sie freilich auch im Sommer brütend gefunden. Sobald der Frühling wirklich zur Herrschaft gekommen ist, haben alle Paare die altgewohnten Brutplätze wieder bezogen, und nun regt sich hier tausendfältiges Leben. Einzelne Dohlen nisten unter Saatkrähen, die große Mehrzahl aber auf den erwähnten Gebäuden. Hier findet jede Mauerlücke ihre Bewohner; ja es gibt deren gewöhnlich mehr, als Wohnungen. Deshalb entsteht denn auch viel Streit um eine geeignete Niststelle, und ein Paar sucht das andere zu übervortheilen, so gut es kann. Nur die größte Wachsamkeit schützt ein Paar vor den Diebereien des andern; ohne die äußerste Vorsicht wird Baustelle und Nest erobert oder gestohlen. Das Nest selbst ist verschieden, je nach dem Standorte, gewöhnlich aber ein schlechter Bau aus Stroh und Reisern, welcher mit Heu, Haaren und Federn ausgefüttert wird. Vier bis sechs auf blaßblaugrünlichem Grunde schwarzbraun getüpfelte Eier bilden das Gelege. Die Jungen werden mit Kerbthieren und Gewürm groß gefüttert, äußerst zärtlich geliebt und im Nothfall auf das Muthigste vertheidigt. „Läßt sich“, sagt Naumann, „eine Eule, ein Milan oder Bussard blicken, so bricht die ganze Armee mit gräßlichem Geschrei gegen ihn los und verfolgt ihn stundenweit. Wenn sich die Jungen einigermaßen kräftig fühlen, machen sie es wie die jungen Krähen, steigen aus den Nestern und setzen sich vor die Höhlen, in welchen sie ausgebrütet sind, kehren aber abends wieder ins Nest zurück, bis sie sich endlich stark genug fühlen, die Alten aufs Feld zu begleiten.“

Katze und Marder, Wanderfalk und Habicht sind schlimme Feinde der Dohlen. Erstere zerstören die Nester, letztere jagen Alte und Junge. Der Mensch befehdet die niedlichen Vögel nur selten; er

erwiedert vielmehr in gewissem Sinne die Freundschaftlichkeit, welche sie ihm gegenüber bekundet. Kein Rabe wird häufiger gefangen gehalten, als die Dohle, keiner aber verdient es auch mehr, falls man von der Alpenkrähe absehen will. Ihr heiteres Wesen, ihre Gewandtheit und Klugheit, ihre Anhänglichkeit an ihren Gebieter, ihre Harmlosigkeit und ihre Nachahmungsgabe endlich sind wohl geeignet, ihr Freunde zu erwerben. Ohne Mühe kann man jung aufgezogene an das Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Sie gewinnen bald das Haus ihres Herrn lieb und verlassen es regelmäßig auch im Herbste nicht oder kehren, wenn sie wirklich die Winterreise mit andern ihrer Art antreten, im nächsten Frühjahre zu ihm zurück.

Unsere Raben haben in Ostindien viele Verwandte, kein einziger von allen aber vertritt die gesammte Familie so vollständig, wie die Glanzkrähe der Indier (Anomalocorax splendens). Sie ist zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben worden, weil ihre Flügel so kurz sind, daß sie das Ende des langen Schwanzes nicht erreichen. In der Größe kommt sie ungefähr unserer Dohle gleich; die Länge beträgt nach Jerdon 15 bis 18 Zoll, wovon der Schwanz 7 Zoll mißt; die Fittiglänge wird zu 11 Zoll angegeben. In der Färbung hat die Glanzkrähe entfernte Aehnlichkeit mit unserer Dohle. Der Vorderkopf und die Wangen sind glänzend schwarz, der Hinterkopf, Nacken und Hinterhals lebhaft aschfarben, der Rücken, die Schwingen und der Schwanz schwarz mit reichem Purpur- oder Stahlglanze; das Kinn, die Brust und zum Theil auch die Halsseiten sind stahlglänzendschwarz; die Brust ist dunkel aschfarben, die Mitte des Bauches düsterschwarz, nur leicht stahlblau überflogen.

Jerdon bedauert, daß diesem Vogel ein so unpassender Artname gegeben worden sei, wahrscheinlich weil er meint, daß man einen viel entsprechenderen habe finden können; denn eigentlich ist der Name Glanzkrähe nicht zu verwerfen. Der Vogel ist einer der gewöhnlichsten und bestbekanntesten Indiens, welcher vom Himalaya an bis Ceylon und nach Osten bis Assam in jedem Dorfe, in jeder Stadt sich findet, den Menschen dreist sich aufdrängt und dabei Eigenschaften zu dessen Kunde bringt, welche für seine Benennung vielleicht bezeichnender wären.

„Diese Krähe", sagt Jerdon, „so ungemein gesellig, ist doch eigentlich kein Herdenvogel. Sie nächtigt gemeinschaftlich mit andern in großer Zahl, und es gibt gewisse Stellen in der Nähe aller volkreichen Städte und Ortschaften, wo sich Massen nächtlich vereinigen, um zu schlafen, und zu denen sie aus Entfernungen von drei bis zehn Meilen im Umkreise herbeiströmen. Groß ist der Lärm, ehe jede ihren Platz gefunden, und zahlreich sind die Händel, welche dabei ausgefochten werden, und dieser Lärm wird außerdem noch vermehrt durch Schwärme von Papageien, Meinas und anderen Vögeln, welche sämmtlich die gemeinschaftliche Nachtherberge allabendlich beziehen."

„Sehr früh am Morgen, oft vor Tagesanbruch, gewöhnlich aber ein wenig später, erwachen die Glanzkrähen und zertheilen sich dann in kleinere Flüge von zwanzig, dreißig oder vierzig Stück, jedoch nicht ohne ein vorheriges Hin- und Wiederfliegen und ein großartiges Geplapper, welches vielleicht bezweckt, die Ereignisse des gestrigen Tages der Gesellschaft mitzutheilen oder für den heutigen irgend welche Bestimmungen zu treffen. Diejenigen Flüge, deren Berufswege weit sind, eilen rasch dahin, die andern, deren Jagdgründe näher liegen, nehmen sich Zeit, schwatzen noch mit ihren Nachbarn oder putzen sich durch ein außergewöhnliches Nisteln in ihrem Gefieder."

„So verschieden die Nahrung der Glanzkrähe auch ist, so kann man doch sagen, daß sie von den Brosamen lebt, welche von des Menschen Tische fallen. Viele Eingeborne essen regelmäßig außerhalb der Thür ihrer Hütte, und die Ueberbleibsel des gekochten Reises und andere Nahrungsstoffe werden weggeworfen; Diejenigen, welche im Innern der Häuser speisen, entledigen sich solcher Ueberbleibsel zu gewissen, den Krähen der Nachbarschaft wohlbekannten Zeiten. Sobald nun Etwas abfällt, zeigt ein wachsames Mitglied der gefiederten Bettler der ganzen Nachbarschaft an, daß der Schmaus beginnt. Die Vögel wissen so genau, was das Kochen zu bedeuten hat, daß ein kleines Feuer, ja

selbst der aufsteigende Rauch sie augenblicklich herbeizieht und in der Nähe festhält, falls die Anzeichen auf zu erwartendes Futter günstig sind. In der Zeit zwischen den regelmäßigen Mahlzeiten gibt es jedoch auch für die Krähen versprechende Jagdbeute. Sie fliegen dann vielleicht nach einer Ebene, welche überflutet worden ist; dort kann ein Krebs, ein Frosch, ein Fisch, ein Kerbthier gefunden werden. Andere jagen nach Engerlingen im gepflügten Lande, wieder andere auf den Weideplätzen unter den Herden oder selbst auf dem Rücken des Viehes nach Kerbthieren; einige beschäftigen sich am Ufer eines Flusses oder Teiches, und andere, obwohl wenige, machen sich in der Nachbarschaft der großen Ströme zu thun, folgen den Booten und beeinträchtigen das Gewerbe der Möven und Seeschwalben; nicht wenige endlich finden in der Nähe Kalkuttas, und anderer größerer Städte reichliche Mahlzeiten auf den Leichnamen der dem heiligen Strom übergebenen Indier oder auf dem Aase eines Rindes. Eine Banane oder ein anderer Baum mit reifen Früchten wird selbstverständlich von vielen Krähen besucht, und wenn ein Schwarm geflügelter Termiten sich erhebt in der Kühle des Morgens oder des Abends, da sind die Vögel gar schnell zur Hand und jagen mit den Bienenfressern, Milanen, den Raken und unter Umständen selbst mit den Fledermäusen um die Wette."

„Um die heiße Jahreszeit halten die Glanzkrähen längere Zeit Mittagsruhe. Man sieht sie dann im schattigen Gelaube sitzen mit weit aufgesperrtem Schnabel, förmlich schmachtend nach einem Maulvoll kühler Luft. Sind ihre eigentlichen Beschäftigungen vorüber, so wandern sie wieder den gedachten Plätzen zu und nehmen unterwegs die vereinzelten mit sich fort."

„Die Glanzkrähen brüten in den Monaten April bis Juli, je nach der Oertlichkeit, gewöhnlich einzeln, gelegentlich aber zu zweit oder dritt auf demselben Baume. Manchmal erwählen sie sich die Ecke eines Hauses oder einen andern passenden Platz zum Standorte des Nestes aus; im allgemeinen aber bevorzugen sie Bäume. Das Nest wird aus Reisern aufgebaut und mit weicheren Stoffen ausgefüttert. Das Gelege besteht aus vier grünlichblauen, braun gefleckten und gepunkteten Eiern. Gar nicht selten findet man in ihm die Eier des indischen Kukuks, welcher unsere Krähen regelmäßig zu Pflegeeltern seiner Nachkommen erwählt. Bei Vertheidigung ihrer Jungen beweist die Glanzkrähe großen Muth: mich selbst hat eine auf den Kopf gestoßen, als ich ein Junges, welches aus dem Neste gefallen war, aufnehmen wollte."

„Der Flug dieser Krähe ist leicht und ziemlich rasch. Verfolgt von einem Raubvogel, kann sie sehr schnell dahineilen, und dann zeigt sie eine wundervolle Behendigkeit und Gewandtheit. Ihre Dreistigkeit, Klugheit und List ist so groß, daß man Seiten mit Erzählungen darüber füllen könnte. Ihre große Häufigkeit und Menschenfreundlichkeit macht, daß sie zuerst die Aufmerksamkeit des in Indien ankommenden Fremden auf sich zieht, zumal wenn sie, wie es oft genug geschieht, in dessen Zimmer hereingeflogen kommt, um etwas Futter oder irgend einen andern Gegenstand, welcher ihr behagt, wegzunehmen. Man braucht sie gar nicht sehr zu ermuthigen, wenn man sie dahin bringen will, daß sie regelmäßig Besuche im Zimmer abstattet und das Futter aus der Hand nimmt."

„In den großen Städten", sagt Blyth, „laufen die Glanzkrähen wie Hausvögel umher und weichen den Vorübergehenden eben gerade aus, als wären sie unachtsam auf das allgemeine Gedränge. Aber auch sie besitzen die ganze Verschmitztheit und Vorsicht ihres Geschlechts. Sie sind sehr wachsam und erheben sich bei der geringsten verdächtigen Bewegung, ja wenn der Fremde nur ein Auge auf sie wirft. Ihr Geschrei ist unversieglich, und wenn irgend Etwas, z. B. der Anblick einer todten Krähe sie erregt, geradezu unerträglich. Eifrig, hurtig, geschäftig, sind sie in beständiger Eile, als ob die Zeit ein Gegenstand von Bedeutung für sie wäre. Um kurz zu sein: alle Eigenschaften des Krähengeschlechts sind hervorstechend ausgebildet in ihnen. Der Knall eines Gewehrs ruft die größte Bewegung unter einer Krähengemeinde hervor. Sie kreisen dann heftig hin und her, die meisten aber, selbstverständlich außer Schußweite, lustig krächzend und ausweichend, wenn das Gewehr auf sie gerichtet ist, während andere auf den benachbarten Hausgiebeln beobachtend sitzen. Beim nächsten Schuß erheben sich alle mit kläglichem Geschrei; aber eine nach der andern kehrt allgemach zu ihrer Warte zurück."

Die Glanzkrähe scheint sehr gern Kurzweil zu treiben. Auf der Jagd kann man, nach Jerdon, oft sehen, daß eine plötzlich auf eine andere ihrer Art oder irgend welchen Vogel herabstößt und dann mit lautem und lustigen Geschrei wegfliegt, wenn sie ihn aufgeschreckt hat. Ueber ihre List erzählt man eine Menge Geschichten, zum Theil echt lustiger Art. Ich will von dem größten Theil derselben absehen und mich einfach an Das halten, was uns außer den genannten Forschern Tennent in seiner Beschreibung Ceylons mittheilt. „Die Eingebornen", sagt er, „sind so an die Gegenwart und an das Treiben der Krähen gewöhnt, daß sie wie die Griechen und Römer die Bewegungen des Vogels ihren Voraussagungen zu Grunde legen. Es ist nicht zu sagen, was aus der Richtung ihres Fluges, aus dem rauhen oder sanfteren Schreien, aus der Verschiedenheit der Bäume, auf welchen sie sich niederlassen, aus der Zahl, in welcher sie sich vereinigen, Alles abgeleitet werden kann, um Glück oder Unglück vorauszusagen. Auch die Holländer hielten sie während der Zeit ihrer Herrschaft in Ceylon in Ehren und setzten schwere Strafen auf ihre Tödtung, freilich aus ganz anderen Gründen. Sie glaubten nämlich, daß die Vögel die Ursache zur Verbreitung des Zimmtbaues würden, weil sie wohl die gefressene Frucht, nicht aber deren Samenkörner verdauen, letztere vielmehr wieder von sich geben und bei ihrem umherschweifenden Leben hier oder dorthin tragen."

„In allen Städten und Dörfern Ceylons, ja in der Nachbarschaft jedes Hauses trifft man die Glanzkrähen in Menge an, waktend auf eine günstige Gelegenheit, welche zu ihrem Vortheil gewendet werden kann. Kein Gegenstand, so wenig versprechend er auch sein möge, kann, falls er tragbar ist, vor ihnen geschützt werden. Der Inhalt eines Arbeitsbeutels, Handschuhe, Handtücher verschwinden augenblicklich, wenn sie in der Nähe eines Fensters oder einer geöffneten Thüre den Vögeln ausgesetzt sind. Die Krähen öffnen Papierdüten, um nach deren Inhalt zu sehen, sie knöteln ein zusammengebundenes Tuch auf, falls es irgend etwas Eßbares enthält; ja sie ziehen Holznägel aus, wenn diese sie an einer beabsichtigten Plünderung verhindern sollten. Einst wurde eine Gesellschaft, welche sich in einem Garten aufhielt, nicht wenig erschreckt, da sie sehen mußte, daß plötzlich ein blutiges Einlegemesser vom Himmel herab ihnen zu Füßen fiel. Das Geheimniß wurde zuerst erklärt, als man erfuhr, daß eine Krähe, durch welche der Koch eines benachbarten Hauses bei seiner Arbeit überwacht worden war, eine augenblickliche Unachtsamkeit des Mannes benutzt und das Messer ihm weggenommen hatte. Ein anderer dieser erfinderischen Spitzbuben, welcher längere Zeit vergeblich vor einem mit dem Benagen eines Knochen beschäftigten Hundes sich herum getrieben hatte, versuchte schließlich die Aufmerksamkeit des glücklichen Besitzers eines erwünschten Speiseschatzes dadurch von diesem abzuwenden, daß er vor ihm zu tanzen begann. Als auch dies Nichts half, flog er weg und kehrte mit einem Gefährten zurück, welcher sich wenige Ellen über dem Boden auf einen Zweig setzte. Jetzt wurde der Tanz erneuert, jedoch wiederum nicht mit günstigerem Ergebniß. Da stürzte plötzlich der Helfershelfer mit aller Kraft, der er fähig war, von oben auf den Hund herab und brachte ihm einen tüchtigen Stoß mit dem Schnabel bei. Dieser Angriff war von Erfolg gekrönt. Der Hund erhob sich mit Ueberraschung und Wuth, um nach dem Angreifer zu schauen; in demselben Augenblick war aber auch sein Knochen verschwunden."

Tennent theilt ferner mit, daß oft viele dieser Krähen ihr Leben während des Monsums verlieren, und wie man annimmt, vom Blitz erschlagen werden. Es ist beobachtet worden, daß, wenn eine Kokosnußpalme vom Blitz getroffen wurde, die Zerstörung sich auch den benachbarten Bäumen mittheilt. Eine kleine Insel in der Bellihambay, welche wegen ihrer geschützten Lage und ihrer Kokospalmen von den Krähen zum Schlafplatz erwählt worden war, wurde nach einem heftigen Gewitter mit todten Krähen förmlich bedeckt gefunden, wie man annahm, in Folge eines oder mehrerer Blitzschläge, welche die Palmengruppe getroffen.

*

Der Nußknacker oder Tannenheher, Nußrabe, Nußbeißer, Nußpicker, der Berg- und Birkheher, Margolf oder Bergjäck (Nucifraga caryocatactes) nimmt innerhalb der Rabenfamilie eine sehr vereinzelte Stellung ein; denn er hat nur in Amerika und im Himalaya Verwandte, welche wirklich mit ihm verglichen werden dürfen. Sein Leib ist ziemlich gestreckt, der Hals lang, der Kopf groß und platt, der Schnabel lang, schlank und rundlich, auf der Firste gerade oder kaum merklich gekrümmt, an der Spitze niedrig in einem wagrecht liegenden, breiten Keil auslaufend, der Flügel mittellang, stumpf, mit sehr stark abgestuften Schwingen, unter denen die vierte die längste ist, der Schwanz mittellang und gerundet und der Fuß ziemlich lang und stark mit mäßig langen Zehen,



Der Nußknacker oder Tannenheher (Nucifraga caryocatactes).

welche mit kräftigen und deutlich gebogenen Nägeln bewehrt sind. Das Gefieder ist dicht und weich, der Hauptfarbe nach dunkelbraun, auf Scheitel und Nacken ungefleckt, an der Spitze jeder einzelnen Feder mit einem reinweißen, länglich runden Flecken besetzt. Die Schwingen und Schwanzfedern sind glänzend schwarz, letztere an der Spitze weiß; dieselbe Farbe zeigen auch die Unterschwanzdeckfedern. Die Augen sind braun, der Schnabel und die Füße schwarz. Die Länge beträgt 13 bis 14 Zoll, die Breite 22 bis 23½ Zoll, der Schwanz mißt gegen 5 Zoll.

Dichte Wälder unserer Hochgebirge, sowie die ausgedehnten Waldungen des ganzen Nordens von Europa und eines großen Theiles von Asien bilden die eigentliche Heimat dieses Vogels; aber Arve und Zirbelkiefer scheinen für sein beständiges Vorkommen maßgebend zu sein. Auf unsern

Alpen begegnet man dem Nußknacker ebenso regelmäßig, wie im Norden, am häufigsten immer da, wo es die gedachten Bäume gibt. Er bewohnt gewisse Striche in Menge und fehlt in andern benachbarten gänzlich. So tritt er in den mittleren Theilen Schwedens sehr häufig auf, während er den größten Theil Norwegens nur während seiner Reise besucht. Letztere findet ebenso unregelmäßig statt, wie die des Seidenschwanzes. In manchen Jahren ist der Nußknacker während des Winters in Deutschland überall zu finden; dann vergehen wieder viele Jahre, ehe man nur einen einzigen zu sehen bekommt. Wahrscheinlich treibt ihn blos das Mißrathen der Zirbelkiefern= oder Arvensamen vom Norden nach dem Süden hin oder vom Gebirge in die Ebene herab. Während des Sommers gehört er in Deutschland unter die seltensten Erscheinungen, obwohl es zuweilen geschieht, daß einzelne hier in stillen, einsamen Gebirgswäldern sich ansiedeln und brüten.

In seinem Wesen hat der Nußknacker nach meines Vaters Angaben kaum mehr Aehnlichkeit mit dem Eichelheher, als mit den Spechten. Er sieht ungeschickt, tölpisch aus, ist aber ein gewandter und munterer Vogel, welcher auf dem Boden gut geht und mit sehr großer Geschicklichkeit auf den Aesten und Stauden herumhüpft oder sich wie die Meisen am Stamme anhängt, daß man wohl sagen kann, er klettert an den Bäumen herum. Wie ein Specht hängt er sich an Stämme und Zweige, und wie ein Specht meiselt er mit seinem scharfen Schnabel an der Rinde desselben herum, bis er sie stückweise abgespaltet und die unter ihr sitzende Beute, welche er witterte, erlangt hat. Sein Flug ist leicht, aber ziemlich langsam, mit starker Schwingung und Ausbreitung der Flügel. Die Stellung ist verschieden, gewöhnlich zieht er die Füße an, trägt den Leib wagrecht, den Kopf eingezogen und läßt die Federn hängen: dann hat er ein plumpes Ansehen, während er schmuck und schlank erscheint, wenn er den Leib erhebt, den Kopf in die Höhe drückt und das Gefieder knapp anlegt. Ungeachtet seines leichten Fluges fliegt er übrigens ungern weit, falls er nicht eben auf der Reise ist, sondern läßt sich gewöhnlich, wenn er nicht geradezu aufgescheucht ist, bald wieder nieder. Während des Tages ist er viel beschäftigt; doch ist er nicht so unruhig und unstet, wie der in mancher Hinsicht ihm gleichende Eichelheher. Seine Stimme ist ein kreischendes, weittönendes „Kräck, kräck, kräck", zu welchem er im Frühjahre oft wiederholt „Körr, körr" hinzufügt. Seine Sinne scheinen wohl entwickelt zu sein. An Verstand steht er vielen Mitgliedern seiner Familie nach; so dumm aber, als er gescholten worden, ist er nicht. In seinen menschenleeren Wildnissen kommt er so wenig mit dem Erzfeind der Thiere zusammen, daß er sich diesem gegenüber bei seinen Reisen oft recht einfältig benimmt; erfährt er aber Nachstellungen, so beweist auch er, daß er gerade verständig genug ist. Er flieht dann vor dem Menschen ebenso ängstlich, wie vor andern, ihm von jeher wohl bekannten Feinden, z. B. Raubsäugethieren und Raubvögeln

Ueber das Brutgeschäft sind noch wenige Beobachtungen angestellt worden. Es gehört zu den größten Seltenheiten, wenn ein Nußknackerpaar in den uns zugänglichen Wäldern brütet, und noch seltener wird auch hier das Nest gefunden. Die eigentlichen Brutplätze des Vogels sind eben die Waldungen seiner wahren Heimat, Dickichte, welche kaum im Sommer begangen werden können, noch viel weniger aber, wenn der Nußknacker zur Fortpflanzung schreitet. Nach Schütt's Erfahrungen werden die Nester schon Anfangs März gebaut und in der letzten Hälfte des Monats bereits die Eier gelegt. Um diese Zeit aber sind die Waldungen des Gebirges ebenso wie die nordischen Wälder noch im fußtiefen Schnee, so zu sagen, begraben und schwer oder nicht zugänglich. Der Forscher muß also einen schneearmen Frühling abwarten, bevor er überhaupt daran denken kann, ein Nußknackernest suchen zu wollen; aber auch dann ist es immer noch sehr schwierig, das Nest zu finden.

Mein Vater erfuhr, daß im Voigtlande ein Nußknackernest in einem hohlen Baume gefunden worden sei; die neueren Forscher stimmen darin überein, daß es frei auf Bäumen angelegt wird und dem Neste unseres Hehers ähnelt. Es besteht, nach Schütt, äußerlich aus schwachen dürren Tannenreisern und ist mit grünen Tannenzweigen durchflochten, vielleicht der Ausschmückung wegen. Mos, zarte Baumrinden und Bast folgen auf die äußerste Lage; Bartflechten, Bast und dürre Grashalme bilden die schön gewölbte und ausgerundete Nestmulde. Die Eier sind auf blaßgrünbläulichem

Grunde mit wenig hervortretenden hell lederfarbigen Flecken gezeichnet. Ueber die Erziehung der Jungen weiß man noch nichts Sicheres.

Es hält nicht gerade schwer, den Nußknacker zu fangen; in Dohnenstegen und auf Vogelherden wird er sehr oft erbeutet. Doch gehört er nicht zu den Vögeln, welche in der Gefangenschaft viel Freude machen. Er läßt sich leicht zähmen und gewöhnt sich auch bald an allerlei Nahrungsmittel; denn er ist kein Kostverächter und auch ziemlich gefräßig. Im Freileben ernährt er sich wie andere Raben von Kerbthieren, Würmern, Schnecken u. dgl., raubt aber auch kleine Wirbelthiere und stellt namentlich schwachen Vögeln und deren Brut nach, plündert die Haselnußsträuche, die Zapfen der Arven und Zirbelkiefern, geht den Beeren nach und läßt sich andere Früchte schmecken. In der Gefangenschaft nimmt er mit Allem vorlieb, zieht aber Fleisch den Pflanzenstoffen vor. Er ist ziemlich unbändig im Käfig, meiselt an dessen Holzwänden herum, hüpft rastlos von einem Zweig auf den andern, ist aber nicht im Stande, sich besonders beliebt zu machen. Mit andern schwächern Vögeln darf man ihn nicht zusammensperren; denn seine Mordlust ist so groß, daß er sich schwer abhalten läßt, andere Vögel zu überfallen. Er packt dann, wie Naumann beobachtete, sein Schlachtopfer mit dem Schnabel, kneipt ihm das Genick ein, öffnet durch einige Hiebe den Kopf, frißt zuerst das Gehirn und dann alles Uebrige. Ein Gefangener fraß sogar Eichhörnchen, ohne daß man diesen vorher das Fell abzustreifen brauchte. Boje und ich haben an ein und demselben Gefangenen eine Mordlust wahrgenommen, wie solche wohl Falken, kaum aber Raben zeigen. Am anmuthigsten erscheint der Vogel, wenn er mit Aufknacken der Nüsse beschäftigt ist. Diese nimmt er geschickt zwischen die Fänge, dreht sie, bis das stumpfe Ende nach oben kommt und zermeiselt sie mit großer Schnelligkeit und Sicherheit, um zu dem Kerne zu gelangen. Er bedarf viel zu seinem Unterhalte und ist fast den ganzen Tag über mit seiner Mahlzeit beschäftigt.

Bei uns zu Lande würde der Nußknacker schädlich werden können; in seiner Sommerheimat macht er sich verdient. Ihm hauptsächlich soll man die Vermehrung der Arven danken: er ist es, welcher diese Bäume selbst da anpflanzt, wo weder der Wind, noch der Mensch die Samenkörner hinbringen kann.

*

In Neuholland leben krähenartige Vögel, über deren Stellung die Naturforscher noch keineswegs einig sind. Während Einige sie zu den Würgern zählen, sehen Andere in ihnen entschiedene Raben. Ich habe mich, seitdem ich einen von ihnen längere Zeit lebend beobachten konnte, für die Ansicht der letztgenannten Forscher entschieden.

Die Pfeifkrähen (Phonigamae) sind kurzschwänzige Raben mit langgestrecktem, kegelförmigen Schnabel, dessen Obertheil sich mit scharfen Haken über den untern herabbiegt und oft noch durch einen vorspringenden Zahn nahe der Spitze bewehrt ist. Die Flügel sind ziemlich spitz, der Schwanz ist sanft gerundet.

In ihrer Lebensweise haben die Pfeifkrähen manches Eigenthümliche. Sie leben viel auf der Erde, namentlich an sumpfigen Lachen oder an der Meeresküste, obwohl sie auch unfruchtbare und trockene Gegenden nicht meiden. Merkwürdig behend und mit größter Geschicklichkeit hüpfen sie über den Boden dahin; nicht minder gewandt bewegen sie sich im Gezweig; ihr Flug aber ist nicht besonders gut. Selten steigen sie hoch in die Lüfte und niemals vergnügen sie sich nach Art anderer Raben durch länger währenden Flug. Kerbthiere aller Ordnungen, namentlich aber heuschreckenartige bilden die Hauptnahrung dieser Vögel; nebenbei verzehren sie Früchte, Körner und Sämereien, und deshalb können sie in den Ansiedelungen lästig werden. Wahrscheinlich rauben sie auch allerhand Nester aus oder gehen andere kleine Wirbelthiere räuberisch an. Der Forscher beobachtet sie mit Vergnügen. „Wenige Vögel“, sagt Gould, „sind zierlicher oder beleben die Gegend, in welcher sie erscheinen, in

anmuthigerer Weise, als sie, sei es durch ihre gewandten Bewegungen auf und über dem Boden, oder sei es durch ihre laut schallenden Flötentöne, welche sie im Sitzen, wie im Fliegen hören lassen." Sie fliegen meist in Gesellschaften zu vier bis sechs Stück, wahrscheinlich in Familien, aus den beiden Eltern und ihren Kindern bestehend. Ihre Nester werden aus Reißig aufgebaut und mit Gräsern und andern passenden Stoffen ausgefüllt; sie ähneln denen unserer Krähen am meisten. Das Gelege besteht aus drei bis vier Eiern. Die Jungen, welche von beiden Eltern aufgefüttert und sehr muthig vertheidigt werden, erhalten schon nach der ersten Mauser das ausgefärbte Kleid.

Es genügt, wenn ich die Vertreter zweier Sippen der Horde hier ausführlicher bespreche.

Der Flötenvogel (Gymnorhina tibicen), welcher in den letzten Jahren ein Bewohner aller Thiergärten geworden ist, kommt einer Saatkrähe an Größe ungefähr gleich. Seine Länge beträgt 16½ Zoll. Das Gefieder ist der Hauptsache nach schwarz, auf Nacken, Unterrücken, den oberen und



Der Flötenvogel (Gymnorhina tibicen).

unteren Schwanzdeckfedern und den vorderen Flügeldeckfedern aber weiß. Das Auge ist röthlichnußbraun, der Schnabel bräunlichaschgrau, der Fuß schwarz.

Nach Gould ist der Flötenvogel in Neusüdwales sehr häufig, wahrscheinlich aber auch nur in diesem Theile Australiens einheimisch. Er ist ein augenfälliger und muthiger Vogel, welcher die Gefilde sehr zu schmücken weiß, da, wo man ihn nicht verfolgt oder vertreibt, in die Gärten der Ansiedler hereinkommt, bei einiger Hegung sogar die Wohnungen besucht und den ihm gewährten Schutz durch größte Zutraulichkeit erwiedert. Sein buntes Gefieder erfreut das Auge, sein eigenthümlicher Morgengesang das Ohr. Gould versichert, daß es ihm unmöglich sei, die eigenthümlichen Laute des Flötenvogels zu beschreiben, und ich meinestheils muß damit vollständig übereinstimmen.

Helle, offene Gegenden, welche mit Baumgruppen bewachsen sind, bilden seine bevorzugten Wohnsitze; deshalb zieht er das Innere des Landes der Küste vor. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus

Heuschrecken, von denen er eine unschätzbare Menge verzehrt. Im August beginnt die Brutzeit; sie währt, da jedes Pärchen zweimal brütet, bis zum Januar. Das runde und offene Nest ist aus Reißholz und Blättern erbaut und mit zarteren Stoffen, wie sie eben vorkommen, ausgefüttert. Die drei bis vier Eier, welche das Gelege ausmachen, konnte Gould nicht erhalten; dagegen beschreibt er die eines sehr nahen Verwandten. Sie sind auf düster bläulichweißem, zuweilen ins Röthliche spielenden Grunde mit großen braunrothen oder lichtkastanienbraunen Flecken zickzackartig gezeichnet.

Als Gould Australien bereiste, gehörte ein gefangener Flötenvogel noch zu den Seltenheiten; gegenwärtig erhalten wir alle Jahre ihn oder seine nächsten Verwandten lebend. Die Gefangenen finden viele Liebhaber; in Thiergärten sind sie geradezu unentbehrlich. Sie verstehen es, die Besucher zu fesseln. Schon der schweigsame Vogel ist der Theilnahme werth; allgemein anziehend aber wird er, wenn er eins seiner sonderbaren Lieder beginnt. Die Töne sind, wie bemerkt, kaum zu beschreiben, das Lied ist auch sehr verschieden; denn die einen sind große Künstler, die andern nur Stümper. Ich habe Flötenvögel gehört, welche wunderherrlich sangen, viele andere aber beobachtet, welche nur einige fugenartig verbundene Töne hören ließen. Jeder einzelne Laut des Vortrags ist volltönend und rein; nur die Endstrophe wird gewöhnlich mehr geschnarrt, als geflötet. Unsere Thiere sind, um es mit zwei Worten zu sagen, geschickt im Ausführen, aber ungeschickt im Erfinden eines Liedes. Sie verderben oft den Spaß durch allerlei Grillen, welche ihnen gerade in den Kopf kommen. Gelehrig sind sie im allerhöchsten Grade; sie nehmen ohne Mühe Lieder an, gleichviel, ob dieselben aus beredtem Vogelmunde ihnen vorgetragen, oder ob sie auf einer Drehorgel und anderweitigen Tonwerkzeugen ihnen vorgespielt werden. Sämmtliche Gefangene, welche ich beobachten konnte, mischen bekannte Lieder, namentlich beliebte Volksweisen in ihren Gesang; sie scheinen dieselben während der Ueberfahrt den Matrosen abgelauscht zu haben. Bekannte werden von den Flötenvögeln regelmäßig mit einem Liede erfreut, Freunde mit einer gewissen Zärtlichkeit begrüßt. Die Freundschaft ist jedoch noch leichter verscherzt, als gewonnen; denn nach meinen Erfahrungen sind diese Raben sehr heftige und jähzornige, ja rachsüchtige Geschöpfe, welche sich bei der geringsten Veranlassung ihres Schnabels bedienen, oft in recht empfindlicher Weise. Ihr Zorn wird beim geringsten Necken rege, sie sträuben dann das Gefieder, breiten die Flügel und den Schwanz und fahren wie ein erboster Hahn gegen den Störenfried los. Auch mit ihres Gleichen leben sie viel im Streit und Kampf, und andere Vögel fallen sie sofort mörderisch an. Sie wissen selbst starke Klassengenossen zu bewältigen.

Ihre Haltung im Käfig verursacht keine Schwierigkeiten. Sie bedürfen allerdings thierischer Nahrung, nehmen aber auch gern mit Pflanzenstoffen vorlieb. Fleisch, Brod und Früchte bilden den Haupttheil ihrer Mahlzeit. Gegen die Witterung zeigen sie sich wenig empfindlich. Sie könnten wohl ohne Gefahr auch während des Winters im Freien gehalten werden; man zieht es jedoch vor, sie bei Eintritt der Kälte in geschützten Räumen zu beherbergen. Ich halte es für unzweifelhaft, daß sie in einem größeren Gebauer zur Fortpflanzung gebracht werden können.

Die Klingelatzeln (Strepera) unterscheiden sich von den eigentlichen Flötenvögeln durch längeren und schlankeren, auch stärker gebogenen Schnabel mit kräftigerem Haken und deutlicherem Zahn.

Die lärmende Klingelatzel (Strepera graculina) ist schön bläulichschwarz; die Wurzelhälfte der vierten bis achten Schwinge, die Wurzelhälfte und die Spitze des Schwanzes, sowie die Unterschwanzdeckfedern sind weiß. Auf dem Flügel bildet sich durch diese Farbenvertheilung ein weißer Flecken; der Schwanz erscheint weiß mit breitem schwarzen Querband. Das Auge ist schön gelb, der Schnabel und die Beine sind schwarz. Die Länge beträgt 17 Zoll.

Auch die Klingelatzel, welche ihren Namen von ihrem eigenthümlich klingelnden Geschrei erhielt, bewohnt vorzugsweise Neusüdwales und ist hier allgemein verbreitet, scheint aber zeitweilig im Lande umherzustreichen, weil man sie zuweilen zahlreich an der offenen Küste findet, während sie zu andern

Zeiten sich in die Wälder zurückzieht. Tief eingeschnittene Thäler, welche von Bächen durchflossen werden und mit ziemlich dichtem Gebüsch bestanden sind, bilden ihre Lieblingsplätze. Hier sucht und findet sie ihre Nahrung, welche größtentheils aus Beeren, Früchten und Sämereien bestehen soll. Man begegnet ihr in Trupps von vier bis sechs Stück, seltener in Paaren, noch seltener in größeren Schwärmen; denn auch sie ist wie ihre Verwandten kein eigentlich geselliger Vogel. Diese Trupps oder Familien halten sich mehr in Bäumen, als auf dem Boden auf, obwohl sie auch auf diesem gut zu Hause sind. Sie fliegen nach Gould ganz anders, als unsere Krähen, denen sie sonst so ähnlich sind: der Flug ist gestreckter und edler. Selten dehnen sie ihre Flüge weit aus, regelmäßig aber lassen sie, während sie fliegen, ihr eigenthümliches, auf weithin hörbares Geschrei vernehmen. Das große, runde, offene Nest wird aus Reisern aufgebaut und mit Mos und Gräsern ausgefüttert. Die drei oder vier Eier, welche das Gelege bilden, konnten von Gould nicht erlangt werden; auch in späteren Berichten habe ich keine Mittheilung über sie gefunden. Die Ansiedler jagen die Klingelatzel, wie die Flötenvögel, ihres leckeren Fleisches wegen, scheinen sie aber nicht für die Gefangenschaft zu erbeuten. Wenigstens kommen die Arten dieser Sippe bis jetzt nur selten lebend zu uns herüber.

*

Ein hinsichtlich seines Freilebens noch gar nicht bekannter Rabe, welcher auch in den Sammlungen noch zu den größten Seltenheiten gehört, die Kahlkrähe (Picathartes gymnocephalus), mag als eins der eigenthümlichsten Mitglieder der Familie hier wenigstens Erwähnung finden. Sie ist, falls man so sagen darf, ein Mittelglied zwischen den Raben und Geiern, ein Vogel, welcher mit andern Gliedern seiner Familie wenig Aehnlichkeit hat. Der Schnabel ist verhältnißmäßig schwach, kaum gekrümmt, an der Wurzel mit einer Wachshaut, nicht aber mit Borstenfedern bedeckt; der Flügel ist kurz, stark gerundet, der Schwanz lang und abgestuft, der Fuß hoch und starkzehig. Der Kopf ist ganz nackt, der Hals wie bei den Geiern mit borsten- oder flaumenartigen Federn bedeckt. Das eigentliche Gefieder ist auf der Oberseite bräunlichaschgrau, auf der Unterseite weiß; die Flügel und der Schwanz sind röthlichbraun, der nackte Hals und Kopf roth; der Schnabel ist schwarz, der Fuß gelb. Nach Gray's Messungen beträgt die Länge ungefähr 15 Zoll, die Fittiglänge 6 Zoll 3 Linien, die Schwanzlänge 6 Zoll 10 Linien.

So viel man bis jetzt weiß, beschränkt sich die Heimat des merkwürdigen Thieres auf die Sierra Leona.

* *
*

Die heutzutag giltigen Anschauungen der Vogelkundigen lassen es angemessen erscheinen, mehrere Rabenvögel in einer besondern Familie zu vereinigen, obgleich sie im wesentlichen den bisher beschriebenen eigentlichen Raben sehr nahe stehen.

Die Baumkrähen oder Heher (Garruli), welche ich meine, unterscheiden sich von andern Raben durch einen kurzen und stumpfen Schnabel mit oder ohne schwachen Haken am Oberschnabel, durch schwache Füße und sehr kurze, stark gerundete Flügel, einen verhältnißmäßig langen, oft sehr langen und dann stark abgestuften Schwanz und ein reiches, buntfarbiges Gefieder, welches meist weich und zerschlissen ist.

Alle hierher gehörigen Vögel leben weit mehr auf Bäumen und viel weniger auf dem Boden, als die eigentlichen Raben. Sie vereinigen sich höchst selten in große Flüge, wie die letztgenannten, bilden vielmehr kleine Trupps oder Familien und schweifen den ganzen Tag über im Walde umher, von einem Baume zum andern streichend. Ihr Flug ist in Folge der kurzen Schwingen schwankender und unsicherer, als der der Raben; sie sind nicht im Stande, sich in bedeutende Höhen zu erheben und denken niemals daran, nach Art der Raben sich fliegend zu vergnügen. Sie sind aber

auch auf dem Boden ungeschickt; denn ihr Gang ist nur ausnahmsweise gut, gewöhnlich aber ein erbärmliches Hüpfen. Das Gezweig der Bäume ist ihr Gebiet: in ihm bewegen sie sich mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit. Hinsichtlich ihrer Sinnesfähigkeiten stehen sie kaum hinter den Raben zurück: Gesicht, Gehör und Geruch sind auch bei ihnen wohl entwickelt; die geistige Begabung dagegen erreicht blos ausnahmsweise die Höhe, welche die Raben im allgemeinen auszeichnet. Auch die Heher sind klug, aber mehr listig, als verständig, wie denn überhaupt nur die niederen Eigenschaften besonders hervortreten. Sie zeigen in ihrem Wesen viele Aehnlichkeit mit den Würgern; sie sind so grausam und raubgierig wie diese, ohne aber den Muth derselben oder die Kühnheit der Raben zu bekunden. Ihre Nahrung entnehmen sie ebensowohl dem Pflanzenreiche, wie dem Thierreiche. Früchte aller Art bilden zeitweilig fast ausschließlich ihre Speisen, während zu andern Jahreszeiten Nester und Eier von ihnen aufs unbarmherzigste geplündert werden. Ihre Thätigkeit ist für den Menschen überwiegend schädlich, und sie gehören deshalb mit Recht zu den nicht eben beliebten Vögeln, obwohl sich andererseits nicht verkennen läßt, daß sie durch andere Eigenschaften, namentlich durch eine große Nachahmungsgabe verschiedener Stimmen, für sich einzunehmen wissen.

Hinsichtlich des Nestbaues unterscheiden sie sich sehr von den Raben. Sie brüten selten gesellschaftlich, gewöhnlich nur einzeln. Ihre Nester sind kleiner und immer anders gebaut, als die eigentlichen Rabennester; die Heher ähneln auch hierin den Würgern. Das Gelege ist bei den meisten zahlreich; fünf bis sieben Eier pflegen die gewöhnlich vorkommende Anzahl zu sein.

Jung aus dem Neste genommen, werden alle Heher zahm. Viele lassen sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, andere zum Nachplappern von Worten oder Nachpfeifen von Liedern abrichten. Die Sucht, glänzende Dinge zu entwenden und verstecken, theilen sie mit den Raben, und deshalb, wie auch wegen ihrer Unverträglichkeit und Raublust, können sie im Käfig recht unangenehm werden. Viele zerstören durch ihr Wesen den günstigen Eindruck, welchen sie anfänglich wegen ihrer Schönheit und Beweglichkeit machen.

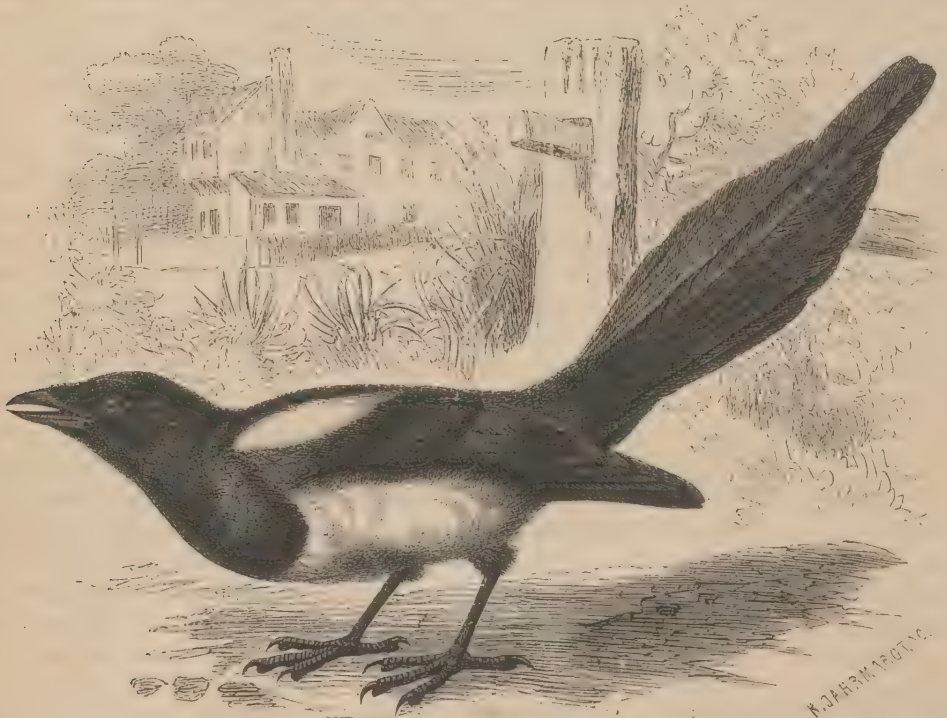
Man kann die Familie in mehrere Horden eintheilen. Der Leib der Heher im engeren Sinne ist gestreckt, der Schnabel rabenähnlich, kürzer als der Kopf, wenig zugespitzt; die untere Kinnlade ist fast ebenso hoch, wie die obere. Der zwölffederige Schwanz ist sehr lang und keilförmig oder mittelmäßig lang und abgerundet. Die Flügel sind kurz; unter den Schwingen sind die vierte und fünfte die längsten. Das schlaffe und weiche Gefieder verlängert sich auf dem Kopfe oft hollenartig und zeichnet sich durch schöne Farben aus.

Unsere Elster oder Aster, die Schalaster und Acholaster, Algarde, Heste, der Heister, Aegerst oder Gartenrabe (Pica caudata), verdient die erste Stelle, nicht blos wegen ihrer Allbekanntschaft, sondern auch deshalb, weil sie den eigentlichen Raben noch am meisten ähnelt. Man könnte sie eine Krähe mit langem Schwanze nennen. Der Schnabel ist jedoch kürzer und oben mehr gebogen, die Flügel sind kürzer und mehr gerundet, die Füße etwas höher, das Gefieder ist weicher und dichter, als bei den Raben. Die Zeichnung ist einfach, demungeachtet sehr schön. Die Unterbrust und die Schulterfedern sind weiß; das ganze übrige Gefieder ist schwarz mit prachtvollem Schiller von verschiedenfarbiger Schattirung. Das Auge ist braun; Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 1 Fuß 6 Zoll, die Breite 1 Fuß 10 Zoll, der Fittig mißt 7 Zoll, der Schwanz 10 Zoll.

Die Elster ist über ganz Europa und den größten Theil Nordasiens verbreitet und wird in Tibet, in Nordafrika und in Nordamerika durch nahe verwandte Arten vertreten. Sie kommt in den meisten Gegenden ziemlich häufig vor, fehlt dafür aber in andern gänzlich. So sieht man sie in vielen Provinzen Spaniens z. B. gar nicht, während sie in andern häufig ist. Auch hohe Gebirge oder freie Ebenen und endlich große Waldungen meidet sie. Feldgehölze, Waldränder und Baumgärten sind

ihre eigentlichen Wohnsitze. Sie siedelt sich gern in der Nähe des Menschen an und wird da, wo sie Schonung erfährt, ungemein zutraulich oder richtiger aufdringlich. In Skandinavien, wo sie gewissermaßen als heiliger Vogel des Landes angesehen wird, nimmt sie nicht in den Gärten, sondern im Gehöft selbst ihre Wohnung und baut auf besonders für sie hergerichteten Vorsprüngen unter den Dächern ihr Nest. Sie ist, wo sie vorkommt, Standvogel im vollsten Sinne des Worts. Ihr eigentliches Wohngebiet ist klein, und sie verläßt dasselbe niemals. Wird sie in der Gemarkung eines Dorfes ausgerottet, so währt es lange Jahre, bevor sie allgemach von den Grenzen her wieder einrückt. Nur im Winter streift sie weiter umher, als sonst, obgleich immer noch in sehr beschränktem Grade.

In Lebensweise und Betragen hat die Elster Manches mit den Raben gemein; die Aehnlichkeit beider Vögel ist jedoch eine mehr scheinbare, als wirkliche. Sie geht ungefähr wie ein Rabe,



Die Elster oder Aster (*Pica caudata*).

nämlich schrittweise, trägt sich dabei aber ganz anders; denn sie erhebt den langen Schwanz und bewegt ihn wippend, wie die Drossel oder das Rothkehlchen. Ihr Flug ist durchaus von dem der eigentlichen Raben verschieden: er ist schwerfällig und erfordert häufige Flügelschläge; schon einigermaßen starker Wind macht ihn unsicher und langsam. Der Rabe fliegt zu seinem Vergnügen stundenlang umher, die Elster gebraucht ihre Schwingen nur, wenn sie muß. Sie bewegt sich von einem Baum zum andern oder von dem ersten Gebüsch zu dem nächsten, unnützer Weise niemals. Ihre Sinne scheinen ebenso scharf zu sein, wie die der Raben, und an Verstand steht sie hinter diesen durchaus nicht zurück. Sie unterscheidet genau zwischen gefährlichen und ungefährlichen Menschen oder Thieren: den ersten gegenüber ist sie stets auf ihrer Hut, den letzteren gegenüber dreist und unter Umständen grausam. Unter Verwandten zeigt sie sich sehr gesellig. Sie mischt sich z. B. gern

unter Raben und Krähen oder schweift auch wohl mit Nußhehern herum; am liebsten vereinigt sie sich aber doch mit andern ihrer Art zu kleineren oder größeren Flügen, welche indeß niemals zu der Stärke anwachsen, wie bei den meisten Raben. Gewöhnlich sieht man sie familienweise. Ihre gewöhnliche Stimme ist ein rauhes „Schak“ oder „Krak“, welches auch oft verbunden wird und dann wie „Schakerak“ klingt. Diese Laute sind Lockton und Warnungsruf und werden je nach der Bedeutung verschieden betont. Im Frühling vor und während der Paarungszeit schwatzt sie mit einem erstaunenswerthen Aufwand von ähnlichen und doch verschiedenen Lauten stundenlang, und das Sprichwort beruht deshalb auf thatsächlichem Grunde.

Kerbthiere und Gewürm, Schnecken, kleine Wirbelthiere aller Art, Obst, Beeren, Feldfrüchte und Körner bilden die Nahrung der Elster. Im Frühjahr wird sie sehr schädlich, weil sie die Nester aller ihr gegenüber wehrlosen Vögel unbarmherzig ausplündert und einen reichbelaubten Garten buchstäblich veröden machen kann. Auch den Hühner- und Entenzüchtern, den Fasanerien und dem Federwild wird sie sehr lästig; sie fängt sogar alte Vögel und diese, wie Naumann sagt, oft ganz unvermuthet, weil sie beständig mit ihnen in Gesellschaft ist, jene sich vor ihr nicht fürchten und sich so in ihrer Sicherheit von ihr übertölpeln lassen. Ueberhaupt ist die Elster durchaus kein unschuldiger oder harmloser Vogel: sie wetteifert an Raublust mit manchen Falken.

Die Norweger behaupten, daß die Elster am Weihnachtstage das erste Nest zu ihrem Horste trage; in Deutschland geschieht Dies entschieden später, gewöhnlich Ende Februars. Das Nest wird bei uns auf den Wipfeln hoher Bäume angelegt, und nur da, wo sich der Vogel ganz sicher weiß, niedrigeren Bäumen oder, wie schon bemerkt, den Häusern selbst anvertraut. Dürre Reiser und Dornen bilden den Unterbau, hierauf folgt eine dicke Lage von Lehm und nun erst die eigentliche Nestmulde, welche aus feinen Wurzeln und Thierhaaren besteht und sehr sorgsam hergerichtet ist. Das ganze Nest wird oben, bis auf einen seitlich angelegten Zugang, mit einer Haube von Dornen und trockenen Reisern versehen, welche zwar durchsichtig ist, den brütenden Vogel aber doch vollständig gegen etwaige Angriffe der Raubvögel sichert. Das Gelege besteht aus sieben bis acht auf grünem Grunde braun gesprenkelten Eiern. Nach etwa dreiwöchentlicher Brutzeit entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern mit Kerbthieren, Regenwürmern, Schnecken und kleinen Wirbelthieren groß gefüttert. Vater und Mutter lieben die Kinderschar ganz ungemein und verlassen sie nie. Wir haben erfahren, daß eine Elster, auf welche wir schon geschossen hatten, mit dem Schrotkorn im Leibe noch fortbrütete. Wenige Vögel nähern sich mit größerer Vorsicht ihren Nestern, als die Elstern; sie gebrauchen alle mögliche Listen, um es nicht zu verrathen. In Spanien muß die Elster oft in derselben Weise Pflegemutterdienste verrichten, wie die Nebelkrähe in Egypten: Der Heherkuckuck nämlich vertraut dort ihr seine Eier an, und die Elster unterzieht sich der Pflege des Findlings mit derselben Liebe, welche sie ihren eigenen Kindern beweist.

Jung aus dem Neste genommene Elstern werden außerordentlich zahm. Sie lassen sich mit Fleisch, Brod, Quark, frischem Käse leicht auffüttern, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, zu Kunststückchen abrichten, lernen Lieder pfeifen und einzelne Worte sprechen und machen dann viel Freude. Manche lernen übrigens schlecht und nur mit Mühe, andere sozusagen ganz von selbst. An der Zunge braucht man aber keinem einzigen herumzuschneiden, unter dem Vorwand, sie lösen zu wollen: sie lernt auch ohne diese Gewaltthat reden. Unangenehm wird die zahme Elster durch ihre Sucht, glänzende Dinge zusammenzutragen und zu verstecken. Es wird behauptet, daß hierdurch schon manches Unheil entstanden und mancher arme Mensch nicht blos in bösen Verdacht, sondern sogar in Folge eines ungerechten Richterspruches um Freiheit und Leben gekommen sei. Wie solchen Diebesgelüsten des Vogels zu steuern ist, braucht ordnungsliebenden Leuten nicht erst auseinander gesetzt zu werden.

Der Mensch, welcher dem Kleingeflügel seinen Schutz angedeihen läßt, wird früher oder später zum entschiedenen Feind der Elster und vertreibt sie erbarmungslos aus dem von ihm überwachten Gehege. So leicht ist Das übrigens nicht; denn die List und Verschlagenheit der Elster macht selbst

dem geübtesten Jäger zu schaffen und fordert den vollen Verstand und die ganze Tücke des Menschen heraus. Außer dem Menschen stellen wohl nur die stärkeren Raubvögel dem listigen und muthigen Vogel nach. Am schlimmsten treibt es der Hühnerhabicht, gegen dessen Angriffe nur dichtes Gebüsch rettet. Eine von dem Vogel ergriffene Elster schreit, nach Naumann's Beobachtungen, kläglich und sucht sich mit grimmigen Bissen zu vertheidigen. Es hilft ihr aber Nichts — wenn der Habicht sie einmal gepackt hat, muß sie sterben.

In Süd- und Mittelspanien tritt neben der gemeinen Elster eine zweite Art der Familie auf, die Blauelster (Cyanopica Cookii). Ein ihr sehr ähnlicher Vogel (Cyanopica cyanea) bewohnt die Krimm, einen großen Theil Sibiriens bis zu den Amurländern und ganz China.

Die Blauelstern sind, wie ihr wissenschaftlicher Name zeigt, zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben, also von den übrigen Elstern getrennt worden. Die Unterscheidungsmerkmale beider Gruppen beschränken sich nach meinem Dafürhalten jedoch nur auf die verschiedene Färbung, und deshalb scheint mir die Trennung kaum gerechtfertigt zu sein.

Unter den europäischen Vögeln gehört die Blauelster zu den schönsten. Sie ist ein höchst zierliches Thier von ansprechender Färbung. Der Kopf und der obere Theil des Nackens sind sammtschwarz; der Rücken ist blaßbräunlichgrau; die Kehle und die Wangen sind grauweiß; die ganze Unterseite ist lichtfahlgrau; die Flügel, die Schwingen und der Schwanz aber sind schön lichtblaugrau. Das Auge ist kaffeebraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 13½ bis 14 Zoll, die Breite 16 bis 16½ Zoll, der Fittig mißt 5¼ bis 5½ Zoll, der Schwanz 11 Zoll. Das Weibchen ist um 1 bis 1½ Zoll kürzer und ein wenig schmäler. Bei den Jungen sind alle Farben matter; das Schwarz des Kopfes und das Blau der Schwung- und Steuerfedern ist unscheinbar, das Grau des Unterkörpers unrein und der Flügel durch zwei graue, wenig in die Augen fallende Binden gezeichnet.

Man begegnet der Blauelster in allen Theilen Süd- und Mittelspaniens, da, wo die immergrüne Eiche zusammenhängende Waldungen bildet. Sie ist fast undenkbar ohne diesen Baum, welcher in gewissem Sinne ihr Ein und Alles zu sein scheint, dessen dichte Krone ihr Obdach und Schutz gewährt, dessen dunkles Laub sie versteckt und dem Auge entzieht, trotz ihres Prachtgewandes. Deshalb auch wird sie da, wo diese Eiche nur vereinzelt auftritt, nicht gefunden: in den östlichen Provinzen fehlt sie gänzlich, und nach Norden hin reicht sie nicht über Kastilien hinaus. In Nordwestafrika, namentlich in Marokko, lebt sie ebenfalls. Wo sie vorkommt, ist sie häufig. Sie ist geselliger, als die Gartenkrähe und deshalb stets zu zahlreichen Banden vereinigt. Aber sie meidet die Nähe des Menschen und findet sich daher nur ausnahmsweise in der Nähe von bewohnten Gebäuden. Dagegen besucht sie sehr häufig die Straßen hauptsächlich des Pferdemistes halber. In ihrem Betragen ähnelt sie der gemeinen Elster sehr. Sie geht und fliegt genau wie diese, ist ebenso klug und vorsichtig und leistet im Verhältniß zu ihrer Größe Dasselbe. Ihre Stimme aber ist ganz verschieden von der der Elster; sie klingt ungefähr wie „Krrih“ oder „Prrih“, langgezogen und abgebrochen, und wenn der Vogel schwatzt, wie „Klikkliklikkli“, dem lustigen Ruf des Grünspechtes entfernt ähnlich. Verfolgt, benimmt sich die Blauelster wie der Heher: sie verläßt das Gebiet nicht, hält sich aber immer außerhalb Schußweite, fliegt von Baum zu Baum, zeigt sich fortwährend, läßt sich aber niemals nahe genug kommen. Ihre Jagd hat deshalb ihre besondere Schwierigkeit und diese wächst, sobald der Vogel einmal mißtrauisch geworden ist. Ueberhaupt zeigt die Blauelster etwas außerordentlich Unstetes. Sie ist thatsächlich keinen Augenblick ruhig, sondern fortwährend in Bewegung und zwar in so verschiedenartiger, als nur möglich. Ein Flug dieser anmuthigen Vögel durchsucht und durchstöbert das ganze Gebiet, welches er beherrscht. Einige sind auf dem Boden beschäftigt, die andern in den dichten Wipfeln der Eichen, diese in niedrigen, jene in hohen Gebüschen. Auf freien Plätzen zeigt sich die

Gesellschaft nur dann, wenn kein Mensch in der Nähe ist; jedes Fuhrwerk scheucht sie in das Gebüsch zurück. So kommt es, daß man Blauelstern zwar fortwährend sehen, jedoch vielleicht nicht eine einzige von ihnen erlegen kann.

Die Brutzeit fällt erst in die mittleren Frühlingsmonate: in der Umgegend Madrids brütet die Blauelster nicht vor Anfang des Mai. Das Nest ist von dem unserer Elster durchaus verschieden und ähnelt mehr einem Heher= oder richtiger vielleicht einem Würgerneste. Nur der Unterbau besteht aus dürren Reisern, das eigentliche Nest hingegen aus grünen und weichen Pflanzenzweigen, aus den Stengeln von Haidegras und Kräutern aller Art, welche nach innen zu immer sorgfältiger ausgesucht werden. Zum Standorte des Nestes wählt die Blauelster gern hohe Bäume, nicht ihre sonst so heiß geliebten immergrünen Eichen, sondern regelmäßig Ulmen und andere hochstämmige Waldbäume. Es kann vorkommen, daß mehrere Nester auf ein und demselben Baume stehen; in einem sehr kleinen Umkreis werden gewiß alle Nester gefunden, welche eine Gesellschaft überhaupt erbaut, denn die Blauelster gibt auch während der Brutzeit ihren geselligen Verband nicht auf. Das Gelege besteht aus fünf bis neun Eiern, welche auf graugelblichem Grunde mit dunkleren verwaschenen Flecken und gleichsam darüber noch mit olivenbraunen Punkten und Tüpfeln gezeichnet sind, am dickeren Ende zuweilen kranzartig.

Leider denkt kein Spanier daran, den zierlichen Vogel gefangen zu halten; deshalb haben wir in unsern Thiergärten auch noch keine Beobachtungen über ihr Betragen in der Gefangenschaft machen können. Nach meines Bruders Versicherung sind die Gefangenen allerliebst.

*

Die Baumkrähen, welche in Südamerika leben, hat man Blauraben (Cyanocorax) genannt. Sie sind Vögel, welche zwischen den Elstern und den Hehern im engsten Sinne mitten inne zu stehen scheinen und sich durch ein prachtvolles Gefieder auszeichnen. Ihr Schnabel ist ungefähr ebenso lang, wie der Kopf oder etwas kürzer, stark, gerade, an der Vorderhälfte etwas zusammengedrückt, auf der kantigen Firste sanft gewölbt, an der Wurzel ebenfalls von Borsten bedeckt. Die Flügel, in welchen die fünfte und sechste Schwinge die längsten sind, reichen nur bis auf die Wurzel des langen Schwanzes herab.

Eine der häufigsten Arten ist der gehäubte Blaurabe (Cyanocorax pileatus), ein Vogel von 14 Zoll Länge und 17 Zoll Breite, 6 Zoll Fittig= und 6½ Zoll Schwanzlänge. Die Stirn, der Zügel, der Oberkopf, dessen Federn sich haubenartig verlängern, die Halsseiten, die Kehle und der Vorderhals bis zur Brust sind kohlschwarz, der Nacken, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ultramarinblau, die Unterseite von der Brust an bis zum Steiß und die Innenseite der Flügel sind weiß, und ebenso sind auch die Schwanzfedern zugespitzt. Ueber und unter dem Auge steht ein breiter, halbmondförmiger Fleck von himmelblauer Farbe.

Die Nachrichten über das Leben der Blauraben sind noch heutigen Tages ziemlich dürftig. Wir erfahren, daß die Vögel nach Art unserer Heher leben und die Wälder gesellschaftsweise bewohnen, aber nicht eben häufig sind. Sie besuchen nach Schomburgk immer nur hohe Bäume, fressen hier Früchte und Samen, sind scheu und unstet, verrathen sich aber dem Jäger durch ihr fortwährendes und nicht eben angenehmes Geschrei. Das Nest ist ein kunstloser Bau auf hohen Bäumen. Die zwei Eier, welche das Gelege bilden, sind auf bräunlichweißem Grunde braun gefleckt.

Ueber das Betragen gefangener Blauraben weiß ich Nichts zu berichten. Ich habe einzelne dieser schmucken Geschöpfe in Thiergärten gesehen, jedoch keinen einzigen von ihnen längere Zeit beobachten und auch sonst nicht erfahren können, ob ihr Betragen sich von dem ihrer Verwandten unterscheidet.

Weit genauer unterrichtet sind wir über ein nordamerikanisches Mitglied dieser Familie, welches hier seine Stelle finden mag. Der allbekannte Blauheher der Amerikaner (Cyanocitta cristata) steht zwischen den Blauraben und unsern Hehern ungefähr mitten inne. Er ist schlank gebaut; sein Schnabel ist kurz, stark, kaum gewölbt und spitzig; der Flügel ist kurz, in ihm die vierte und fünfte Schwinge länger, als alle übrigen, der Schwanz lang und stark abgerundet. Das Gefieder ist weich, sanft und glänzend; die Kopffedern verlängern sich ebenfalls zu einer Haube. Beim ausgefärbten Vogel ist die Oberseite der Hauptfarbe nach glänzendblau; die Schwanzfedern sind durch schmale dunkle Bänder und die Flügelfedern durch einzelne schwarze Endflecken gezeichnet, die Enden der Armschwingen, der größeren Flügeldeckfedern und die seitlichen Schwanzfedern aber weiß oder grauweiß gefärbt, wie die Unterseite von der Brust an. Die Kopfseiten sind blaßblau, ein ringförmiges Band, welches vom Hinterkopf an über den Augen weg nach dem Oberhals verläuft und ein schmales Stirnband, welches sich zügelartig nach den Augen zu verlängert, tiefschwarz. Das Auge ist graubraun, der Schnabel und die Füße sind schwarzbraun. Die Länge beträgt gegen 11 Zoll, die Breite gegen 16 Zoll; der Fittig mißt $5\frac{1}{6}$, der Schwanz 5 Zoll.



Der Blauheher (Cyanocitta cristata).

Alle Naturforscher stimmen darin überein, daß der Blauheher eine Zierde der nordamerikanischen Waldungen ist. Demungeachtet hat sich der Vogel wenig Freunde erwerben können. Er ist aller-

wärts bekannt und überall gemein, in den meisten Gegenden Standvogel, nur in den nördlichen Staaten Strich- oder Wandervogel. Sein Leben ist mehr oder weniger das unseres Eichelhehers, welchen wir bald kennen lernen werden. Er bevorzugt die dichten und mittelhohen Wälder, ohne jedoch die hochstämmigen zu meiden; er kommt gelegentlich in die Fruchtgärten herein, schweift beständig von einem Orte zum andern, ist auf Alles aufmerksam, warnt durch lautes Schreien andere Vögel und selbst Säugethiere, ahmt verschiedene Stimmen nach, raubt nach Verhältniß seiner Größe im weitesten Umfange, kurz er ist eben in jeder Hinsicht ein ebenbürtiger Vertreter seines deutschen Verwandten.

Die amerikanischen Forscher geben ausführliche Nachrichten über seine Lebensweise und theilen manche ergötzliche Geschichte mit. Wilson nennt ihn den Trompeter unter den Vögeln, weil er, sowie er etwas Verdächtiges sieht, unter den sonderbarsten Bewegungen aus vollem Halse schreit und alle andern Vögel dadurch warnt. Sein Geschrei klingt nach Gerhardt wie „Titullihtu und göckgöck"; der gewöhnliche Ruf ein schallendes „Käh". Gerhardt erwähnt, daß er die Stimme des rothschwänzigen Bussards, Audubon, daß er den Schrei des Sperlingsfalken aufs täuschendste nachahmt und alle kleinen Vögel der Nachbarschaft dadurch erschreckt, daß er ferner, wenn er einen Fuchs oder ein Schupp oder ein anderes Raubthier entdeckt hat, dieses Ereigniß der ganzen Vogelwelt anzeigt, jeden andern Heher der Nachbarschaft und alle Krähen herbeiruft und dadurch die Raubthiere aufs äußerste ärgert. Eulen gegenüber benimmt er sich ähnlich: er plagt sie so, daß sie so eilig als möglich ihr Heil in der Flucht suchen müssen. Dagegen ist er selbst ein sehr gefräßiger und schädlicher Raubvogel. Er plündert rücksichtslos alle Nester aus, welche er finden kann, frißt die Eier und die Jungen auf und greift sogar verwundete Vögel von bedeutender Größe oder wehrhafte Säugethiere an. Alle Arten von Fleisch, alle Kerbthiere, Sämereien u. dgl. bilden seine Nahrung. Er ist, wie Audubon sagt, mehr herrschsüchtig, als muthig. Er bedroht die Schwachen, fürchtet die Starken und flieht selbst vor gleich Starken. Dabei ist er listig im höchsten Grade, verschlagen und tückisch. Deshalb hassen ihn denn auch die meisten Vögel und beweisen große Angst, wenn er sich ihren Nestern nähert. Drosseln u. dgl. vertreiben ihn, wenn sie ihn gewahren; er aber benutzt ihre Abwesenheit, stiehlt sich sacht herbei und frißt die Eier oder zerfleischt die Jungen. „Ich habe ihn", sagt Audubon, „einen ganzen Tag lang von dem einen Neste zu dem andern fliegen sehen und beobachtet, daß er dieselben mit derselben Regelmäßigkeit besuchte, wie ein Arzt, welcher von einem seiner Kranken zu dem andern geht. Dies geschah einzig und allein in der Absicht, um die Eier auszutrinken. Auf junge Küchlein machte er wiederholte Angriffe, ward aber von der Glucke zurückgescheucht."

Im Herbst erscheint er scharenweise auf Ahorn-, Eich- und ähnlichen Bäumen, um von deren Früchten zu schmausen, füllt sich dort die Kehle an und trägt auch wohl Massen der Körner oder Eicheln an bestimmten Plätzen zusammen, in der Absicht, im Winter von ihnen zu schmausen. Dabei befördert er allerdings die Besamung der Wälder; doch ist dieser Nutzen wohl kaum hoch anzuschlagen.

Je nach der Gegend brütet er ein- oder zweimal im Jahre. Sein Nest wird aus Zweigen und andern dürren Stoffen aufgebaut und innen mit zarten Wurzeln ausgelegt. Vier bis fünf Eier, welche auf olivenbraunem Grunde mit dunkeln Flecken bezeichnet sind, bilden das Gelege. Das Männchen hütet sich, während das Weibchen brütet, das Nest zu verrathen; es ist still und lautlos und macht seine Besuche so heimlich, als möglich. Die Jungen werden vorzugsweise mit Kerbthieren groß gefüttert.

Jung aus dem Neste genommene Blauheher werden bald zahm, müssen jedoch abgesondert im Bauer gehalten werden, weil sie andere Vögel blutgierig überfallen und tödten. Ein Gefangener, welcher in einem Gesellschaftsbauer gehalten wurde, vernichtete nach und nach die sämmtliche Mitbewohnerschaft desselben. Auch alte Vögel dieser Art gewöhnen sich leicht an den Verlust ihrer Freiheit. Audubon erzählt, daß er einmal gegen dreißig habe fangen lassen, in der Absicht, sie mit sich nach Europa zu nehmen und ihnen hier die Freiheit zu geben. Die Vögel wurden in gewöhnlichen Fallen, welche mit Mais geködert waren, berückt und dem Forscher gebracht, sowie sie sich

gefangen hatten. Audubon steckte die ganze Gesellschaft in einen Bauer zusammen. Der Neuangekommene pflegte erschreckt und vorsichtig sich in eine Ecke zu drücken und verweilte in dieser Stellung gewöhnlich während des ersten Tages still und ruhig mit einem ihm sonst völlig fremden Ausdruck von Dummheit. Die andern rannten neben ihm dahin und über ihn weg, ohne daß er sich rührte. Nahrungsmittel, welche man ihm vorhielt, beachtete er kaum. Berührte man ihn mit der Hand, so kauerte er sich nieder und blieb nun regungslos auf dem Boden hocken. Der nächste Tag änderte jedoch ein derartiges Benehmen; dann war auch der frisch gefangene wieder vollständig Heher, nahm sein Korn, hielt es hübsch zwischen den Füßen, hämmerte mit seinem Schnabel darauf, zersplitterte es, um zu den Körnern zu gelangen und bewegte sich so ungezwungen als möglich. Als der Käfig wohl besetzt war, gewährte das beständige Hämmern der Vögel eine lustige Unterhaltung. Es war, wie Audubon sagt, als ob eine Menge Schmiede beschäftigt wären. Außer dem Mais fraßen die Blauheher übrigens auch Früchte aller Arten und mit besonderem Wohlbehagen frisches Fleisch. Unter sich waren sie verträglich und überhaupt recht liebenswürdige Gesellen. Dann und wann erhob einer einen Lärmschrei, und dieser erregte auch unter den Gefangenen einen ebenso großen Aufruhr, als unter Umständen draußen im Walde.

Audubon erreichte seinen Zweck, unsere europäischen Wälder mit Blauhehern zu bevölkern, nicht. Seine Vögel überstanden die Reise vortrefflich, bekamen zuletzt aber kleine Schmarotzer in solcher Menge, daß sie daran zu Grunde gingen, aller Gegenmittel ungeachtet. So brachte er nur einen einzigen nach London. In der Neuzeit kommt der Blauheher öfterer nach Europa und ist deshalb fast in jedem Thiergarten eine regelmäßige Erscheinung. Bis jetzt aber hat sich noch Niemand gefunden, welcher Audubon's Vorsatz ausgeführt und einige Vögel dieser Art in unsern Wäldern frei gelassen hätte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Blauheher diesen einen großen Schmuck verleihen würden; Verdienste aber um die Wälder dürften sie sich ebensowenig erringen, wie ihr europäischer Vertreter.

Die größeren Falkenarten und wahrscheinlich auch mehrere Eulen Amerikas sind schlimme Feinde des Blauhehers. Mit dem kleinen Sperlingsfalken balgt er sich, wie Gerhardt berichtet, fortwährend herum; doch sollen seine Kämpfe mit diesen gewandten Räubern und mit den Sperbern unblutig sein, also mehr des Spieles wegen geschehen. Nach Gerhardt's Meinung ist bald der Falke, bald der Heher der angreifende Theil. Von den Amerikanern wird der schöne Vogel öfter gefangen, als mit dem Gewehr erlegt, obwohl sein Fleisch wie das seiner Verwandten recht gut ist.

Unser deutscher Heher, der Eichel-, Nuß-, Wald- oder Holzheher, Nußhacker, Nußjäck, der Hatzel, Hägerd, Herold, Herenvogel, Marquart, Margolfus oder Holzschreier (Garrulus glandarius) steht dem Blauheher sehr nahe. Sein Schnabel ist jedoch stärker, sein Schwanz verhältnißmäßig kürzer und weniger gerundet. Das Gefieder ist weitstrahlig, locker und seidenartig, auf dem Oberkopf ebenfalls noch verlängert. Es ist der Hauptfärbung nach grauröthlich oder graubraun auf der oberen Seite, dunkler als auf der unteren. Der Bürzel und der Steiß sind weiß; die Kehle ist weißlich, nach oben durch breite Backenstreifen von schwarzer Farbe eingefaßt; der Vorderkopf ist weiß und schwarz gestreift; die Schwingen sind bis auf einen grauweißen Flecken an der äußern Fahne schwarz, die Steuerfedern schwarz, bisweilen blaugebändert, die Deckfedern der Handschwingen abwechselnd schwarz, blau und weiß gebändert, wodurch ein Spiegel entsteht. Das Auge ist hellblau, der Schnabel schwarz, der Fuß horngrau. Das Weibchen unterscheidet sich kaum, das Junge nur durch unreinere Farben von dem alten Männchen. Die Länge beträgt 13 Zoll, die Breite 20 Zoll; der Fittig mißt 6½, der Schwanz 5¾ Zoll. Das Weibchen ist um 1 Zoll kürzer und schmäler als das Männchen.

Im Südosten unseres Vaterlandes kommt zuweilen eine unserem Heher sehr nahe verwandte Art der Sippe vor, welche sich hauptsächlich durch schwarze Kopfzeichnung unterscheidet und in Nordwestasien zu Hause ist. Andere ebenfalls wenig verschiedene Arten bewohnen Mittel- und Nordostasien.

Mit Ausnahme der nördlichsten Theile Europas findet sich der Eichelheher in allen Waldungen dieses Erdtheils und außerdem noch in ganz Mittelasien und in Nordwestafrika. In Deutschland ist er überall zu finden, in den tieferen Waldungen ebensowohl, wie in den Vor- und Feldhölzern, im Nadelwalde fast ebenso häufig, wie im Laubwalde. Er hält sich im Frühjahr paarweise, während des ganzen übrigen Jahres aber in Familien und Trupps zusammen und streicht in beschränkter Weise hin und her. Da, wo es keine Eichen gibt, verläßt er die Gegend zuweilen wochen-, ja selbst monatelang; im allgemeinen aber dürfte er nur an wenig Orten vermißt werden. Er ist ein unruhiger,



Der Eichelheher (Garrulus glandarius).

lebhafter, listiger, ja äußerst verschlagener Vogel, welcher durch sein Treiben viel Vergnügen, aber auch viel Aerger gewährt. Zu seiner Belustigung und Unterhaltung nimmt er die manchfaltigsten Stellungen an; auch ahmt er die verschiedensten Stimmen nach. Er ist höchst gewandt im Gezweig und auch ziemlich geschickt auf dem Boden. Sein Flug aber ist schwerfällig, und Dies ist auch der Grund, weshalb er ungern freie Strecken überfliegt. Wo er nur irgend kann, hält er sich an die Gebüsche, und bei seinen Flügen über offene Gegenden benutzt er jeden Baum, um sich zu decken; denn er lebt in beständiger Furcht vor den Raubvögeln, welche ihm nur im Walde nicht beizukommen wissen, ihn aber bei länger währendem Fluge sofort ergreifen. Naumann schreibt dieser Furcht und wohl mit vollem Rechte eine Eigenheit des sonst so geselligen Vogels zu, daß er nämlich, wenn er über Feld fliegt, sich niemals truppweise zusammenhält, sondern immer nur einzeln, einer in weitem Abstand hinter dem andern, dahinzieht.

Höchst belustigend ist die wirklich großartige Nahahmungsgabe des Hehers. Er ist ein Künstler in dieser Hinsicht, unter unsern Spottvögeln unzweifelhaft einer der begabtesten und unterhaltendsten. Sein gewöhnliches Geschrei ist ein kreischendes, abscheuliches „Rätsch“ oder „Räh“, der Angstruf ein kaum wohllautenderes „Käh oder kräh“. Auch schreit er zuweilen wie eine Katze „Miau“ und gar nicht selten spricht er, etwas bauchrednerisch zwar, aber doch recht deutlich das Wort „Margolf“ aus. Mit diesen Naturlauten begnügt sich der Heher jedoch keineswegs; er stiehlt vielmehr alle Töne und Laute zusammen, welche er in seinem Gebiete hören kann. Den miauenden Ruf des Bussards gibt er auf das täuschendste und so regelmäßig wieder, daß man in Zweifel bleibt, ob er damit fremdes oder eigenes Gut zu Markte bringt. Für ersteres sprechen andere Beobachtungen. Man weiß, daß er die Laute nachahmte, welche das Scharfmachen einer Säge hervorbringt. Naumann hat einen das Wiehern eines Füllens bis zur völligen Täuschung nachahmen hören; andere haben sich im Krähen des Haushahnes und im Gackern des Huhnes mit Erfolg versucht. Die verschiedenen, hier und da aufgeschnappten Töne werden unter Umständen auch zu einem sonderbar schwatzenden Gesang verbunden, welcher bald mehr, bald minder wohllautend sein kann. „Einst im Herbste“, erzählt Rosenheyn, „setzte ich mich, von der Jagd ermüdet, im Walde unter einer hohen Birke nieder und hing in Gedanken den Erlebnissen des Tages nach. Darin störte mich in nicht unangenehmer Weise das Gezwitscher eines Vogels. So spät im Jahre, dachte ich, und noch Gesang in dem schon ersterbendem Walde? Aber wer und wo ist der Sänger? Alle nahestehenden Bäume wurden durchmustert, ohne daß ich denselben entdecken konnte, und dennoch klangen immer kräftiger seine Töne. Ihre große Aehnlichkeit mit der Singweise einer Drossel führte mich auf den Gedanken, sie müsse es sein. Bald erschallten jedoch in kurz abgerissenen Sätzen auch minder volltönende Laute, als die ihrigen; es schien, als hätte sich ein unsichtbarer Sängerkreis in meiner Nähe gebildet. Ich vernahm z. B. ganz deutlich sowohl den pickenden Ton der Spechte, als den krächzenden der Elster; bald wiederum ließ der Würger sich hören, die Drossel, der Staar, ja selbst die Rake; alles mir wohlbekannte Laute. Endlich erblickte ich in bedeutender Höhe einen — Heher! Er war es, welcher sich in diesen Nachahmungen versuchte.“

Leider besitzt der Heher andere Eigenschaften, wodurch er sich die gewonnene Gunst des Menschen bald wieder verscherzt. Er ist nach allen genauen Beobachtungen der abscheulichste Nestzerstörer, welchen unsere Wälder aufzuweisen haben. Auch er ist ein Allesfresser im ausgedehntesten Sinne des Worts. Von der Maus oder dem jungen Vögelchen an bis zum kleinsten Kerbthiere ist kein Thier vor ihm gesichert, und ebenso wenig verschmäht er Früchte, Beeren und dergl. Im Herbst bilden Eicheln, Bucheggern und Haselnüsse oft wochenlang seine Hauptnahrung. Die ersteren erweicht er in seinem Kropfe, speit sie dann aus und zerspaltet sie; die letzteren zerhämmert er mit seinem kräftigen Schnabel, wenn auch nicht ganz ohne Mühe. Gelegentlich seiner Eicheldiebereien macht er sich in beschränktem Grade nützlich: er trägt zur Anpflanzung der Waldbäume bei. Im übrigen aber ist er durchaus nicht nützlich, sondern nur schädlich. Lenz hält ihn für den Hauptvertilger der Kreuzottern und beschreibt in seinem vortrefflichen Buche, der „Schlangenkunde“, in ausführlicher Weise, wie der Heher jungen Kreuzottern, so oft er ihrer habhaft werden kann, ohne Umstände den Kopf spaltet und sie dann mit großem Behagen frißt, wie er selbst die erwachsenen überwältigt, ohne sich selbst dem Giftzahne auszusetzen, indem er den Kopf des Lurches so sicher mit Schnabelhieben bearbeitet, daß die Kreuzotter bald das Bewußtsein verliert und durch einige rasch auf einander folgende Hiebe binnen wenigen Minuten getödtet wird. Unser Forscher stellt wegen dieser Heldenthaten den Eichelheher hoch und hat ihn sogar in einem recht hübschen Gedicht verherrlicht: aber — so wenig wir dem Helden jenes Gedichts seinen Ruhm auch verkümmern wollen, die räuberische Thätigkeit gilt leider nicht dem giftigen Gewürm allein, sondern gewiß in noch viel höherem Grade dem nützlichen kleinen Geflügel. Seine Raubgier wird Groß und Klein gefährlich. Naumann's Bruder fand einen Eichelheher beschäftigt, eine alte Singdrossel abzuwürgen, die Mutter einer zahlreichen Kinderschar, welche sich, wie es schien, derselben zu Liebe aufgeopfert hatte, und derselbe Naturbeobachter traf später den Heher

als eifrigen und geschickten Jäger junger Rebhühner an. Trinthammer und der jüngere Homeyer verdammen den Heher ebenso, wie Lenz ihn hochpreist. „Was treibt dieser fahrende Ritter“, sagt Ersterer, „dieser verschmitzte Bursche, der schmucke Vertreter der Galgenvögelgesellschaft, die ganze Brutzeit hindurch? Von Baum zu Baum, von Busch zu Busch schweifend, ergattert er die Nester, säuft er die Eier aus, verschlingt er die nackten Jungen mit Haut und Haar und hascht und zerfleischt er die ausgeflogenen Gelbschnäbel, welche noch unbeholfen und ungewitzigt ihn zu nahe kommen lassen. Der Sperber und die drei Würger unserer Wälder sind zwar ebenfalls schlimme Gesellen, aber sie alle zusammen hausen noch lange nicht so arg unter den Sängern des Waldes, als der Heher. Er ist der Neunmalneuntödter, der Würger in des Wortes eigentlicher Bedeutung und als solcher geschmückt mit Federbusch und Achselbändern. Was jene übrig gelassen haben, was Iltissen und Wieseln entrinnt, wird sicher ihm zur Beute. Wo dieser Strauchmörder überhand nimmt, da ist an ein Aufkommen der Brut durchaus nicht mehr zu denken. Meine Beschuldigung ist gewiß nicht zu hart; zum Beweis sei hier ein schlagendes Beispiel seiner Frechheit angeführt. Seit einer Reihe von Jahren kam während der Brutzeit fast jeden Morgen ein Heher in meinen Hausgarten, stöberte dort, wie in den anstoßenden Gärten, Baumgruppen und Strauchwerk durch und zerstörte sofort die ausgekundeten Nester. Auf einem meiner Bäume hatte von lange her ein Edelfink und im Stachelbeerengebüsch eine Klappergrasmücke genistet. Sie konnten beide kein Gehecke mehr aufbringen und zogen sich endlich ganz hinweg. Endlich machte der Räuber, dessen unwillkommenes Erscheinen mir jedesmal durch das Gebahren aller befiederten Beisassen verrathen war, sein ausgezeichnetes Meisterstück. Er verfolgte junge Rothschwänzchen und kaperte eines von ihnen nach dem andern weg, so daß in Kurzem keine Spur der niedlichen Vögelchen zu sehen war. Ein andermal zerrte er aus einem Loche in der Brandmauer meines Nachbars einen halbflüggen Spatz hervor und zerlegte ihn ganz gemüthlich auf dem nächsten Baume, bei welchem Frevel die Alten nebst ihrer Sippschaft ein gewaltiges Zetermordio erhoben, ja sogar kühn auf den Räuber lospickten. Dies brachte ihn jedoch ebenso wenig, als mein Schelten und Hutschwenken, außer Fassung; denn nach gehaltenem Fleischschmause fraß er noch zum Nachtische einige Kirschen und flog dann hohnschreiend in sein Leibgehege zurück. — Wenn es dem Forstwirth lieb ist, daß die kleinen Waldvögel verwüstende Raupen ablesen, was Menschenhände keineswegs zu Stande bringen können, so wird es ihm ebenso warm am Herzen liegen müssen, auch den geschwornen Erbfeind dieser freundlichen Raupenleser, den blutgierigen Heher, in gesetzlicher Ordnung zu halten und ihm zu gebieten, bis hierher und nicht weiter.“

Ich muß mich, so gern ich den Heher im Walde sehe, der Ansicht Trinthammer's vollständig anschließen und will nur noch hinzufügen, daß die hauptsächlichsten Dienste, welche er zu leisten vermag, durch den Bussard viel besser und vollständiger ausgeführt werden, während dieser die kleinen nützlichen Vögel kaum behelligt.

Das Brutgeschäft des Hehers fällt in die ersten Frühlingsmonate. Im März beginnt das Paar mit dem Bau des Nestes; Anfangs April pflegt das Gelege vollständig zu sein. Das Nest steht selten hoch über dem Boden, bald im Wipfel eines niederen Baumes, bald im Wipfel eines höheren, bald nahe am Schafte, bald außen in den Zweigen. Es ist nicht besonders groß, zu unterst aus zarten, dünnen Reisern, dann aus Haidekraut und trockenen Stengeln erbaut, innen mit feinen Würzelchen sehr hübsch ausgelegt. Die fünf bis sieben Eier sind auf schmuziggelbweißem oder weißgrünlichem Grunde überall mit graubraunen Tüpfeln und Punkten gezeichnet, am stumpfen Ende gewöhnlich kranzartig. Nach etwa sechszehntägiger Bebrütung entschlüpfen ihnen die Jungen, welche zunächst mit Räupchen und Larven, Käfern und andern Kerbthieren, Würmern u. dgl., später aber vorzugsweise mit jungen Vögeln aufgefüttert werden. Ungestört brütet der Heher nur einmal im Jahre.

Als schlimmster Feind des Hehers ist wohl der Habicht anzusehen, nächst ihm der Sperber. Der erstere überwältigt den Heher leicht, der letztere erst nach langem Kampfe. Wir haben wiederholt Sperber und Heher erhalten, welche bei einem derartigen Kampf sich in einander verkrallt und verbissen hatten, zu Boden gestürzt und so gefangen worden waren. Bei seinem Ausfliegen nach einzeln

stehenden Eichbäumen fällt er dem Wanderfalken zur Beute. Nachts bedroht ihn der Uhu und vielleicht auch der Waldkauz; das Nest endlich wird durch den Baummarder geplündert. Andere gefährliche Gegner scheint der Heher übrigens nicht zu haben. Er entdeckt die vierfüßigen Raubthiere gewöhnlich eher, als sie ihn und verleidet ihnen durch fortwährendes Verfolgen und fürchterliches Schreien oft genug die Jagd. Dem Menschen gegenüber zeigt er sich stets vorsichtig, und wenn er einmal verscheucht wurde, ungemein scheu. Er foppt auch den Jäger nach Herzenslust und ärgert ihn, weil er andere Thiere auch vor ihm warnt. Der Fang ist Sache des Zufalls. Einer von den Hehern nascht von den Beeren auf Vogelherden oder in Dohnenstegen und kommt dabei lebend in die Gewalt des Menschen. Die Mehrzahl der Gefangenen aber, welche man sieht, wurden jung aus dem Neste genommen. An alt eingefangenen hat man wenig Freude; sie werden niemals zahm und gewöhnen sich auch nicht an das Futter. Jung aufgezogene hingegen können ihrem Besitzer viel Vergnügen gewähren, hauptsächlich durch ihre Nachahmungsgabe. Auch sie lernen unter Umständen einige Worte nachplaudern, öfterer kurze Weisen nachpfeifen. Daß sie im Gesellschaftsbauer nicht geduldet werden dürfen, braucht kaum erwähnt zu werden; es versteht sich von selbst, daß sie ihren amerikanischen Verwandten auch hinsichtlich ihrer Unverträglichkeit noch überbieten.

An der nördlichen Grenze des Verbreitungskreises unseres Hehers beginnt das Gebiet eines Verwandten, welcher seines sehr schwachen Schnabels, des stärker abgerundeten Schwanzes und des düsteren Gefieders halber zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben worden ist.

Der Unglücksheher (Perisoreus infaustus), von dem Norman „Lavskrike“ — Flechtenkriecher — genannt, ist 12 Zoll lang und 18 Zoll breit; Fittig und Schwanz messen 5½ Zoll. Beim alten Vogel ist das weiche Gefieder lichtrostgrau, die Schwingen und die mittelsten Schwanzfedern grau, ein Spiegel auf den Schwingen und die seitlichen Steuerfedern rostroth, der Oberkopf schwarzbraun. Junge Vögel kennzeichnen sich durch blässere Farben und schwache Längszeichnung der Unterseite. Das Auge ist graubraun, der Schnabel und der Fuß sind schwarz.

Als eigentliche Heimat unseres Vogels sind die nordischen Wälder zu betrachten. In Rußland und Sibirien ist er stellenweise häufig, und vonhieraus hat er sich auch wiederholt bis nach Deutschland verflogen. Im Norden Skandinaviens ist er nicht gerade selten, wird aber auch keineswegs oft gesehen. So habe ich ihn während meines fünfmonatlichen Aufenthalts in Norwegen und Lappland nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Die unermeßlichen Nadelwälder bieten ihm der günstigen Versteckplätze so viele, daß man an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken, falls er eben nicht sein lautes durchdringendes Geschrei hören läßt.

In seinem Wesen und Betragen hat der Unglücksheher große Aehnlichkeit mit seinen Verwandten; er ist aber weniger klug, minder beweglich und nicht so possenhaft, als der Eichelheher. Wie es scheint, vertraut er auf die ihn schützende Färbung seines Gefieders ganz außerordentlich; denn er läßt sich im Nadelwalde oft bequem unterlaufen, ohne sich zu rühren, während er sich im lichteren Birkenwalde vorsichtiger zeigt. Nilson behauptet, daß er so wenig scheu und so neugierig sei, daß er sich den Holzmachern zuweilen auf den Hut setze; andere Beobachter wissen hiervon Nichts zu erzählen; doch wird etwas Aehnliches von seinem amerikanischen Verwandten (Perisoreus canadensis) berichtet. Gegen die Renthierlappen ist er nach Schrader sehr zutraulich. Er begleitet ihre Herden zu den Ruheplätzen und lernt die harmlosen Hirten bald von den gefährlicheren Menschen unterscheiden. Sein Flug ist ruckweise, unstet und zappelnd, sein Gang auf dem Boden dem des Hehers ähnlich, seine Gewandtheit im Gezweig jedoch noch größer. Der norwegische Name soll sehr bezeichnend sein. Das Geschrei wird durch die Silben „Srui, srui“ wiedergegeben. Früher ist behauptet worden, daß es den Klagelauten eines hilferufenden Menschen aufs täuschendste ähnle. Schrader vernahm

auch einen kurzen würgerähnlichen Gesang außer den heiseren Rufen und miauenden Tönen, welche sonst gehört werden.

Sämereien, namentlich die der Nadelholzbäume und vorzugsweise die Nüßchen der Arve und Zirbel, sonst auch Eicheln, Bücheln u. dgl., sowie nebenbei Kerbthiere aller Art bilden die Nahrung des Unglückshehers. Er klettert im Gezweig wie eine Meise herum, zerbricht die Nadelholzzapfen wie der Kreuzschnabel auf einem stärkeren Aste und hämmert und klaubt den Samen heraus. Gegen den Winter hin legt er sich Vorrathskämmerchen an und speichert in ihnen oft eine recht hübsche Menge von Körnern auf, muß aber freilich häufig genug erfahren, daß Eichhörnchen und Mäuse, oder Spechte und Meisen seine Schätze plündern. Die Beerenarten, welche der Norden erzeugt, werden selbstverständlich auch nicht verschmäht, und manche kleine Wirbelthiere sollen kaum minder durch ihn bedroht werden, als unser Waldgeflügel durch den Eichelheher.

Nordvy theilte mir mit, daß der Unglücksvogel, welcher am Varangerfjord nicht selten ist, bereits im März zum Nestbau schreite, spätestens aber in den ersten Tagen des April brüte. Das Nest, welches er mir gab, war ein großer Bau, welcher äußerlich aus Reisern, Gräsern, Mos und dürren Flechten bestand, innen aber eine außerordentlich dichte Lage von Haaren und vor allem von Schneehuhnfedern enthielt, welche eine ebenso weiche, als warme Nestmulde bildeten. Die fünf bis sieben Eier sind auf grünlichweißer Grundfarbe ziemlich dicht mit unregelmäßigen schmuzigen Flecken von grüngrauer oder olivengrüner Farbe gezeichnet. Beide Eltern sollen ihre Brut sehr lieben, sich am Neste ganz still verhalten, um dasselbe nicht zu verrathen und bei Gefahr durch Verstellung den Feind zu täuschen und abzulenken suchen. Sie hüpfen oder gaukeln auf dem Boden dahin, als ob ihre Flügel gelähmt wären und sie so leicht eine Beute des Jägers werden könnten, führen diesen dann ein Stück fort, heben sich plötzlich auf und fliegen davon, um im weiten Bogen zu den Jungen zurückzukehren.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die Jagd des Unglückshehers wenig Schwierigkeiten verursacht. Die Hauptsache dabei ist, den Vogel überhaupt aufzufinden. Doch kann man, wenn man erst ein Mitglied der Gesellschaft erlegt hat, regelmäßig fast den ganzen Trupp erbeuten, weil sich die Thiere bei Gefahr nicht verlassen. Der Fang scheint ebensowenig Schwierigkeiten zu verursachen; der Unglücksheher soll leicht in jede Schlinge gehen. Kapitän Blakiston beschreibt eine eigenthümliche Fangart, welche von den Amerikanern angewandt werden soll, um den kanadischen Unglücksvogel zu erbeuten. „Dieser wohlbekannte Heher", sagt unser Berichterstatter, „ist der beständige Gefährte der Reisenden in den Pelzgegenden. Er zeigt sich Jedem, im Winter wie im Sommer, und bettelt förmlich beim Lager. Um ihn zu fangen, legt sich ein Mann der Länge nach auf das angekettete Boot oder auf die Erde, bedeckt sein Haupt und seine Schultern mit einem Kleidungsstück, streckt die eine Hand, in deren Höhlung ein Stück getrocknetes Fleisch liegt, lang aus und verhält sich so still und bewegungslos, als möglich. Der Heher stellt sich bald ein, hüpft näher und näher, endlich auf die Hand und wird gerade in dem Augenblicke, wo er sich des Fleischstückes versichern will, gepackt wie durch eine eiserne Falle." Ich lasse es billig dahin gestellt, wie viel Wahres an der Geschichte ist; jedenfalls beweist sie, daß der betreffende Vogel sehr zudringlich und wenig menschenscheu ist.

Ueber das Gefangenleben sind mir nur wenige Angaben bekannt; daraus erfahren wir, daß der Unglücksheher sich leicht zähmen läßt, aber immer bissig und unliebsam bleibt.

*

Bei den Schweifkrähen oder Lappenvögeln (Glaucopes) ist der mittelmäßig lange Schnabel stark, an der Wurzel verbreitert, nach vorn seitlich zusammengedrückt, auf der Oberkinnlade zuweilen messerförmig, stark gewölbt, an der Spitze hakig übergebogen, an der Wurzel gewöhnlich mit kurzen sammtartigen Federn bedeckt. Der Flügel ist kurz, die fünfte Schwinge in ihm die längste; der Schwanz ist lang und abgestuft; der Fuß ist stark, der Lauf länger, als die Mittelzehe. Das Gefieder ist prächtig gefärbt.

Auch die Schweifkrähen bewohnen fast ausschließlich die Waldungen und schwärmen in ihnen nach Art der Heher. In ihrer Lebensweise ähneln sie diesen so, daß sie recht wohl als die Vertreter derselben betrachtet werden dürfen. Das Wenige, welches uns bekannt geworden ist, mag aus den nachstehenden Einzelbeschreibungen hervorgehen.

In Indien werden unsere Elstern durch die Baumelstern (Dendrocitta) vertreten: ziemlich große Vögel mit kurzem, zusammengedrückten, stark gebogenen Schnabel, kurzen, sehr gerundeten Flügeln, deren fünfte oder sechste Schwinge am längsten ist, verlängertem, keilförmigen Schwanze, in welchem die zwei Mittelfedern weit hervorragen und mäßig starken oder kurzen Füßen. Sie sind so recht eigentlich als indische Vögel zu bezeichnen, da nur ein oder zwei Arten auch in den benachbarten Ländern vorkommen.

Unter den fünf Arten, welche Jerdon in seinen „Vögeln Indiens" aufführt, wollen wir den Kotri der Hindostaner, die wandernde Elster oder den Landstreicher der Engländer (Dendrocitta rufa oder Dendrocitta vagabunda) hervorheben. Sie erreicht eine Länge von 16 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen; die Fittiglänge beträgt 6 Zoll. Der ganze Kopf, der Nacken und die Brust sind rußbraun oder schwärzlichbraun, am dunkelsten gefärbt auf dem Vorderkopf, dem Kinn und der Brust, von da an mehr graulich. Die Schulterfedern, der Rücken und die oberen Schwanzdeckfedern sind dunkelröthlich, die Flügeldeckfedern, die Außenfahne der Schwingen zweiter Ordnung sind lichtgrau, fast weiß, die übrigen Schwingen schwarz. Der Schwanz ist aschgrau, alle Federn mit schwarzen Endspitzen. Die Unterseite von der Brust an ist röthlich oder fahlgilblich, der Schnabel ist schwarz, der Fuß dunkelschieferfarben, das Auge blutroth.

Der Kotri ist über ganz Indien verbreitet und kommt außerdem in Assam, China und nach Adams auch in Kaschmir vor. Er ist überall häufig, namentlich aber in den waldigen Ebenen. In den nördlichen Theilen Indiens sieht man ihn in jeder Baumgruppe und in jedem Garten, auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer. Sehr selten begegnet man einem einzigen, gewöhnlich einem Paare und dann und wann einer kleinen Gesellschaft. Diese fliegt von Baum zu Baum im langsamen, wellenförmigen Fluge und durchstreift während des Tages ein ziemlich großes Gebiet, ohne sich eigentlich einen Theil desselben zum bestimmten Aufenthaltsort zu erwählen. Auf den Bäumen findet diese Elster Alles, was sie bedarf; denn sie nährt sich zuweilen lange Zeit ausschließlich von Baumfrüchten, zu andern Zeiten aber von Kerbthieren, welche auf Bäumen leben. Die Eingebornen versichern, daß auch sie Vogelnester ausnehme und nach Würgerart jungen Vögeln nachstelle. Smith beobachtete, daß einer dieser Vögel in den Schattenraum des Hauses flog, hier zunächst junge Pflanzen abbiß und hierauf einen Käfig mit kleinen Vögeln besuchte, welche nach und nach sämmtlich von ihm getödtet und gefressen wurden. Buckland behauptet sogar, daß ein anderer Landstreicher Fledermäuse gejagt hätte.

In seinem großen Werke über die Vogelwelt Südafrikas beschreibt Le Vaillant unter andern nicht in Afrika einheimischen Vögeln auch ein aus Java stammendes Mitglied der Familie, welchem er den Namen Tenia gab. Dieser Vogel vertritt die Sippe Crypsirhina, welche sich von der vorhergehenden hauptsächlich durch Bildung des zehnfederigen Schwanzes unterscheidet. In diesem verkürzen sich nämlich nur die seitlichen Federn stafelförmig, während die mittleren sechs gleich lang sind. Der Schnabel ist stark und ziemlich lang, der Fuß nur mittellang und verhältnißmäßig schwach, die Bewaffnung der Zehen aber kräftig.

Der Benteot der Japanesen oder die Tenia Le Vaillant's (Crypsirhina varians) kommt an Größe einer Drossel ungefähr gleich, erscheint jedoch wegen ihres langen Schwanzes viel größer. Das sehr weiche Gefieder ist der Grundfärbung nach schwarz, schillert aber, je nach dem einfallenden Lichte, grünlich oder purpurfarbig; nur Stirn, Zügel und Kehle sind mattschwarz und glanzlos, in

gewisser Weise dem Sammt ähnelnd. Die Schwingen sind schwärzlich, die vier mittelsten Schwanzfedern grünlich, die äußeren auf der Außenfahne gleichfarbig, auf der innern mattschwarz und glanzlos. Der Schnabel und die Füße sind schwarz.



Der Kotri oder die wandernde Elster (Dendrocitta rufa oder Dendrocitta vagabunda).

Durch Horsfield erfahren wir, daß der Benteot auf Java nicht gerade selten ist. Er lebt aber ziemlich versteckt und kommt deshalb nur Demjenigen vor das Auge, welcher ihn aufsucht. Bewohnte Ortschaften scheint er gänzlich zu meiden. Er zeigt sich mit Vorsicht auf offenen Stellen des Waldes und fliegt bei Gefahr sofort nach dem Dickicht zurück. Sein Flug ist schlecht, wackelig und unsicher, der Gang auf dem Boden kaum besser. Kerbthiere aller Art scheinen die Hauptnahrung zu bilden; wahrscheinlich aber plündert auch er Nester aus; seine kräftigen Klauen deuten wenigstens darauf hin, daß er hierzu befähigt ist. Früchte hat man ebenfalls in seinem Magen gefunden. Ueber das Gefangenleben scheint Nichts bekannt zu sein, wie denn überhaupt die Lebensweise noch sorgfältiger Beobachtung bedarf.

Eine verwandte Sippe (Temnurus) unterscheidet sich dadurch, daß die Schwanzfedern am Ende winkelig ausgeschnitten sind. Sie vertritt der Sägeschwanz (Temnurus truncatus), ein Vogel von 14 Zoll Länge und einfarbigem schwarzen Gefieder, aus Cochinchina.

*

Mehrere Prachtvögel Süd- und Ostasiens, die Kittas (Cissa), werden von einigen Forschern den Raben zugezählt, während sie andere getrennt wissen wollen und ihnen entweder unter den Drosseln oder unter den Raken eine Stelle anweisen. Die Vögel haben aber nicht blos in ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem Leben und Treiben so große Aehnlichkeit mit den Hehern, daß wir sie, ohne uns eines Fehlers schuldig zu machen, hier folgen lassen können.

Die Kittas sind zierlich gebaute Vögel mit lebhaft gefärbtem Kleide. Ihr Schnabel ist fast kopflang, dick, stark, hart, von der Wurzel an gekrümmt, an der Spitze umgebogen; der Fuß ist lang und stark mit kräftigen, mittellangen Zehen, welche sämmtlich mit tüchtigen Nägeln bewehrt sind. In den runden Flügeln sind die vierte und die fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist entweder sehr lang und abgestuft und dann überragen die beiden Mittelfedern die andern bedeutend, oder kurz und abgerundet.

Die Schweifkitta (Urocissa sinensis) erreicht eine Länge von 26 Zoll, wovon freilich 17 bis 18 Zoll auf den Schwanz kommen; die Fittiglänge beträgt 8 Zoll. Das Gefieder ist sehr prächtig gefärbt. Der ganze Kopf, der Hals und die Brust sind tiefschwarz mit Ausnahme eines weißen Längsbandes, welches über das Haupt und den Nacken verläuft und allmählich in eine blaue Färbung übergeht. Der Mantel ist lichtkobaldblau; die oberen Schwanzdeckfedern sind ebenso gefärbt, aber breit schwarz zugespitzt, die Flügel sind glänzend kobaldblau, die Innenfahnen der Schwingen aber schwarz, alle Federn weiß zugespitzt; der Schwanz ist blau; die Mittelfedern sind weiß, die übrigen weiß und schwarz zugespitzt. Die Unterseite des Vogels ist von der Brust an weißlich, mit einem Schimmer ins Röthlichaschfarbene.

Die Schweifkitta findet sich im westlichen Himalaya und wird im Osten durch eine ihr sehr verwandte Art vertreten. In China ist sie nach Swinhoe's Beobachtungen häufig, namentlich in den Wäldern um Hongkong. In Indien sind die Vorberge bis 6000 Fuß über dem Meere ihre Heimat. Hier lebt sie im Gebüsch, aber meist auf dem Boden, welcher als ihr eigentliches Weidegebiet betrachtet werden muß. Sie ist ein kluges, aufmerksames Geschöpf, welches andern Vögeln zum Rathgeber, den Raubthieren oft zum Jagdverderber wird. Zumal dem Leopard soll sie oft meilenweit folgen und manche Jagd ihm vereiteln. Ihr Flug ähnelt nach Swinhoe dem unserer Elster: er geht geradeaus und erfordert beständige Flügelschläge; der Schwanz wird dabei wagrecht getragen. Im Sitzen auf dem Gezweig richtet sie sich hoch auf und wippt oft mit dem Schwanze. Der Lock- und Warnungston ist ein scharfes „Pink, pink, pink“, dem ein lautes Geschnatter angehängt wird. Auf letzteres hin sieht man alle Mitglieder des Fluges eilfertig von Baum zu Baum fliegen, bis von der Ferne her das „Pink, pink“ wieder zum Sammeln ruft.

Das Nest erbaut die Schweifkitta auf Bäumen, zuweilen sehr niedrig über dem Grunde, manchmal bedeutend höher. Es ist ein locker zusammengefügter Bau, welcher aus Reisern besteht und mit Wurzelfasern ausgekleidet wird. Die Zahl der Eier beträgt drei bis fünf. Ihre Farbe ist ein mattes Grünlichgrau mit dichter brauner Fleckung, welche am breiteren Ende kranzartig zusammenläuft.

In Indien hält man unsern Vogel zuweilen in der Gefangenschaft, und er verträgt diese sehr gut. Man ernährt ihn mit rohem Fleisch, jungen oder kleinen Vögeln, Kerbthieren u. dgl.; er nimmt aber nach Art seiner Verwandten mit allerlei Futter vorlieb. Gefangene sind schon wiederholt lebend nach England gekommen.

Bei den Federschnäbeln (Cissa) ist der Schnabel kräftig, mittellang, auf der Firste wenig gebogen und seitlich zusammengedrückt, der Fuß mäßig lang, aber kräftig, der Flügel gerundet und der Schwanz wenig stufig.

Eine der bekanntesten Arten ist der Sirgang der Bengalen oder der grüne Heher, wie die in Indien lebenden Engländer den Vogel nennen (Cissa sinensis). Seine Länge beträgt 15½ Zoll, wovon 8½ Zoll auf den Schwanz kommen, die Fittiglänge 6 Zoll. Das Gefieder ist ebenfalls sehr prächtig. Seine allgemeine Färbung ist ein wundervolles blasses Chrysoprasgrün, welches hier und da ins Blaue oder Bläulichgrüne und am Haupte ins Gelbliche übergeht. Der schwarze Zügel verlängert sich bis zum Hinterhaupt und vereinigt sich hier mit dem der entgegengesetzten Seite, so daß ein förmlicher Ring gebildet wird. Die Flügeldeckfedern und die Schwingen sind schön dunkelroth, ins

Röthlichbraune spielend, bei alten Vögeln aber grünlichbraun; die Schwingen zweiter Ordnung sind blaßblaugrün, breit schwarz gesäumt, die Mittelschwanzfedern sind weiß, die äußeren schwarz und weiß gespitzt. Die Federn des Kopfes bilden eine schöne Haube.

Der Sirgang, welcher auch wohl Jagdkrähe genannt wird, findet sich im südöstlichen Himalaya, außerdem in Assam, Sylhet und Tenasserim. In Sikim ist er in einem Höhengürtel von 12,000 Fuß nicht selten. Er wandert von Baum zu Baum und sucht sich die verschiedensten Kerbthiere, namentlich aber Heuschrecken u. dgl. von den Blättern der Zweige ab. So gibt Jerdon an. Andern Berichten zufolge soll er sich nicht blos mit niederen Thieren begnügen, sondern nach Art der Würger auch kleine Wirbelthiere anfallen und sogar zur Jagd derselben abgerichtet werden können, wie ein Falke. Die Stimme ist sehr laut, aber nicht unangenehm, mit Ausnahme der gewöhnlichen rauhen Töne, welche die Heher und Elstern insgemein ausstoßen und welche auch dem Sirgang eigenthümlich sind. Man fängt und zähmt ihn sehr häufig, und er wird dann bald zutraulich gegen den Pfleger. Nach Blyth soll er ein höchst unterhaltender Vogel sein, welcher lustig ein lautes Liedchen unter lebhaftem Geberdenspiel vorträgt. Sein würgerartiges Wesen zeigt sich auch im Käfig.

* * *

Wenige Geschöpfe haben den ordnenden Thierkundigen hinsichtlich ihrer Einreihung im System größere Schwierigkeiten gemacht, als die Pisangfresser (Amphibolae), eine kleine Gruppe von sehr eigenthümlich gestalteten Vögeln, welche fast ausschließlich in Afrika zu Hause sind. Die Einen haben sie den Klettervögeln eingereiht, die Andern sie zu den Schreivögeln gezählt, die Dritten die entschieden Zusammengehörigen getrennt und verschiedenen Ordnungen einverleibt. Es läßt sich nicht verkennen, daß einzelne Arten mit gewissen Kukuken manche Aehnlichkeit haben, ebenso gewiß aber ist, daß sie auch wieder an die Tauben, ja selbst an die Hühner erinnern. Klettervögel in dem allgemein giltigen Sinne sind sie gewiß nicht; denn ihnen fehlt das wichtigste Merkmal dieser allerdings unnatürlichen Ordnung, der paarzehige Fuß; ihre Uebereinstimmung mit andern Paarzehern ist also nur eine scheinbare. Aber ebenso wenig, als den Kukuken, ähneln sie Mitgliedern anderer Ordnungen; sie stehen überall vereinzelt da. Ich habe mich Reichenbach angeschlossen und ihnen in der Reihe der Rabenvögel einen Platz gegönnt, ganz einfach deshalb, weil mich mehrere der mir bekannten Arten durch ihre Lebensweise vielfach an die Heher erinnert haben. Einen andern Grund habe ich nicht, und somit bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß nun gerade Reichenbach das Richtige getroffen hat.

Etwas allgemein Giltiges über den Pisangfresser ist kaum zu sagen. Die verschiedenen Arten der einzelnen Sippen sind sich ungemein ähnlich, die einzelnen Sippen aber weichen so vielfach von einander ab, daß man es für nöthig gefunden hat, die Gesammtheit in zwei Unterfamilien oder Horden zu trennen. Es wird angemessen sein, wenn wir diesem Vorgange folgen und sogleich zur Betrachtung der beiden Abtheilungen übergehen.

Die Pisangfresser im engeren Sinne (Musophagae) sind Vögel von Raben- bis zur Hehergröße. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Schnabel kurz, stark und breit, auf der Oberfirste scharf gebogen, auf der unteren etwas herabgekrümmt, an den Schneiden gezahnt oder gezähnelt. Der Flügel ist mittellang, stark abgerundet, in ihm sind die vierte oder fünfte Schwinge die längsten. Der Schwanz ist ziemlich lang und abgerundet, der Fuß stark, verhältnißmäßig hoch und wie ich ausdrücklich wiederholen will, unpaarzehig. Drei Zehen richten sich nach vorn, eine nach hinten, die äußere läßt sich ein wenig seitwärts bewegen, aber nur von Ausstopfern nach hinten drehen. Das Gefieder ist weich, bei einzelnen Arten fast zerschlissen und theilweise durch prächtige Farben ausgezeichnet.

Große, zusammenhängende Waldungen Mittel- und Südafrikas sind die Heimat der Pisangfresser. Keine Art findet sich in baumlosen Gegenden. Die Vögel leben gesellig, d. h. in kleinen

Trupps, zusammen, welche nach meinen eigenen Beobachtungen von drei bis zu funfzehn Stück anwachsen können. Sie halten sich viel im Gezweig der Bäume auf, kommen aber auch oft auf den Boden herab. Einzelne scheinen mit ziemlicher Regelmäßigkeit ein großes Gebiet zu durchstreifen; Dies aber geschieht in einer unsteten, unruhigen Weise unter viel Gelärm und Geschrei. Ihr Flug ist nicht besonders ausgezeichnet, aber gewandt und mancherlei Wendungen fähig, wie die kurzen Flügel vermuthen lassen. Ihre Bewegungen im Gezweig der Bäume sind sehr geschickt. Ueber ihre geistigen Fähigkeiten ist schwer ein Urtheil zu fällen; so viel aber ist gewiß, daß man sie nicht zu den dummen Vögeln zählen darf. Sie sind aufmerksam auf Alles, was um sie vorgeht, vorsichtig und werden, wenn sie sich verfolgt sehen, bald außerordentlich scheu. Um andere Vögel scheinen sie sich wenig zu bekümmern; man sieht sie stets mit andern ihrer Art zusammen. Doch mag es vorkommen, daß nahe verwandte Arten einer Sippe sich auf kurze Zeit vereinigen.

Pflanzenstoffe scheinen ihre hauptsächliche, wo nicht ausschließliche Nahrung zu bilden. Sie verzehren Blattknospen, Früchte, Beeren und Körner, welche sie in den Kronen der Bäume, im Gebüsch und auf dem Boden zusammenlesen. Diese Nahrung bestimmt selbstverständlich ihren Aufenthalt. Sie beleben deshalb vorzugsweise Gegenden, welche reich an Wasser und somit auch reich an Früchten sind. Dank dieser Nahrung lassen sie sich auch leicht an die Gefangenschaft gewöhnen und bei einiger Pflege jahrelang selbst bei uns erhalten. Einzelne Arten gehören zu den angenehmsten Gefangenen, welche man haben kann. Sie erfreuen durch die Pracht ihres Gefieders, wie durch ihr munteres Wesen und durch ihre Anspruchslosigkeit.

Ueber ihre Fortpflanzung fehlen zur Zeit noch ausführliche Beobachtungen. Von einigen Arten ist bekannt, daß sie weiße Eier legen und wahrscheinlich in hohlen Bäumen nisten. Aus ihrem geselligen Verkehr läßt sich im übrigen schließen, daß die Jungen lange bei den Eltern bleiben und von diesen treulich behütet werden.

In den Wäldern von Agra an der Goldküste entdeckte der deutsche Naturforscher Isert zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Vertreter einer Sippe der Familie, welchen wir Bananenfresser (Musophaga violacea) nennen. Ein ähnlicher Vogel wurde später ebenfalls in Westafrika aufgefunden. Der Bananenfresser unterscheidet sich hauptsächlich durch seine Schnabelbildung von den übrigen Verwandten. Die Firste des Oberschnabels nämlich geht unmittelbar in eine hornige Platte über, welche den größten Theil der Stirn bedeckt. Der Schnabel selbst erscheint deshalb sehr stark; denn er wölbt sich von der Stirn an in flachem Bogen bis zur Spitze, welche sich hakig über den schwachen Unterschnabel herabbiegt. Die Schneiden sind gezähnelt; die Nasenlöcher liegen vollkommen frei in der Vorderhälfte des Oberschnabels. Die Zügel und eine nackte Stelle um das Auge sind unbefiedert. Die Flügel sind mittellang, die Armschwingen etwas kürzer, als die Handschwingen. Der Schwanz ist verhältnißmäßig kurz, breit und am Ende abgerundet. Die Füße sind kurz, aber kräftig.

„Es mag vielleicht übertrieben erscheinen", sagt Swainson, „wenn ich den Bananenfresser als einen Fürsten der gefiederten Schöpfung bewundere. Andere Vögel sind hübsch, zierlich, glänzend, prächtig — aber die Färbung des Bananenfressers ist königlich. Das schimmernde Purpurschwarz, welches vorherrscht, wird aufs wundervollste gehoben durch das prachtvolle Hochroth der Schwingen. Der Schnabel, obgleich beträchtlich groß, erscheint nicht unverhältnißmäßig; denn er ist weder phantastisch gestaltet, wie bei den Nashornvögeln, noch ungeheuerlich, wie bei den Pfefferfressern: die tiefgelbe, in Hochroth übergehende Färbung, welche ihn schmückt, erhöht nur noch die Schönheit des dunklen Gefieders."

Die Länge des Bananenfressers beträgt ungefähr 20 Zoll, die Fittiglänge 8½ Zoll, die Schwanzlänge ebensoviel. Die zarten und weichen Federn, welche den Scheitel bekleiden, sind pracht-

voll hochroth, glänzend wie Sammt. Das übrige Gefieder ist tiefviolett, fast schwarz, aber im Lichte prächtig grünglänzend. Nur die Unterseite ist glanzlos. Die Schwingen sind hochroth, ins Lilafarbene spielend, an den Spitzen tiefviolett. Die nackte Stelle ums Auge ist karminroth, ein Streifen unter ihm blendendweiß, der Schnabel, wie bemerkt, an der Spitze karminroth, der Fuß schwarz, das Auge braun. Den jüngeren Vögeln fehlt das sammtartige Roth des Scheitels; im übrigen ähneln sie den Alten.

Noch heutigen Tages gehört der Bananenfresser zu den Seltenheiten in den Sammlungen; doch sind in der Neuzeit nicht blos Bälge, sondern sogar lebende Vögel dieser Art nach Europa gekommen. Ueber das Freileben sind die Angaben außerordentlich dürftig. Wir wissen eben nur so viel, daß er die Wälder Westafrikas von Senegambien an bis Unterguinea bewohnt. Er soll die, welche in Ebenen liegen, vorziehen und namentlich an Flußufern sich finden, vonhieraus aber zuweilen Ausflüge in nahe gelegene Pflanzungen unternehmen. Nach Angabe der Reisenden lebt er jahraus jahrein



Der Bananenfresser (Musophaga violacea).

paarweise. Auch er ist ein echter Baumvogel, welcher wenig auf den Boden herabkommt. In seinem Wesen, seinen Bewegungen, seiner Stimme, seiner Nahrung scheint er sich wenig von den Verwandten zu unterscheiden.

Die meisten Beobachtungen sind über die Helmvögel (Corythaix) angestellt worden. Alle hierher gehörigen Vögel sind anmuthig gestaltet und prachtvoll gezeichnet. Sie sind schlank gebaut, ihre Flügel kurz zugerundet, in ihnen die fünfte Schwinge am längsten. Der Schwanz ist mittellang, der Schnabel klein, kurz, dreieckig, der Oberschnabel mit schwachem Haken über den unteren herabgebogen; die Nasenlöcher sind theilweise von den Stirnfedern überdeckt. Das Gefieder ist reich, auf

dem Kopfe helmartig verlängert, von vorherrschend grüner Farbe, während die Schwingen regelmäßig prachtvoll purpurroth gefärbt sind. Ein kleiner nackter Ring, welcher zuweilen Fleischwarzen trägt, umgibt das Auge.

Die verschiedenen Arten ähneln sich außerordentlich, ebensowohl was die Färbung, als was die Lebensweise anlangt.

In Abissinien lebt der weißwangige Helmvogel (Corythaix leucotis). Sein Gefieder ist der Hauptsache nach ebenfalls grün, der Rücken und die Flügel sind dunkelgrünviolett; der Schwanz ist schwarzviolett mit feinen, dunklen, wellenförmigen Querlinien gezeichnet; der Bauch und die Schenkel sind dunkelgrau. Die Holle oder der Helm ist glänzend dunkelgrün. Ein Flecken vor dem Auge und ein anderer, welcher sich fast senkrecht über dem Ohre am Halse herabzieht, sind schneeweiß, die Schwingen wie gewöhnlich prachtvoll karminroth, rundum lauchgrün gesäumt. Ein aus kleinen



Der weißwangige Helmvogel (Corythaix leucotis).

Warzen bestehender Ring von zinoberrother Farbe umzieht das lichtbraune Auge; der Schnabel ist an der Spitze blutroth, an der Spitze des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern aber grün; der Fuß ist braungrau. Die Länge beträgt 17¼, die Breite 21½ bis 22 Zoll; der Fittig mißt 6¾, der Schwanz 8¼ Zoll. Das Weibchen ist um einen halben Zoll kürzer und um einen Zoll schmäler, unterscheidet sich aber sonst nicht im geringsten von dem Männchen.

Gelegentlich meines Jagdausfluges nach Habesch habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, den Helmvogel zu beobachten. Man begegnet ihm erst ziemlich hoch oben im Gebirge, in den bewaldeten, wasserreichen Thälern, da, wo die Kronleuchtereuphorbie auftritt, entweder in Scharen oder in kleinen Familien. Hier lebt er ungefähr nach Art unseres Hehers. Er ist rastlos und unruhig wie dieser, streift bei Tage fortwährend hin und her, kehrt aber immer mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu bestimmten Bäumen des Gebietes zurück, namentlich zu den Sikomoren oder Tamarinden, welche ringsum von Niederwald umgeben sind. Solche Bäume werden gewissermaßen zum Stelldichein einer

Gesellschaft. Auf ihnen sammeln sich die Vögel des Trupps, welche sich während des Futtersuchens zerstreuten, und vonhieraus treten sie neue Wanderungen an.

Wenn man einen solchen Baum einmal erkundet hat und sich um die Mittagszeit oder gegen Abend unter ihm aufhält, fällt es nicht schwer, die prächtigen Geschöpfe zu beobachten; denn die ankommenden machen sich sehr bald bemerklich, sei es, indem sie von Zweig zu Zweig hüpfen oder tänzelnd auf einem Ast entlang laufen oder aber, indem sie ihre eigenthümliche dumpf und hohllautende Stimme vernehmen lassen. Diese Stimme läßt sich schwer wiedergeben. Sie klingt bauchrednerisch und täuscht im Anfang den Beobachter über die Entfernung des schreienden Vogels. Ich habe versucht, sie durch die Silben „Jahuhajagaguga", welche im Zusammenhange mit einander ausgestoßen werden, zu übertragen.

Der Helmvogel verbringt den größten Theil seines Lebens im Gezweig der Bäume. Nur auf Augenblicke kommt er zum Boden herab, gewöhnlich da, wo niedere Euphorbien die Gehänge dicht bedecken. Hier hält er sich einige Minuten auf, um irgend welche Nahrung aufzunehmen. Dann erhebt er sich rasch wieder und eilt dem nächsten Baume zu, verweilt auf diesem einige Zeit lang und fliegt nun weiter, entweder nach einem nächsten Baume oder wiederum nach dem Boden hernieder. Der ganze Flug thut Dies, aber nicht gleichzeitig, sondern ganz nach Art unserer Heher. Ein Glied der Gesellschaft nach dem andern verläßt den Baum ton- und geräuschlos, aber alle folgen genau dem ersten und sammeln sich rasch wieder. In den Kronen der Bäume ist der Vogel außerordentlich gewandt. Er hüpft sehr rasch von Zweig zu Zweig, oft mit Zuhilfenahme seiner Flügel, sonst aber auch, wie schon bemerkt, der Länge nach auf einem Aste fort bis zur Spitze desselben. Dort angelangt, schaut er vorsichtig in die Runde und fliegt nun entweder auf einen niedern Baum oder hüpft in die Krone des ersten zurück. Der Flug erinnert ebensowohl an den unserer Heher, wie an den der Spechte. Er geschieht in Bogenschwingungen, welche jedoch nicht sehr tief sind. Mehrere rasche, fast schwirrende Flügelschläge heben den Helmvogel zur Höhe des Bogens empor; dann breitet er, aber nur auf Augenblicke, seine Flügel aus, ihre ganze Pracht entfaltend, sinkt ziemlich steil abwärts und erhebt sich von neuem. Dabei wird der Hals ausgestreckt, der Kopf erhoben, der Schwanz aber abwechselnd gebreitet und zusammengelegt, je nachdem der Vogel niederfällt oder sich erhebt.

In dem Magen der von mir getödteten habe ich nur Pflanzenstoffe gefunden, namentlich Beeren und Sämereien. Zu einzelnen Gebüschen, deren Beeren gerade in Reife standen, kamen die Helmvögel sehr häufig herab, immer aber hielten sie sich hier nur kurze Zeit auf. Sie naschten gewissermaßen blos von den Früchten und eilten dann sobald als möglich ihren sichern Laubkronen zu.

Aus dem Legschlauche eines von mir erlegten Weibchens schnitt ich im April ein vollkommen reifes Ei von reinweißer Farbe, welches dem unserer Haustaube an Größe und Gestaltung ungefähr gleichkam, sich aber durch seine feine Schale und seinen großen Glanz auszeichnete. Das Nest habe ich leider nicht gefunden; doch zweifle ich nicht, daß es in Baumhöhlungen angelegt wird. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß ungeachtet der Brutzeit die meisten Helmvögel, welche ich fand, in Trupps, nicht aber in Familien, zusammenlebten.

Ueber die Gefahren, welchen der freilebende Helmvogel ausgesetzt ist, habe ich keine Beobachtungen machen können. Es läßt sich annehmen, daß die verschiedenen Sperber und Edelfalken seiner Heimat ihm nachstellen; darauf deutet wenigstens seine große Vorsicht, sein Verbergen im dichten Gezweig, sein Einzelfliegen und das ängstlich kurze Verweilen auf dem Boden hin. Doch habe ich eben nichts Sicheres in Erfahrung bringen können. Der Abissinier verfolgt den Helmvogel nicht, und ebensowenig fällt es ihm ein, das schöne Thier als Gefangenen an sich zu fesseln. Daher mag es denn wohl auch kommen, daß der Vogel dem Europäer gegenüber nicht gerade scheu ist. Aber er wird es, sobald er Verfolgungen erfahren hat. Schon seine Rastlosigkeit erschwert die Jagd. Der ganze Trupp gaukelt, so zu sagen, beständig vor dem Jäger her und entschwindet diesem da, wo die Oertlichkeit nur einige Hindernisse entgegensetzt, gewöhnlich sehr bald. Am sichersten führt der Anstand unter den gedachten Lieblingsbäumen zum Ziel. Hier darf man fast mit Bestimmtheit auf Beute rechnen.

In diesen Mittheilungen, welche ich theilweise aus meinen „Ergebnissen u. s. w." wiederholt habe, ist Alles enthalten, was mir auch außerdem über das Freileben der Helmvögel bekannt geworden ist; denn alle Beobachtungen anderer Naturforscher stimmen mit den meinigen überein.

Das Gefangenleben der Helmvögel haben wir namentlich seit Errichtung der Thiergärten kennen gelernt, doch liegen auch ältere Forschungen vor. Die abissinische Art ist allerdings noch nicht lebend nach Europa gekommen; dagegen gehört eine westafrikanische Art nicht eben zu den Seltenheiten in größeren Sammlungen lebender Thiere. Auch der hamburger Thiergarten besaß jahrelang zwei Helmvögel (Corythaix persa), und einer von ihnen lebt noch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe. Ueber diese Art hat Ploß bereits vor vierzig Jahren berichtet. „Mein Gefangener", sagt er, „ist ein aufgeweckter, munterer Vogel, welcher fast den ganzen Tag in Bewegung ist, den Kopf bald rechts, bald links wendet, bei jedem Stückchen Futter, welches er aufnimmt, die Flügel und den Schwanz ausbreitet und vorwärts nickt. Er ist so zahm, daß er mir aus der Hand frißt, und läuft frei im Zimmer herum. Dabei thut er oft Sprünge von mehreren Ellen, wobei er sich mit ausgebreiteten Flügeln, jedoch ohne Flügelschlag, hilft und den Hals weit vorstreckt. Nach dem Sprunge läuft er in derselben Stellung mehrere Schritte fort. Sein Gang ist sehr geschickt und schnell, das Klettern hingegen versteht er gar nicht, und am Drahtgitter seines Käfigs vermag er sich nur mit Mühe zu erhalten. Sein Lockton ist ein leises Grunzen, welches er manchmal, vorzüglich, wenn ihm ein fremder Gegenstand von fern zu Gesicht kommt, in abgerissenen Sätzen acht- bis zehnmal wiederholt und so steigert, daß man das Geschrei durch mehrere verschlossene Thüren hören kann. Gewöhnlich fliegt er alsdann von dem Punkte, auf dem er gesessen hat, nach einigen Flügelschlägen ab."

„Nähere ich mich ihm, indem ich die Lippen bewege, so richtet er sich hoch empor, bläst Kropf und Kehle auf und bringt von dem genossenen Futter etwas aus dem Kropfe heraus, um mich zu ätzen, ein Beweis, daß er seine Jungen aus dem Kropfe füttert *) und sich auch wahrscheinlich beide Gatten dieselbe Liebkosung erweisen. Seine Haube trägt er stets emporgehoben und nur im Schlafe, des Nachts oder wenn man ihn streichelt, legt er dieselbe nieder. Ich erhalte ihn mit in Wasser geweichtem Weißbrod, geriebenem gelben Futter und klein geschnittenem Obst, wie es gerade die Jahreszeit darbietet, im Winter mit Aepfeln und Birnen, in andern Jahreszeiten mit Erdbeeren, süßen Kirschen, Himbeeren, Pflaumen, Weinbeeren u. dgl. Obst ist ihm zu seiner Gesundheit unentbehrlich. Sand und kleine Steine verschluckt er in beträchtlicher Menge. Er badet sich gern und macht sich dabei sehr naß. Im ganzen ist dieser Vogel leicht zu halten, er befindet sich bei mir nun bald vier Jahre sehr wohl."

„Am 17. Juni (1825) legte er in sein Freßgeschirr ein Ei, dem am 5. Juli ein zweites folgte. Er bediente sich eines offenen, ihm zugänglichen Lachtaubennestes nicht, sondern kroch vor dem Legen des Eies in den dunkelsten Winkel, woraus ich schließe, daß er im Freien in Höhlen nistet. Das Eierlegen griff ihn sehr an. Er war sterbenskrank und trank dann außerordentlich viel Wasser."

„Seine Mauser findet einmal im Jahre statt."

Unsere beiden Gefangenen haben mir bewiesen, daß vorstehende Beobachtungen richtig sind; doch glaube ich, ihnen noch Einiges hinzufügen zu müssen. Wir beherbergen die Helmvögel in einer Abtheilung unseres Hühnerhauses, welche im Innern einen ziemlich dunkeln Raum, vor demselben aber einen Ausflugskäfig hat. In letzterem verweilen sie nur in den Früh- und Abendstunden; bei größerer Tageshelle ziehen sie sich stets in das Dunkel zurück, setzen sich auf einer hohen Sprungstange nieder und verharren hier ziemlich regungslos, bis es dem einen einfällt, sich die bunte Welt der Besucher des Gartens einmal näher zu betrachten. Dann treiben sie sich sehr munter außen umher. Sie scheuen sich übrigens hauptsächlich vor der Sonne, nicht gerade vor der Tageshelle; denn an regnerischen Tagen machen sie sich viel im Außenkäfig zu schaffen. Doch ist es auch möglich, daß Dies

*) Diese Angabe dürfte schwerlich begründet sein, weil der Helmvogel keinen eigentlichen Kropf besitzt.

hauptsächlich des Badens wegen geschieht; denn sie lassen sich gern beregnen, zuweilen so stark, daß sie vollkommen eingenäßt sind. Gegen Kälte sind sie nicht sehr empfindlich; es genügt, wenn man sie in frostfreiem Raume hält.

Vielleicht gibt es kaum verträglichere Thiere, als diese Helmvögel. In ihrem Käfig leben außerdem Reb- und Bambushühner, Schopfwachteln, Baumhühner, Finken und Alpenlerchen. Mit allen diesen so verschiedenen Geschöpfen vertragen sie sich ausgezeichnet; sie vertragen sich mit ihnen auch in dem engen Winterkäfig. Oft kommt es vor, daß eine der Schopfwachteln bäumt und sich dicht neben den Helmvogel setzt, ja fast an denselben anschmiegt. Er läßt aber auch Dies anstandslos geschehen. Gegen den Wärter zeigen sie sich zutraulich, Beweise von so großer Zahmheit aber, wie Ploß sie erfuhr, haben sie nicht gegeben.

Ihre Gefangenenkost ist sehr einfach; sie besteht hauptsächlich aus gekochtem Reis, untermischt mit Grünzeug der verschiedensten Art und einigen Früchten. Sie bedürfen viel Nahrung, sind aber im höchsten Grade anspruchslos.

Ihre Stimme vernimmt man selten. Gewöhnlich stoßen sie ein Geknarr aus, bei besonderer Aufregung aber rufen sie laut und abgebrochen: „Kruuk, kruuk, kruuk"; andere Laute haben wir nicht vernommen.

Eigenthümlich ist eine Beobachtung, welche Verreaux machte. Er fand nämlich, daß die zwölf oder vierzehn Flügelfedern, welche sich durch die prachtvolle purpurviolette Farbe auszeichnen, ihre Schönheit verlieren, sobald sie durchnäßt werden, ja, daß sie abfärben, wenn man sie in diesem Zustande mit den Fingern berührt oder reibt. Trocken geworden, nehmen dieselben Federn ihre ursprüngliche, glänzende Farbe wieder an. Doch geschieht Dies nur, so lange der Vogel lebt: so wenigstens beobachteten Westermann und Schlegel. Im Thiergarten zu Amsterdam wurde ein Helmvogel von Krämpfen befallen und wie gewöhnlich unter solchen Umständen mit kaltem Wasser begossen. Der Vogel blieb in derselben Lage, wie er gefallen war, liegen, lebte noch einige Stunden und starb endlich. Es zeigte sich jetzt, daß er auf der einen Seite trocken geworden, auf der nach dem Boden zugekehrten aber naß geblieben war, und man bemerkte nun, daß dieses noch nasse Roth des linken Flügels in Blau verwandelt worden war, während die rothe Farbe des vor dem Tod getrockneten rechten Flügels sich in vollkommener Schönheit erhalten hatte. An getrockneten Bälgen äußern Waschungen mit Wasser nicht den mindesten Einfluß, und nur dann, wenn ein Vogelbalg in verdünntem Ammoniak oder in Seifenwasser gelegen hat, kann man bemerken, daß die Flügel abfärben.

Der Riese der Familie ist der Turako (Corythacola cristata), ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Vogel, welcher mit Recht zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben worden ist. Im allgemeinen steht der Turako den Helmvögeln nahe; er unterscheidet sich jedoch durch die beträchtliche Größe, durch die Bildung des Schnabels und die anders gestaltete Haube. Der Leib ist kräftig, der Flügel mittellang und stumpfspitzig, in ihm die fünfte Schwinge die längste, die vierte und sechste mit dieser fast gleich lang; der Schwanz besteht aus zehn breiten, stumpf abgerundeten Steuerfedern, deren seitliche sich etwas verkürzen. Der Lauf ist kurz und stark; die Zehen sind lang und mit dicken Krallen besetzt. Der Schnabel ist kurz, stark gekrümmt, auf der Schnabelfirste abgerundet, an den Schneiden beider Kiefern gezähnelt. Der Schopf wird durch die verlängerten Stirn- und Scheitelfedern gebildet; die Zügel und Augengegend sind besiedert. Das Gefieder ist dicht und weich, die Federn der Unterseite sind ebenfalls etwas zerschlissen.

In der Größe kommt der Turako einem Raben ungefähr gleich. Seine Länge beträgt 2 Fuß 1 bis 2 Zoll, der Fittig mißt 1 Fuß, der Schwanz 1 Fuß 2 bis 3 Zoll. Ein schönes lebhaftes Grün oder Türkisblau ist die vorherrschende Färbung. Die Federn der Kopfhaube sind schwarz, dunkelblau zugespitzt, die der Brust und des Vorderbauches lauch- oder schmuziggelbgrün, des Bauches und Steißes mattzimmtbraun; der grünlichblaue Schwanz ist gegen das Ende hin breitschwarz gebändert,

aber blau zugespitzt. Der Schnabel ist gelb, an der Wurzel lebhafter, die Füße sind bleigrau. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Jungen Vögeln fehlt die Haube, die Kehle ist nackt, der Schnabel schwärzlich, der Oberkopf schwarz und das ganze Gefieder überhaupt matter gefärbt, als bei alten Vögeln.

Auch der Turako ist auf Westafrika beschränkt. Man fand ihn von der Sierra Leona bis zum Gabun, ausschließlich in wasserreichen, dicht bestandenen Wäldern. Hier soll er im ganzen nach Art der Helmvögel, mehr auf den Bäumen, als auf dem Boden leben. Er fliegt ungern weit, weil die Last seines Leibes die kurzen Flügel bald ermüdet. Von den Wipfeln der Bäume pflegt er in anmuthigem Zuge zur Tiefe herab zu schweben, während es ihm große Mühe macht, wenn er sich von der Tiefe zur Höhe erheben muß. Auf den Aesten soll er sich ganz in derselben Weise bewegen, wie ich es von den Helmvögeln beschrieb. Saftige Früchte, namentlich Paradiesfeigen und Bananen bilden den größten Theil seiner Nahrung; doch soll er gern auch Kerbthiere und namentlich Heuschrecken fressen. Es wird behauptet, daß er den Pflanzungen unter Umständen lästig werde, weil er sehr gefräßig ist und einer großen Masse von Nahrung zu seiner Sättigung bedarf.

Jedes Geräusch macht ihn aufmerksam, und der Anblick eines fremden Gegenstandes erregt ihn aufs höchste. Er sträubt dann die Federn seines Schopfes, welche er sonst glatt anlegt, richtet den Kopf hoch auf, wendet sich unruhig nach allen Richtungen und entflieht sobald als möglich. Seine laute, aber rauhkreischende Stimme soll man sehr oft vernehmen, den Vogel deshalb aber doch nicht so leicht zu sehen bekommen, weil auch er sich wohl zu verbergen weiß.

So berichtet Fitzinger über den Turako, — nach welchen Quellen, ist mir unbekannt.

Verwandte Arten dieser Sippe hat man bis jetzt noch nicht aufgefunden.

In ganz Mittel- und Westafrika leben noch mehrere Pisangfresser, welche man von den übrigen getrennt und Schizorhis genannt hat. Es unterscheiden sie der gestreckte Leibesbau, die verhältnißmäßig langen Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, der Schnabel, welcher dick, stark und kaum höher, als breit, auf der Firste aber stark gebogen und an den Schneiden nur schwach gezähnelt ist, die Kopfbefiederung, sowie endlich die düstere Färbung.

Mein letzter Ausflug nach Habesch hat mich mit dem Lärmvogel (Schizorhis zonurus) bekannt gemacht. Er erreicht eine Länge von 1 Fuß 7½ Zoll und eine Breite von 2 Fuß 4 Zoll; der Fittig mißt 9½ Zoll; der Schwanz ebensoviel. Das Weibchen ist etwas größer, als das Männchen, ihm aber sonst in allem übrigen gleichartig gestaltet und gefärbt. Die ganze Oberseite ist ziemlich gleichmäßig dunkelbraun, die Unterseite von der oberen Brust ab hellaschgrau, längs der Schäfte bräunlich gestreift. Die verlängerten und zugespitzten Federn des Hinterhauptes, welche gesträubt getragen werden, sind weißlich gesäumt; die Federn des Rückens, soweit sie verdeckt werden, sind blaugrau, die Schwingen schwarzbraun, auf der Innenfahne mit einem großen, weißen, viereckigen Flecken gezeichnet, welcher nur der ersten fehlt. Die mittelsten Schwanzfedern sind lichtbraun, die vier äußersten an der Spitze ebenso gefärbt, hierauf weiß und am Ende breit rußschwarz gebändert. Das Auge ist graubraun, der dicke, starke und breite Schnabel, welcher sich ziemlich stark krümmt und an den Schneiden kaum gezähnelt ist, erscheint grüngelb. Der Fuß ist dunkelaschgrau.

Der Lärmvogel scheint weit verbreitet zu sein. Rüppell fand ihn in mehreren Provinzen Abissiniens, ich traf ihn ziemlich häufig in den Bogosländern an, andere Reisende begegneten ihm am oberen blauen Flusse, und Heuglin endlich lernte ihn in dem Quellengebiet des weißen Nils kennen. Ueber seine Lebensweise ist mir kein ausführlicherer Bericht von andern Forschern bekannt, und ich muß deshalb wohl oder übel Dasselbe wiederholen, was ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." über ihn gesagt habe.

„Während der Helmvogel nur leise bauchrednert, versucht der Lärmvogel mit den Affen um die Wette zu schreien. Er ist es, welcher selbst den erfahrenen Jäger oft täuscht und ihn glauben läßt,

daß eine Bande der graugrünen Meerkatzen irgend etwas Entsetzliches bemerkt habe und es der Welt künden wolle. Sein Geschrei ähnelt dem sonderbaren Gegurgel, oder wie man es sonst nennen will, genannter Affen in jeder Hinsicht auf das Genaueste. Es klingt laut und gellend, wie „Gu, gu, guck, gi gack, ga girr girr guh gi, ge guh", aber weil gewöhnlich alle durcheinander schreien, so sonderbar verworren, daß es zu einem wirklichen Gegurgel wird. Geht man diesen merkwürdigen Lauten nach, so sieht man die sehr auffallenden Vögel bald auf einem der höchsten Bäume des Gebirges, paarweise vereint oder auch in kleinen Familien, jedoch auch dann noch die Gatten eines Paares nebeneinander sitzen. Wenn man recht vorsichtig näher kommt, kann man solche Gesellschaften wohl beobachten."



Der Lärmvogel (Schizorhis zonurus).

„Der Lärmvogel hat im Betragen vieles mit dem Spornkukuk und dem Nashornvogel gemein. Er fliegt ganz wie letzterer, in Absätzen nämlich, aber nicht gern weit, am liebsten nur von einem hohen Baume zum andern, setzt sich hoch in die Kronen, hält sich sehr aufrecht, beginnt mit dem Schwanze zu spielen und schreit nun mit einem Male laut auf, daß es rings im Gebirge wiederhallt. Er ist sehr vorsichtig, und man muß sich Mühe geben, wenn man seiner habhaft werden will. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer ist er weniger scheu; dort hat er sich an den Menschen und sein Treiben gewöhnt. Seine Nahrung besteht aus Beeren der verschiedensten Art, und diesen Beeren zu Liebe kommt er in den Morgen- und Abendstunden zu den niederen Büschen herab. Den übrigen Theil des Tages lebt er nur auf Hochbäumen und namentlich in den Mittagsstunden sucht er sich die schattigsten aus, welche er finden kann, und verbringt in ihrem Gelaube die heiße Zeit."

*

Die Mäusevögel (Colii) bilden die zweite Horde, welche nur aus einer einzigen Sippe besteht. Es läßt sich nicht leugnen, daß die hierher gehörigen Vögel mit den Pisangfressern noch große Aehnlichkeit zeigen; demungeachtet bekunden sie ein sehr eigenthümliches Gepräge, und Dies ist auch der Grund, weshalb sie von den verschiedenen Naturforschern bald hier-, bald dorthin gestellt worden sind. Linné zählte sie zu den Finken, und viele nach ihm kommende Forscher folgten ihm darin, während andere gar keine bestimmte Stellung im System finden zu können meinten; erst Swainson wies ihnen den Platz an, welchen sie gegenwärtig ziemlich unbestritten einnehmen.

Alle bis jetzt bekannten Arten der Sippe ähneln sich sehr. Ihr Leib ist lang gestreckt, fast walzenförmig, sehr muskelig, um nicht zu sagen fleischig. Der Schwanz ist fast noch einmal so lang, als der Leib; die Flügel sind kurz und stark gerundet, die Füße kurzläufig, aber langzehig. Der Schnabel ist kurz, dick, gewölbt, von der Wurzel an gebogen, an der Spitze etwas zusammengedrückt, der Oberschnabel mit schwachem Haken über den unteren herabgekrümmt. Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten gehört die Bildung der Füße und die Beschaffenheit des Gefieders. Bei ersteren können nämlich alle vier Zehen nach vorn gerichtet oder die beiden seitlichen nach hinten gewendet werden; das letztere ist, soweit es den Leib bekleidet, außerordentlich fein und zerschlissen, so daß die Federn den Haaren der Säugethiere ähneln. Dagegen sind die langen Schwanzfedern wiederum durch ihre auffallende Steifheit bemerkenswerth. Jede einzelne von den zwölf Federn des Schwanzes besitzt einen sehr starken Schaft mit zwei ziemlich gleich breiten oder richtiger gleich schmalen Fahnen, deren Fasern ebenfalls sehr kräftig sind. Die mittleren Schwanzfedern sind wenigstens viermal so lang, als die äußeren, wodurch eine Abstufung entsteht, wie sie in der ganzen Klasse kaum noch einmal vorkommt. Die Flügel sind kurz und sehr stark abgestumpft, die vierte Schwinge ist die längste, mit der fünften und sechsten aber fast gleich lang. Ein schwer zu bestimmendes Fahlgrau, welches bald mehr, bald weniger in das Röthliche oder Aschfarbene spielt, ist vorherrschend, der Name Mäusevogel also auch in dieser Hinsicht gut gewählt.

Während meiner Reise in Afrika habe ich zwei verschiedene Arten dieser sonderbaren Vögel kennen gelernt, den Wiriwa (Colius senegalensis) und den weißwangigen Mäusevogel (C. leucotis). Bei ersterem ist die Stirn falb, ein aus zerschlissenen Federn bestehender Busch braungrau, der Hinterkopf, wie die Seiten des Halses röthlichgelb, der übrige Oberkörper blaugrau, die Kehle hellfalb, Vorderhals und Brust graublau, fahl gewölkt, der Bauch rostfarben, der Schnabel an der Wurzel röthlich, an der Spitze schwarz, der Fuß korallenroth. Das Auge ist rothbraun, ein nackter Ring um dasselbe lackroth. Bei dem weißwangigen Mäusevogel ist das ganze Gefieder mäusegrau, fein gesperbert, die Unterseite fahlgrau, die Kehle aschgrau, die Stirn grauschwarz, die Wange lichtgraugelb. Die Fahnen des Schwanzes sind breiter als bei dem Wiriwa. Das Auge ist lichtblau, der Oberschnabel bläulich, der Unterschnabel aber röthlich hornfarben, der Fuß korallenroth. In der Größe kommen sich beide Arten ziemlich gleich. Die Länge beträgt 13 bis 13½, die Breite 11 bis 11½ Zoll; der Fittig mißt 3¾ Zoll, der Schwanz 9 bis 9¼ Zoll.

Die Mäusevögel sind, wie es scheint, auf Afrika beschränkt; denn die Angabe älterer Schriftsteller, daß sie auch in Indien gefunden werden, bedarf wohl noch der Bestätigung. Sie bewohnen Mittel- und Südafrika, fehlen aber im Norden gänzlich, obwohl dort ihre Lieblingsbäume recht gut gedeihen; erst wenn man in die baumreiche Steppe eingetreten ist, begegnet man ihren Flügen. In den eigentlichen Urwaldungen sind sie stellenweise sehr häufig und in den innerafrikanischen Städten ebensowohl, wie in den Ortschaften des Kaplandes regelmäßige Erscheinungen. Einzelne Arten scheinen hinsichtlich ihrer Verbreitung beschränkt zu sein, andere verbreiten sich von der West- bis zur Ostküste und vom 16. Grad nördlicher Breite bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Alle Arten aber finden sich nur da, wo es Bäume oder Gebüsche gibt, welche anderen Vögeln im buchstäblichen Sinne des Worts undurchdringlich sind.

Hinsichtlich der Lebensweise stimmen alle Mäusevögel so überein, daß es gewiß nicht fehlerhaft ist, die über die einzelnen Arten überhaupt gemachten Beobachtungen zusammenzufassen. Le Vaillant

war der erste Forscher, welcher ausführlich über die merkwürdigen Thiere berichtete. Er erzählte sonderbare Dinge über sie, welche schon damals mit Kopfschütteln aufgenommen wurden und heute noch Anstoß erregen. Gleichwohl hat er schwerlich etwas Unwahres mitgetheilt. Ich selbst glaubte, nachdem ich die Mäusevögel länger beobachtet hatte, Vaillant widersprechen zu können: neuere Beobachter aber haben seine Mittheilungen so vollständig bestätigt, daß ich Dies jetzt nicht mehr zu thun wage.

Alle Mäusevögel leben in Familien oder kleinen Gesellschaften, gewöhnlich in solchen von sechs Stücken. Sie nehmen in einem Garten oder in einem Waldtheile ihren Stand und durchstreifen nun tagtäglich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ein ziemlich ausgedehntes Gebiet. Zum Mittelpunkt desselben wird unter allen Umständen derjenige Theil gewählt, welcher die dichtesten Gebüsche besitzt. Wer nicht selbst die Pflanzenwelt der Gleicherländer aus eigener Anschauung kennen lernte, mag sich schwerlich einen Begriff machen von derartigen Bäumen oder Gebüschen, wie jene Vögel sie bedürfen.



Der Wiriwa (Colius senegalensis).

Ein ohnehin dichtwipfliger Baum oder Busch, welcher in weitaus den meisten Fällen dornig ist, wird derart mit Schmarotzerpflanzen überdeckt, umsponnen und durchflochten, daß man von dem eigentlichen Baume vielleicht nur hier und da einen durchbrechenden Ast gewahren kann. Das Netz, welches diese Schlingpflanzen bilden, ist so dicht, daß es nicht blos für den Menschen und andere Säugethiere buchstäblich undurchdringlich ist, sondern daß man sich nicht einmal mit dem Jagdmesser eine Oeffnung aushauen kann, daß der Vogel, welcher auf solchem Busch sich niederläßt, vor jedem Feind geschützt ist, selbst vor dem Geschoß des Jägers, weil dieser den getödteten nicht aufnehmen könnte, auch wenn er sich alle nur denkbare Mühe gäbe. Auf große Strecken hin schließen die Rankengewächse einen Theil des Waldes vollständig dem zudringlichen Fuße ab und lassen hierdurch Dickichte entstehen, deren Inneres für immer Geheimniß bleibt. Solche Waldestheile sind es, welche die Mäusevögel bewohnen, die dichtesten von den Gebüschen, in denen sie sich umhertreiben. Kein anderer Vogel ist im Stande, da einzudringen, wo der Mäusevogel noch lustig durchschlüpft oder richtiger durchkriecht; denn auch in

seinem Betragen erinnert der sonderbare Gesell an das Säugethier, welches ihm seinen Namen leihen mußte. Wie dieses zwängt er sich durch die schmalsten Oeffnungen, wie dieses drängt er sich durch Verzweigungen welche, ihm gerade so viel Raum lassen, daß er seinen Leib eben durchpressen kann. Ein Flug erscheint an der einen Wand eines solchen Busches, hängt sich einen Augenblick hier fest, findet in dem nächsten eine Oeffnung und ist nun im Nu verschwunden. Ist man so glücklich, den Busch umgehen zu können, so gewahrt man, daß nach einiger Zeit an der entgegengesetzten Wand ein Kopf zum Vorschein kommt, nach dem Kopf der Leib und endlich der ganze Vogel. Ein Schreien wird laut, alle Köpfe zeigen sich und plötzlich schwirrt der ganze Schwarm geradeaus einem zweiten Busche zu, um hier in eben derselben Weise zu verschwinden. Wie die Vögel es angestellt haben, um das Innere des Busches zu durchdringen, bleibt dem Beobachter ein Räthsel. Es gehört eben ihre ganze Mäusefertigkeit dazu. Der Flug selbst ist wechselweise ein Schwirren und ein Schweben mit weit ausgebreiteten Flügeln und etwas gebreitetem Schwanz, welcher wie eine Schleppe nachschleift. Vaillant vergleicht den Schwarm überaus treffend mit dahinfliegenden Pfeilen; so, genau so, wie ein durch die Luft schwirrender Pfeil, sieht der Mäusevogel aus. Zu größeren Höhen steigen die fliegenden Mäusevögel niemals empor, und ebensowenig kommen sie auf den Boden herab. Während des Fliegens schreit die ganze Bande gemeinschaftlich auf, jeder einzelne läßt einen schrillenden Laut vernehmen, welcher wie „Kirr kirr“ oder „Tri tri“ klingt; aber alle schreien zusammen, und so vereinigen sich die Töne zu einem, mit Worten nicht wieder zu gebenden Geschwirr.

Vaillant erzählt, daß die Mäusevögel sich beim Schlafen klumpenweise an die Zweige hängen, den Leib nach unten gekehrt, ein Vogel an dem andern, so, wie sich bei schwärmenden Bienen eine an die andere ansetzt. Ich habe Dies nie gesehen; Verreaux aber behauptet, beobachtet zu haben, daß sich ein Vogel mit einem Bein aufhängt, ein zweiter sich herabhängend an den andern anklammert, ein dritter an das noch freie Bein des zweiten u. s. f., so daß bisunter Ketten von sechs bis sieben Stücken an einem Aste herabhängen. Er bestätigt also Vaillant's Angabe vollständig. Nach meinen Beobachtungen nimmt der Vogel in der Ruhe, also auch im Schlafen eine eigenthümliche Stellung an. Er sitzt nämlich nicht blos mit den Füßen auf dem Aste, sondern legt sich auch mit der Brust darauf. Da nun bei dieser Stellung die Fersengelenke sehr gebogen und die Fußwurzeln hart an den Körper gelegt werden müssen, sieht es allerdings aus, als ob er an dem Aste hänge; im Grunde genommen klebt er nur an ihm. Während er sich bewegt, nimmt er auch oft die Stellung unserer Meisen an, indem er sich auf kurze Zeit von unten an den Ast hängt. Dies aber geschieht immer nur vorübergehend.

Vaillant erzählt nun weiter, daß es keine Mühe verursache, Mäusevögel zu fangen, sobald man einmal den Schlafplatz ausgekundschaftet habe. Man brauche nachts oder am frühen Morgen nur zu dem Busche hinzugehen und den ganzen Klumpen wegzunehmen. Die Vögel seien so erstarrt, daß nicht ein einziger entkomme. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich diese Angabe nicht vertreten mag. Ich habe keine einzige Beobachtung gemacht, welche ein derartiges Betragen der Vögel möglich erscheinen lassen könnte. Allerdings sind die Mäusevögel niemals scheu. Wenn man sich Mühe gibt, kann man die ganze Familie nach und nach herabschießen; denn ehe die letzten an die Flucht denken, hat der geübte Jäger sein Werk beendet. Harmlos und vertrauensselig mag man sie nennen: so dumm aber, daß sie sich mit Händen greifen ließen, sind sie denn doch nicht. Ihr verstecktes Treiben in dem dichten, allen Feinden unnahbaren Gebüsch macht sie unvorsichtig; doch wissen sie recht wohl zwischen einem gefährlichen und einem ungefährlichen Thier zu unterscheiden. In den Gärten sind sie sogar ziemlich vorsichtig.

Die Nahrung scheint auf Pflanzenstoffe beschränkt zu sein. Ich habe früher geglaubt, daß sie auch Kerbthiere fressen, bei meiner letzten Reise nach Habesch aber in dem Magen aller derjenigen, welche ich erlegte, nur Blatttheile, namentlich Knospen, Fruchtstücke und weiche Körner gefunden. Die Früchte des Christusdorns bilden in Mittelafrika ihre Hauptnahrung. In den Gärten gehen sie die Kaktusfeigen und die Trauben an, naschen nach Hartmann's Erfahrungen aber auch die süßen

Limonen. Sie fressen in den verschiedensten Stellungen, wie unsere Meisen, indem sie sich bald von unten an die Zweige hängen, bald an die Früchte anklammern u. s. w. In den Gärten Mittelafrikas klagt übrigens Niemand über den Schaden, welchen sie anrichten; am Vorgebirge der guten Hoffnung hingegen werden sie lästig, weil sie dort, wie es scheint, in viel größerer Menge auftreten, als in Mittelafrika. So viel ist gewiß begründet, daß es kein Mittel geben mag, sie, wenn sie einmal stehlen wollen, von den Pflanzen abzuhalten; sie finden gewiß überall eine Thür, um zu den verbotenen Früchten des Paradieses zu gelangen.

Das Nest wurde bereits von Vaillant und später von Gurney und Hartmann beschrieben. Ersterer sagt, daß es kegelförmig gestaltet, aus allerlei Wurzeln erbaut, auch mit solchen ausgekleidet sei und im dichtesten Gebüsch angelegt werde, eins neben das andere, da auch während der Paarungszeit die Geselligkeit der Vögel nicht aufgehoben wird. Nach Hartmann besteht das Nest aus Steppengras, Baumbast, Wollblättern und Pflanzenblüthen und ist innen mit Pflanzenwolle ausgefüttert. Gurney endlich gibt an, daß es mit frischen und grünen Blättern ausgekleidet werde und wirft die Frage auf, ob wohl ein gewisser Grad von Feuchtigkeit für die Bebrütung nothwendig wäre. Das Gelege besteht aus sechs bis sieben Eiern. Im übrigen mangelt jede weitere Beobachtung über das Brutgeschäft.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung stellt man den Mäusevögeln ebensowohl ihrer Diebereien in den Pflanzungen, als ihres saftigen Fleisches wegen eifrig nach. Dort werden auch viele gefangen; nach Vaillant gehören die Mäusevögel im Gebauer aber nicht zu den anmuthigsten Thieren. Sie drücken sich entwedet auf den Boden des Käfigs und rutschen hier mühsam auf dem Bauche fort oder hängen sich oben an den Sprossen an und verweilen stundenlang in dieser Stellung. Neuere Beobachter scheinen anderer Ansicht zu sein; sie beschreiben die Gefangenen als lebhaft und unterhaltend. In der Neuzeit sind lebende Mäusevögel wiederholt nach Europa, namentlich nach England gekommen; doch gehören sie immer noch zu den größten Seltenheiten. Daß sie sich leicht erhalten lassen, unterliegt keinem Zweifel: die einfachsten Pflanzenstoffe, namentlich Früchte, werden ihnen genügen.

Zweite Reihe.

Fänger (Captantes).

Wollten wir bei den Vögeln in demselben Sinne von Raubthieren sprechen, wie wir es bei den Säugethieren gethan haben, so würden wir kaum eine einzige Ordnung als Nichträuber kennen lernen. Es ist bezeichnend für die Säugethiere, daß es unter ihnen Familien und Ordnungen gibt, welche es durchaus verschmähen, von thierischen Stoffen sich zu ernähren; denn bei allen übrigen Klassen der Wirbelthiere ist Solches nicht der Fall. Die Vögel ihrer großen Menge nach sind Raubthiere, und gerade diejenigen, welche wir als die harmlosesten anzusehen gewohnt sind, unsere Singvögel, leben fast ausschließlich von anderen Thieren und verzehren Früchte oder Körner nur nebenbei. Demungeachtet ist es gebräuchlich geworden, bei den Vögeln den Begriff „Raubthier" auf eine einzige Ordnung zu beschränken; wir nehmen sogar die Strand= und Seevögel aus, wenn wir von Raubvögeln sprechen, obwohl sie sich ausschließlich fast von Wirbelthieren ernähren. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob eine so milde Beurtheilung der räuberischen Thätigkeit der Vögel sich auf die Liebe zu den gefiederten Geschöpfen überhaupt begründet oder auf der Anerkennung des Nutzens beruht, welchen wenigstens die kleinen gefiederten Räuber uns leisten.

Die räuberische Thätigkeit der Vögel tritt jedoch bei einigen größeren Abtheilungen, welche wir hier als Ordnungen ansehen wollen, so auffallend hervor, daß es gerechtfertigt erscheinen kann, sie in einer besonderen Reihe zu vereinigen. Alle die in dieselbe einzuschließenden Vögel nähren sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwaltend von anderen Thieren und nur ausnahmsweise, zeitweilig oder nebenbei, von Früchten. Sie stellen den von ihnen befehdeten Geschöpfen mit großem Eifer nach und verfolgen sie in länger oder kürzer währender Jagd in der Luft oder auf dem Boden, im Gezweig der Bäume oder selbst im Wasser; sie tödten sie, nachdem sie dieselben ergriffen haben oder nehmen die von ihnen aufgefundenen Leichen in Besitz: sie handeln mit einem Worte ganz nach Art der Raubsäugethiere. Einige, jedoch nur wenige, verzehren auch Früchte, wie es die Raubsäugethiere ebenfalls thun, und so haben wir noch eine Berechtigung mehr, unsere Fänger mit den vierfüßigen Räubern zu vergleichen.

Die Reihe der Fänger begreift in sich die Ordnung der Raubvögel im allgemein giltigen Sinne, die Ordnung der Sperr= oder Schwalbenvögel und die Ordnung der Singvögel. Jede dieser Ordnungen behauptet selbstverständlich ihr eigenthümliches Gepräge; die Verwandtschaft aller Ordnungen unter sich ist jedoch eine sehr enge, obgleich Dies erst dann bemerklich werden dürfte, nachdem man einen genügenden Ueberblick des Ganzen gewonnen. Ausdrücklich hervorheben will ich übrigens, daß ich weit entfernt bin, dieses Ganze als eine allseitig abgeschlossene Abtheilung der Klasse zu betrachten. Die durchgehende Uebereinstimmung aller Vögel macht die Abgrenzung einzelner

Reihen, Ordnungen und Familien wo nicht unmöglich, so doch überaus schwer und deshalb unsicher. Auch einzelne Knacker und manche Späher könnten den Fängern eingereiht, mehrere von diesen jenen zugezählt werden. Die Aufstellung der Reihe ist ein Versuch — kaum mehr; doch läßt sich ein solcher Versuch rechtfertigen, mindestens entschuldigen.

Alle zu den Fängern zählende Vögel zeichnen sich durch einen kräftigen Leib mit verhältnißmäßig langen Flügeln aus: sie sind, Dem entsprechend, gute Flieger. Der Schnabel ist immer kurz, sein oberer Theil regelmäßig hakig über den unteren herabgebogen und oft noch durch einen scharfen Zahn, welcher in eine entsprechende Ausbuchtung des Unterkiefers paßt, verstärkt. Der Rachen ist bei vielen groß, bei nicht wenigen unverhältnißmäßig weit. Ein Kropf ist vorhanden oder fehlt; der Magen ist ein häutiger Sack, nur ausnahmsweise muskelwandig. Unter den Sinnen ist das Auge ausnahmslos der höchst entwickelte Sinn; auf ihn folgen Gehör und Gefühl. Die übrigen Sinne müssen auch bei allen hierhergehörigen Vögeln als verkümmert angesehen werden; denn ausnahmsweise nur bekunden einige auch eine gewisse Entwicklung des Geruchs. Alle übrigen Merkmale der Fänger müssen bei der Schilderung der einzelnen Ordnungen hervorgehoben werden: hier läßt sich im allgemeinen darüber Nichts sagen. Der Schwanz ist bald lang, bald kurz, bald tiefer oder seichter gegabelt, bald abgerundet, bald gerade abgeschnitten, der Fuß bei den einen stark und durch scharfe Krallen bewehrt, bei den andern schwach und stumpfkrallig, das Gefieder locker oder dicht anliegend, die Färbung einfach oder bunt ꝛc.

Die Fänger bewohnen die ganze Erde; ihre größere Mehrzahl gehört jedoch den wärmeren Ländern an; in ihnen erst zeigt sich der ganze Reichthum der Reihe. Sie sind Baum-, Felsen- und Erdvögel; nur äußerst wenige beherrschen auch das Wasser in einem gewissen Grade. Die Meisten sind bei Tage thätig, nicht wenige aber beginnen erst mit Einbruch der Nacht ihre Geschäfte, und gerade sie zählen unter sich Vögel, welche wegen ihres Höhlenlebens vor allen übrigen Klassenmitgliedern sich auszeichnen. So weit bis jetzt bekannt, leben alle hierher gehörigen Arten in Einweibigkeit und zwar in einer auf Lebenszeit geschlossenen Ehe. Die Paare brüten ein oder zwei Mal im Jahre, auf den Boden, auf Felsvorsprüngen, in Fels- und Baumhöhlungen; ihre Nester können äußerst einfach und in ganz eigenthümlicher Weise künstlich sein. Die Weibchen legen ein Ei bis acht Eier und bebrüten sie hauptsächlich selbst; beide Eltern theilen aber die Mühe der Aufzucht ihrer Jungen, beide zeigen eine sehr große Liebe für dieselben und einzelne tragen sie — ein unter den Vögeln sehr vereinzelt dastehender Fall — bei Gefahr einem anderen Orte zu.

Wie die Raubsäugethiere sind auch die Fänger nützlich oder schädlich, jenachdem sie schädlichen oder nutzbringenden Thieren nachstreben. Im allgemeinen dürfte der von ihnen geleistete Nutzen den von ihnen angerichteten Schaden weit überwiegen.

Für die Gefangenschaft eignen sich viele — jedoch keineswegs alle. Bei vielen verursacht die Ernährung im Gebauer große Schwierigkeiten, andere lassen sich sehr leicht erhalten. Der Mensch fesselt diese ihres Gesanges halber an sich; er fängt sie aber auch zu anderen Zwecken ein. Nicht wenige lassen sich zu tüchtigen Jagdgehilfen abrichten und leisten dann ersprießliche Dienste; andere werden als Vertilger von allerlei Ungeziefer wenigstens in unmittelbarer Nähe des Menschen geduldet, und einige mit vollem Rechte als heilige Thiere angesehen; vielen dagegen ist der Mensch ein unnachsichtiger Gegner.

Vierte Ordnung.

Die Raubvögel (Raptatores).

Ein einziger Blick auf den stolzruhig um sich schauenden Adler genügt, um uns zu belehren, welcher Ordnung der „Fänger“ wir die erste Stelle einzuräumen haben. Man kann behaupten, daß die Mitglieder der zweiten Ordnung dieser Reihe im vollgültigeren Sinne Fänger sind, als die Raubvögel; man kann einwenden, daß die Schwalbe ihrer Singmuskeln halber als edler anzusehen sei, denn ein Falk: die unbefangene Prüfung wird ein Urtheil feststellen, welches sich nicht mehr beirren läßt. Leibliche und geistige Begabungen stempeln die Raubvögel zu „Menschenthieren“ im Scheitlin'schen Sinne, zu Vögeln, welche als den Papageien ebenbürtige bezeichnet werden müssen.

Die Raubvögel sind große, mittelgroße oder kleine Mitglieder ihrer Klasse. Mehrere von ihnen erreichen eine Größe, welche nur von wenigen Lauf- und Schwimmvögeln überboten wird, einzelne stehen einer Lerche an Leibesumfang gleich. Zwischen diesen beiden Aeußersten sind alle Größen unter ihnen vertreten. Wie bedeutend die Verschiedenheit hierin aber auch sein möge, das allgemeine Gepräge ist fast ausnahmslos zu bemerken: der Raubvogel ist nicht zu verkennen. Eine derartige Uebereinstimmung verschiedener Thierarten deutet, wie wir zu bemerken wiederholt Gelegenheit hatten, stets auf eine hohe Stellung oder doch auf große Vollkommenheit der betreffenden Thiere selbst.

Es ist nicht schwer, die Raubvögel im allgemeinen zu kennzeichnen. Ihr Leib hat mit dem Papageienleibe viel Aehnlichkeit. Er ist kräftig, gedrungen, breitbrüstig; seine Glieder sind, ungeachtet ihrer zuweilen fast unverhältnißmäßig erscheinenden Länge, stark: sie verrathen eine Fülle von Kraft. Der Kopf ist, wie bei den vollkommensten aller Vögel, groß, wohlgerundet, nur ausnahmsweise verlängert; der Hals ist gewöhnlich kurz und kräftig, letzteres selbst dann, wenn er eine ungewöhnliche Länge erreicht; der Rumpf ist kurz, aber stark, namentlich auf der Brustseite; die Arm- und Fußglieder zeigen dasselbe Gepräge, und so würde ein Raubvogel auch dann noch leicht zu erkennen sein, wenn man ihn betrachten wollte, nachdem er seiner Waffen und seines Gefieders beraubt worden. Und doch machen ihn diese Waffen hauptsächlich zu Dem, was er ist: sie sind das eigentlich Bezeichnende an ihm. Der Schnabel ähnelt in mancher Hinsicht dem der Papageien. Auch er ist kurz, auf der Firste des Oberkiefers stark gebogen und hakig übergekrümmt, auch seine Wurzel ist auf der Oberhälfte mit der Wachshaut bedeckt: aber er ist nicht „kugelig“, wie bei den Papageien, sondern stets seitlich zusammengedrückt, daher höher, als breit, sein Oberschnabel ist breiter, als der untere, welchen er umschließt und unbeweglich, seine Ränder sind schärfer, sein Haken ist spitziger, als es bei den letztgenannten Vögeln der Fall. Häufig wird die Schärfe der Schneiden noch durch einen Zahn erhöht, welcher sich über der Spitze des Unterkiefers befindet; wo dieser Zahn nicht vorhanden, ist die Oberkieferschneide wenigstens vorgebogen; nur ganz ausnahmsweise sind die Schneiden nicht ausgebuchtet. Der Fuß erinnert ebenfalls an den der Papageien. Er ist kurz und stark; die Zehen sind im Vergleich zur Fußwurzel sehr lang; die Paarzehigkeit ist durch die oft vorkommende Wendefähigkeit einer Zehe angedeutet; ja, sogar in der Beschuppung ist eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen: der Raubvogelfang unterscheidet sich vom Papageifuß aber stets durch die Entwickelung der Krallen, welche den Fuß oben zum Fang machen. Letztere sind mehr oder weniger stark gebogen, und dann sehr spitz, selten flach gekrümmt und stumpf; sie sind auf ihrer Oberseite gerundet, auf der Unterseite aber etwas ausgehöhlt, so daß zwei fast schneidige Ränder entstehen. — Das Gefieder ist gewöhnlich weich und großfederig; die einzelnen Federn sind bald derbe und fest, bald verhältnißmäßig klein, oder weich, ja selbst seidig oder wollig und in

diesem Falle immer groß. Sie fehlen zuweilen einzelnen Stellen des Kopfes, oft dem Zügel, d. h. der Stelle zwischen Schnabelwurzel und Auge und, wie bei vielen Papageien, einer Stelle ums Auge; bei einzelnen dagegen umgibt gerade das Auge ein strahliger Federkranz, der sogenannte Schleier, welchen wir auch schon (beim Kakapo) kennen lernten. Schwingen und Steuerfedern sind immer beträchtlich groß; ihre Anzahl ist eine sehr regelmäßige: zehn Handschwingen, mindestens zwölf, meist aber dreizehn bis sechszehn Armschwingen und fast ausnahmslos zwölf paarig sich gleichende Steuerfedern sind vorhanden. Wie bei den edelsten Papageien ist auch bei den höchststehenden Raubvögeln kleinfederiges Gefieder vorherrschend — eine Vergleichung beider Thierordnungen also wohl zulässig und ein Schluß auf eine annähernd gleichhohe leibliche Ausbildung nicht unerlaubt. Den Raubvögeln eigenthümlich ist, daß die Befiederung bei vielen Arten sich über den ganzen Lauf, bis zu den Zehen herab, ja sogar auf diese erstreckt, und ferner, daß sie am Schenkel oft durch besondere Länge sich auszeichnet. Eine derartige Befiederung wird Hose genannt: Dies vorläufig zur Erläuterung eines Ausdrucks, welcher wiederholt gebraucht werden muß.

Düstere Färbung ist vorwaltend im Gefieder; doch fehlt ihm eine ansprechende Farbenzusammenstellung keineswegs und noch weniger eine unseren Schönheitssinn befriedigende Zeichnung. Einzelne Raubvögel dürfen sogar als farbenschöne Geschöpfe bezeichnet werden. Die federlosen Hautstellen am Kopfe, die Kämme und Kehllappen am Schnabel, welche ebenfalls vorkommen, der Zügel, die Wachshaut, der Schnabel, der Fuß und das Auge sind zuweilen sehr lebhaft gefärbt.

Hinsichtlich des inneren Leibesbaues mag kurz Folgendes bemerkt werden: Das Geripp ist sehr stark, das Brustbein, wie bei allen guten Fliegern, fast über die ganze Vorderseite des Leibes ausgedehnt, sein Kamm hoch; die Armknochen sind verhältnißmäßig lang, die Beinknochen sehr kräftig. Marklosigkeit, welche Luftfüllungsvermögen der Knochenhöhlen bedingt, ist den meisten Theilen eigen, erstreckt sich überhaupt fast über sämmtliche Knochen des Gerippes. Die großen Lungen und Luftsäcke, welche bis zur Bauchhöhle reichen und von den Lungen gefüllt werden, erleichtern und erhöhen die Luftführung. Der Schlund ist sehr dehnbar, oft im Innern dichtfaltig, und meist zu einem Kropf erweitert. Der Vormagen zeichnet sich durch Reichthum an Drüsen aus; der Hauptmagen ist groß, sackartig; der Darmschlauch ändert vielfach ab. Die Zunge ist breit, vorn gerundet, hinten am Rande gezahnt und gelappt.

Unter den Sinneswerkzeugen ist vor Allem das Auge beachtenswerth. Es ist immer groß, bei den Nachtraubvögeln verhältnißmäßig überhaupt am größten, und zeigt die durch den Fächer bedingte innere Beweglichkeit am vollkommensten, gestattet daher auch ein gleichgutes Sehen in verschiedenen Entfernungen und stellt sich für diese mit größter Leichtigkeit ein. Wenn man dem Auge eines Geiers die Hand abwechselnd nähert und wieder entfernt, kann man ohne Mühe wahrnehmen, wie sich der Stern des Auges verändert. Das Gehör ist bei den Raubvögeln ebenfalls hoch entwickelt, am höchsten überhaupt bei den Eulen, deren eigenthümliche Ohrbildung ich weiter unten beschreiben werde. Das Riechwerkzeug hingegen ist im Vergleich zu Auge und Ohr als verkümmert anzusehen, obgleich zumal von den Geiern das Umgekehrte oft behauptet worden ist. Jedenfalls ist das Gefühl als Empfindungsvermögen besser entwickelt, als Geruch oder Geschmack; denn auch dieser scheint auf ziemlich tiefer Stufe der Entwicklung zu stehen.

Sehr ausgezeichnet sind die geistigen Eigenschaften der Raubvögel. Geistige Beschränkung wird nur bei wenigen beobachtet; die übrigen lassen über ihren hohen Verstand gar keinen Zweifel aufkommen. Die meisten Eigenschaften des Geistes, welche man ihnen nachrühmt, sind begründet. Muth und Selbstbewußtsein, eine gewisse Großsinnigkeit, freilich auch Gier, Grausamkeit, List und sogar Tücke ist für sie bezeichnend. Sie handeln, nachdem sie vorher wohl überlegt haben; sie machen Pläne und führen sie aus. Ihren Familiengliedern im gesellschaftlichen Sinne sind sie mit hoher Liebe zugethan, Feinden und Gegnern treten sie kühn gegenüber, an Freunde schließen sie sich innig an. Welch hoher Ausbildung sie fähig sind, beweisen am schlagendsten die Edelfalken, die vorzüglichsten Räuber unter allen Raubvögeln, welche sich zum Dienst des Menschen heranziehen lassen.

Eine die Vögel insgemein auszeichnende Begabung fehlt den geflügelten Räubern: sie ermangeln größtentheils einer wohltönenden Stimme. Viele sind nur im Stande, einen, zwei oder drei verschiedene Laute hervorzustoßen, und diese Laute sind oft nicht blos einfach, sondern selbst mißtönend. Doch sind wenigstens nicht alle Raubvögel jedes Wohllautes unfähig: einige lassen Töne vernehmen, welche auch einem tonkünstlerisch gebildeten Ohre als ansprechend erscheinen müssen.

Die Raubvögel bewohnen die ganze Erde; sie sind in jedem Breiten- und in jedem Höhengürtel zu finden. Der Mehrzahl nach Baumvögel und daher vorzugsweise dem Walde angehörend, meiden sie doch weder das baumlose Gebirg, noch die öde Steppe oder Wüste. Man begegnet ihnen auf den kleinsten Eilanden im Weltmeere oder auf den höchsten Gipfeln der Gebirge; man sieht sie über die Eisfelder, welche Grönland, Spitzbergen umlagern, wie über den sonnendurchglühten Hammadas der Wüste dahinschweben; man bemerkt sie im Schlingpflanzendickicht des Urwaldes wie auf den Münstern großer Städte. Der Verbreitungskreis der einzelnen Art pflegt groß zu sein, entspricht jedoch keineswegs immer der Bewegungsfähigkeit derselben: er kann im Verhältniß zu dieser sogar klein erscheinen. Einzelne Arten freilich kennen kaum eine Beschränkung; sie schweifen fast auf der ganzen Erde, wenigstens auf der Nordhälfte derselben umher.

Viele der gefiederten Räuber wandern, wenn der Winter ihr Jagdgebiet verarmen macht, dem kleinen Geflügel in südlichere Gegenden nach; gerade die nördlichst wohnenden Arten aber streichen nur. Auf solchen Wanderungen bilden sich zuweilen Schwärme von Raubvögeln, wie sie sonst nicht beobachtet werden; denn nur die wenigsten sind als gesellige Thiere zu bezeichnen — am Horste namentlich lebt jedes einzelne Paar für sich. Jene Gesellschaften lösen sich schon gegen den Frühling hin in kleinere und schließlich in die Paare auf, aus denen sie im Herbst sich bildeten, oder welche während des Zusammenseins in der Fremde sich fanden. Diese Paare kehren ziemlich genau zu derselben Zeit in die Heimat zurück und schreiten hier baldmöglichst zur Fortpflanzung.

Alle Raubvögel brüten in den ersten Frühlingsmonaten, und wenn sie nicht gestört wurden, nur einmal im Jahre. Der Horst kann sehr verschieden angelegt und Dem entsprechend verschieden ausgeführt sein. Weitaus in den meisten Fällen steht er auf Bäumen, häufig auch auf Felsvorsprüngen, an unersteiglichen Wänden oder in Mauerlöchern alter Gebäude, seltener ist eine Baumhöhlung die Nistkammer, am seltensten der nackte Boden die Unterlage eines Reisighaufens, auf welchem die Eier zu liegen kommen. Alle Horste, welche auf Bäumen oder Felsen angelegt werden, sind feste Gebäude: sie sind sehr breit, aber niedrig, falls sie, wie es oft geschieht, nicht mehrere Jahre nacheinander benutzt, jedesmal neu aufgebessert und dadurch erhöht werden. Die Nestmulde ist aber auch dann stets flach, d. h. seicht ausgetieft. Beide Geschlechter helfen beim Ausbau; das Männchen trägt wenigstens zu. Für die großen Arten ist es schwer, die nöthigen Stoffe, namentlich die starken Knüppel zu erwerben: die Adler müssen sie sich, wie Tschudi vom Steinadler angibt, von den Bäumen nehmen, indem sie sich mit eingezogenen Fittigen aus hoher Luft herabstürzen, den auserseh enen Ast mit ihren Fängen packen und durch die Wucht des Stoßes abbrechen. In den Klauen tragen sie die mühsam erworbenen Aeste und Zweige dann auch dem Horste zu. — Diejenigen Raubvögel, welche in Höhlen brüten, machen wenige Umstände mit der Wiege ihrer Kinder: sie legen die Eier auf den Mulm der Baumlöcher, auf die Erde oder auf das nackte Gestein.

Der Paarung gehen mancherlei Spiele voraus, wie sie den stolzen Vögeln angemessen sind. Prachtvolle Flugübungen, wahre Reigen in hoher Luft, oft sehr verschieden von dem sonst gewöhnlichen Fluge, sind die Liebesbeweise der großen Mehrzahl; eigenthümliche, gellende oder äußerst zärtliche Laute und — falls es wahr ist! — sogar eine Art von Gesang bekunden die Erregung Einzelner. Eifersucht spielt natürlich auch unter dem Herrschergeschlecht seine Rolle: jeder Eindringling ins Gehege wird angegriffen und womöglich verjagt, nicht einmal ein fremder, d. h. nicht derselben Art angehöriger Vogel geduldet. In meinem „Leben der Vögel“ habe ich das nebenbuhlerische Ringen der Raubvögel zu schildern versucht: „Prachtvolle Wendungen, pfeilschnelle Angriffe, glänzende Abwehr, muthiges gegenseitiges Verfolgen und ebenso muthiges Standhalten kennzeichnen derartige Kämpfe.

Wenn sich die ritterlichen Kämpen packen, geschieht es immer gegenseitig; sie verkrallen sich in einander und stürzen nun, unfähig, die Schwingen fernerhin geschickt zu gebrauchen, wirbelnd aus der Höhe herab. Unten wird der Kampf augenblicklich abgebrochen; aber sowie sich beide wieder in die Luft erheben, beginnt er von neuem mit gleicher Heftigkeit. Nach langem Zweikampfe zieht sich der schwächere Theil zurück und flieht, verfolgt von dem Sieger, über die Grenzen des Gebietes. Trotz der erlittenen Niederlage gibt er aber den Streit nicht auf; oft währt dieser tage-, ja wochenlang, und nur wiederholtes Siegen verschafft dem Ueberwinder die Ruhe des Besitzes. Ein tödtlicher Ausgang kommt wohl auch, wenngleich unter solchen kriegsgewohnten Helden selten vor." — Das Weibchen hängt mit großer Liebe an seinem Gatten und verfolgt derartige Kämpfe mit entschiedener Theilnahme, scheint aber doch keinen Anstand zu nehmen, sich bei einem für ihren Gatten ungünstigen Ausgange des Streites dem Sieger zu eigen zu geben.

Die Eier sind rundlich, in den meisten Fällen ziemlich rauhschalig und entweder rein weiß, graulich, gilblich oder auf gleichem Grunde mit dunkleren Flecken und Punkten gezeichnet. Ihre Anzahl schwankt erheblich: das Gelege kann ein Ei und kann sieben Eier zählen. Bei den meisten Raubvögelarten brütet das Weibchen allein, bei einzelnen löst das Männchen es zeitweilig ab. Die Brutdauer währt zwischen drei bis sechs Wochen; dann schlüpfen die unbehilflichen Jungen aus: kleine, runde Thiere, mit großen Köpfen und meist offenen Augen, über und über in weißgrauen Wollflaum gekleidet. Sie wachsen aber rasch heran und bekommen wenigstens auf der Oberseite bald eine dichte Befiederung. Ihre Eltern lieben sie, wie auch schon die Eier, ganz ungemein, verlassen sie nie und geben sich ihrethalben selbst dem Tode preis, falls sie sich zu schwach fühlen, Angriffe abzuwehren. Aeußerst wenige Raubvögel zeigen sich muthlos bei solchen Gelegenheiten; die größere Menge beweist im Gegentheil eine achtungswürdige Kühnheit. Manche tragen die gefährdeten Jungen auch wohl einem andern Orte zu, um sie zu sichern. Ebenso aufopfernd, wie sie einem Feinde gegenüber sich zeigen, mühen sie sich, ihrer Brut die nöthige Atzung herbeizuschaffen. Sie schleppen im Ueberfluß Beute herbei, werfen solche, bei Gefahr, sogar aus hoher, sicherer Luft aufs Nest hernieder. Anfänglich erhalten die Jungen halbverdaute Nahrung, welche die Alten aus ihrem Kropfe aufwürgen, später werden ihnen zerstückelte Thiere gereicht. Doch ist bei einigen nur die Mutter fähig, die Speise mundgerecht zu machen; das Männchen versteht das Zerlegen der Beute nicht und muß seine geliebten Kinder bei vollgespickter Tafel verhungern lassen. Auch nach dem Ausfliegen noch werden die jungen Räuber längere Zeit von ihren Eltern geführt, ernährt, unterrichtet und beschützt.

Wirbelthiere aller Klassen und Kerfe der verschiedensten Art, Vogeleier, Würmer, Schnecken, Menschenkoth, ausnahmsweise auch Früchte bilden die Nahrung der Raubvögel. Sie erwerben sich ihre Speise durch Fang der lebenden Thiere, durch Abjagen der von Anderen gemachten Beute und durch einfaches Wegnehmen des Gefundenen. Die Art und Weise des Erwerbs ist so verschieden, daß ihre Schilderung bei Beschreibung der einzelnen Familien, Sippen und Arten eine Stelle finden muß: etwas allgemein Giltiges läßt sich kaum sagen. Zum Fangen dienen die Füße, welche deshalb „Fänge", oder bei den Jagdfalken „Hände" genannt werden; zum Zerstückeln oder richtiger zum Zerreißen der Nahrung wird der Schnabel verwendet. Kerbthiere werden auch wohl unmittelbar mit dem Schnabel aufgenommen.

Die Verdauung ist äußerst lebhaft. Bei denen, welche einen Kropf besitzen, wird in ihm die Nahrung zuvörderst eingespeichelt und theilweise bereits zersetzt; der scharfe Magensaft thut das Uebrige. Knochen, Sehnen und Bänder werden zu Brei aufgelöst, Haare und Federn zu Klumpen geballt und diese, die sogenannten Gewölle, von Zeit zu Zeit ausgespien. Der Koth ist ein flüssiger, kalkartiger Brei, welcher als Strahl ausgeworfen wird. Alle Raubvögel können auf einmal sehr viel fressen, aber auch sehr lange hungern.

Je raubfähiger unsere Vögel sind, um so höher stellen, für um so edler halten wir sie; doch erleidet die Anwendung auch dieses Grundsatzes manche Ausnahme.

Die Thätigkeit der Raubvögel ist aber noch von einem anderen Gesichtspunkte, dem wichtigsten, zu betrachten: ihre Räubereien können uns nützliche und können uns schadenbringende Thiere betreffen,

die Vögel selbst daher uns als schädliche oder nützliche erscheinen. Die Gesammtheit als solche dürfte als eine äußerst nützliche angesehen werden können; Einzelne dagegen fordern unsere Abwehr, bezüglich eine mehr oder minder rücksichtslose Verfolgung heraus, weil sie unter gewissen, uns wichtigen Thieren fürchterlich hausen.

Unmittelbar werden uns wenige Raubvögel nützlich: die Dienste, welche die begabtesten unter ihnen uns leisteten, nachdem wir sie eingefangen und abgerichtet, sind, uns wenigstens, nicht mehr von Nöthen, und der Nutzen, welchen die in unseren Käfigen eingesperrten uns bringen, ist Vielen unverständlich und deshalb für sie nicht vorhanden. Dagegen sollten auch die beschränktesten Menschen endlich einsehen lernen, wie unendlich Großes viele der scheel angesehenen Räuber mittelbar für uns leisten; wie sie zu unserem Vortheile arbeiten und sich mühen, um das verderbliche Heer der schädlichen Nager und Kerbthiere zu vernichten. Nicht blos der Kranichgeier, welcher der Cobra Capella den Kopf zertrümmert, nicht blos der Geier, welcher die Straßen der Städte Afrikas und Südasiens säubert, sind als unverletzliche Vögel anzusehen: auch auf unseren Fluren und Feldern leben segenbringende Raubvögel, welche Verehrung in höherem Grade verdienen, als so manche heiligen — Vögel. Sie zu schützen, zu erhalten, ihnen freie Bahn zu gewähren, ist Pflicht der Vernünftigen.

Diesem Nutzen gegenüber erscheint jeder andere, welchen die Raubvögel uns, d. h. den Menschen im weitesten Umfange, leisten können, gering. Das Fleisch der gefiederten Räuber ist für uns ungenießbar, und Adlerfedern stehen eben nur bei den Indianern Amerikas oder bei den Mongolen im Werthe; die Dienstleistungen einzelner Adler, Falken und Eulen sind ebenfalls unerhebliche zu nennen: — in anderer Hinsicht aber können wir den gefangenen oder erlegten Raubvogel nicht benutzen. Auch er wirkt nur so lange für uns ersprießlich, als er seiner vollen Freiheit genießt.

Außer dem Menschen haben die Raubvögel wenig Feinde. Ihre Stärke oder ihre Gewandtheit schützen sie vor gefährlichen Gegnern — vor den lästigen freilich nicht. Auch sie haben zu leiden von schmarotzenden Quälgeistern, welche sich auf und in ihrem Leibe ansiedeln, oder von dem Haß, welchen wenigstens viele von ihnen verdienten: im allgemeinen aber leben sie unbehelligt ein freies schönes Leben, so lange der Mensch ihnen nicht entgegen tritt. Er ist auch ihr gefährlichster Feind.

Die Raubvögel sondern sich schärfer als andere ihrer Klassenverwandten in Gruppen ab; diese sind deshalb auch seit Anbeginn der Vogelkunde umgrenzt worden. Wir erkennen, wenn wir die ganze Ordnung überblicken, drei solcher Gruppen oder Zünfte, welche wir als in sich abgeschlossene bezeichnen dürfen, obgleich es mehrere Glieder der Ordnung gibt, welche den Uebergang von einer Zunft zur andern so zu sagen vermitteln und dadurch die Zusammengehörigkeit aller bestätigen. Diese Zünfte begreifen in sich die Falken, die Geier und die Eulen. Daß die erstgenannten auch die erste Stelle verdienen, unterliegt keinem Zweifel; fraglich hingegen bleibt es, ob wir nach ihnen den Geiern oder den Eulen einen Vorzug einzuräumen haben. Einhelligere Ausbildung der Sinne und höherer Verstand spricht für die Geier, größere Raubfähigkeit für die Eulen. Ich habe mich zu Gunsten der Geier entschieden, und lasse sie auf die Falken folgen.

Diese (Falconidae), die große Mehrzahl aller Raubvögel, kennzeichnen sich im allgemeinen durch folgende Merkmale. Ihr Leib ist kräftig, gedrungen gebaut, nur ausnahmsweise schlank, ihr Kopf mittelgroß, ihr Hals kurz. Die Flügel sind groß, gewöhnlich zugespitzt, seltner abgerundet; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald abgerundet, bald gegabelt, der Fuß bald kurz und stark, bald lang und schwach. Der Schnabel ist verhältnißmäßig kurz, am Grunde mit stets sichtbarer, d. h. durch Federn nicht verdeckter Wachshaut; der Oberschnabel ist in einem scharfen Haken über den unteren herabgebogen, an den Schneiden nicht selten gezahnt. Das Gefieder bekleidet nicht blos den ganzen Leib, sondern auch stets Kopf und Hals, oft auch die Füße bis zu den Zehen herab; es läßt höchstens einen Theil der Wangen frei. Im allgemeinen ist es derbe und straff; ausnahmsweise weich und seidig,

immer reichhaltig. Die Augen sind mittelgroß und lebhaft. Ein Kropf ist vorhanden; er tritt jedoch niemals sackartig-, sondern stets höckerig hervor.

Die Falken leben hauptsächlich von selbst erworbener Beute und fangen diese mit ihren Zehen oder Fängen. Sie sind die muthigsten und kühnsten aller Vögel überhaupt.

Wir theilen sie in mehrere Gruppen ein, denen wir den Rang von Familien zugestehen können. Andere Forscher sehen in der Gesammtheit nur eine Familie und in unseren Gruppen höchstens Unterfamilien.

Unter allen Raubvögeln gebührt meiner Ansicht nach den Edelfalken (Falcones) die erste Stellung. Sie sind unter den Vögeln Dasselbe, was die Katzen unter den Raubthieren: die vollendetsten aller Raubvögel überhaupt. „Ihre geistigen Eigenschaften", so habe ich früher von ihnen gesagt, „gehen mit ihren leiblichen Begabungen Hand in Hand. Sie sind Räuber der schlimmsten Art; aber man verzeiht ihnen das Unheil, welches sie anrichten, weil ihr ganzes Leben und Wirken zur Bewunderung hinreißt. Stärke und Gewandtheit, Muth und Jagdlust, edler Anstand, ja fast möchte man sagen, Adel der Gesinnung, sind Eigenschaften, welche niemals verkannt werden können."

Die Edelfalken zeigen das Gepräge der Raubvögel am vollkommensten. Ihr Leib ist sehr gedrungen gebaut; der Kopf ist groß, der Hals kurz; die Flügel sind lang und spitzig; der Schwanz ist mittellang. Der Schnabel ist verhältnißmäßig kurz, aber kräftig, auf der Firste stark gerundet, mit scharf herabgebogenen Haken, welcher an den Schneiden durch einen mehr oder minder hervorspringenden Zahn noch einmal bewaffnet ist; der Unterschnabel dagegen ist kurz, aber scharfschneidig, dem Zahn des oberen entsprechend ausgebuchtet. Die Fänge sind verhältnißmäßig die größten und stärksten, welche Raubvögel besitzen. Der Schenkel ist stark, muskelig, der Lauf kurz, der eigentliche Fang aber sehr langzehig: bei den wahren Edelfalken kommt die Mittelzehe dem Laufe an Länge annähernd gleich. Das Gefieder ist dicht und hart, namentlich die Schwingen und Steuerfedern sind sehr stark. Bezeichnend für die Edelfalken ist außerdem eine nackte, lebhaft gefärbte Stelle um das Auge, welche diesem wichtigen Werkzeuge die größtmögliche Freiheit gewährt. Im Fittig ist die zweite, ausnahmsweise die dritte Schwinge die längste, die erste der dritten oder bezüglich der vierten gleich. Der Schwanz pflegt seitlich verkürzt und deshalb abgerundet zu sein.

Ueber die Färbung des Gefieders läßt sich im allgemeinen wenig sagen; doch ist ein lichtes Blaugrau auf dem Rücken und ein helles Weißgrau, Fahlgelb oder Weiß auf der Unterseite vorwaltend und ebenso ein schwarzer Wangenstreifen, welchen man treffend Bart genannt hat, vielen Falken eigenthümlich. Die Männchen unterscheiden sich bei den echten Edelfalken nur durch geringere Größe von den Weibchen, bei den unechten hingegen auch durch andere Färbung. Die Jungen tragen ein Kleid, welches von dem beider Eltern abweicht, und erhalten die Tracht der letzteren erst im zweiten oder dritten Jahre.

Alle Erdtheile und alle Gegenden beherbergen Edelfalken. Sie finden sich von der Küste des Meeres an bis zu den Hochgebirgen hinauf, vorzugsweise in Waldungen, kaum minder häufig aber auf Felsen und alten Gebäuden, an menschenleeren Orten ebensowohl, wie in volksbelebten Städten. Jede Art verbreitet sich über einen großen Theil der Erde und wird in andern durch sehr ähnliche ersetzt. Der Wohnkreis der Edelfalken ist ziemlich ausgedehnt, und außerdem wandert oder streicht jede Art weit umher. Viele Arten sind Zugvögel, andere wandern nur, und einzelne endlich sind Strichvögel.

Sämmtliche Edelfalken sind äußerst bewegungsfähige Thiere. Ihr Flug ist sehr ausgezeichnet. Er ist ungemein schnell, anhaltend und im hohen Grade gewandt. Der Falk durchmißt große Strecken mit unglaublicher Raschheit und stürzt sich beim Angriff zuweilen aus bedeutenden Höhen mit solcher Schnelligkeit zum Boden herab, daß das Auge nicht fähig ist, seine Gestalt aufzufassen.

Die verschiedenen Arten haben auch einen verschiedenen Flug. Bei den wahren Edelfalken besteht er aus sehr schnell auf einander folgenden Flügelschlägen, welche nur selten durch ein kurzes gleitendes Schweben unterbrochen werden; bei anderen ist er langsam und mehr schwebend; auch erhalten sich diese durch längere zitternde Bewegung oder „Rütteln", wie der Vogelkundige zu sagen pflegt, längere Zeit auf einer und derselben Stelle in der Luft, was jene nicht zu thun pflegen. Auf dem Fluge und während der Zeit der Liebe steigen die Edelfalken zu unermeßlichen Höhen empor und schweben dann lange in prächtigen Kreisen hin und her, führen zu eigener Belustigung und Erheiterung des Weibchens förmliche Flugreigen auf. Sonst halten sie gewöhnlich eine Höhe von zwei- bis vierhundert Fuß über dem Boden ein. Im Sitzen nehmen sie eine sehr aufrechte Stellung an, wie die Kürze ihrer Füße es bedingt. Im Gehen tragen sie den Leib wagrecht; sie sind aber höchst ungeschickt auf dem Boden und hüpfen mit abwechselnder Fußbewegung in sonderbarer, unbehilflicher Weise dahin, müssen auch gewöhnlich die Flügel mit zu Hilfe nehmen, um fortzukommen.

Wirbelthiere und zwar vorzugsweise Vögel bilden die Nahrung der echten Edelfalken, Kerbthiere die hauptsächlichste Speise der unechten. Jene fangen ihre Beute fast regelmäßig im Fluge, und viele sind gar nicht im Stande, einen auf dem Boden sitzenden Vogel wegzunehmen; diese folgen den Kerbthieren zwar ebenfalls fliegend durch die Luft, greifen aber auch laufendes Wild an. Kein einziger Edelfalk nährt sich in der Freiheit von Aas; jeder genießt vielmehr nur selbst erworbene Beute: in der Gefangenschaft freilich zwingt ihn der Hunger, auch todte Thiere anzugehen. Die gefangene Beute wird selten an dem Orte verzehrt, welcher sie lieferte, sondern gewöhnlich einem andern passenden, welcher freie Umschau gewährt, zugetragen, hier erst gerupft, auch theilweise enthäutet und dann verzehrt.

Die Morgen- und die Abendstunden bilden die eigentliche Jagdzeit der Edelfalken. Während des Mittags sitzen sie gewöhnlich mit gefülltem Kropf an einer erhabenen und ruhigen Stelle regungslos und still, mit gesträubtem Gefieder, einem Halbschlummer hingegeben, um zu verdauen. Sie schlafen ziemlich lange, gehen aber erst spät zur Ruhe; einzelne sieht man noch in der Dämmerung jagen.

Geselligkeit ist den Edelfalken zwar nicht fremd, aber doch durchaus kein Bedürfniß. Während des Sommers leben sie paarweise in dem einmal erwählten Gebiete und dulden hier kein anderes Paar der gleichen Art, ja nicht einmal einen anderen Raubvogel. Während ihrer Reise aber scharen sie sich mit andern derselben Art und mit Verwandten zusammen, und einzelne Arten bilden dann ziemlich bedeutende Schwärme, welche, wie es scheint, wochen- und monatelang zusammenhalten. Gegen Adler und Eulen zeigen aber auch diese Scharen denselben Haß, welchen die einzelnen in ihrer Heimat an den Tag legten. Keiner dieser stärkeren Raubgesellen bleibt unangefochten.

Der Horst der Edelfalken wird verschieden angelegt, am liebsten in passenden Höhlungen steiler Felswände, auf hohen Gebäuden und auf dem Wipfel der höchsten Waldbäume; doch horsten einzelne Arten da, wo es an Bäumen und Felsen mangelt, auch auf der bloßen Erde oder erwählen sich eine geräumige Baumhöhlung zu demselben Zwecke. Sehr gern nehmen sie auch die Nester anderer großer Vögel, namentlich der verschiedenen Raben, in Besitz. Besondere Mühe geben sie sich mit dem Nestbau nicht. Der selbst zusammengetragene Horst ist regelmäßig flach und an der Stelle der Nestmulde nur ein wenig mit feineren Würzelchen ausgekleidet. Das Gelege besteht aus drei bis sieben Eiern von sehr übereinstimmendem Gepräge. Sie sind rundlich, mehr oder minder rauhschalig und in der Regel auf blaßröthlichbraunem Grunde dicht mit dunkleren feinen Punkten und größeren Flecken derselben Farbe gezeichnet. Das Weibchen brütet allein und wird, so lange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen ernährt, welches auch für die Unterhaltung der beschäftigten Gattin Sorge trägt, indem es angesichts derselben seine Flugkünste übt. Die Jungen werden von beiden Eltern aufgefüttert, mit großer Liebe behandelt und gegen Feinde, nicht aber auch gegen den Menschen, muthvoll vertheidigt und nach dem Ausfliegen sorgfältig unterrichtet.

Leider gehören die meisten Edelfalken zu den schädlichsten Thieren unserer Wälder und können deshalb nicht geduldet werden; nicht einmal alle kleineren Arten sind nützliche Thiere, welche Schonung

verdienen. Außer den Menschen haben die schönen Vögel wenig Feinde, die schwächeren Arten, wenn sie erwachsen sind, solche wohl nur in den größeren Verwandten. Den Eiern und den Jungen mögen kletternde Raubsäugethiere zuweilen verderblich werden; doch ist Dies nur eine Vermuthung, nicht eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache.

Dagegen sind die Edelfalken seit altersgrauer Zeit von den Menschen benutzt worden und werden es in mehreren Ländern Asiens und Afrikas noch heutigen Tages. Sie sind die Falken unserer Dichter, diejenigen, welche zur Baize abgerichtet worden. Lenz hat alles hierauf Bezügliche so übersichtlich und gedrungen zusammengestellt, daß ich nichts Besseres zu thun weiß, als ihn anstatt meiner diesen Gegenstand besprechen zu lassen:

„Die Kunst, Falken zur Baize abzurichten, ist uralt. Schon ums Jahr 400 vor Chr. fand sie Ktesias bei den Indern; ums Jahr 75 nach Chr. jagten die Thracier mit Falken; ums Jahr 330 nach Chr. nennt Julius Firmicus Maternus aus Sicilien nutritores accipitrum, falconum ceterarumque avium, quae ad aucupia pertinent. — Ums Jahr 480 nach Chr. muß die Falkenbaize von Römern noch wenig betrieben worden sein, denn Sidonius Apollinaris rühmt in jener Zeit des römischen Kaisers Avitus Sohn Hecdicius, daß er der Erste gewesen, der in seiner Gegend die Falkenbaize eingeführt. — Bald darauf verbreitete sich aber die Liebhaberei dafür schon so weit, daß Jagdfalken und Jagdhunde im Jahre 506 auf der Kirchenversammlung zu Agda den Geistlichen verboten wurden. Dieses Verbot half nichts und wurde eben so vergeblich im Jahre 517 zu Epaon und 585 zu Mâcon wiederholt. — Im achten Jahrhundert schrieb König Ethelbert an Bonifaz, Erzbischof zu Mainz, um ein paar Falken, mit welchen Kraniche gebaizt werden sollten. — Ums Jahr 800 gab Karl der Große über die zur Jagd abgerichteten Habichte, Falken und Sperber folgendes Gesetz, welches später ins Deutsche übersetzt also lautet: „Wer einen Habich stilet oder vahet der den Kranich vahet der soll im einen als gütten geben als yener was und sechs Schilling und drei Schilling um einen Valcken der die Vogel fahet in den lüfften. — Wer einen Sperber oder ander Vogel die auf der Hand treyt, wer die stilt oder schlecht der geb einen als gütten als yener was und einen schilling.“ — Kaiser Friedrich Barbarossa richtete selbst Falken, Pferde und Hunde ab. — Darauf hielt sich, wie Bandollus erzählt, Raynald, Markgraf zu Este, Sohn des Barthold, mit großen Kosten gegen 150 Jagdfalken. — Kaiser Heinrich VI., Sohn Friedrich Barbarossa's, war, wie Collenuccio schreibt, ebenfalls ein großer Liebhaber der Falkonierkunst. — Kaiser Friedrich II. war selbst der geschickteste und leidenschaftlichste Falkonier seiner Zeit, und schrieb ein Buch de arte venandi cum avibus, welches aber erst im Jahre 1596, und zwar zu Augsburg, gedruckt ward. Die Handschrift war mit Anmerkungen von Friedrich's Sohn, Manfred, König von Sicilien, versehen. — Philipp August, König von Frankreich, dem bei der Belagerung von Akkon ein wunderschöner Falk wegflog, bot den Türken für dessen Rückgabe vergeblich tausend Goldstücke. — Ums Jahr 1270 schrieb Demetrius, wahrscheinlich Arzt des griechischen Kaisers Michaël Paläologus, in griechischer Sprache ein Buch über die Falknerei; es wurde im Jahre 1612 zu Paris gedruckt. — Ueber die Begeisterung, mit welcher auch die Damen jener Zeiten die Falknerei trieben, gibt de la Curne de Sainte Palaye, Paris, 1759, Auskunft. — In Preußen errichtete der Hochmeister Konrad von Jungingen im Jahre 1396 eine eigne Falkenschule. — Eduard III. von England setzte den Tod auf den Diebstahl eines Habichts und ließ Jeden, der ein Habichtsnest ausnahm, auf ein Jahr und einen Tag ins Gefängniß setzen. — Als Bajazet in der Schlacht bei Nikopolis im Jahr 1396 den Herzog von Nevers und viele französische Edelleute gefangen genommen, schlug er jedes für dieselben gebotne Lösegeld aus. Als ihm aber statt des Geldes zwölf weiße Falken, welche der Herzog von Burgund schickte, geboten wurden, gab er dafür sogleich den Herzog und alle gefangenen Franzosen frei. — Franz I. von Frankreich hatte einen Oberfalkenmeister, unter welchem 15 Edelleute und 50 Falkoniere standen. Die Zahl seiner Falken betrug 300. — Kaiser Karl V. übergab die Insel Malta den Johannitern unter der Bedingung zur Lehn, daß sie jährlich einen weißen Falken liefern sollten. — Nachdem den Geistlichen die Falknerei endlich erfolgreich verboten war, behaupteten doch die Barone das Recht, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen.“ —

„Landgraf Ludwig IV. von Hessen“, so berichtet Dr. Landau nach alten Urkunden, „verbot am 5. Mai 1577 das Ausnehmen der Falkennester und das Wegfangen der Falken bei strenger Strafe. Man hat auch noch einen Brief vom 18. November 1629, an Landgraf Wilhelm V. von Hessen gerichtet, worin beschrieben ist, wie man zur Einübung der Falken Reihern auf jeder Schnabelspitze ein Holunderröhrchen befestigt hat, damit sie die Falken nicht durch Schnabelstöße beschädigen könnten; wie man ihnen ferner den Hals mit einem Leinwandfutteral verwahrt, damit sie nicht könnten erwürgt werden, und wie man sie endlich mit Gewichten an den Beinen habe fliegen lassen, damit sie sicher von den Falken erhascht werden könnten. Unter Landgraf Philipp von Hessen ward allen Taubenbesitzern geboten, je die zehnte Taube dem fürstlichen Falkner abzuliefern. Um immer Reiher zur Abrichtung der Falken zu haben, hatte man Reiherhäuser, wo sie jung aufgezogen wurden.“

„Seit Jahrhunderten besteht die beste und jetzt noch die einzige Falkonierschule Europas in dem Dorfe Falkenwerth in Flandern. Die an Ort und Stelle gefangenen Falken reichten früherhin für den Bedarf durchaus nicht hin; daher gingen die Leute bis Norwegen und Island auf den Fang, und namentlich lieferte die genannte Insel die besten Baizvögel. — Auch in Pommern haben, wie Th. Schmidt aus Kantzow's Pommerania nachweist, die holländischen Falkoniere früherhin im Herbst am Seestrand den vom Norden über das Meer müde und hungrig anlangenden Falken fleißig nachgestellt, und deren in manchen Jahren über hundert gefangen. Gingen die Leute nach Holland zurück, so setzten sie ihre Vögel auf Stangen, wovon auf jede Schulter eine zu liegen kam. Um wohlfeil mit der Fütterung durchzukommen, erbettelten sie unterwegs in den Dörfern Hunde. Ueber den jetzigen Zustand der Falknerei in Falkenwerth theilt der holländische General von Ardesch Folgendes mit:“

„In Falkenwerth sind noch jetzt mehrere Leute, die den Fang und die Abrichtung der Falken eifrig betreiben. Der Ort liegt auf einer ganz freien Heide und begünstigt daher das Geschäft sehr. Im Herbste werden die Falken gefangen; man behält in der Regel nur die Weibchen, und zwar am liebsten die vom selbigen Jahre, weil diese am besten sind; die zweijährigen sind auch noch brauchbar; ältere läßt man aber wieder fliegen. Der Fang ist so eingerichtet: Der Falkonier sitzt gut verborgen auf freiem Felde, und von ihm aus geht ein etwa 100 Schritt langer Faden, an dessen Ende eine lebende Taube befestigt ist, welche übrigens frei auf der Erde sitzt. Etwa 40 Schritt vom Falkonier geht der genannte Faden durch einen Ring, und neben diesem Ring liegt ein Schlagnetzchen, von welchem ebenfalls ein Faden bis zum Falkonier geht. Ist ein Falk im Anzuge, so wird der Taube mit dem Faden ein Ruck gegeben, wodurch sie emporfliegt, den Falken anlockt und von ihm in der Luft ergriffen wird. In dem Augenblicke, wo Dies geschieht, zieht der Falkonier die Taube und mit ihr den sie krampfhaft festhaltenden Falken allmählich bis zu dem Ringe, wo plötzlich das Schlagnetz beide bedeckt. Es kommt viel darauf an, es sogleich zu erfahren, wenn ein Falk die Gegend durchstreift, und deswegen bedient sich der Jäger eines eifrigen und scharfsichtigen Wächters, nämlich des Raubwürgers (Lanius Excubitor), welcher ohnweit der Taube angefesselt wird und nicht verfehlt, sobald er einen Falken in unermeßlicher Ferne gewahrt, ein weit schallendes Geschrei zu erheben. Neben ihm ist eine Grube, in die er sich verkriecht, wenn es noth thut. Der frisch gefangene Falk muß regelmäßig drei Tage hungern, und wird während der Zeit und späterhin so viel als möglich verkappt auf der Hand getragen. Schlaflosigkeit wird nicht angewendet. Bis zum Frühjahr muß der Falk gut dressirt sein, und alsdann reisen die Falkenwerther Falkoniere nach England zum Herzog von Bedford, dem sie sich und ihre Falken auf eine bestimmte Zeit vermiethen. Bei den Jagden brechen sie nicht selten, weil über Stock und Stein nachgesprengt und dabei nach oben geguckt werden muß, Hals und Bein. Ein gewöhnlicher Falk dient kaum drei Jahre.“

„Im achtzehnten Jahrhundert ist die Falkenbaize allmählich aus der Mode gekommen; übrigens hat sie sich doch noch hier und da erhalten. Als Knabe kannte ich in Weimar einen Falkonier, der sein Geschäft noch mit großem Eifer betrieb, und ein ähnlicher lebte damals noch in Meiningen. Jetzt ist sie in Europa meines Wissens noch an folgenden Orten in Gebrauch: 1) zu Bedford in England beim Herzog von Bedfort; 2) zu Didlington-Hall in der Grafschaft Norfolk beim Lord Barnars. Jeden

Herbst kommen nach Bedfort und Didlington=Hall Falkeniere aus Falkenwerth, welche ihre Falken mitbringen und im Winter wieder zurückreisen. Zu Didlington ist ein eigener Reihergarten, woselbst die Reiher in zahlloser Menge nisten und gehegt werden. 3) Im Loo, einem Landgut des Königs von Holland, ist ums Jahr 1841 fleißig mit Falken gejagt worden."

„Die zur Falkenjagd gehörigen Geräthschaften sind: Eine lederne Haube, die so eingerichtet ist, daß sie die Seher nicht drückt; eine Kurzfessel und eine Langfessel, beide aus Riemen, die letztere gegen fünf Fuß lang; sie werden an dem Geschüh, das heißt der ledernen Fußumkleidung, des Baizvogels befestigt. Das Federspiel ist ein mit ein Paar Vogelflügeln besetzter eirunder Körper, der dazu dient, den Falken, der ihn von weitem für einen Vogel hält, wieder anzulocken. Starke Handschuhe müssen die Hände des Falkeniers vor den Krallen des Falken sichern. — Sobald die Abrichtung beginnen soll, wird der Vogel verkappt, angefesselt, und muß 24 Stunden hungern, worauf er auf die Faust genommen, abgekappt und mit einem Vogel traktirt wird. Will er nicht kröpfen, so wird er wieder verkappt und erst nach 24 Stunden wieder vorgenommen, und sollte er auch fünf Tage lang auf der Faust nicht freiwillig kröpfen wollen, so wird er unbarmherzig jedesmal wieder verkappt und hungrig angefesselt. Je öfter er übrigens während dieser Zeit abgekappt und auf der Faust getragen wird, desto eher wird er zahm werden und freiwillig auf der Faust kröpfen. — Ist er soweit, so beginnen nun die eigentlichen Lehrübungen, vor deren jeder er erst lange abgekappt auf der Faust getragen und nach jeder verkappt angefesselt wird, damit er das Vorgetragene in Ruhe einstudiren kann. Die ersten bestehen darin, daß der Vogel abgekappt auf eine Stuhllehne gesetzt wird und von da, um zu kröpfen, auf die Faust des Falkeniers erst hüpfen, später immer weiter fliegen muß; Dasselbe wird dann im Freien wiederholt, wobei er aber durch einen langen, an der Langfessel angebrachten Faden am Entwischen gehindert wird; der Falkenier steht übrigens so, daß der Vogel gegen den Wind fliegen muß, da er, wie alle Vögel, nicht gern mit dem Winde zieht. — Macht er nun seine Sachen soweit gut, so wird er des Abends verkappt in einen schwebenden Reif gesetzt und die ganze Nacht hindurch geschaukelt, so daß er gar nicht schlafen kann; am folgenden Morgen werden die früheren Uebungen wiederholt, er bekommt auf der Faust zu kröpfen, wird dann bis zum Abend getragen und dann wieder die ganze Nacht im Reife geschaukelt; ebenso wird am dritten Tage und in der dritten Nacht verfahren; am vierten Tage wird wieder Alles wiederholt und ihm nun erst nächtliche Ruhe gegönnt. — Am folgenden Tage wird er ohne Bindfaden, nur mit Beibehaltung der Langfessel, frei auf den Boden gesetzt, und muß, um zu kröpfen, auf die Faust fliegen; fliegt er an dieser vorbei, so geht man ihm nach und lockt ihn so lange, bis er doch endlich kommt. Diese Uebung wird nun oft im Freien wiederholt, auch der Vogel gewöhnt, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu fliegen, und weder Menschen noch Hunde zu scheuen. — Jetzt kommen die eigentlichen Vorübungen zur Baize selbst: man wirft eine todte Taube in die Luft, läßt den am langen Bindfaden gehaltenen Vogel nachschießen, und das erstemal ein wenig davon kröpfen, späterhin aber wird ihm die Taube immer gleich abgenommen und er bekommt auf der Faust Etwas zu kröpfen. Dieselbe Uebung wird an den folgenden Tagen mit lebenden Vögeln, deren Schwingen verstutzt sind, wiederholt; darauf sucht man mit dem Hühnerhunde Rebhühner, wo möglich ein einzelnes, auf, kappt den Vogel, sobald es auffliegt, schnell ab und läßt ihn nachschießen. Sollte er fehlstoßen, so lockt man ihn mit einer lebenden Taube, deren Schwingen verstutzt sind, oder mit dem Federspiele zurück. — Um ihn zu gewöhnen, auch stärkere Vögel, wie z. B. Reiher und Kraniche, anzugreifen, übt man ihn erst an jungen Vögeln der Art, oder alten, deren Schwingen verstutzt sind und deren Schnabel in einem Futteral steckt; auch läßt man ihn anfangs, wo möglich, in Gesellschaft eines guten alten Falken daran. Den zu dieser Uebung bestimmten Reihern und Kranichen macht man, damit sie nicht so leicht erwürgt werden, ein Futteral von weichem Leder um den Hals. Dem Reiher suchen die Falken, rasch emporsteigend, die Höhe abzugewinnen, um von oben auf ihn zu stoßen; der Reiher hingegen sucht seinerseits auch immer höher zu steigen, und streckt mit erstaunlicher Schnelligkeit den stoßenden Feinden die scharfe Spitze seines Schnabels entgegen, um sie zu spießen. Endlich wird er gepackt und stürzt mit ihnen aus der Höhe herab. Die herbeieilenden Jäger machen

schnell die Falken los, reichen ihnen zur Belohnung einen guten Fraß, und berauben den Reiher seiner schönsten Federn. Es wird ihm dann ein metallener Ring um den Fuß gelegt, auf welchem die Jahreszahl und der Ort des Fanges eingegraben ist, und darauf die Freiheit geschenkt. Manche Reiher sind öfters, oft nach langen Jahren wieder, gebaizt und so mit mehreren Ringen geziert worden. — Soll ein Falk gut auf Hasen stoßen, wozu man sich hauptsächlich des Habichts bedient, so stopft man einen Hasenbalg gut aus, läßt den Falken mehrmals darauf seine Mahlzeit verzehren, bindet dann Fleisch daran und läßt den ausgestopften, auf Rädern stehenden Hasen von einem Manne erst langsam, dann schnell auf einem Boden hinziehen, spannt auch endlich gar ein flinkes Pferd davor, jagt mit dem Hasen fort und läßt den Falken hinterdrein. — Zur Falkenjagd gehört eine ebne, waldlose Gegend."

„Am großartigsten ist von jeher die Falkenjagd in Mittelasien getrieben worden: „Im März", sagt Marco Polo ums Jahr 1290, „pflegt Kublaï Khan Kambalu zu verlassen; er nimmt dann eine Zahl von etwa 10,000 Falkonieren und Vogelstellern mit sich. Diese werden in Abtheilungen von 2= bis 300 Mann im Lande vertheilt, und was von ihnen erlegt wird, muß dem Khan abgeliefert werden. Für seine Person hat der Khan noch besonders 10,000 Mann, deren jeder eine Pfeife trägt. Sie bilden, wenn er jagt, einen weiten Kreis um ihn her, indem sie entfernt von einander aufgestellt sind; sie achten auf die Falken, welche der Khan fliegen läßt, fangen dieselben wieder ein und bringen sie zurück. Jeder Falk, der dem Khan oder einem Großen des Reichs gehört, hat an seinem Beine ein silbernes Täfelchen, auf welchem der Name des Eigenthümers und des Falkoniers eingegraben ist. Es ist auch ein eigner Beamter da, bei welchem diejenigen Vögel abgeliefert werden, deren Eigenthümer nicht sogleich ermittelt werden kann. Der Khan reitet während der Jagd auf einem Elephanten und hat immer zwölf der besten Falken bei sich. Zu seiner Seite reiten eine Menge Leute, welche sich immer nach Vögeln umsehn und dem Khan gleich Anzeige machen, wenn sich ein jagdbarer zeigt. Im ganzen Umfange des Reichs wird das Haar= und Federwild Jahr aus Jahr ein sorgfältig gehegt, damit immer Ueberfluß für die Jagden des Khans vorhanden ist." Ritter Tavernier, welcher sich viele Jahre in Persien aufgehalten, erzählt (im Jahr 1681) wie folgt: „Der König von Persien hält sich über 800 Falken, wovon die einen auf wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Füchse, die andren auf Kraniche, Reiher, Gänse, Feldhühner dressirt sind. Bei der Dressur auf vierfüßige Thiere nimmt man ein ausgestopftes, legt Fleisch in die Augenhöhlen und läßt den Vogel auf seinem Kopfe fressen. Ist er Dies gewohnt, so setzt man das auf vier Rädern stehende Thier in Bewegung und läßt dabei den Vogel auf dem Kopfe fressen. Endlich spannt man ein Pferd vor und jagt, so schnell man kann, während der Vogel frißt. Auf ähnliche Weise richten sie sogar Kolkraben ab." Ritter Chardin, welcher einige Zeit nach Tavernier sich ebenfalls lange in Persien aufgehalten, fügt hinzu, „daß man dem Falken, wenn er starke vierfüßige Thiere angreift und sich auf ihren Kopf setzt, mit Hunden zu Hilfe eilt, und daß man sogar im Anfang des siebenten Jahrhunderts häufig Falken dressirt hat, Menschen anzufallen und ihnen die Augen auszuhacken". Daß man auch in neuer Zeit die Falkenjagd in Persien noch nicht aufgegeben hat, erfährt man aus John Malkolm's 1827 erschienenen Skizzen von Persien. „Man jagt", so erzählt er, „zu Pferd, mit Falken und Windhunden. Ist eine Antilope aufgetrieben, so flieht sie mit der Schnelle des Windes. Man läßt Hunde und Falken los. Die letzteren fliegen nahe am Boden hin, erreichen das Wild bald, stoßen gegen dessen Kopf, halten es auf, die Hunde kommen indessen herbei und packen es. Auf alte männliche Antilopen läßt man die Falken nicht los, weil sich die schönen Vögel leicht an den Hörnern derselben spießen." Malkolm wohnte auch der Jagd auf den Hubaratrappen bei und erzählt, daß sich dieser Vogel zuweilen so kräftig mit Schnabel und Flügeln zur Wehr setzt, daß er die Falken in die Flucht schlägt. In neuester Zeit hat in Asien C. v. Hügel zwischen Lahore und Kaschmir den Raja von Bajauri mit Falken Rebhühner jagen sehn. Murawiew fand im Jahr 1820 in Chiwa überall abgerichtete Falken; sie wurden auch auf wilde Ziegen losgelassen. Erman fand 1828 bei den Baschkiren und Kirgisen zur Hasenjagd abgerichtete Falken und auf Füchse und Wölfe abgerichtete

Adler. Auch Eversmann traf im Jahr 1852 bei den Baschkiren abgerichtete Steinadler, Königsadler, Habichte, Sperber. Atkinson hat den Kirgisensultan Beck gezeichnet, wie er seinen Lieblingsjagdadler füttert."

Gegenwärtig wird die Falkenjagd noch von den Beduinen der Sahára, welche unter den Arabern überhaupt unsern Adel vertreten, von den Persern und von den Indiern eifrig betrieben. Das Verfahren der indischen Falkoniere und die Jagd selbst schildert Jerdon in sehr lebendiger Weise:

„In verschiedenen Gegenden des Landes", sagt er, „wird der während des Winters regelmäßig sich einfindende Wanderfalk abgerichtet. Man fängt ihn an der Küste und verkauft ihn für zwei bis zehn Rupien an die eigentlichen Falkoniere, welche ihn dann auf Reiher, Störche, Kraniche, Klaffschnäbel, Ibisse, Nimmersatts und auch wohl auf Trappen abrichten. Hierbei muß ich bemerken, daß die Meinung, der Reiher versuche bei solcher Jagd den Falken mit seinem Schnabel zu durchbohren, von den eingebornen Falkonieren, von denen viele weit mehr Erfahrungen gemacht haben, als irgend welcher Europäer, vollständig bestätigt wird. Selbst wenn der Falke die Beute schon zu Boden geworfen hat, ist er zuweilen noch in Gefahr, von dem mächtigen Schnabel des Reihers verletzt zu werden, falls er den Nacken seiner Beute nicht mit einem Fange gepackt hat, was ein alter Vogel freilich immer zu thun pflegt. Wenn der Kulun (Grus Virgo) gejagt wird, hütet sich der Wanderfalk gar wohl vor dem scharfen, gekrümmten inneren Nagel des Kranichs, welcher böse Wunden hervorrufen kann."

„Fast noch höher als der Wanderfalk wird von den Indiern der Schahin oder königliche Falk (Falco peregrinator) geschätzt; ihn hält man für den vorzüglichsten von allen. Er wird alljährlich massenhaft gefangen und zwar auf dünnen Rohrstäben, welche mit Vogelleim bestrichen und durch einen kleinen Vogel geködert werden. Dieser Falk wird besonders für die Jagd abgerichtet, welche in der Falkoniersprache „auf stehendes Wild" genannt wird, d. h. er wird nicht von der Hand nach der Beute geworfen, sondern schwebt hoch in der Luft und beschreibt über dem Falkonier so lange seine Kreise, bis das zu jagende Wild aufgescheucht ist. Dann stürzt er mit erstaunlicher Eile hernieder und auf das erschreckte Thier los."

„Es ist in der That ein wundervolles Schauspiel, den Vogel zu beobachten, wenn er auf ein Rebhuhn oder einen Trappen herniederstößt, welche schon in ziemlicher Entfernung entflohen sind. Sobald der Falk die Beute wahrnimmt, welche aufgescheucht worden ist, stößt er zwei- oder dreimal nach unten und schießt dann mit halbgeschlossenen Flügeln schief herab, gerade auf das erschreckte Wild los und zwar mit größerer Schnelligkeit, als ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil. Diese Art zu jagen ist wirklich eine sehr sichere; aber sie ist, obgleich bedeutend erfreulicher, als die Jagd mit kurzflügligen Falken, doch nicht zu vergleichen mit der Jagd des Wanderfalken, welchen man von der Hand nach dem Reiher oder dem Nimmersatt wirft."

Nach diesen einleitenden Bemerkungen mögen die bekanntesten und wichtigsten Arten der Familie an uns vorüberziehen.

Die edelsten Glieder der Familie sind die Jagdfalken (Hierofalco), Bewohner des hohen Nordens der Erde. Es kennzeichnet sie ihre sehr bedeutende Größe, der verhältnißmäßig starke, in scharfem Bogen gekrümmte Schnabel, die bis zu zwei Drittel der Länge befiederten Fußwurzeln und der im Vergleich zu den Flügeln lange Schwanz. In allem Uebrigen sind sie andern Edelfalken durchaus ähnlich; nicht einmal das wiederholt hervorgehobene Merkmal, daß ihr Gefieder im Alter weiß wird, ist stichhaltig.

Noch sind die Forscher, trotz der allersorgfältigsten Untersuchung, darüber nicht einig, ob wir zwei oder drei verschiedene Jagdfalkenarten annehmen müssen, und deshalb herrscht in allen Lehrbüchern hinsichtlich unserer Vögel eine große Verwirrung. Ich meinestheils glaube, daß man drei Arten

annehmen darf, von denen wenigstens zwei sich durch die Färbung auffallend genug unterscheiden, während die anderen beiden unter sich hierin sehr übereinstimmen. Diese drei Arten sind der Jagd-, der Polar- und der Gierfalk.

Im ausgefärbten Kleid können nur die beiden erstgenannten verwechselt werden; im Jugendkleide ähneln sich alle drei in so hohem Grade, daß kaum ein Naturforscher im Stande sein dürfte, sie mit Sicherheit zu bestimmen. Es muß deshalb für uns genügen, wenn ich sage, daß das Gefieder des alten Jagdfalken (Hierofalco candicans) auf reinweißem Grunde überall mit dunklen Längsflecken gezeichnet ist, während bei dem Polarfalken (Hierofalco arcticus) die dunkle Zeichnung durch Querflecke bewirkt wird. So unterscheidet die gedachten Vögel Blasius, und ich glaube, daß diese Unterscheidung als die richtige betrachtet werden kann. Dagegen dürfte es fraglich sein, ob die verschiedene Stellung und Gestaltung der Flecken wirklich, wie Blasius behauptet, allen Alterskleidern zugesprochen werden kann. Im hohen Alter werden, wie es scheint, beide Falken auf der Unterseite reinweiß, und auch die dunkeln Flecken auf dem Rücken schmelzen auf sehr geringe Größe zusammen. Beide Falken sind im Alter herrliche Geschöpfe, selbstverständlich umsomehr, je weißer sie sind. Bei jungen Vögeln ist die Grundfarbe der Rückseite graubraun oder dunkelgrau, mit deutlicher hervortretender Längs- oder Querzeichnung; der Scheitel ist lichter oder dunkler, die Federn sind hier schwarz geschäftet; Flügel und Schwanz sind stark gebändert, und die ganze Unterseite ist auf lichtfahlem Grunde bräunlich gefleckt. Das von einem nackten grünlichgelben Ringe umgebene Auge ist braun. Der Schnabel ist bei alten Vögeln gilblichblau, dunkler an der Spitze, gelb auf der Wachshaut, der Fuß im Alter strohgelb, in der Jugend blau.

Der Gierfalk (Hierofalco Gyrfalco) hingegen ist in allen Kleidern auf seiner Oberseite dunkel gefärbt. Er ist, um es mit zwei Worten auszudrücken, ein Wanderfalk im Großen. Seine Oberseite ist dunkelgraublau, auf dem Rücken und Mantel schwarz gebändert, auf dem Schwanze lichtgraublau, dunkler gebändert, auf den Schwingen braunschwarz. Die grauliche oder gilblichweiße Unterseite ist mit dunklen Längsflecken gezeichnet, welche auf den Seiten und auf den Hosen sich in Querflecken verwandeln.

Beim jungen Vogel ist Dunkelbraun auf der Oberseite die herrschende Färbung; die Unterseite ist auf lichtem, graugilblichen Grunde mit dunklen Längsflecken gezeichnet. Nestvögel des Gierfalken sind von gleichalten Wanderfalken kaum zu unterscheiden.

Die Größenverhältnisse aller drei Jagdfalken sind fast genau dieselben; der Gierfalk scheint der kleinste zu sein. Nach meinen eigenen Messungen beträgt bei ihm die Länge des Weibchens 1 Fuß 11 Zoll, die Breite 4 Fuß, die Länge des Schwanzes 9 Zoll 3 Linien und die Länge des Fittigs 15 Zoll 6 Linien.

Man nimmt an, daß der Jagdfalk hauptsächlich auf Island, der Polarfalk vorzugsweise auf Grönland lebt, hat aber bereits erfahren, daß beide Arten hier wie da als Brutvögel vorkommen. Der Gierfalk hingegen lebt im Norden Skandinaviens, im nördlichen Rußland und nach Middendorf's Beobachtung in Sibirien. Nach meinen Erfahrungen ist er der einzige Jagdfalk, welcher in Lappland brütet. Nur ihn habe ich in Skandinavien gesehen, im Freien ebensowohl, wie in den Museen.

Noch heutigen Tages sind wir über das Freileben der Jagdfalken nicht genügend unterrichtet und deshalb nicht im Stande zu sagen, inwiefern sich die verschiedenen Arten von einander unterscheiden. Es wird deshalb nothwendig sein, das über alle Bekannte in gedrängter Kürze zusammenzustellen, um ein Bild ihres Lebens zu gewinnen.

Die Jagdfalken bewohnen in den nördlichen Ländern vorzugsweise steile Seeküsten, auf deren Felswänden sie sich ansiedeln, ohne jedoch den Wald gänzlich zu meiden. Doch kann man sie nicht in dem Grade wie andere Falken als Waldvögel bezeichnen. Am liebsten siedeln sie sich in der Nähe der Vogelberge an, da, wo während des Sommers Hunderttausende und Millionen von Seevögeln sich vereinigen, um zu brüten. Hier habe ich den Gierfalken niemals vermißt. Die jungen Vögel, d. h.



Jagdfalke.

alle diejenigen, welche noch nicht gepaart und fortpflanzungsfähig sind, streifen weit im Innern des Landes umher und kommen nicht selten auch in den nordischen Alpen vor, während alte Vögel auf den Bergen selten gefunden werden.

Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Wohnsitz mit großer Zähigkeit fest und wird, wenn es von demselben vertrieben wurde, sehr bald durch ein anderes ersetzt. Gewisse günstige Felswände in Lappland beherbergen Gierfalken seit Menschengedenken. Am Warangerfjord z. B. konnte mir der vogelkundige Kaufmann Nordvi mit aller Bestimmtheit eine Stelle angeben, wo ich Gierfalken finden würde, und doch hatte er diese Stelle seit vielen Jahren nicht besucht und von dem Vorhandensein der Falken neuerdings auch keine Kunde erhalten.

In ihrem Betragen und Wesen haben die Jagdfalken mit ihrem deutschen Vertreter, dem Wanderfalken, die größte Aehnlichkeit. Man kann höchstens sagen, daß ihr Flug nicht so schnell und ihre Stimme tiefer ist, als bei diesen. Ich wenigstens habe an denen, welche ich im Freileben und in der Gefangenschaft beobachtete, einen anderen Unterschied nicht wahrnehmen können. Es wird wahrscheinlich Alles, was wir vom Betragen der Wanderfalken kennen gelernt haben, auch auf sie zu beziehen sein.

Seevögel im Sommer und Schneehühner im Winter bilden die Nahrung der Jagdfalken; außerdem sollen sie Hasen anfallen und nach Radde's Versicherung monatelang von Eichhörnchen leben. Sie sind ein furchtbarer Feind des von ihnen bedrohten Geflügels und der Schrecken aller Bewohner der Vogelberge. Auf den Nyken, zwei Vogelbergen im nordwestlichen Lappland, sah ich während meines dreitägigen Aufenthalts regelmäßig um zehn Uhr Vormittags und gegen vier Uhr Nachmittags die beiden Gatten eines Gierfalkenpaares erscheinen, um Beute zu machen. Ihre Jagd war stets überraschend kurz. Sie kamen an, umkreisten den Vogelberg ein= oder zweimal und stießen dann unter einen Schwarm der Lummen, Alken oder Lunde, packten regelmäßig einen dieser Vögel und trugen ihn davon. Ich habe sie nie fehlstoßen sehen. Holboell erzählt, daß er selbst gesehen habe, wie ein Polarfalk zwei junge dreihzehige Möven auf einmal in seine Fänge nahm, eine in jede seiner Klauen und auf gleiche Weise zwei Meerstrandläufer erbeutete, und Faber fand einen von ihm bestiegenen Horst reichlich mit Lummen, Alken und Lunden und dreihzehigen Möven versehen. Außer den Seevögeln werden die brütenden Jagdfalken auch den Tauben gefährlich; doch sagt Holboell, daß er nur zwei junge Tauben verloren habe, welche der Falk im Sitzen nahm, weil die Alten, welche sehr oft von dem Räuber gejagt wurden, von ihm nicht eingeholt werden konnten.

Nach der Brutzeit kommen die Jagdfalken oft den menschlichen Wohnungen nahe. Sie zeigen überhaupt wenig Scheu und lassen sich sogar herbeilocken, wenn man ein Schneehuhn oder einen andern Vogel wiederholt aufwirft. Im Winter verlassen sie die Seeküsten und folgen dem Gange des Schneehuhns auf den Bergen. Dieses fürchtet den Jagdfalken, seinen furchtbarsten Feind, in so hohem Grade, daß es sich, wie Schrader beobachtete, bei seinem Anblick mit reißender Schnelligkeit und größter Gewalt auf den Schnee stürzt und sich so eilig als möglich in ihm vergräbt. Wahrscheinlich versuchen auch die Seevögel, sich vor dem Falken zu retten; bei ihrer ungeheuren Menge aber kann man die Bewegungen des einzelnen, welcher gejagt wird, nicht unterscheiden. Man bemerkt blos, daß der Schwarm auseinanderstiebt, wie die Tauben es zu thun pflegen, wenn der Wanderfalk unter sie stößt.

Eine eigenthümliche Jagdweise unseres Falken beschreibt Radde. „In den verwachsenen Dickichten der Wälder des Burejagebirges“, sagt er, „wurde es dem Jagdfalken nicht möglich, auf seine gewöhnliche Beute, die Eichhörnchen, zu stoßen. Er lauerte ihr daher hinterlistig auf und war dabei sehr geduldig, jedoch bei alledem so scheu, daß ich nie zum Schusse kommen konnte.“ Einen andern Jagdfalken sah derselbe Beobachter nahe am Stamm einer Kiefer sitzen, in unmittelbarer Nähe eines Volks Birkhühner, welches auf den benachbarten Bäumen sich äßte. Unzweifelhaft saß auch dieser Vogel auf der Lauer.

Der Horst des Jagdfalken steht, nach Faber, in der Höhle einer unzugänglichen Felswand, nahe am Meere und ist groß und flach. Nach Nordvi's Versicherung bemächtigt sich der Gierfalk

gewöhnlich eines Rabennestes, welches er vorfindet oder aus dem er den rechtmäßigen Inhaber mit Gewalt vertreibt. Holboell gibt an, daß der Polarfalk in Grönland im Juni seine Eier legt, und Faber fand auf Island erwachsene Junge Anfangs Juli; Nordvi aber sagte mir, daß der Gierfalk bereits im April mit seinem Brutgeschäft beginne und schenkte mir die Bälge von vier Jungen, welche er im Juni ausgenommen hatte. Ich fand Anfangs Juli ein Paar Gierfalken noch am Horste, konnte aber freilich nicht ergründen, ob in demselben Junge waren oder nicht. Die Eier der drei Jagdfalken unterscheiden sich nach Baldamus nur durch die verschiedene Größe und das etwas gröbere oder feinere Korn. Der Polarfalk legt die größten und grobkörnigsten, der Gierfalk die kleinsten und feinkörnigsten. Die Färbung ist bei allen verschieden; auch die Gestalt ändert nicht unwesentlich ab. Ein Ei, welches ich von Nordvi empfing, ist auf gilblichweißem Grunde röthelroth marmorirt, gefleckt und gepunktet.

In früheren Jahren sandte die dänische Regierung alljährlich ein besonderes Schiff, welches das Falkenschiff genannt wurde, nach Island, um von dort Edelfalken zu holen. Gegenwärtig kommen lebende noch alljährlich nach Kopenhagen. Wir haben von dort her bereits drei Stück für unsern Thiergarten erhalten, aber auch alle drei trotz der sorgfältigsten Pflege wieder verloren, wahrscheinlich, weil sie auf der Seereise schlecht gefüttert worden waren und schon halbkrank ankamen. In Lappland oder in Skandinavien überhaupt scheint Niemand sich auf den Falkenfang zu legen, wie denn überhaupt der Gierfalk dort nur von dem Naturforscher verfolgt wird, ungeachtet des Schadens, welchen er anstiftet. Freilich sind die Vogelberge während des Sommers so massenhaft belebt und die Gebirge so stark mit Schneehühnern bevölkert, daß der Schaden nicht sehr bemerklich wird, und zudem versichern die Norweger, daß die jagenden Engländer, welche aus reiner Mordsucht alljährlich Tausende von Schneehühnern erlegen, viel ärger unter diesen aufräumen, als die Gierfalken. In Island und Grönland hingegen, wo die Jagdfalken häufiger sind und im Winter regelmäßig den Wohnungen sich nähern, stellt man ihnen ziemlich rücksichtslos nach, und in ganz Nordasien werden sie noch heutigen Tages für die Baize gefangen.

Außer dem Menschen hat der Jagdfalk nur im Kolkraben einen Gegner, welcher ihm wenigstens zu schaffen macht. Faber und Holboell erwähnen übereinstimmend, daß man beide Vögel sehr oft sich balgen sieht.

Nach meinem Dafürhalten betragen sich die Jagdfalken im Gebauer ganz wie gefangene Wanderfalken.

Die Wanderfalken (Falco) stehen den Edelfalken am nächsten. Sie unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe, verhältnißmäßig kleineren und stärker gebogenen Schnabel, die minder weit befiederten Fußwurzeln und einen im Verhältniß zu den Flügeln kürzeren Schwanz.

Unser Wanderfalk (Falco peregrinus), sonst auch wohl Berg-, Wald-, Stein-, Baiz-, Kohl-, Blau-, Tannenfalk, Schwarzbacken, Taubenstoßer u. s. w. genannt, das bekannteste Mitglied dieser Sippe, ist als alter Vogel auf dem ganzen Oberkörper hellschiefergrau, mit dunkelschieferfarbigen, dreieckigen Flecken, welche eine bandartige Zeichnung hervorbringen. Die Stirn ist grau, der Schwanz hellaschgrau gebändert und an der Spitze der Steuerfedern gelblich gesäumt; die Schwingen sind schieferschwarz, auf der innern Fahne mit rostgelben, bänderartigen Flecken besetzt. Die Kehle, welche durch schwarze Backenstriche eingefaßt wird, ist wie die Oberbrust weißgelb. Die Unterbrust und der Bauch sind lehmröthlichgelb; erstere ist braungelb gestrichelt und durch rundlich- herzförmige Flecken gezeichnet, der Bauch durch dunklere Querflecken, welche namentlich am After und auf den Hosen hervortreten, gebändert. Im Leben liegt ein graulicher Duft auf dem Gefieder. Das Weibchen zeigt gewöhnlich frischere Farben als das Männchen. Bei den Jungen ist

die Oberseite schwarzgrau, jede Feder rostgelb gekantet; die Kehle und Oberbrust sind weißlich oder graugelblich, die übrige Unterseite ist weißlich, überall mit licht- oder dunkelbraunen Längsflecken gezeichnet. Die Iris ist dunkelbraun, die Wachshaut, der Mundwinkel und die nackte Stelle ums Auge sind gelb, der übrige Schnabel ist hellblau, an der Spitze schwarz, der Fuß gelb. Bei jüngeren Vögeln ist der Schnabel hellbläulich, die Wachshaut und die übrigen nackten Stellen am Kopfe sind blaugrünlich, der Fuß ist bläulich oder grünlichgelb. Das alte Männchen wird 16 bis 18 Zoll lang und 36 bis 40 Zoll breit, das bedeutend größere Weibchen hingegen 18 bis 21 Zoll lang und 42 bis 46 Zoll breit; der Fittig mißt 14 bis $15\frac{1}{2}$, der Schwanz $6\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ Zoll.



Der Wanderfalk (Falco peregrinus).

Der Wanderfalk verdient seinen Namen. Er streift fast in der ganzen Welt umher. Seine Heimat erstreckt sich von Nordostasien an bis zum westlichen Europa, und es fragt sich noch sehr, ob der in Amerika ihn vertretende Falk von ihm als Art verschieden ist, oder nicht. Nach Süden hin reicht er als Brutvogel bis zur nördlichen Küste des Mittelmeers. Er wandert aber allwinterlich nach Afrika hinüber, bis in das tiefe Innere; ja, er soll selbst am Vorgebirge der guten Hoffnung vorgekommen sein. Ebenso regelmäßig als in Nordafrika erscheint er nach Jerdon in Indien.

„Der Wanderfalk", sagt dieser ausgezeichnete Beobachter, „findet sich durch ganz Indien vom Himalaya an bis zum Vorgebirge Comorin, aber nur während der kalten Zeit. Besonders häufig ist

er längs der Seeküsten und an großen Flüssen. Er brütet, soviel ich glaube, ebensowenig in Indien, wie im Himalaya, sondern ist Wintergast, welcher in der ersten Woche des Oktobers erscheint und im April wieder weggeht." Auch in Amerika wandert er weit nach Süden herab. Ob er in Brasilien vorkommt, weiß ich nicht; wohl aber kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß er den Golf von Mejiko überfliegt. Seiner ungeheuren Flugfähigkeit sind Reisen von hundert und mehr Meilen gewissermaßen ein Spazierflug.

Bei uns zu Lande bewohnt der Wanderfalk große Waldungen, am liebsten solche, in deren Mitte steile Felswände sich erheben. Ebenso häufig trifft man ihn im waldlosen Gebirge, und gar nicht selten endlich sieht man ihn inmitten großer, volkbelebter Städte. So hat man ihn monatelang in Leipzig beobachtet, und ich habe ihn auf dem Stephansthurm in Wien und auf der Petrikirche in Hamburg gewissermaßen als Standvogel kennen gelernt. Besonders günstige Oertlichkeiten, namentlich unersteigliche Felsenwände, beherbergen ihn mit derselben Regelmäßigkeit, wie die nordischen Vogelberge den Jagdfalken. So trägt der Falkenstein im Thüringerwalde seinen Namen mit Fug und Recht; denn auf ihm horstet ein Wanderfalkenpaar seit Menschengedenken.

„Der Wanderfalk", sagt Naumann, „ist ein muthiger, starker und äußerst gewandter Vogel; sein kräftiger Körperbau und sein blitzendes Auge beurkunden Dies auf den ersten Anblick. Die Erfahrung lehrt uns, daß er nicht vergeblich von der Natur mit so furchtbaren Waffen ausgerüstet ward, und daß er im Gebrauch derselben seinem nahen Verwandten, dem Jagd- und Würgfalken, rühmlichst an die Seite zu setzen sei. Sein Flug ist äußerst schnell, mit hastigen Flügelschlägen, sehr selten schwimmend, meist niedrig über die Erde hinstreichend. Wenn er sich vom Boden aufschwingt, breitet er den Schwanz aus und fliegt, ehe er sich in die Höhe hebt, erst eine kleine Strecke dicht über der Erde hin. Nur im Frühjahr schwingt er sich zuweilen zu einer unermeßlichen Höhe in die Luft. Er ist sehr scheu und so vorsichtig, daß er zur nächtlichen Ruhe meist nur die Nadelholzwälder aufsucht. Hat er diese nicht in der Nähe, so bleibt er öfters lieber im freien Felde, auf einem Steine sitzen, und es gehört unter die seltenen Fälle, wenn er einmal in einem kleinen Laubholze übernachtet. Aus Vorsicht geht er auch in letzteren des Abends erst sehr spät zur Ruhe und wählt dazu die dichten Aeste hoher alter Bäume. In etwas größern übernachtet er gern auf in jungen Schlägen einzeln stehengebliebenen alten Bäumen, und hier kommt er auch schon mit Untergang der Sonne, meist mit dick angefülltem Kropfe an. Am Tage setzt er sich ungern auf Bäume. Sitzend zieht er den Hals sehr ein, so daß der runde Kopf auf den Schultern zu stehen scheint; die weiße Kehle, mit den abstechenden schwarzen Backen, machen ihn von weitem kenntlich. Im Fluge zeichnet er sich durch den schlanken Gliederbau, den schmalen Schwanz und durch seine langen, schmalen und spitzen Flügel vor andern aus."

„Seine Stimme ist stark und volltönend, wie die Silben: Kgiak, kgiak! oder Kajak, kajak! Man hört sie aber außer der Begattungszeit eben nicht oft."

Es scheint, daß der Wanderfalk nur Vögel frißt. Er ist der Schrecken aller gefiederten Geschöpfe, von der Wildgans an bis zur Lerche herab. Unter den Rebhühnern und Tauben richtet er die größten Verheerungen an; die Enten verfolgt er mit unermüdlicher Ausdauer, und selbst den wehrhaften Krähen ist er ein furchtbarer Feind: er nährt sich oft wochenlang ausschließlich von ihnen. Ungern nur nimmt er einen auf dem Boden sitzenden Vogel weg, ohne Umstände aber einen solchen, welcher aufgebäumt hat oder einen auf dem Wasser schwimmenden. Die Rebhühner erschreckt er durch wiederholtes Kreisen über ihnen, bis sie auffliegen; die Tauben ängstigt er, daß sie sich unter Umständen selbst in das Wasser stürzen; die Enten ermattet er durch Verfolgung so lange, bis sie nicht mehr tauchen können, dann nimmt er sie vom Wasser weg. Auch den schnellsten Vögeln gelingt es selten, sich vor ihm zu retten. Gewitzigte Haustauben wissen, wie Naumann sagt, kein anderes Rettungsmittel, als in möglichster Schnelle und so dicht an einander gedrängt als möglich die Flucht zu ergreifen. Auf diejenige, welche sich etwas vom Schwarm absondert, stürzt er sich pfeilschnell von oben nieder. Stößt er das erstemal fehl, so sucht ihn die Taube zu überfliegen, und glückt ihr Das nur einigemal, so wird der Falk müde, und er zieht ab.

Alle Vögel, welche der Wanderfalk angreift, kennen ihn sehr wohl und suchen sich vor allen Dingen vor ihm zu retten. Nicht einmal die muthigen Krähen verfolgen ihn, sondern fliegen so eilig als möglich, sobald sie ihn erblicken. Er erwürgt die ergriffene Beute gewöhnlich schon in der Luft, sehr schwere Vögel aber, welche er nicht fortschleppen kann, wie Waldhühner und Wildgänse, auf dem Boden, nachdem er sie so lange gequält, bis sie mit ihm zur Erde herabstürzen. Bei Verfolgung seiner Beute fliegt er so fabelhaft schnell, daß man alle Schätzungen der Geschwindigkeit verliert. Man hört ein Brausen und sieht einen Gegenstand durch die Luft herniederstürzen, ist aber nicht im Stande, in demselben einen Falken zu erkennen. Diese Jachheit des Angriffes ist wohl auch die Ursache, daß der Falk nur selten auf sitzende Vögel stößt. Er kommt in Gefahr, sich selbst zu zerschmettern, und man kennt wirklich Beispiele, daß er durch Anstoßen an Baumzweige beim Herabschießen betäubt und selbst getödtet worden ist, ja Pallas versichert, daß er zuweilen, wenn er Enten verfolgt, im Wasser verunglückt: sein Stoß ist so mächtig, daß er tief unter die Oberfläche des Wassers geräth und ertrinken muß. Höchst selten greift er fehl; überhaupt fängt er mit spielender Leichtigkeit. Die gemachte Beute wird dann von ihm einer freien Stelle zugetragen und hier verzehrt, blos größere Vögel werden da angefressen, wo sie getödtet wurden. Vor dem Kröpfen rupft er wenigstens eine Stelle des Leibes vom Gefieder kahl. Kleinere Vögel verschlingt er mitsammt dem Eingeweide, während er letzteres bei größeren verschmäht.

Am liebsten horstet der Wanderfalk in Höhlungen, an steilen Felsenwänden, welche schwer oder nicht zu ersteigen sind, im Nothfall aber auch auf hohen Waldbäumen und dann vorzugsweise in einem verlassenen oder gewaltsam in Besitz genommenen Krähenneste. Der Horst selbst ist liederlich gebaut und mit etwas Reisern und Genist ausgekleidet. Ende Mais oder Anfangs Juni findet man das vollständige Gelege, drei, höchstens vier rundliche, auf gelbröthlichem Grunde braun gefleckte Eier. Das Weibchen brütet allein; das Männchen vergnügt es in der beschriebenen Weise. Die Jungen werden anfänglich mit halbverdautem Fleisch aus dem Kropfe geäzt, später mit allen möglichen Vögeln reichlich gefüttert, nach dem Ausfliegen ordentlich in die Lehre genommen und erst, wenn sie selbst vollendete Fänger geworden sind, sich selbst überlassen.

Der Wanderfalk ist bei uns zu Lande nicht zu dulden; denn der Schaden, welchen er anrichtet, ist sehr beträchtlich. Wenn der stolze Räuber nur zu eigenem Bedarf Beute machen wollte, könnte man ihn vielleicht gewähren lassen, er aber muß für eine zahlreiche Sippschaft anderer Raubvögel sorgen. Es ist eine auffallende Thatsache, daß alle Edelfalken, wenn sie sich angegriffen sehen, die eben gemachte Beute wieder wegwerfen. Dies wissen die Bettler unter den Raubvögeln sehr genau. „Da sitzen die trägen und ungeschickten Gesellen“, sagt Naumann, „auf den Grenzsteinen oder Feldhügeln, geben genau auf den Falken Acht, und sobald sie sehen, daß er Etwas gefangen hat, fliegen sie eiligst herbei und nehmen ihm ohne Umstände seine Beute weg. Der sonst so muthige, kühne Falk läßt, wenn er den ungebetenen Gast ankommen sieht, seine Beute liegen, schwingt sich mit wiederholt ausgestoßenem „Kja kjak“ in die Höhe und eilt davon. Ja sogar dem feigen Gabelweih, welchen eine beherzte Gluckhenne von ihren Küchlein abzuhalten im Stande ist, überläßt er seine Beute.“ In Nordostafrika sind es hauptsächlich die Schmarotzermilane, welche ihren Namen bethätigen. Ich selbst habe gesehen, daß ein Wanderfalk binnen wenigen Minuten drei Enten erhob und alle drei dem unverschämten Bettlergesindel zuwarf; erst mit der vierten flog er davon.

Solchem Schaden gegenüber kann von Nutzen, welchen der Falk stiftet, nicht gesprochen werden, da ja die Zeiten der Baize vorüber sind. Doch erfreut das stolze Thier jeden Kundigen während seines Freilebens und nicht minder in der Gefangenschaft, und Dies hat man ihm auch gutzurechnen. Bei einigermaßen sorgfältiger Pflege hält er sich lange Jahre im Käfig und nimmt hier mit allerlei frischem Fleisch vorlieb; er verlangt nur genug. „Ich hatte einmal“, sagt Naumann, „einen solchen Falken über ein Jahr lang in einem großen Käfige, und dieser fraß in zwei Tagen einen ganzen Fuchs auf, desgleichen drei Krähen in einem Tage; er konnte aber auch über eine Woche lang hungern. Er packte oft sechs lebendige Sperlinge, in jede Klaue drei, wobei er auf den Fersen saß, dann einem nach

besetzt; die Hosen, die Steiß- und die Unterschwanzdeckfedern sind schön rostroth; die Bartstriche treten deutlich hervor. Das Auge ist dunkelbraun, der nackte Ring um dasselbe, die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist an der Spitze dunkel-, an der Wurzel hellblau. Bei dem jungen Vogel sind die blauschwarzgrauen Federn der Oberseite rostgelb gerandet; der lichte Nackenfleck ist größer als bei den Alten und gilblich von Farbe; die Unterseite zeigt auf weißgelber Grundfarbe schwarze Längsflecken; der Unterleib, die Unterschwanzdeckfedern und die Hosen sind gelblich, letztere mit schwärzlichen Schaftflecken.



Der Baumfalk (Hypotriorchis subbuteo).

Ganz Europa von Nordschweden an und das gemäßigte Asien beherbergen diese schnellsten unserer Edelfalken. Erst in Südosteuropa wird er durch eine verwandte Art ersetzt. Auf dem Zuge berührt er Nordafrika höchst selten; in Indien hingegen erscheint er als Wintergast ziemlich häufig. Wirklich gemein soll er nach Eversmann in den Vorbergen und angrenzenden Steppen des Ural sein. In Deutschland bevorzugt er Feldhölzer und namentlich Laubwälder allen andern Oertlichkeiten; in tieferen Waldungen wird er nur auf dem Zuge bemerkt. Er ist bei uns ein Sommervogel, welcher uns im September und Oktober regelmäßig verläßt und im April wieder zurückkehrt.

In seinem Betragen zeichnet sich der Baumfalk in mancher Hinsicht vor andern Edelfalken aus. „Er ist", sagt mein Vater, „ein äußerst munterer, kecker und gewandter Raubvogel, der sich in der Schnelligkeit seines Fluges mit jedem andern messen kann. Sein Flug hat viel Schwalbenartiges. Er hält wie die Schwalben die Flügel meist etwas sichelförmig, bewegt sie oft, führt aber auch schwebend die schönsten Schwenkungen mit der größten Leichtigkeit aus. Auf den Boden setzt er sich selten, viel lieber auf Bäume. Seinen Raub jedoch verzehrt er nur auf der flachen Erde."

Männchen und Weibchen halten treu zusammen und treten im Herbst mit einander ihre Winterreise an. Sie rauben auch gemeinschaftlich, werden aber hierbei auf einander eifersüchtig und nicht selten mit einander uneinig. „Hiervon", sagt mein Vater, „weiß ich ein Beispiel. Zwei Baumfalken jagten zusammen; der eine fing eine Schwalbe, ließ sie, während der andere herbeikam, fallen, stürzte hinter ihr drein und fing sie noch einmal. Jetzt verlangte der andere seinen Antheil an der Beute, der Besitzer derselben wollte ihm diesen nicht geben. Beide bissen sich mit einander herum und kamen so auf den Boden herab, wo der Sieger die Schwalbe ergriff und mit ihr in möglichster Schnelle davonflog, ehe der Besiegte recht zu sich kam." Bei solchen Zänkereien geschieht es zuweilen, daß ein gefangener Vogel wieder frei kommt und glücklich entrinnt. Solche eheliche Zwiste abgerechnet sind die Baumfalken sehr treue Gatten. Man sieht das Paar stets zusammen und einer der Gatten bemüht sich, den andern zu erfreuen.

Die Stimme des Baumfalken ist ein helles und angenehm klingendes „Gäth gäth gäth", welches oft und schnell wiederholt wird. Während der Brutzeit vernimmt man ein helles „Gick".

Der Baumfalk ist immer scheu und vorsichtig, bäumt deshalb zum Schlafen erst auf, wenn die Dunkelheit vollständig eingebrochen ist und weicht jedem Menschen fast ängstlich aus. Sein ganzes Gebahren deutet auf hohen Verstand.

Nach Naumann ist der Baumfalk der Schrecken der Feldlerchen. Er verschmäht aber auch andere Vögel keineswegs, und er ist es, welcher selbst den schnellen Schwalben gefährlich wird. „Die sonst so kecken Schwalben, welche so gern andere Raubvögel mit neckendem Geschrei verfolgen, fürchten sich auch so sehr vor ihm, daß sie bei seinem Erscheinen eiligst die Flucht ergreifen. Ich sah ihn zuweilen unter einen Schwarm Mehlschwalben fahren, die so darüber erschraken, daß einige von ihnen so vom Schreck betäubt wurden, daß sie wie todt zur Erde herabstürzten und sich von mir aufnehmen ließen. Lange hielt ich sie in der offenen Hand, ehe sie es wagten, wieder fortzufliegen. Auch die Lerchen fürchten sich so vor ihrem Erbfeinde, daß sie, wenn er sie verfolgt, ihre Zuflucht oft zu den Menschen nehmen, den Ackerleuten und Pferden zwischen die Füße fallen und von Furcht und Schrecken so betäubt sind, daß man sie nicht selten mit den Händen fangen kann. Der Baumfalk fliegt gewöhnlich niedrig und schnell über der Erde hin. Wenn ihn im Frühlinge die Lerchen von weitem erblicken, so schwingen sie sich schnell in die Luft zu einer Höhe hinauf, daß sie das menschliche Auge kaum erreichen kann und trillern eifrig ihr Liedchen, wohlbewußt, daß er ihnen in der Höhe nicht schaden kann, weil er, wie der vorhergehende, allemal von oben herab auf seinen Raub stößt, und sie daher, wenn sie einmal in einer so beträchtlichen Höhe sind, niemals angreift. Es würde ihn, wenn er sie dann übersteigen wollte, zuviel Mühe und Anstrengung kosten. Die Schwalben machen bei seiner Ankunft einen großen Lärm, sammeln sich in einen Schwarm, und schwingen sich girlend in die Höhe. Auf die einzeln niedrig fliegenden macht er Jagd und fängt sie, auf dem Freien, auf vier bis zehn Stöße; stößt er aber öfterer fehl, so wird er müde und zieht ab."

Snell, ein sehr scharfer und gewissenhafter Beobachter, meint, daß der Baumfalk nur Mauerschwalben fangen könne, unsere Rauchschwalbe aber vor ihm sicher sei. „Ich habe", sagt er, „das Verhalten der Schwalben genau in's Auge gefaßt. Sobald die Falken erschienen und ihre Schwenkungen in den Lüften begannen, ergriff Alles in sichtlicher Angst die Flucht. Nur die Rauchschwalben flogen etwas höher als die übrigen umher, in Einem fort warnend, und einzelne besonders kühne aus der Gesellschaft stachen sogar nach den verhaßten Räubern. Doch geschah Dies mit größter Eilfertigkeit und Vorsicht." Neben den Vögeln fängt der Baumfalk auch Kerbthiere im Fluge,

namentlich Heuschrecken, Wasserjungfern und selbst die männlichen Ameisen, wenn sie schwärmen. Man hat mehrere erlegt, deren Kröpfe nur mit Kerfen angefüllt waren.

Der Horst steht in Feldhölzern und auf hohen Bäumen. Er gleicht im Aeußerlichen dem anderer Falken, falls nicht ein altes Krähennest benutzt wurde; innerlich ist es mit Wolle, Haaren und andern weichen Stoffen ausgefüttert. Das Gelege ist im Juli vollzählig; es enthält drei bis fünf länglich runde Eier, welche auf grauweißem, zuweilen grünlichen Grunde hellere und rothbraune Flecken zeigen, am stumpfen Ende mehr als auf anderen Stellen.

Auch der Baumfalk richtet nicht unbedeutenden Schaden an. Lenz rechnet ihm nach, daß er jährlich mindestens 1095 kleine Vögel vertilgt. Dafür wurde er früher als Baizvogel genützt und hoch geschätzt und ist heute noch der liebenswürdigste Hausgenosse, welchen wir aus dieser Familie gewinnen können. „Ich habe", sagt mein Vater, „nie einen Vogel gehabt, welcher mir mehr Freude gemacht hätte, als mein zahmer Baumfalk. Wenn ich vor dem Stalle, in welchem er gehalten wurde, vorüberging, schrie er, noch ehe er mich sah, kam nach der Thüre geflogen, nahm mir einen Vogel ab und verzehrte ihn. Ging ich in den Stall, so setzte er sich mir auf die Hand, ließ sich streicheln und sah mich dabei mit treuherzigen Blicken an. Trug ich ihn in die Stube und setzte ihn auf den Tisch, so blieb er hier ruhig sitzen, verzehrte auch wohl in der Gegenwart fremder Personen einen ihm dargereichten Vogel mit der größten Behaglichkeit. Wenn man ihn neckte oder ihm den Raub abnehmen wollte, zwickte er mit dem Schnabel, verwundete aber nie mit den Fängen. Jedermann, welcher diesen Falken sah, hatte ihn gern und freute sich, ihn zu liebkosen. Niemand wird es bereuen, einen Baumfalken gefangen zu halten. Er kennt seinen Herrn, weiß dessen Liebe zu schätzen und scheint ihm durch seinen Blick dafür zu danken."

Ich kann diese Angaben meines Vaters nur bestätigen. Die Baumfalken, welche ich gehalten, haben auch mir stets die größte Freude gemacht, weil sie mir mit wahrer Liebe zugethan waren. Freunde von mir haben diesen Vogel ohne Mühe zum Aus- und Einfliegen gewöhnen können.

*

In Neuholland leben Falken, welche den Uebergang von den echten zu den unechten Edelfalken zu vermitteln scheinen. Einer dieser ist der Berigora (Jeracidea Berigora). Er besitzt die Gestalt und den Schnabel der bisher genannten Falken, aber minder kräftige Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, längere, dünnere Läufe und schwächere, dünnere Zehen mit minder kräftigen Nägeln. Die Länge des Männchens beträgt 16 Zoll; das Weibchen ist größer, in der Färbung von dem Männchen jedoch nicht unterschieden. Der Oberkopf zeigt auf rostbraunem Grunde feine, schwarze Schaftstriche, die Rückenmitte ist röthlichbraun, die Schultern, Flügeldecken und die Schwanzfedern sind braun, rostfarben gebändert und gefleckt, letzterer auch lichtbraun gesäumt. Die Kehle, die Brust, der Mittelbauch und die Unterschwanzdeckfedern sind blaßfahl mit einer feinen, braunen Linie zu jeder Seite der Federschäfte, die Seiten sind rostfarbig; jede Feder ist durch ein fahlweißes Fleckenband geschmückt. Die Hosen sind dunkelbraun, röthlich gefleckt; die Armschwingen sind schwärzlichbraun, auf der Innenfahne mit breiten fahlen Flecken besetzt. Wachshaut und Augenring sind blaßbläulich; der Schnabel ist an der Wurzel bleifarbig, an der Spitze schwarz, der Fuß hellbleifarben, das Auge sehr dunkelbraun. Man kennt nur wenige Arten der hierher gehörigen Sippe.

Der Berigora verbreitet sich über Vandiemensland und Neusüdwales, lebt während der Brutzeit paarweise, sammelt sich aber, angelockt durch Kerbthiere, oft zu Hunderten und macht sich dann sehr nützlich. In seinem Wesen ähnelt er dem Thurmfalken. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in Lurchen und Kerbthieren; doch greift er auch kleine Vögel und Säugethiere an, soll sogar Aas nicht verschmähen. Die Ansiedler sehen ihn als eine Landplage an, weil er ihnen manchmal ein junges Hühnchen wegnimmt; dafür aber nützt er durch Aufzehren der Kerbthiere und namentlich der Raupen ganz außerordentlich. Im Oktober und November sieht man die auf den höchsten Gummibäumen

angelegten Horste besetzt. Das Gelege besteht aus zwei bis drei Eiern, welche so sehr in der Farbe abändern, daß nicht einmal die eines Nestes unter sich gleich sind. Die meisten zeigen auf fahlweißem Grunde verwaschene röthlichbraune Flecken.

Unser Thurmfalk und zwei seiner europäischen Verwandten mögen uns mit den sogenannten unechten d. h. weniger raubfähigen Edelfalken bekannt machen. Die Röthelfalken (Tinnunculus), wie nach Eines Namen auch alle übrigen Mitglieder der Sippe genannt werden, ähneln in Gestalt, im Bau des Schnabels, der Flügel und des Schwanzes noch ihren edleren Verwandten, haben aber ein längeres und lockeres Gefieder, minder hartschwingige Flügel, längeren Schwanz, stärkere und kurzzehigere Füße und je nach dem Geschlecht ein verschieden gefärbtes Kleid.

Der Thurmfalk, Mauer-, Kirch-, Roth-, Mäuse- und Rüttelfalk oder Rüttelgeier, Graukopf, Sterengall, Wieg- oder Windwehe (Tinnunculus alaudarius) ist ein sehr schmucker Vogel von 12½ Zoll Länge und 27 Zoll Breite, dessen Fittig 9¼ und dessen Schwanz 6⅓ Zoll mißt. Beim ausgefärbten Männchen sind Kopf, Nacken und der Schwanz mit Ausnahme der blauschwarzen, weiß gesäumten Endbinden aschgrau; der Mantel ist schön rostroth, jede Feder mit dreieckigem Spitzenfleck, die Unterseite an der Kehle weißlichgelb, auf Brust und Bauch schön rothgrau oder blaßgelb, die einzelne Feder mit schwarzem Längsfleck. Die Schwungfedern sind schwarz mit sechs bis zwölf weißlichen oder rostrothen dreieckigen Flecken an der Innenfahne, an der Spitze lichter gesäumt. Der Augenstern ist dunkelbraun, der Schnabel hornbraun, die Wachshaut und die nackte Stelle um's Auge sind grünlichgelb, der Fuß ist citronengelb. Ein Backenstreifen ist vorhanden. Das alte Weibchen ist auf dem ganzen Oberkörper röthelroth bis zum Oberrücken mit schwärzlichen Längsflecken, von hier an aber mit Querflecken auf den Federn; sein Schwanz ist auf grauröthlichem Grunde an der Spitze breit und außerdem schmal gebändert; nur der Bürzel ist aschgrau. Auf der Unterseite gleicht die Färbung der des Männchens. Die Jungen ähneln der Mutter.

Von Lappland an bis Südspanien und von den Amurländern an bis zur Westküste Europa's scheint der Thurmfalk nirgends zu fehlen, am allerwenigsten in gebirgigen Gegenden, gleichviel ob dieselben bewaldet sind oder nicht; denn er ist ebensowohl Felsen-, wie Waldbewohner. Im Süden unseres Erdtheils ist er häufiger als im Norden, in den Steppen gemein. Auch er ist Sommervogel, welcher in jedem Winter große Reisen unternimmt. Er erscheint bei uns im März, oft schon im Februar und verläßt uns im September wieder. Aeußerst selten überwintert einer bei uns. Das eigentliche Wohngebiet bildet ein Feldgehölz oder auch ein größerer Wald, wo auf einem der höchsten Bäume der Horst steht, ebensohäufig aber eine Felswand und, zumal in südlichen Gegenden, ein altes Gebäude. Den verfallenen Ritterburgen fehlt der Thurmfalk selten; auch die meisten größeren Städte geben ihm regelmäßig Herberge. Die flache Mulde des Horstes, welcher sich von dem anderer Raubvögel wenig unterscheidet, wird mit einzelnen Wurzeln, Stoppeln, Mos und Thierhaaren ausgekleidet. Das Gelege besteht aus vier bis sieben rundlichen auf weißem oder rostgelben Grunde überall braunroth gefleckten und gepunkteten Eiern, welche vom Weibchen allein bebrütet werden.

Die Nahrung ist gemischter Art. Mäuse und Kerbthiere liefern den Hauptheil der Mahlzeiten des Thurmfalken; nebenbei nimmt er wohl auch eine Eidechse, einen Frosch und unter Umständen einen jungen Vogel weg. Er wird aber niemals eigentlich schädlich; denn er vertilgt weit mehr Ungeziefer als nützliche Thiere.

In Südeuropa gesellt sich zum Thurmfalken der ihm sehr nahe verwandte schöne Röthelfalk (Tinnunculus cenchris). Er ist etwas kleiner als der Thurmfalk. Beim Männchen beträgt die Länge nur 12, beim Weibchen 13 Zoll, die Breite bei jenem 26, bei diesem 28 Zoll; der Fittig mißt 10 Zoll, der Schwanz 5½ Zoll. Beim alten Männchen sind der Kopf, die großen Flügeldeckfedern, die Hinterschwingen und der Schwanz bläulichaschgrau, der Rücken ist ziegelroth ohne alle Flecken, die

Brust gelbröthlich mit sehr kleinen Schaftflecken, welche oft kaum sichtbar sind, der Schwanz ebenfalls am Ende durch eine schwarze Binde geziert. Das Auge, der Schnabel und der Fuß sind wie beim Thurmfalken gefärbt, die Krallen aber nicht schwarz, sondern gilblichweiß. Das Weibchen ist dem Thurmfalkenweibchen sehr ähnlich, aber lichter und an dem weißbläulichen Schwanze sowie an den weißen Krallen leicht zu unterscheiden. Die Jungen ähneln der Mutter.

Südeuropa, Spanien und seine Inseln, Malta, Süditalien, vor Allem aber Griechenland und die weiter nach Osten hin gelegenen Länder sind die wahre Heimat des Röthelfalken. In den russischen Steppen und in Griechenland ist er gemein, obwohl er nicht überall angetroffen wird; namentlich



Der Thurmfalk (Tinnunculus alaudarius).

meidet er die Gebirge. Dorfschaften in den Ebenen, zumal solche, welche in der Nähe von Gewässern liegen, werden von ihm allen übrigen Oertlichkeiten bevorzugt, aus dem einfachen Grunde, weil hier seine Haupt-, ja fast ausschließliche Nahrung, die Kerbthiere, am häufigsten zu finden ist. Er erscheint in Griechenland in der letzten Hälfte des März und wandert Ende Septembers weg. Seine Brutzeit fällt in die letzten Tage des April oder in die ersten des Mai. Der Horst steht in Griechenland regelmäßig in Mauerlöchern oder Höhlungen unter den Dächern der Häuser, gleichviel ob solche bewohnt sind oder nicht. Manche Gebäude enthalten mehrere Horste, alte Ruinen zuweilen viele. Im Innern der Höhle baut der Röthelfalk kein Nest, sondern legt seine Eier fast ganz ohne Unterlage auf den Boden auf. Das Gelege enthält regelmäßig vier, selten fünf oder sechs Eier, und diese unter-

scheiden sich nur durch ihre geringere Größe sicher von denen des Thurmfalken. Der Röthelfalk ist so besorgt um seine Brut, daß er sich, wenn er brütet, mit der Hand ergreifen läßt.

Lebensweise und Betragen der beiden Falken ähneln sich ebenso sehr als ihre Gestalt und Färbung. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht so befähigte Mitglieder ihrer Familie sind, wie die echten Edelfalken. Ihr Flug ist zwar noch leicht und auch ziemlich schnell, steht jedoch dem der letztgenannten bei weitem nach und zeichnet sich namentlich durch das Rütteln sehr aus. Gewöhnlich streichen die Röthelfalken in mäßiger Höhe über den Boden dahin, halten, wenn sie eine Beute erspähen, plötzlich an, bewegen die Flügel längere Zeit zitternd auf und ab und stürzen sich dann mit ziemlicher Eile herab, um die erspähte Beute aufzunehmen. Doch steigen sie zu ihrem Vergnügen, an schönen Sommerabenden namentlich, zuweilen hoch empor und führen dabei die schönsten Schwenkungen aus. Im Sitzen tragen sie sich lässiger als die edleren Falken und erscheinen deshalb größer, als sie sind; doch tragen auch sie ausnahmsweise sich schlank. Auf dem Boden sind sie geschickter; ihre längeren Läufe erlauben ihnen sogar einen ziemlich leichten Gang. An Sinnesschärfe stehen sie den übrigen Edelfalken durchaus nicht nach; in ihrem Wesen aber unterscheiden sie sich. Sie sind munterer, fröhlicher als diese und dabei keck und necklustig. Größeren Raubvögeln werden sie durch eifriges Verfolgen oft recht lästig, und den Uhu ärgern sie nach Herzenslust. Selbst gegen den Menschen legen sie zuweilen einen bewunderungswürdigen Muth an den Tag. Sie sind frühzeitig munter und gehen erst spät zur Ruhe; man sieht sie oft noch in der Dämmerung des Abends umherschweben. Ihr Geschrei ist ein helles fröhliches „Kli kli kli“, welches verschieden betont wird, je nachdem es Angst oder Freude ausdrücken soll. Im Zorn kichern sie. Je nach den Umständen ändern sie ihr Betragen dem Menschen gegenüber. Bei uns sind sie ziemlich scheu, wenn sie sich verfolgt wissen, sogar äußerst vorsichtig; im Süden leben sie mit dem Menschen auf dem besten Fuße, und zumal der eigentliche Röthelfalk scheut sich nicht vor jenem, dessen Wohnung ja auch zu der seinigen werden muß. In der Gefangenschaft werden sie bald sehr zahm, und wenn sie gute Behandlung erfahren, danken sie ihrem Gebieter solche durch wahre Anhänglichkeit. Sie lassen sich leicht zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen, achten auf den Ruf, begrüßen ihren Brodherrn mit freudigem Geschrei und legen ihre Zuneigung auch noch in anderer Weise an den Tag.

Wirklich anziehend wird das Winterleben der Röthelfalken. Auch sie sammeln sich auf der Reise zu Gesellschaften, und diese halten zusammen, so lange der Aufenthalt in der Fremde währt. Durch Jerdon und andere indische Vogelkundige erfahren wir, daß beide Arten gewöhnliche Wintergäste Südasiens sind; ich meinestheils habe sie, zu großen Flügen vereinigt, während unserer Wintermonate im Innern Afrika's angetroffen. Unbekümmert um ihre Artverwandten, welche in Egypten leben und dort jahraus jahrein wohnen bleiben, wandern sie bis tief in die Gleichenländer hinein und erwählen sich hier in den Steppen oder Urwaldungen eine geeignete Stelle zu ihrem Aufenthalt. Bedingung zu längerem Bleiben ist reichliche Nahrung; deshalb findet man sie regelmäßig da, wo die Wanderheuschrecke massenhaft auftritt. Wer nicht selbst die Schwärme dieser Kerbthiere gesehen, macht sich keinen Begriff davon. Es gibt Waldstrecken, in denen man nächst den Stämmen und Aesten der Bäume nichts Anderes, als Heuschrecken sieht. Aufgescheucht verdunkelt die gefräßige Gesellschaft die Luft. Sehr bald finden sich bei den Heuschrecken aber auch die Verfolger ein und unter Allen zuerst unsere Röthelfalken. Hunderte von ihnen sitzen regungslos auf den höchsten Spitzen der Mimosen oder schweben, rütteln und gleiten in wechselvollem, nicht ermüdenden Fluge über der schwarzgrauen Schar umher. So lange die Heuschrecken an den Zweigen hängen, verwehren die langen Stacheln und Dornen der Bäume den flinken Räubern, herabzustürzen unter die Kerbthierwolke; sobald die Heuschrecken aber sich erheben, eilen die Falken herbei, jagen durch die dichtesten Scharen hindurch und ergreifen mit gewandter Klaue eins der schädlichen Thiere. Es wehrt sich und beißt mit den scharfen Freßzangen in die beschildeten Läufe seines Feindes; doch dieser ist stärker. Ein Biß mit dem kräftigen Schnabel zermalmt den Kopf der Heuschrecke, und der Sieger beginnt nun sofort, sie zu verzehren. Ohne Zeit zu verlieren, reißt er ihr die Flügel aus, zerbricht die dürren Springfüße und

speist den leckern Fraß in der Luft, in welcher er sich schwebend zu erhalten weiß. Binnen zwei Minuten hat der geübte Jäger eine Heuschrecke gefangen, zerrupft und verzehrt, und von neuem eilt er wieder unter die noch nicht zur Ruhe gekommenen Schwärme, um sich noch eins oder zwei ihrer Mitglieder zu rauben. Dieses Schauspiel hatte für uns stets etwas so Anziehendes, daß wir es uns nicht verdrießen ließen, die Heuschrecken durch Schütteln aufzuscheuchen, und die Falken bewiesen sich insofern dankbar, als sie unmittelbar vor unsern Augen ihren Fang betrieben. Auffallend war es uns übrigens, daß die Heuschrecken ihren Hauptfeind wohl zu kennen schienen. Die Schwärme weichen im Fluge aus einander, wenn sich einer der Vögel jählings unter sie stürzt.

Schon diese Angabe muß, wie ich meine, genügen, den niedlichen Raubvögeln unsere Zuneigung zu sichern. Sie wirken aber während ihres Sommerlebens in ebenso ersprießlicher Weise als im fernen Afrika, und somit verdienen sie wohl, daß jeder Verständige sie nach Möglichkeit schont und hegt und pflegt.

Dem Thurmfalken, und insbesondere dem Röthelfalken nahe verwandt ist ein anderer kerbthierfressender Raubvogel Südeuropas, der Rothfuß- oder Abendfalk (Erythropus vespertinus), einer der schönsten aller Falken überhaupt. Mein Vater hat ihn von dem Röthelfalken getrennt, weil er sich von ihm unterscheidet: durch kürzeren Schnabel, anderes Verhältniß der Schwingen, durch kürzeren Schwanz und endlich durch die Färbung, welche nicht nur nach den Geschlechtern, sondern auch nach dem Alter verschieden ist. In der Größe kommt der Rothfußfalk mit dem Röthelfalken ziemlich überein. Seine Länge beträgt 12 Zoll, seine Breite 30 Zoll, der Schwanz mißt 5¼ Zoll. Das Weibchen ist um 1½ Zoll länger und um 2 Zoll breiter. Im ausgefärbten Kleide kann das Männchen mit keinem andern Falken verwechselt werden. Der Unterbauch, die Hosen und die Unterschwanzdeckfedern sind dunkelrostroth; das übrige Gefieder ist sehr gleichmäßig schieferblau, nur der Schwanz ist etwas dunkler. Die Wachshaut, der nackte Ring ums Auge, sowie die Füße sind ziegelroth, der Schnabel ist hinten gelb, vorn hornbläulich. Das Weibchen ist auf dem Kopf und Nacken hellrostfarben, auf dem übrigen Oberkörper blaugrau, auf Mantel und Schwanz dunkler gebändert, am Vorderhals und auf den Halsseiten mit Ausnahme der braunen Bartstreifen weiß, auf dem übrigen Unterkörper rostgelb mit einzelnen braunen Schaftstrichen. Wachshaut, Augenring und Füße sind orangenroth. Im Jugendkleid ist der Oberkörper dunkelbraun, jede Feder rostgelblich gerandet, der Schwanz rostgelb, elf bis zwölfmal dunkler in der Quere gebändert, der Unterkörper von der weißen Kehle ab rostgelblichweiß mit breiten braunen Längsflecken. Die nackten Stellen sind noch lichter als bei dem Weibchen. Der Augenstern ist immer braun.

Der Rothfußfalk gehört dem Südosten Europas und ganz Mittelasien an. Im Westen unseres heimatlichen Erdtheils ist er selten; er kommt dort aber, wie auch in Deutschland zuweilen, als Irrling vor. Die Steppen Ungarns, Rußlands und Asiens sind seine eigentliche Heimat. Vonhieraus wandert er im Winter nach Indien. In Egypten habe ich ihn ebenfalls erlegt, jedoch nur ein einziges Mal; sein eigentlicher Zug wendet sich nicht nach Afrika. Er verläßt Europa im August und September, wandert in großen Scharen und kehrt im Frühjahre gesellschaftsweise zurück. Dann ist er an manchen Orten, in Griechenland z. B., tagelang außerordentlich gemein.

In seinem Wesen hat er mit dem Röthelfalken die größte Aehnlichkeit. Er ist im Sitzen wie im Fliegen kaum von ihm zu unterscheiden, soll jedoch auf dem Boden gewandter sein. Die Stimme ist ein hell gellendes „Kiki", welches nur durch seine Höhe von der des Thurmfalken, aber wohl kaum von der des Röthelfalken sich unterscheidet. Wie dieser sucht er sich auch seine Beute, welche fast ausschließlich in Kerbthieren besteht, vorzugsweise ebenfalls in Heuschrecken, sonst aber auch in Schmetterlingen, Käfern, Wasserjungfern und dergleichen. Das gefangene Kerbthier wird ebenso im Fluge verzehrt, wie ich es vorher beschrieben, und deshalb gewähren die jagenden Rothfußfalken ein ebenso schönes Schauspiel, wie ihre Verwandten, ja, sie haben die Pracht ihres Gefieders noch voraus.

Der Horst wird im Mai angelegt und entweder selbst gebaut oder aus einem Elsterneste hergerichtet. Ein solches geben die rechtmäßigen Besitzer nicht gutwillig her; das Falkenpaar muß daher harte Kämpfe bestehen, um sein Ziel zu erreichen: es soll, wie man sagt, oft andere seiner Art zur Hilfe herbeirufen. Man hat behauptet, daß der Rothfußfalk gern auch in Baumhöhlungen niste, und diese Angabe ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Die vier bis fünf Eier, aus denen das Gelege besteht, sind sehr klein, kugelig, feinkörnig und auf gelblichweißem Grunde mit blässeren und dunkleren rothbraunen Punkten und Spritzflecken dicht bedeckt. Anfangs August sind die Jungen ausgeflogen und



Der Rothfuß- oder Abendfalk (Erythropus vespertinus).

werden nun von ihren Eltern eifrig unterrichtet. Sobald sie die Kunst des Fangens erlernt haben, tritt Alt und Jung die Winterreise an.

Dank des Sammeleifers meines Berufsgenossen Dr. Jäger in Wien ist es uns jetzt möglich, den Rothfußfalken auch in der Gefangenschaft beobachten zu können. Der hamburger Thiergarten herbergt seit geraumer Zeit mehrere dieser niedlichen Vögel und ich darf wohl sagen, daß sie mich tagtäglich mehr erfreuen. Sie besitzen alle guten Eigenschaften der Falken und noch außerdem ihre Schönheit. Sie kennen ihre Freunde genau, begrüßen sie, wenn sie dieselben sehen, durch freudigen Zuruf und zeigen sich dankbar für jede Aufmerksamkeit, welche ihnen wird. Ich ernähre sie mit Drosselfutter; dabei scheinen sie sich recht wohl zu befinden. Sie haben sich bald an die Mischung

gewöhnt und zeigen sich sehr geschickt, das Gemengsel aufzuklauben. Sonderbar genug sieht es freilich aus, einen Falken in dem Gemisch von klar gehacktem Fleisch, geriebenem Brod, Möhren und Ameiseneiern herumstöbern zu sehen.

Um auch einen amerikanischen Vertreter der Familie hier mit aufzuführen, will ich den allbekannten Sperlingsfalken (Rhynchodon sparverius) wenigstens kurz erwähnen. Der über die ganze Westhälfte der Erde verbreitete, überall vorkommende und fast überall häufige Falk ist, wie sein lateinischer Name anzeigt, von dem Röthelfalken getrennt worden; ich vermag aber in der That nicht zu sagen, worin die Unterschiede zwischen beiden bestehen. Nach meinem Dafürhalten ist er ein echter Röthelfalk. Ueber die Färbung ist schwer etwas Allgemeingiltiges zu sagen; denn der Sperlingsfalk ändert so außerordentlich, daß man, wie Tschudi behauptet, kaum zwei Stück findet, welche sich vollständig gleichen. Es mag daher genügen, wenn ich sage, daß im allgemeinen der Rücken auf zimmtbraunem Grunde schwarz gebändert, die Unterseite auf blaßgelbem Grunde schwarz quer gefleckt, der Scheitel aber blaugrau ist, welche Farbe sich beim Männchen auch über das Flügeldeckgefieder erstreckt. Der Schwanz ist oben braunroth, unten blaßgelb, schwarz gebändert. Die Schwingen sind auf der äußern Fahne schwarz, die beiden ersten weiß gesäumt, die übrigen an der Wurzel weiß gefleckt, auf der Innenfahne an der Spitze schwarz, sonst aber mit keilförmigen, in einander greifenden, schwarzen und weißen Flecken gezeichnet. Das Auge, die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist schwarzblau an der Spitze, weißlichblau in der Mitte und gelb an der Wurzel. Nach den Messungen des Prinzen von Wied beträgt die Länge 9 Zoll 10 Linien, die Breite 20 Zoll 5 Linien, die Fittiglänge 6 Zoll 9 Linien, die Schwanzlänge 4 Zoll 4 Linien. Das Weibchen ist um einen Zoll länger und um fast 2 Zoll breiter. Mehrere Naturforscher glauben, daß der in Südamerika lebende Falk von dem in Nordamerika vorkommenden artlich verschieden sei; die vielfachen Abänderungen aber, welche beobachtet worden sind, sprechen gegen diese Ansicht.

Ueber das Leben des Sperlingsfalken brauche ich nach dem bereits Mitgetheilten wenig zu sagen. Man gewinnt ein ziemlich richtiges Bild desselben, wenn man sich unseren Vogel als einen besonders kühnen Röthelfalken vorstellt, welcher neben Kerbthieren auch kleine Säugethiere und Vögel mit großem Eifer jagt und stärkeren Raubvögeln noch beschwerlicher wird, als der Thurmfalk. Daß er die großen geflügelten Räuber sehr lebhaft angreift, wird von allen Beobachtern übereinstimmend behauptet; auffallend aber erscheint mir folgende Angabe Tschudi's: „Mit bewunderungswürdigem Muthe greift der Sperlingsfalk sogar Raubvögel an, die vier- bis fünfmal größer sind als er selbst. Ein solcher Zweikampf ist merkwürdig. Der Sperlingsfalk stürzt sich auf seinen Gegner, welcher sich sogleich zur Wehr setzt und ihn mit dem Schnabel verfolgt. Der kleine Falk dreht sich mit Blitzesschnelle ab, steigt in die Höhe und greift seinen Feind im Rücken an, der eben so rasch sich zur Wehr setzt. So kreisen sie oft Viertelstunden lang an einander, indem sie sich ruckweise heftig stoßen. Fast immer bleibt der Sperlingsfalk Sieger und zerfleischt seinen mächtigen Gegner." Ich lasse dahin gestellt, wie das Zerfleischen verstanden werden muß; der buchstäbliche Sinn des Wortes dürfte schwerlich anzuwenden sein.

Durch Wilson und Audubon erfahren wir, daß der Sperlingsfalk vorzugsweise in Baumhöhlungen und zwar hauptsächlich in Spechtlöchern horstet. Tschudi fand den Horst auf Felsen und in alten Gemäuern. Die fünf bis sieben (nach Tschudi zwei bis drei) Eier ähneln denen des Thurmfalken. Im Winter verläßt der Sperlingsfalk die nördlichen Länder und wandert den heißen Gegenden Brasiliens zu, wahrscheinlich von beiden Theilen des Erdtheils her. Einzelne bleiben auch bei der strengsten Witterung da, wo sie sich während des Sommers aufhielten.

Die Zwerge aller Falken bewohnen Südasien. Sie sind Raubvögel von der Größe einer Lerche, machen aber ihrer Stellung alle Ehre; denn sie wetteifern an Muth und Kühnheit mit den stärksten Edelfalken. Die Sippe der Zwergedelfalken (Hierax), welche sie bilden, kennzeichnet sich durch kurzen, kräftigen Schnabel mit scharfem Zahn im Oberkiefer und einer Ausbuchtung jederseits (weshalb oft von zwei Zähnen gesprochen wird), durch kurze Schwingen, in denen die gleich langen zweiten und dritten Federn die anderen überragen, durch sehr kurzen, gerade abgeschnittenen Schwanz, kurze, starke Fußwurzeln mit wenig verlängerten Mittelzehen, welche, wie die übrigen, starke Nägel bewehren.

Diese kleinen niedlichen Falken, welche Kaup mit den Papageien vergleicht, sind Indien und den malayischen Ländern eigenthümlich, und in etwa einem halben Dutzend Arten daselbst verbreitet. Die bekannteste Art ist der Muti der Indier oder Alap der Javaner (Hierax coerulescens), ein Vogel von höchstens 7 Zoll Länge, dessen Fittig 3½ Zoll und dessen Schwanz 2¼ Zoll mißt. Scheitel, Nacken, Schwanz und die aus langen, seidenweichen Federn gebildeten Hosen sind bläulichschwarz, der Vorderkopf, die Kehle, die Brust und ein Streifen vom Schnabelwinkel bis auf die Schultern aber rost-röthlichweiß; der Bauch ist rostroth. Runde weißliche Flecken im Schwanze bilden vier zierliche Binden; die Schwingen sind ähnlich gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind blauschwarz.

Der Muti verbreitet sich über ganz Südasien und ist ein allen Eingeborenen sehr bekannter Vogel. Ueber seine oder seiner Verwandten Sitten ist leider sehr wenig bekannt; selbst Jerdon weiß nichts Wesentliches zu berichten. Es wird gesagt, daß alle Zwergedelfalken muntere und im hohen Grade muthige Vögel sind, welche auf alles kleine Geflügel eifrig Jagd machen, aber selbst den Kampf mit größeren nicht scheuen. Diese Eigenschaften sind denn auch von den jagdliebenden Indiern wohl benutzt worden. Der Name Muti bedeutet „Eine Handvoll", und diesen Namen hat sich der Falk dadurch erworben, weil er, wenn es zur Jagd geht, in der hohlen Hand getragen und wie ein Stein nach seiner Beute geworfen wird. Man läßt ihn nach Mundy's Bericht namentlich auf Wachteln und ähnliches Wild von entsprechender Größe steigen. Unser Gewährsmann als Augenzeuge versichert, daß diese Jagdart eine ganz eigenthümliche Unterhaltung gewähre. Das wohlabgerichtete Raubvögelchen reicht mit dem Kopf auf der einen Seite und mit dem Schwanz auf der andern Seite über die Hand hervor und sein Gefieder bleibt dabei sorgfältig geglättet. Auf zwanzig bis dreißig Ellen in die Nähe des Wildes gekommen, schleudert der Falkonier ihn wie einen Ball kräftig nach dem zu jagenden Thiere hin. Das Vögelchen gewinnt augenblicklich die Flügel und stößt mit größtem Muthe, nach Art des Habichts, auf seine Beute hernieder.

Von einigen Forschern und so auch von Jerdon wird bezweifelt, daß gerade der Muti zu solcher Jagd verwendet werde; die Beschreibung Mundy's läßt jedoch kaum einen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Angaben aufkommen, ganz abgesehen davon, daß gleiche Berichte schon von frühern Beschreibern gemacht worden sind.

* * *

Als die nächsten Verwandten der Edelfalken dürfen wir die Habichte ansehen. Sie gehören zu den raubfähigsten Gliedern der Ordnung, ja, sie übertreffen in gewisser Hinsicht die Edelfalken noch: es fehlt ihnen jedoch der Adel, welcher jene auszeichnet.

Die Familienkennzeichen der Habichte (Accipitres) liegen in dem gedrungenen Leibe mit etwas langem Halse und ziemlich kleinem Kopfe, in den kurzen abgerundeten Schwingen, dem sehr langen Schwanze und den hohen Läufen mit großen oder kleinen Fängen — denn die Länge der Zehen schwankt erheblich. Der Schnabel ist minder gewölbt und seitlich mehr zusammengedrückt als bei den Edelfalken, der Zahn gewöhnlich minder deutlicher und weiter nach hinten stehend; doch kommen auch hier Abweichungen vor. Der nackte Kreis ums Auge fehlt. Das Gefieder ist dicht und ziemlich weich, auf der Oberseite in der Regel dunkelblaugrau, auf der unteren lichter, oft dunkler gebändert. Im

Alter sind beide Geschlechter gleich gefärbt; die Jungen hingegen unterscheiden sich wesentlich durch das Gefieder von ihren Eltern.

Die Familie verbreitet sich über alle Erdtheile, ja selbst gewisse Sippen sind auf der ganzen Erde heimisch. Einzelne bewohnen ein sehr großes Gebiet, wenige scheinen beschränkt zu sein. Im Gegensatz zu den Edelfalken bewohnen die Habichte fast ausnahmslos die dichten Waldungen und halten sich hier möglichst verborgen, wie es ihr Strauchritterleben in des Wortes vollster Bedeutung erfordert. Auch sie sind begabte Geschöpfe, jedoch nicht in gutem Sinne. Mordgier und List sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Ihre leiblichen Begabungen lassen Nichts zu wünschen übrig. Sie fliegen rasch und ungemein geschickt, sind im Stande, ihre Richtung jählings in eine andere umzuändern und bewegen sich, fast nach Art der Marder, in den verschlungensten Gebüschen mit einer überraschenden Gewandtheit; doch meiden sie soviel als möglich die Höhen; ihr Flug geht meistens niedrig über der Erde hin. Auf dem Boden gehen sie auffallend gut, obgleich mit Zuhilfenahme ihrer Flügel; das Geäst dichter Bäume durchschlüpfen sie mit ungewöhnlicher Fertigkeit. Sie sind furchtbare Feinde aller Thiere, welche sie, wenn auch mit Mühe, bezwingen können. Ihre Jagd gilt ebenso gut den Säugethieren wie den Vögeln; sie verschmähen selbst Lurche nicht. Sie fangen im Fliegen, im Sitzen, im Laufen und im Schwimmen; sie verfolgen die einmal ins Auge gefaßte Beute mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen. Ihre Mordgier läßt sie gar nicht selten ihre Sicherheit vergessen. Mit starken Thieren balgen sie sich oft lange in wüthendem Kampfe herum, bis ihnen der Sieg gelingt. Zuweilen büßen sie aber auch in solchen Kämpfen ihr Leben ein.

Unter sich halten die Habichte ebensowenig Freundschaft, als mit andern Thieren. Wahre Liebe, wie sie bei den übrigen Raubvögeln beobachtet wird, kommt bei ihnen nie vor. Das Weibchen frißt ohne Besinnen sein Männchen auf, die Mutter oder der Vater seine Kinder, und diese fallen, wenn sie stark genug sind, über ihre Eltern her. Nur wenn sie ihre Raubsucht vollständig befriedigen können, halten sie Frieden innerhalb der Familie im gewöhnlichen Sinne des Worts.

Die Vermehrung der Habichte ist leider eine verhältnißmäßig starke. Das Gelege besteht aus einer beträchtlichen Anzahl von Eiern. Der Horst wird stets auf Bäumen angelegt und, wie es scheint, immer selbständig errichtet. Einzelne Arten verzieren ihn sehr hübsch durch grüne Reiser, welche sie unter Umständen wiederholt erneuern. Angriffe gegen die Brut versuchen sie mit größtem Muth abzuwehren: sie stoßen dann furchtlos selbst nach dem Menschen.

Alle Habichte sind schädliche Vögel, welche die rücksichtsloseste Verfolgung nothwendig machen. Hinsichtlich der Edelfalken läßt es sich entschuldigen, wenn man ein gutes Wort einlegt: — den Habichten Fürsprecher zu sein, würde als Frevel an der übrigen Thierwelt erscheinen. Man hat zwar auch sie abgerichtet und aus einzelnen schätzbare Baizvögel gewonnen: im allgemeinen aber ist nicht einmal dieser Nutzen so hoch anzuschlagen, als es vielleicht scheint; denn das störrische Wesen dieser Vögel macht die Abrichtung sehr schwierig und nur selten belohnend.

Im Käfig sind die Habichte unausstehliche Geschöpfe. Ihre Freßgier, ihre Unverträglichkeit, ihre Mordlust machen die Haltung schwer, ein Zusammensperren mit andern Vögeln unmöglich. Sie werden um so verhaßter, je genauer man sie kennen lernt.

Ein eigenthümlicher Vogel Südamerikas verdient insofern die erste Stelle, als er gewissermaßen ein Uebergangsglied ist von den Edelfalken zu den Habichten. Man hat ihn seiner laut schallenden Stimme halber Lachhabicht genannt; sein wissenschaftlicher Name ist Herpetotheres cachinnans. Die Kennzeichen der Sippe, welche er bildet, sind ein kräftiger Rumpf, ein verhältnißmäßig großer, durch die reiche Befiederung noch größer erscheinender Kopf, mäßig lange Flügel, welche in der Ruhe bis zur Schwanzmitte reichen, mit ziemlich stark verschmälerten, spitzen Handschwingen,

unter denen die dritte und vierte die längsten sind, der ziemlich lange, an den äußern Federn etwas verkürzte Schwanz, mittelstarke und mittelhohe Läufe mit kleinen Zehen und auffallend kurzen und dicken Krallen, sowie endlich ein sehr hoher, seitlich stark zusammengedrückter, kurzer Schnabel mit dickem Haken am Oberkiefer und niedrigem Unterkiefer, dessen Spitze abgestutzt und dadurch zweizackig geworden ist. Die Augengegend ist nackt, der übrige Leib mit sehr langen, zugespitzten steifschäftigen Federn bedeckt. Verwandte Raubvögel, welche derselben Sippe zugezählt werden könnten, sind nicht bekannt.

Der Lachhabicht ist fast so groß wie sein europäischer Verwandter, aber von schwächerem Rumpf und dickköpfiger. Der Oberkopf bis zum Nacken ist blaßgelb, jede Feder fein schwarz geschäftet; die Zügel, die Wangen und der Nacken sind schwarz, das Mantelgefieder ist braun, mit lichten Federsäumen; die ganze Unterseite und ein Nackenband sind weiß, auf Brust und Schenkeln geht diese Farbe in das Röthliche über. Der Schwanz ist oben schwarz, auf der Unterseite weißgelb, mit sechs bis sieben grauen Binden und weißlichem Endrande. Die Innenfahne der braunen Schwingen ist auf rothgelb bis weißem Grunde mit schmalen braunen Querbinden besetzt. Das Auge ist rothgelb, der Schnabel schwarz, die Wachshaut und die Beine sind gelb. Die Länge beträgt 20 Zoll, die Fittiglänge 11½, die Schwanzlänge 8½ Zoll. Der Lauf wird 2½ Zoll hoch.

Azara, d'Orbigny und Schomburgk berichten über die Lebensweise dieses sonderbaren Vogels. Wir erfahren von ihnen, daß er weit über Südamerika verbreitet, an der Küste jedoch verhältnißmäßig selten ist, überall vorkommt, aber nirgends sich häufig zeigt. Nach d'Orbigny findet er sich hauptsächlich an Waldrändern, gleichviel ob der Boden trocken oder wasserreich ist, und ebenso häufig an Flußufern. Man sieht ihn auf alten abgestorbenen Bäumen sitzen und vernimmt von ihm ein lachendes, auffallendes Geschrei, welches namentlich die Einbildungskraft der Indianer sehr beschäftigt. Sein Betragen kennzeichnet ihn als einen trägen Habicht, welcher ungern auffliegt, und wenn er es gethan, niemals weit weggeht, sondern sich höchstens dem nächsten Baume zuwendet und dort sich wieder niederläßt. Schomburgk bestätigt d'Orbigny's Angabe, daß man ihn niemals in der Luft schweben sieht. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Lurchen; doch verschmäht der Lachhabicht Vögel keineswegs, und wahrscheinlich wird er auch Säugethiere bedrohen; d'Orbigny vermuthet, daß er selbst Fische fressen dürfte. Der Horst wird nach Schomburgk auf nicht allzu hohen Bäumen aus Reisig angelegt; weitere Angaben über das Fortpflanzungsgeschäft sind mir nicht bekannt. Sonderbar genug ist die in Paraguay verbreitete Meinung der Indianer, daß das Gelächter unseres Vogels, welches keineswegs angenehm sein soll, die baldige Ankunft eines großen Fahrzeuges verkünde. Selbst die eingebornen Spanier wollen von dieser Sehergabe des Lachhabichts überzeugt sein.

Der doppelzähnige Habicht (Harpagus bidentatus) besitzt die Gestalt der Edelfalken mit verhältnißmäßig kleinem Kopf, langem breiten Schwanz und kurzen Flügeln. Das Merkwürdigste ist der Schnabel, hinter dessen hakiger Spitze noch ein tiefer Ausschnitt bemerkbar wird und dessen abgestutzter Unterschnabel jederseits neben der Spitze zwei scharfe Zähne hat. Im Fittig ist die dritte Schwinge die längste; die Läufe sind ziemlich kurz, die Mittelzehen von gleicher Länge wie sie. Auch diese Sippe ist auf Südamerika beschränkt und nur durch zwei Arten vertreten. Beide werden in Brasilien Gaviao, von den Indianern Guianas aber Umoi genannt.

Der doppelzähnige Habicht ist 13½ Zoll lang und 26 Zoll breit; der Fittig mißt 8 Zoll, der Schwanz 6 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite schwarzgrau mit metallischem Schimmer, auf der Unterseite rothbraun mit schmalem weißlichen Kehlstreifen und weißem Steiß. Die Schwingen sind schwarz mit hellbräunlichen Querbinden, welche in der Innenfahne reinweiß werden. Der oben schwarze, unten bräunliche Schwanz zeigt drei breite graue Querbinden. Das Auge ist hell karmin=

roth, die Wachshaut grüngelb, der Schnabel schwarzgrau, der Fuß schön rothgelb gefärbt. Junge Vögel sind auf der Oberseite braun, auf der Unterseite weiß, zartbraun oder rothbraun gewellt.

In allen Waldungen des größten Theiles von Südamerika ist dieser Habicht ziemlich häufig. Er sitzt hier nach Art seiner Verwandten einsam im Schatten einer dichten Laubkrone und lauert auf Beute, vorzugsweise auf Vögel, welchen er eifrig nachjagt. Er ist, nach Tschudi, kühn und tapfer und wagt sich sogar an Thiere, welche größer sind als er selbst; deshalb wird er von den Indianern am meisten gefürchtet. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er ihrem Federvieh nachstellt, ist so groß, daß er die Umgegend einer Niederlassung nicht eher verläßt, als bis das letzte Huhn seine Beute geworden ist. Dabei ist er, wie unser Habicht, so listig und klug, daß er nur selten erlegt wird. Im Nothfall begnügt er sich übrigens auch mit Kerbthieren; nach Burmeister's Ansicht scheinen diese namentlich die Nahrung der jüngeren, im Vogelfang noch nicht besonders geschickten Räuber zu bilden. Den Horst findet man auf hohen Bäumen. Das Gelege besteht aus drei bis vier dicht rothbraun getüpfelten Eiern, welche denen unserer Baumfalken sehr ähnlich sind.

Auf diese Ausländer mag unser Sperber folgen. Er ist das in Europa nur allzuhäufige Mitglied einer Sippe, welche über die ganze Erde verbreitet ist. Ein gestreckter Leib mit kleinem Kopf und zierlichem, sehr scharfhakigen Schnabel, kurzen Flügeln, langem, gerade abgeschnittenen Schwanz und sehr hohen schwachen Läufen mit dünnen, langen, äußerst scharf bekrallten Zehen sind die hauptsächlichsten Merkmale der Sperber. Das Gefieder ist bei den Alten und Jungen sehr übereinstimmend gefärbt und gezeichnet.

Der Sperber oder Finkenhabicht, der Schwalben-, Sperlings-, Vogel-, Berg-, Stockstößer, Sprinz, Schmirn und wie er sonst noch heißt (Nisus communis) ist 1 Fuß lang und 2 Fuß breit; der Fittig mißt 7⅔, der Schwanz fast 6 Zoll. Das bedeutend größere Weibchen ist um reichlich 3 Zoll länger und um 5 Zoll breiter. Bei den alten Vögeln ist die ganze Oberseite schwärzlichaschgrau, die Unterseite weiß mit rostrothen Wellenlinien und Schaftstrichen von rostrother Farbe, welche beim Männchen gewöhnlich lebhafter ist, als beim Weibchen. Der Schwanz ist fünf- bis sechsmal schwarz gebändert und an der Spitze weiß gesäumt. Die jungen Vögel sind oben graubraun, unten weiß, an Kehle und Vorderhals braun in der Länge gestreift, an Bauch und den Schenkeln quer gefleckt. Der Schnabel ist blau, die Wachshaut gelb, die Iris lebhaft oder goldgelb, der Fuß blaßgelb.

In Europa scheint der Sperber nirgends zu fehlen, und auch im größten Theile Mittelasiens dürfte er Standvogel sein. Im Winter streicht er im Lande umher, wandert auch wohl gelegentlich über das mittelländische Meer hinweg und zeigt sich dann in Nordafrika. Das Gleiche gilt für Indien; hier ist er nach Jerdon ein regelmäßiger Wintergast, welcher Anfangs Oktober erscheint und Ende Februars oder Anfangs März wieder weggeht. In Europa ist er nirgends selten; doch glaube ich gefunden zu haben, daß er in Deutschland häufiger vorkommt, als im Süden, in Spanien z. B. Er bewohnt Waldungen aller Art, namentlich Feldgehölze, am liebsten solche in bergigen Gegenden.

Unter den verwandten Raubvögeln sind der Sperber und seine Sippschaftsgenossen die gewandtesten und vielleicht die muthigsten. Im übrigen besitzen sie alle Eigenschaften, welche die bevorzugten Mitglieder der Familie zeigen. „Der Sperber hält sich", sagt mein Vater, welcher ihn sehr ausführlich und genau beschrieben hat, „den größten Theil des Tages verborgen und kommt nur zum Vorschein, wenn er rauben will. Ungeachtet seiner kurzen Schwingen fliegt er leicht, schnell und sehr gewandt; sein Gang dagegen ist hüpfend und ungeschickt."

„Er ist ebenso scheu wie dreist und ohne Furcht vor größeren Vögeln. Bechstein schreibt dem Männchen und Naumann dem Weibchen eine größere Beherztheit zu; aber Beide irren: eins ist so

muthig, wie das andere. Freilich hat das Weibchen mehr Stärke und kann einen Kampf mit Glück bestehen, in welchem das Männchen unterliegen müßte. So sah ich ein merkwürdiges Schauspiel vor meinem Fenster. Ein Sperberweibchen hatte einen Sperling gefangen, und ihn hinter den Zaun meines Gartens, kaum zehn Schritte von meiner Wohnung, getragen, um ihn hier zu verzehren. Ich bemerkte Dies aus meinem Fenster und ließ es ruhig geschehen. Als es noch nicht halb fertig war, kam eine Krähe, um ihm die Beute abzunehmen. Sogleich breitete der Sperber seine Flügel aus und bedeckte damit seinen Raub. Als aber die Krähe zu wiederholten Malen auf ihn stieß, flog er auf, hielt den Sperling in dem einen Fange, wendete sich im Flug so geschickt, daß der Rücken fast der Erde zugekehrt war und griff mit dem freien Fange der Krähe so heftig in die Brust, daß diese abziehen mußte. Aber auch das Männchen zeigt gleiche Dreistigkeit, wie das Weibchen, und kommt, wie dieses, in die Dörfer."

Man kennt sehr viele Beispiele, daß Sperber im Innern von Häusern oder selbst von Wagen gefangen wurden: sie hatten ihre Beute bis dahin so gierig verfolgt, daß sie alles Uebrige vergaßen. Ganz neuerdings wurde erzählt, daß ein Sperber bei Verfolgung eines Vogels in einen in voller Fahrt begriffenen Eisenbahnwagen flog und hier gefangen würde.

Der Sperber ist der fürchterlichste Feind aller kleinen Vögel; er wagt sich aber auch gar nicht selten an größere. Vom Rebhuhn an bis zum Goldhähnchen herab scheint kein Vogel vor seinen Angriffen gesichert zu sein, und kleine Säugethiere verschmäht er ebenso wenig. Seine Kühnheit ist zuweilen wirklich großartig. Es liegen Beobachtungen vor, daß er Haushähne angriff, und man hat wiederholt gesehen, wie er auf Hasen stieß. Doch schien es, als ob er sich dann nur einen Spaß machen wollte, diese furchtsamen Thiere zu ängstigen. Zuweilen wagt er sich aber auch an wehrhafte Geschöpfe. „Ich ging einst", sagt Naumann, „in meinem Wäldchen umher und sah einem Reiher nach, der ruhig und dicht über den Bäumen hin davonfliegen wollte. Plötzlich stürzte sich aus den dichten Zweigen eines der letzten Bäume ein Sperber hervor, packte den erschrockenen Reiher augenblicklich am Halse, und beide kamen nun mit gräßlichem Geschrei aus der Höhe herab. Ich lief sogleich hinzu, ward aber zu früh von dem Sperber bemerkt; er erschrak darüber und ließ den Reiher los, worauf dann jeder ruhig seine Straße zog. Wohl möchte ich wissen, was aus diesem ungleichen Kampfe geworden wäre, wenn ich beide nicht gestört hätte. Ob wohl der kleine tollkühne Räuber den Reiher überwältigt und wirklich getödtet haben würde?"

Mit seiner Klugheit verbindet der Sperber die größte List: er lauert förmlich auf die Vögel. Wenn er jagt, fliegt er regelmäßig ganz nah an den Gebüschen oder an Zäunen dicht über den Boden dahin, schwenkt sich plötzlich zwischen denselben hindurch, jagt der andern Seite entlang, macht von neuem eine Schwenkung und erscheint so immer urplötzlich in unmittelbarer Nähe vor seinem Wilde, schwingt sich hier jählings in die Höhe und stürzt blitzschnell unter die Harmlosen. Er jagt im Fliegen, nimmt die Vögel im Sitzen weg und verfolgt sie selbst laufend. „Ein von mir beobachtetes Sperbermännchen", sagt mein Vater, „verfolgte einen Sperling an einem Zaune. Dieser, wohl wissend, daß er im Fluge verloren gewesen wäre, lief immer durch den dünnen Zaun hin und her. Der Sperber verfolgte ihn hüpfend eine Zeit so schnell und so weit wie er konnte, bis er endlich, der fruchtlosen Jagd müde, sich auf einen Zwetschenbaum setzte und herabgeschossen wurde."

Alle kleinen Vögel kennen und fürchten ihren furchtbarsten Feind im hohen Grade. Die Sperlinge treibt, wie Naumann sagt, „die Angst vor ihm in die Mäuselöcher", und alle übrigen suchen sich in ähnlicher Weise zu retten, so gut ihnen Dies gelingen will. Manche verfahren dabei mit großer Klugheit. Sie beschreiben z. B. enge Kreise um Baumzweige oder Baumstämme, wobei ihnen der Sperber trotz seiner Gewandtheit doch nicht so schnell folgen kann, gewinnen hierdurch einen kleinen Vorsprung und schlüpfen dann blitzschnell in ein dichtes Gebüsch; andere werfen sich beim Erscheinen des Räubers platt auf den Boden, verharren regungslos und werden oft übersehen — kurz, jeder sucht sich nach besten Kräften zu retten. Nur im Sitzen fürchten die Vögel nach meines Vaters Beobachtungen den Sperber nicht: sie verweilen manchmal längere Zeit auf demselben Baume, welchen

er zum Ausruhen erkoren. Die gewandtesten unter dem kleinen Geflügel verfolgen den Wüthrich mit großem Geschrei und machen hierdurch andere Vögel aufmerksam und vorsichtig. Zumal die Rauchschwalben verleiden ihm oft die Jagd, und er weiß recht wohl, wie viel Schaden sie ihm zufügen; denn wenn sie ihm einmal nahe gekommen sind, schwingt er sich in die Höhe, schwebt noch einigemal im Kreise herum und fliegt dann dem Walde zu, sicherlich mit argem Groll im Herzen, daß ihm die Lästigen zu schnell sind. Bei seinen Angriffen stößt er nicht selten fehl; dafür nimmt er aber auch zwei Vögel auf einmal weg, wenn das Glück ihm hold ist. Die gefangene Beute trägt er einem verborgenen Orte zu, rupft ihr die großen Federn aus und verzehrt sie hierauf sehr gemächlich. Knochen, Federn und Haare gibt er in Gewöllen wieder von sich. Junge Nestvögel, namentlich solche, welche am Boden ausgebrütet werden, gehören zu seinem Lieblingsfutter; er verschont aber auch die Eier nicht. „Am 29. Mai“, erzählt Hintz, „kam mein Hirte und sagte, daß er gestern ein Rebhuhnnest mit zweiundzwanzig Eiern gefunden; heute seien jedoch nur zwanzig darin gewesen, und er habe einen kleinen Sperber gesehen, welcher nicht weit vom Neste aufgeflogen wäre. Ich ging sogleich zur Stelle und fand noch neunzehn Eier im Neste. Nun stellte ich mich verdeckt an und stand kaum eine Viertelstunde, als ein Sperber ankam, sich beim Neste niedersetzte und gleich wieder davonflog. Es fehlte wieder ein Ei im Neste. Nach Verlauf einer Stunde kam er wieder und flog abermals mit einem Ei davon. Ungeachtet aller Aufmerksamkeit aber konnte ich nicht beobachten, auf welche Weise er die Eier fortschaffte, ob mit den Fängen oder mit dem Schnabel.“

Die Stimme des Sperbers vernimmt man selten, gewöhnlich nur beim Horste. Sie ist ein schnell hintereinander ausgestoßenes „Ki ki ki“ oder ein langsameres „Käk käk“. Ersteres scheint der Warnungston zu sein.

Der Horst steht in Dickichten, selten hoch über dem Boden, aber möglichst gut verborgen, wenn thunlich auf Nadelbäumen, nahe am Stamme. Dürre Fichten-, Tannen- und Birkenreiser, welche nach obenhin feiner werden und eine geringe Vertiefung freilassen, bilden ihn. Gedachte Vertiefung, die Nestmulde, ist mit einzelnen Flaumenfedern des Weibchens belegt. Ende Mai's findet man drei bis fünf mäßig große, ziemlich glatte, dickschalige Eier von verschiedener Gestalt, Größe und Farbe, welche gewöhnlich auf kalkweißem, mehr oder minder graulichen oder grünlichen Grunde mit rothbraunen, lehmrothen und graublauen deutlich oder verwaschenen, großen und kleinen Flecken und Punkten besetzt sind, zuweilen sehr dicht, manchmal sehr vereinzelt. Das Weibchen brütet allein, sitzt sehr fest und bekundet eine außerordentliche Liebe zu den Eiern, verläßt sie, selbst wenn sie wiederholt gestört wurde, nicht und sucht Angriffe mit allen Kräften abzuwehren. Beide Eltern tragen den Jungen Nahrung in Fülle zu; doch nur das Weibchen ist im Stande, diese in entsprechender Weise zu zerlegen. Man hat beobachtet, daß junge Sperber, deren Mutter getödtet worden, bei vollbesetzter Tafel verhungerten, weil der Vater zu ungeschickt war, ihnen die Speise mundrecht zu machen. Auch nach dem Ausfliegen werden die Jungen noch lange von den Eltern gefüttert, geführt und unterrichtet.

Die größeren Edelfalken und der Habicht fressen den Sperber ohne Umstände, wenn sie seiner habhaft werden können; die kleineren Vögel bethätigen ihren Haß wenigstens durch Verfolgung. Der Mensch tritt dem überaus schädlichen Räuber überall feindlich entgegen, wo er ihn und sein verderbliches Treiben kennen gelernt hat. Der Sperber verdient keine Schonung, sondern die unablässigste und rücksichtsloseste Verfolgung. Man thut nicht zuviel, wenn man anräth, gegen ihn jedes Mittel anzuwenden. So denken jedoch nicht alle Leute. Bei vielen Völkern Asiens ist der Sperber heutigen Tages noch ein hochgeachteter Baizvogel und hat sich als solcher viele Freunde erworben. „Im südlichen Ural“, sagt Eversmann, „wird er unter allen Falken am meisten zur Jagd gebraucht, wenn auch hauptsächlich nur zu solcher auf Wachteln. Man füttert die Jungen im Sommer auf, richtet sie ab, benutzt sie im Herbst zur Jagd und läßt sie dann wieder fliegen; denn es lohnt nicht, sie den Winter hindurch zu füttern, weil man im Frühjahr so viele Junge bekommen kann, wie man nöthig hat. Nur die größeren Weibchen werden zur Jagd aufgefüttert, die kleineren Männchen wirft man weg, weil sie nicht taugen.“ Ganz ähnlich ist es in Indien, wie wir durch Jerdon erfahren. Auch

hier ist er wie sein Vertreter, der Besra (Nisus virgatus) hochgeschätzt von allen Falkonieren. Beide werden oft im Raubvogelnetz gefangen und auf Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Tauben und besonders auf Meinas abgerichtet. Sie leisten namentlich im Dschungel gute Dienste und belohnen dadurch die große Mühe, welche ihre Abrichtung erfordert.

Ich meinestheils habe mich mit den zahmen Sperbern nie befreunden können: ihre Scheu, Wildheit und Gefräßigkeit hat mich abgestoßen. Von letzterer erzählt Lenz ein Beispiel, welches ich zum Schluß noch anführen will, weil es das Wesen des Vogels kennzeichnen hilft. „Vor einigen Jahren erhielt ich ein Sperberweibchen, welches einen Goldammer so wüthend in einen Dornbusch verfolgte, daß es sich darin verwickelte und gefangen ward. Sogleich band ich ihm die Flügelspitzen zusammen und setzte es in eine Stube, in der sich elf Menschen versammelten, die es mit funkelndem Blicke betrachtete; nun holte ich sechs junge Sperlinge, ließ einen davon laufen, der Sperber fuhr sogleich zu, packte und erwürgte ihn mit seinen Krallen, und blieb, unverwandt nach der Gesellschaft blickend, auf seiner Beute, die er kräftig zusammendrückte, sitzen. Wir gingen, da er nicht fressen wollte, weg, und als wir nach zehn Minuten wiederkamen, war der Sperling verzehrt. Ebenso ging es mit den zwei folgenden Sperlingen; den vierten aber hatte er, nachdem er ihn ebenso wüthend wie die vorigen erwürgt hatte, da wir nach zehn Minuten, die wir ihm jedesmal zum Fraße gönnten, wiederkamen, nur halb verzehrt; dennoch packte er eben so gierig jetzt auch den fünften, und wieder nach zehn Minuten den sechsten, ohne daß er sie, da sein Kropf schon gefüllt war, verzehren konnte."

Das Urbild der Familie, unser Habicht oder Stockfalk, Hacht-, Tauben-, Hühner-, Sperber- oder gepfeilter Falk, Doppelsperber, Hühnergeier, Hacht-, Stößer-, Stech- und Eichvogel (Astur palumbarius) verdient die Ehre, welche man ihm angethan hat, indem man eine ganze Familie nach ihm benannte. Er ist nicht blos dem Namen, sondern auch seinem Wesen nach der Habicht im eigentlichen Sinne des Worts. Die Kennzeichen der Sippe, welche er vertritt, sind wesentlich dieselben wie bei den Sperbern; doch unterscheiden sich die Habichte von diesen durch den gedrungenen Leib, den längeren Schnabel, den abgerundeten Schwanz und die stärkeren Füße, sowie endlich durch die Zeichnung des Gefieders je nach dem Alter.

Der Habicht ist ein großer Raubvogel von $1\frac{3}{4}$ Fuß Länge und $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite, bei 12 Zoll Fittig- und $8\frac{1}{2}$ Zoll Schwanzlänge. Das bedeutend größere Weibchen wird um 5 Zoll länger und um reichlich 6 Zoll breiter. Im ausgefärbten Kleid ist der Oberkörper schwärzlich graubraun, mehr oder weniger aschblau überflogen, der Unterkörper weiß; die Federn sind mit braunschwarzen Schaftstrichen und Wellenlinien gezeichnet. Der Schnabel ist hornschwarz, die Wachshaut blaßgelb, das Auge hochgelb, der Fuß gelb. Im Jugendkleid ist der Oberkörper braun, jede Feder rostgelb gekantet und gefleckt, der Unterkörper roströthlich, später rostweißlich, braun in die Länge gefleckt. Der Schnabel und das Auge, der Fuß und die Wachshaut sind blässer als bei alten Vögeln.

Verbreitung und Aufenthalt des Habichts sind ziemlich genau dieselben, wie beim Sperber. Jener bewohnt vielleicht mehr nördliche Gegenden und ist festerer Standvogel als der Sperber. Er gehört schon im Süden Europas zu den Seltenheiten und kommt in Nordostafrika nach meinen Beobachtungen nur unregelmäßig und höchst einzeln vor. Dasselbe gilt für Asien. Im Süden dieses Erdtheils findet er sich nach Jerdon ständig, obwohl immer einzeln, nur im Himalaya, und wenn wirklich einmal einer in den Ebenen bemerkt wird, ist es ein Verirrter. Auch der Habicht liebt Wälder, welche mit Feldern und Wiesenflächen abwechseln; er kommt jedoch in größeren Waldungen häufiger vor, als in kleineren.

Nach meinem Dafürhalten ist die von meinem Vater vor nunmehr vierzig Jahren gegebene Beschreibung dieses Raubvogels noch nicht übertroffen; ich werde sie deshalb dem Nachfolgenden zu Grunde legen und nur hier und da neuere Beobachtungen, welche mir wichtig zu sein scheinen, einschieben.

Der Habicht ist ein einsames, ungeselliges Thier, welches sich nur in der Paarungs- und Brutzeit mit seinem Gatten zusammenhält. Er ist ein höchst ungestümer, wilder, dreister, schneller, starker und dabei listiger und scheuer Raubvogel. Sein Flug ist schnell, wenn er stößt, reißend, rauschend, außerdem oft schwebend; der lange Schwanz wird dabei gewöhnlich etwas ausgebreitet. Es ist angenehm zu sehen, wie der Vogel diese Bewegung ganz in seiner Gewalt hat. Jetzt steigt er rasch empor, schwebt einigemal umher, stößt plötzlich herab, fliegt mit der größten Sicherheit durch dichte Bäume hindurch und ist bald hoch, bald tief. Auf der Erde ist auch er ungeschickt; er hüpft gewöhnlich und geht nur selten. Die Stimme ist ein starkes, weithörbares, widriges Geschrei, welches jedoch nicht häufig vernommen wird. Aus Bosheit oder Verdruß schreit der Habicht langgezogen „Jwiä",



Der Habicht oder Stockfalk (Astur palumbarius).

aus Freude über einen Raub „Jwiä iwiä", oder bei der Paarung „Gäck gäck gäck", „Gick gick" und nachher schnell nacheinander „Kjak kjak"; in Furcht gesetzt, stößt er entweder das „Wiä wiä" oder ein leises „Wis wis" aus.

Man sieht den Habicht zu jeder Tageszeit in Bewegung, auch in den Mittagsstunden, welche die meisten übrigen Raubvögel der Ruhe widmen. Er durchstreift ein großes Gebiet ziemlich regelmäßig und kehrt dahin, wo er einmal glücklich war, längere Zeit hindurch tagtäglich zurück. Seine erstaunliche Gefräßigkeit zwingt ihn zu fast fortwährendem Jagen; er ist, wie der Sperber, selten wirklich befriedigt, sondern immer hungrig und wenigstens mordgierig. Seine Jagd gilt sämmtlichem Geflügel, von dem Trappen oder Auerhuhn an bis zu dem kleinen Finken herab, und

allen Säugethieren, welche er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Er stößt auf den Hasen, um ihn umzubringen; er erhebt das bissige Wiesel vom Boden, wie er das Eichhörnchen vom Neste wegnimmt; er raubt im Fliegen, wie im Sitzen, den schwimmenden Vogel, wie das laufende Säugethier; er zieht seine Beute selbst aus ihren Versteckplätzen hervor. Ein ungeheurer Schrecken ergreift die Thiere, welche sich ihm gegenüber gefährdet wissen; er bemeistert sich ihrer oft so, daß sie starr sitzen bleiben und wie Naumann sagt, „schon unter seinen Klauen bluten, ehe sie sich noch entschlossen haben, die Flucht zu ergreifen oder sich platt an die Erde niederzudrücken". Seine Raubgier wird nur durch seine Frechheit überboten; seine Mordlust übertrifft die eine wie die andere: er kennt keine Schonung. Namentlich den Tauben jagt er fortwährend nach, und ein einziges Habichtspaar kann den reichsten Schlag binnen wenigen Monaten entvölkern. Die Tauben ergreifen, sobald sie den Habicht gewahr werden, eilig die Flucht; dieser aber stürzt in schiefer Richtung pfeilschnell hinter ihnen her und sucht eine zu ergreifen, indem er gewöhnlich von oben auf sie herabstößt. Dies geschieht ohne bemerkbare Flügelbewegung mit weit vorgestreckten Fängen und etwas eingezogenen Schwingen, aber mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ein Rauschen entsteht, welches man auf hundert bis hundertundfunfzig Schritt weit hören kann. „Einstmals", erzählt mein Vater, „befand ich mich auf dem Felde und sah einen Habicht über einem hohen Berge umherschweben. Eine halbe Viertelstunde von ihm, tief im Thale, suchte eine Herde Tauben ruhig ihr Futter; kaum hatte sie der Habicht erblickt, als er in schräger Richtung wohl tausend Ellen weit herabschoß. Doch auch die Tauben hatten ihn sehr zeitig bemerkt; sie flogen möglichst schnell schon dem Schlage zu, als er die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Dies schien gegen seine Vermuthung zu sein; denn er war bei seinem Stoßen zu tief herabgekommen, als daß er den Tauben gleich war. Nun hob er sich wieder, flog mitten durch sie und griff nach einer, die aber durch eine geschickte Wendung dem Räuber entging und glücklich den Schlag erreichte."

Gelingt es ihm nicht, die Tauben durch Verfolgung zu erbeuten, so greift er zur List. „Auf meiner Herrschaft in Podolien", berichtet Graf Wodzicki, „wurden viele Tauben gezogen, und bald sahen wir die Taubenschläge überfüllt. Die große Anzahl der Tauben lockte bald alle Habichte und Falken der Umgegend herbei, da, wie bekannt, die Vögel sich gegenseitig über die Gefahr benachrichtigen, und sich auf dieselbe Weise zur Mahlzeit laden. Meine Tauben wurden aber auch so verfolgt und vermindert, daß sie nicht mehr ins Feld zu fliegen wagten und ihre Nahrung zwischen den Gebäuden suchten. Die Erfahrung und Klugheit der Tauben spornte die Raubvögel zu größerer List. Die Tauben verließen ihre Verstecke sehr selten und immer am Boden streichend, gingen auch nie weit vom Hofe weg. Dieses sonderbare Spiel dauerte über eine Woche. Die Raubvögel mußten den Kürzeren ziehen; nur zwei schlaue Habichte wußten durch ein verständiges Hegen alle Tage ihre Nahrung zu bekommen. Einer derselben saß stundenlang mit aufgesträubtem Gefieder auf einem Strohdache ziemlich versteckt, ohne sich zu rühren, mit eingezogenem Halse, offenbar die Stellung einer Eule nachahmend. Die Tauben wurden bald zutraulicher, setzten sich auf dasselbe Dach, und der Bösewicht rührte sich nicht; sobald aber die Vögel aus- oder einflogen, schoß er wie ein Pfeil auf sie los und verfehlte selten die Beute, mit welcher er jedesmal in die Baumgärten flog, wohl durch Erfahrung belehrt, daß in denselben kein Feuergewehr abgeschossen wird, weil die Gärten zwischen den Gebäuden liegen. — Der zweite Habicht, noch klüger, muthiger und durchtriebener als der vorige, kam jeden Tag um dieselbe Stunde, jagte die Vögel in den Taubenschlag und machte darauf eine förmliche Treibjagd. Er setzte sich nämlich auf die Einflugbrettchen, lief um den Taubenschlag herum, stellte sich dann mit ausgebreiteten Flügeln auf eine Seite des Taubenschlages, und schlug so lange an die Bretter desselben, auf derselben Stelle herumtanzend, bis er endlich eine Taube hinaustrieb, die er sogleich verfolgte."

Mit ebenso unermüdlicher Ausdauer wie den Vögeln stellt er auch den Säugethieren nach.

„Die jungen Hasen", sagt mein Vater, „überwältigt er leicht; die alten aber greift er ordentlich planmäßig an. Er stößt nämlich, wenn sich Lampe durch die Flucht zu retten sucht, zu wiederholten

Malen mit dem Schnabel auf denselben; und wenn der Hase dann verwundet und ermattet ist, greift er mit den Fängen zu, und tödtet ihn allmählich mit dem Schnabel und mit den Nägeln. Dieser Kampf dauert gewöhnlich lange, und ich weiß ein Beispiel, daß sich der Hase einige Zeit mit dem Habicht herumwälzte, ohne daß ihn dieser losgelassen hätte, ob er gleich oft unten zu liegen kam. Ein glaubwürdiger Freund von mir schoß auf dem Anstande einen Hasen und einen Habicht auf einen Schuß, während dieser auf jenen stieß."

Wenn der Habicht es haben kann, begnügt er sich übrigens durchaus nicht mit einer Beute, sondern mordet zunächst soviel Vögel, als er zu fangen vermag und frißt sie dann in Ruhe auf. So erzählt Audubon, daß er einmal mehrere Habichte als Begleiter eines großen Fluges von Wandertauben gesehen habe, von denen einer durch einen Schwarm von Schwarzvögeln (Quiscalus versicolor) abgezogen wurde. „Letztere flogen soeben über den Ohio. Der Habicht näherte sich ihnen mit Pfeilesschnelle. Die Schwarzvögel drängten sich so dicht an einander, daß ihre Schar einer dunkeln, die Luft durcheilenden Kugel ähnlich sah. Als er den Haufen erreichte, ergriff er sofort einen von ihnen, dann einen zweiten und hierauf einen dritten, vierten, fünften, erwürgte jeden einzeln so schnell als möglich und ließ ihn hierauf aufs Wasser fallen. So hatte er eine reichliche Beute gemacht, ehe die unglücklichen Vögel die rettende Waldung erreichen konnten. Sobald Dies geschehen war, gab er seine Jagd auf und schwebte in zierlichen Wendungen über dem Wasser dahin, um die Früchte seiner Betriebsamkeit aufzusammeln und dem Lande zuzutragen."

Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Ungeselligkeit des Habichts in seiner unglaublichen Raubgier ihren Grund hat. An Gefangenen haben wir Familienmord im weitesten Umfange beobachtet. Mein Bruder erzählt hierauf bezügliche Beispiele in seinen neuerdings erschienenen „Bildern und Skizzen aus dem Thiergarten zu Hamburg." „Im vorigen Frühjahr ließ ich für den hamburger Thiergarten ein altes Habichtsweibchen mit seinen zwei Jungen am Horste fangen und bezüglich ausheben. Ich brachte die Mutter mit ihren Kindern am Vormittage in einen großen Käfig; Nachmittags wollte ich der Alten Futter geben, bemerkte aber, daß sie sich bereits gesättigt hatte und zwar mit dem Fleisch und Blut ihrer eigenen Kinder. Ich fand das eine Junge halb aufgefressen und das zweite erwürgt! Wenige Tage später bekam ich ein Habichtspaar mit ebenfalls zwei Jungen. Ich steckte sie einzeln in besondere Behältnisse, fütterte sie reichlich und schickte sie nach ihrem Bestimmungsorte ab. Hier wurden sie mit einem schon darin befindlichen einjährigen Vogel derselben Klasse vereinigt. Dieser griff sehr bald die beiden Jungen an und verschlang sie, machte sich schließlich an die Alten, überwältigte und verzehrte auch diese, wurde aber selbst wieder von einem später dazu gesteckten Habichte verspeist. Ein mir befreundeter Förster hat mir versichert, daß er einst vierzehn Habichte in einem großen Behältnisse lebend gehalten habe, welche trotz reichlichen Futters einander nach fürchterlichen Kämpfen bis auf zwei aufgefressen hätten." Ich meinestheils kann diese Angaben noch insofern vervollständigen, als ich ihnen hinzufüge, daß in der Gefangenschaft der stärkere Habicht den schwächeren auffrißt, sei letzterer sein Gatte, sein Kind oder eins seiner Eltern. Daß er sich gegen andere Ordnungsverwandte nicht freundlicher beträgt, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. Der Habicht frißt jedes Thier, welches er fressen kann: er tödtet es wenigstens.

Ein unbeschreiblicher Haß begegnet ihm deshalb, sobald er sich sehen läßt. Namentlich die Krähen, welche er im Sitzen wohl zuweilen wegnehmen mag, sind unermüdlich in seiner Verfolgung und stoßen mit wahrer Todesverachtung nach ihm. „Ein Habicht", fährt mein Vater fort, „welcher von drei Krähen verfolgt wurde, griff zuweilen nach ihnen; sie wußten aber so geschickt auszuweichen, daß es ihm nie gelang, eine zu verwunden. Nachdem sie so eine Weile mit dem Habicht herumgeflogen waren, sah dieser in einer Entfernung von dreihundert Schritten Tauben auf einem Dache; sogleich eilte er hinzu, und stürzte sich in schräger Richtung über hundert und sechzig Ellen weit herab; aber er kam ohne Taube zurück. Die Krähen schienen über sein Stoßen ganz erstaunt. So lange er schwebte, konnten sie ihm sehr leicht folgen; als er aber zu stoßen anfing, war keine im Stande, ihn zu begleiten. Erst als er wieder emporkam, begannen ihre Angriffe von neuem. Sie jagten nun

den Habicht abermals einige Zeit herum, plötzlich fing dieser in wenig schräger, fast wagerechter Linie an zu stoßen, legte so eine Strecke von zweihundert Ellen zurück, fing eine Taube und flog mit ihr fort. Doch die Krähen bemerkten ihn sehr zeitig, und setzten ihm so hart zu, daß er sie fahren lassen, und jeden Versuch, eine andere zu fangen, aufgeben mußte."

Naumann sagt, daß es ihm zuweilen gelinge, eine der ihnen verfolgenden Krähen zu ergreifen; solche Fälle dürften jedoch selten vorkommen, weil die Krähen bei ihrer Jagd auf den Habicht stets mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Nächst den Krähen stoßen unsere kleinen Edelfalken auf den auch von ihnen gehaßten Raubvogel, und die Schwalben machen sich regelmäßig ein Vergnügen daraus, ihn unter schallendem und warnenden Geschrei zu begleiten.

Der Horst wird auf den ältesten und höchsten Bäumen des Waldes angelegt, meist auf starken Aesten nahe am Stamme. Er ist sehr groß und flach, besteht unten aus dürren Aesten, weiterhin aus Reisern und wird oben mit grünen Tannen-, Fichten- und Kieferzweigen belegt, welche fortwährend erneuert zu werden scheinen. Die eigentliche Nestmulde, eine sehr seichte Vertiefung, ist gewöhnlich mit Flaumfedern des Brutvogels selbst ausgelegt. Der einmal gebaute Horst wird im nächsten Jahre von demselben Habichtspaare wieder benutzt; bisweilen hat dasselbe jedoch drei oder vier Horste, welche in geringer Entfernung von einander errichtet wurden, und wechselt unter diesen. Ein alter Horst wird jedes Jahr ausgebessert, erweitert und mit frischen Zweigen besteckt. Schon im März sieht man an schönen heiteren Tagen die beiden Gatten eines Paares in gleichmäßigen Drehungen sich emporschrauben, in der Absicht, ihre Liebesgefühle an den Tag zu legen. In der letzten Hälfte des April pflegt das Gelege vollständig zu sein. Es wird gebildet von zwei bis vier großen, mehr länglichen als rundlichen, in der Mitte sehr bauchigen Eiern, welche dick- und rauhschälig und auf grünlichweißem Grunde spärlich mit gelben Flecken bezeichnet, oft aber auch fleckenlos sind. Die Mutter brütet mit der größten Hingebung und verläßt das Nest auch nach wiederholter Störung nicht. Sie fliegt zuweilen nicht einmal auf, wenn man den Horst mit Hagel beschießt. Angriffe auf die Brut versuchen beide Gatten abzuwehren, und dabei beweisen sie einen Muth, welcher zuweilen förmlich in Tollkühnheit übergeht. Man hat beobachtet, daß sie mit großer Heftigkeit Menschen angriffen, welche an ihrem Nestbaum emporkletterten; ja, es ist wiederholt vorgekommen, daß ein Habicht während der Brutzeit, ohne eigentlich gereizt worden zu sein, Menschen und selbst Pferde anfiel. Die Jungen wachsen rasch heran, fressen aber auch unglaublich viel, und beide Eltern haben vollauf zu thun, ihren Heißhunger zu befriedigen. Der Horst wird dann zu einer wahren Schlachtbank. Beide Alten schleppen herbei, was sie finden, nach der Beobachtung eines durchaus glaubwürdigen Mannes unserer Bekanntschaft, sogar ganze Nester mit den in ihnen befindlichen Jungen, namentlich Drosseln- und Amselnester, welche sie ausgestöbert. Daß die stärkeren Nestjungen, wenn sie Hunger leiden, über ihre Geschwister herfallen und diese, wie behauptet worden ist, auffressen, dürfte kaum zu bezweifeln sein.

Des ungeheuren Schadens wegen, welchen der Habicht anrichtet und welcher sehr häufig den Menschen ganz unmittelbar betrifft, wird der tückische Räuber selbstverständlich eifrig verfolgt. Jedoch geschieht Dies leider noch in ungenügender Weise. Man gibt sich viel zu wenig Mühe, die Horste auszukundschaften und die Räuberbrut, so zu sagen, gleich im Keime zu ersticken; man stellt auch den alten Vögeln noch zu wenig nach. Ihre Jagd ist zwar nicht eben leicht, weil ihre Klugheit und List dem Jäger viel zu schaffen macht; um so besser belohnt sich der Fang oder eine kluge Benutzung des Hasses, welchen der Habicht gegen den Uhu an den Tag legt. Vor der Krähenhütte schießt man jenen ohne Mühe, vom Horste herab mit Sicherheit das brütende Weibchen, und auch in Netzen und Raubvogelfallen erbeutet man den listigen Schelm, wenn die Vorkehrungen gut getroffen sind, gewiß.

Ein gefangener Habicht ist für uns ein ebenso hassenswerther Vogel wie der freilebende. Seine Wildheit und Bosheit, seine Unverträglichkeit und Mordgier machen ihn uns bald im höchsten Grade widerwärtig. Dagegen wird der Habicht von allen Asiaten, welche noch die Baize betreiben, sehr geschätzt. In Indien ist er nach Jerdon der geachtetste aller Jagdfalken. „Die Baz, wie er in

Indien heißt, wird abgerichtet auf den Kragentrappen, auf Milane, auf Aasgeier, Enten, Scharben, Reiher, Ibisse, Hasen u. s. w. Zur Hasenjagd wird der Habicht mit Lederhosen gestiefelt, um zu verhüten, daß seine Füße von den Dornen zerrissen werden, wie es sonst gewöhnlich geschieht, weil der Hase regelmäßig den Räuber mit sich schleppt. Dieser greift nur mit einem Fuße zu und streckt den andern hinter sich aus, um Grashalme, Zweige und dergleichen zu ergreifen und so den Hasen festzuhalten. Er fliegt geradeaus auf seine Beute los, wenn diese aber nicht in einer entsprechenden Entfernung ist (etwa hundert bis zweihundert Ellen weit), gibt er die Jagd auf und kehrt entweder zu dem Falkonier zurück oder setzt sich auf einen benachbarten Baum oder bezüglich auf den Boden. Ein gut abgerichtetes Habichtsweibchen wird gewöhnlich mit 20 bis 50, ein Männchen mit 10 bis 30 Rupien bezahlt."

In Afrika werden unsere Habichte durch mehrere verwandte Vögel, welche man einem Mitgliede zu Liebe Singhabichte genannt hat, vertreten, jedoch glücklicher Weise nicht im bösen Sinne. Die Singhabichte (Melierax) unterscheiden sich von ihren europäischen Namensvettern durch schlankeren Leibesbau, schwächeren Schnabel, etwas längere Schwingen, abgerundeten Schwanz und höhere, stärkere Läufe mit verhältnißmäßig kürzeren Zehen und Krallen.

Im Süden des Erdtheils lebt, soviel bis jetzt bekannt, die größte Art dieser Sippe, der eigentliche Singhabicht (Melierax musicus), in Mittelafrika ein von ihm hauptsächlich durch geringere Größe abweichender Verwandter (Melierax polyzonus). Das Gefieder ist bei dem letzteren auf der Oberseite und an der Kehle und Oberbrust schiefergrau, auf dem Bauch, am Bürzel, an den Hosen und auf den großen Flügeldeckfedern auf weißem Grunde mit feinen aschgrauen Zickzacklinien gebändert. Die Schwingen sind braunschwarz, die Schwanzfedern von derselben Farbe, aber blässer, dreimal in die Quere gebändert und weiß zugespitzt. Die Farbe der Iris ist ein schönes Braun, der Schnabel ist dunkelblau, die Wachshaut und die Füße sind lebhaft orangenfarbig. Die Länge des Männchens beträgt 1 Fuß 7 Zoll, die Breite 3 Fuß 2 Zoll, die Fittiglänge 11⅔ Zoll, die Schwanzlänge 8⅓ Zoll; das Weibchen ist um etwa 1½ Zoll länger und um 2 Zoll breiter. Im Jugendkleide ist das Gefieder auf der Oberseite braun, auf der Unterseite auf weißem Grunde hellbraun in die Quere gebändert. Die Seiten des Kopfes und ein breites Brustband zeigen dieselbe Färbung. Der Singhabicht zeigt im wesentlichen dieselbe Färbung und auch eine ähnliche Farbenvertheilung.

Le Vaillant, der Entdecker des durch ihn sehr berühmt gewordenen Raubvogels, gibt an, daß der Singhabicht in der Kafferei und den benachbarten Ländern ziemlich häufig vorkomme, auf einzeln stehenden Bäumen sich aufhalte, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Ratten, Mäuse und andere Thiere jage, ein großes Nest baue und dasselbe mit vier reinweißen rundlichen Eiern belege. In diesen Angaben würde nichts Merkwürdiges zu finden sein, wenn Vaillant ihnen nicht hinzufügte, daß der männliche Singhabicht seinen Namen verdiene durch ein ziemlich ausführliches Liedchen, welches er, wenn auch in sonderbarer Weise, oft stundenlang fast ununterbrochen vortrage. Ich kenne die Angaben späterer Reisenden, welche von demselben Vogel berichten, nicht und vermag daher nicht zu entscheiden, ob die Vaillant'sche Angabe wörtlich zu nehmen ist; wohl aber kann ich versichern, daß ich bei seinem nördlichen Verwandten, welchen ich vielfach beobachten konnte, niemals von Gesang Etwas gehört habe: ein langgezogener Pfiff war Alles, was ich vernahm. Es wird zur Kennzeichnung der Sippe dienen, wenn ich hier wiederhole, was ich über diesen nördlicheren Singhabicht in meinen „Ergebnissen einer Reise nach Habesch" früher bekannt gemacht habe. „Unser Vogel findet sich südlich des 17. Grades in allen Steppenwaldungen sehr zahlreich. Im Urwalde ist er seltener; doch auch hier wird man ihn auf keiner Jagd vermissen. Seine Lieblingsplätze sind einzelnstehende Bäume in der Steppe, von denen er nach allen Seiten hin eine freie Ausschau hat. Hier verweilt er fast den ganzen Tag.

Sein Gebiet ist klein; denn in den eigentlichen Steppengegenden wohnt Paar bei Paar, und jedes muß sich mit einem Umkreise von sehr geringem Durchmesser begnügen."

„Nur äußerlich hat der Singhabicht entfernte Aehnlichkeit mit seinem deutschen Namensvetter; in Geist und Wesen unterscheidet er sich von diesem durchaus. Er ist ein träger, langweiliger Vogel, welcher Nichts von der Kühnheit besitzt, die unseren Habicht zu einem so furchtbaren Feind aller schwächeren Wirbelthiere macht. Trägheit ist der Grundzug seines Wesens. Stundenlang sitzt er auf ein und demselben Flecke, und fast schläfrig überschaut er den nächsten Umkreis seiner Warte. Der Flug ist habichtartig, besitzt aber Nichts von der Raschheit und Gewandtheit, welche sein Verwandter unter allen Umständen zeigt. Die kurzen, abgerundeten Flügel werden langsam bewegt und hierauf längere Zeit ausgebreitet; dann gleitet der Singhabicht einige Ellen geradeaus durch die Luft, und hierauf folgen nun wieder einige Flügelschläge. Nach dem Aufbäumen nimmt er gewöhnlich eine ziemlich senkrechte Haltung an, zieht den Kopf ein und starrt gerade vor sich hin auf eine Stelle."

Rüppell gibt als hauptsächlichste Nahrung des Singhabichts Tauben und andere kleinere Vögel an, hat sich aber geirrt, oder wenn seine Angabe auf Beobachtungen beruht, durch einen Zufall täuschen lassen. Die Hauptnahrung des Vogels besteht hauptsächlich in Kerbthieren, Lurchen und kleinen Säugethieren. Nach meinen Erfahrungen bilden die Heuschrecken seine Haupt-, wenn nicht ausschließliche Speise. Neben ihnen jagt er hauptsächlich auf Mäuse; von diesen findet man gewöhnlich Ueberbleibsel in seinem Magen. Hartmann beobachtete, daß er Eidechsen fing, und diese Angabe stimmt mit meinen Erfahrungen durchaus überein. Auf Vögel habe ich ihn blos dann stoßen sehen, wenn das kleine Geflügel in dichten Schwärmen zu den Tränkplätzen zog, aber nur sehr selten gelang es ihm, aus dem Gewimmel einen zu ergreifen. Zum Flugfangen ist er viel zu täppisch, und niemals sieht man ihn eine der so unendlich häufigen Tauben nach Art unserer Habichte oder Sperber auf große Strecken hin verfolgen. Schon Nager von der Größe eines Eichhörnchens behelligt er nicht mehr, mit dem Erdeichhörnchen z. B. lebt er im tiefsten Frieden. Seinen Horst habe ich nicht aufgefunden; frisch ausgeflogene Junge aber traf ich zu Anfang der großen Regenzeit, im August und September an.

In der Gefangenschaft habe ich ihn nicht, dafür aber einen seiner nahen Verwandten (Melierax — Micronisus — monogrammicus) kennen gelernt. Er war ein ungemein netter, zierlicher, friedfertiger und bescheidener Vogel, welcher mir viel Freude gemacht hat.

Ungefähr dieselben Länder Afrikas, in denen die Singhabichte wohnen, beherbergen den auffallendsten aller Habichte und einen der sonderbarsten Vögel überhaupt, welchen wir Schlangensperber nennen wollen. Sein wissenschaftlicher Name ist Polyboroides typicus. Der Vogel hat, soviel bis jetzt bekannt, nur noch einen einzigen Verwandten, welcher auf Madagaskar lebt. Ihn kennzeichnen ein sehr kleiner Körper und ein kleiner, nacktwangiger Kopf mit verhältnißmäßig sehr schwachem Schnabel, aber ungeheure Flügel, welche ebensowohl durch ihre Länge, als durch die große Breite sich auszeichnen, ein sehr großer, breiter, wenig abgerundeter Schwanz und sehr hohe, aber dünne Fußwurzeln mit verhältnißmäßig kurzen Zehen. Das Gefieder ist auf der Oberseite, am Vorderhalse und an der Brust dunkelaschblau, die Handschwingen sind schwarz, die Oberarmschwingen grau, mit einem runden schwarzen Flecken vor der Spitze; die Steuerfedern sind schwarz, weiß zugespitzt und ungefähr in der Mitte ihrer Länge durch eine breite weiße Querbinde gezeichnet. Der Bauch, die Hosen und die Schwanzdeckfedern sind auf weißem Grunde zart schwarz gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß citronengelb, die Wachshaut und die nackte Stelle ums Auge sind hellgelb. Die Länge des Männchens beträgt nach eigenen Messungen 1 Fuß 11½ Zoll, die Breite 4 Fuß 4 Zoll; der Fittig mißt 16 Zoll, der Schwanz 11 Zoll. Die Fußwurzel ist 3¼ Zoll, die Mittelzehe nur 1½ Zoll lang.

Im Ost-Sudahn gehört der Schlangensperber durchaus nicht zu den häufigen Vögeln. Man begegnet ihm nur zuweilen im lichteren Walde, jedoch nie weit von Gewässern. Der große Vogel fällt augenblicklich auf. Wenn er fliegt, kann man ihn leicht für einen Adler halten; denn er besitzt Flugwerkzeuge, welche einen solchen bequem durch die Lüfte tragen können. Mit langsamen, trägen Flügelschlägen sieht man ihn von einem Baume zum andern fliegen. Er ist scheu und vorsichtig, lebt einsam und scheint das mürrische Wesen anderer Lurchfresser zu theilen. Ich fand in dem Kropfe des von mir erlegten ein paar Eidechsen; andere Beobachter erfuhren, daß er auch auf Frösche Jagd macht. Nach Jules Verreaux zeigt der Schlangensperber eine Gelenkigkeit in seinen Fängen, welche ohne Beispiel dasteht. Die Fußwurzel ist nämlich in ihrem Knie- oder richtiger Fersengelenke nicht blos nach vorn, sondern auch nach hinten beweglich, und diese Begabung wird von dem sonderbaren Vogel bei seiner Jagd auf Lurche in der ausgiebigsten Weise benutzt. Er steckt seine Läufe in Sumpflöcher und dreht und wendet sie hier nach allen Richtungen mit überraschender Geschicklichkeit, bis es ihm glückt, seine Beute zu fassen. Die kurzen Zehen machen es ihm möglich, den Fuß auch in die schmalsten Erdspalten einzuführen und aus ihnen sich Frösche oder Eidechsen hervorzuholen, welche in ihren Schlupflöchern vor andern Raubvögeln vollständig geschützt sind. Daß der Schlangensperber übrigens kleine Vögel und Säugethiere, Spitzmäuse z. B., welche auf sumpfigem Boden leben, auch nicht verschmäht, hat Verreaux ebenfalls beobachtet. Weiteres über das Leben dieses höchst eigenthümlichen Vogels weiß ich leider nicht mitzutheilen.

* * *

Die größten Raubvögel, welche selbst erworbene Beute genießen und nur ausnahmsweise Aas angehen, werden Adler genannt. Man begreift unter diesem Namen übrigens sehr verschiedenartige Vögel und würde deshalb keinen Fehler begehen, wenn man sie in mehrere Familien zertheilen wollte. Andrerseits freilich läßt sich nicht verkennen, daß auch die am weitesten aus einander stehenden Formen durch Uebergangsglieder vermittelt werden, wodurch also eine Zusammengehörigkeit der gedachten Raubvögel gewissermaßen bewiesen ist.

Die Adler (Aquilae) sind große oder sehr große Vögel von gedrungenem Leibesbau mit mittelgroßem, durchaus befiederten Kopf und starkem, an der Wurzel geraden, erst gegen die Spitze hin gekrümmten Schnabel, dessen Oberkiefer keinen Zahn besitzt, dafür aber an der betreffenden Stelle ausgebuchtet ist, und dessen Wachshaut nicht vom Gefieder verdeckt ist. Die Fußwurzeln sind mittellang, stets kraftvoll, oft nur wenig, oft wiederum bis zu den Zehen herab befiedert. Diese selbst sind stark, von mittelmäßiger oder bedeutender Länge und immer mit großen, sehr gekrümmten, spitzigen Nägeln bewehrt. Die Flügel erreichen bei einigen das Ende des Schwanzes, bei andern nur dessen Wurzeltheil. Sie erscheinen stets abgerundet, weil die vierten oder fünften Schwingen fast ohne Ausnahme die längsten sind. Der Schwanz ist groß, lang und breit, entweder gerade abgeschnitten oder zugerundet. Das Gefieder besteht aus großen, gewöhnlich zugespitzten Federn; es ist deshalb immer reich, zuweilen sehr weich, ausnahmsweise nur derb und hart. Bezeichnend für den Adler ist, daß die Federn des Hinterkopfs und Nackens sich entweder zuspitzen oder aber zu einer Holle verlängern. Das Auge ist groß, feurig; es erhält einen sehr kühnen Ausdruck dadurch, daß das Augenbrauenbein gewöhnlich weit hervortritt, wodurch das Auge tiefer zu liegen kommt.

Die Adler bewohnen die ganze Erde; gewisse Theile derselben beherbergen jedoch eigene Sippen der Familie, welche in andern Gegenden nicht gefunden werden. Die Verschiedenheit der Gestalt läßt erwarten, daß nicht alle Arten dieselben Wohnorte haben. Auch die Mehrzahl der Adler lebt und jagt im Walde; einzelne Arten sind Gebirgs- und bezüglich Felsenbewohner; andere sind an das Wasser gebunden und leben entweder an der Küste des Meeres oder an Seen und Flüssen; einige finden selbst in freien Steppen ihre Heimat. In der Nähe des Menschen siedeln sich die Adler nur selten an: ihr eigentlicher Wohnsitz muß möglichst unbehelligt sein. Von ihm aus unternehmen sie aber weite

Ausflüge, und gelegentlich dieser kommen sie oft genug in unmittelbare Nähe der Dorfschaften und rauben hier, wenn sie sich nicht verfolgt sehen, zuweilen vor den Augen ihres gefährlichsten Gegners. Die nordischen Arten sind größtentheils Wandervögel, alle wenigstens Strichvögel, welche außer der Brutzeit im Lande umherschweifen.

Auch die Adler lieben Gesellschaften ihres Gleichen nicht; während des Sommers wenigstens dulden sie in ihrem Gebiete kein zweites Paar. Vereinigungen kommen unter ihnen nur während ihrer Winterreise oder auf wenige Minuten gelegentlich einer für Viele ausreichenden Mahlzeit vor: auf dem Leichnam eines großen Thieres z. B. Der Verband, in welchem Adler zusammenleben, ist selbst während der Winterreise ein lockerer. Die Thiere kommen an beutereichen Orten zufällig zusammen, gehen hier denselben Geschäften nach und erscheinen deshalb oft als Gesellschaft, während streng genommen jeder seinen eigenen Weg geht — selbstverständlich mit Ausnahme des Gatten eines Paares. Diese halten außerordentlich treu zusammen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine unter Adlern geschlossene Ehe für die ganze Lebenszeit währt. Mit andern Vögeln gehen die Adler ebenso wenig Verbindungen ein. Sie vereinigen sich zuweilen mit Geiern, Milanen und Bussarden, freundschaftlich aber durchaus nicht. Der gleiche Nahrungserwerb führt sie zusammen; ist ihm Genüge geleistet, so endigt die Vereinigung. Dagegen erlauben Einige kleinen Schmarotzern, wie wir sie nennen wollen, Finkenarten z. B., sich in dem Unterbau ihres Horstes Wohnung zu suchen. Aber auch diese Erlaubniß wird nicht freiwillig gegeben; von eigentlicher Duldung ist keine Rede. Der Adler gestattet dem Sperlingsvogel in seiner unmittelbaren Nähe zu wohnen, weil er sich unfähig fühlt, sich jenes zu bemächtigen. Die Gewandtheit des Zudringlings ist sein Schutzbrief vor der bedrohlichen Klaue des Gewalthabers. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß einzelne Adler zuweilen eine ähnliche Großmuth bekunden, wie sie der Löwe unter Umständen an den Tag legt. Die edelsten unter ihnen kennen die Mordsucht des Habichts nicht. Sie sind Räuber, aber sie sind stolze, edle Räuber: sie rauben, weil sie es müssen. Ganz das Gegentheil erfahren wir von den unedleren. Einige von ihnen tragen nicht umsonst den Namen Habichtsadler: sie ähneln den Habichten nicht blos in ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem Wesen. Im allgemeinen machen die Adler ihrem Namen Ehre: sie sind wirklich edle Vögel. Unter den gefiederten Räubern gibt es wenige, welche höher begabt sind, als sie; nur die Edelfalken dürfen ihnen vielleicht vorausgestellt werden. Leibliche und geistige Begabungen sind ihnen in gleicher Weise zu Theil geworden. An Bewegungsfähigkeit stehen sie allerdings den Edelfalken und Habichten nach, aber auch nur ihnen. Ihr Flug ist ausgezeichnet schön; es fehlt ihm das Unruhige, welches der Flug des Edelfalken oder Habichts zeigt. Die Flügel werden, wenn es sich darum handelt, vom Boden aufzusteigen, gewaltig, aber verhältnißmäßig langsam bewegt; hat jedoch der Adler einmal eine gewisse Höhe gewonnen, so schwebt er mit ausgebreiteten Flügeln ungemein rasch dahin. Man sieht von ihm oft minutenlang nicht einen einzigen Flügelschlag, und dennoch entschwindet der geradeausziehende Vogel sehr bald dem Auge. An dem kreisenden bemerkt man, wie er durch Drehen und Wenden, durch Heben und Senken des Schwanzes sich steuert, wie er sich hebt, wenn er dem Winde entgegenschwebt und wie er sich senkt, wenn das Gegentheil stattfindet. Beim Angriff auf lebende Beute stürzt der gewaltige Vogel mit außerordentlicher Schnelle unter lautem hörbaren Rauschen hernieder, allerdings nicht schnell genug, um einen gewandt fliegenden Vogel zu ergreifen, aber immer noch rasch genug, um eine fliegende Taube einzuholen. Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt; er besteht aus sonderbaren Sprungschritten, bei denen ein Bein um das andere bewegt wird, unter Zuhilfenahme der Flügel. Der Adler erscheint in laufender Stellung am unedelsten. Viel schöner nimmt er sich aus, wenn er aufgebäumt hat. Dann hält er sich senkrecht, wie ein sitzender Mann, und macht einen wirklich erhabenen Eindruck auf den Beschauer. Die stolze Ruhe seines ganzen Wesens prägt sich am deutlichsten im Sitzen aus.

Unter den Sinnen steht zweifelsohne das Gesicht obenan, wie schon das herrliche Auge bekundet. Nächstdem dürfte das Gehör wohl am entwickeltsten sein. Der Adler vernimmt außerordentlich fein

und gibt gegen starke Töne einen entschiedenen Widerwillen zu erkennen. Ueber den Geruch ist viel gesprochen, aber, wie ich meine, auch viel gefabelt worden. Er ist gewiß nicht wegzuleugnen; doch glaube ich, daß er keineswegs so hoch ausgebildet ist, als man behauptet hat. Das Gefühl, Empfindungsvermögen sowohl, als Tastfähigkeit, steht auf hoher Stufe, und Geschmack beweist jeder gefangene Adler, welchem verschiedene Nahrung vorgeworfen wird, in nicht verkennbarer Weise. Ueber den Verstand ist schwer ein richtiges Urtheil zu fällen; soviel aber ergibt die Beobachtung bald genug, daß auch der Geist als wohlentwickelt bezeichnet werden darf. Im Freileben zeigt sich der Adler außerordentlich vorsichtig und scheu da, wo er Gefahr vermuthet, dreist und frech da, wo er früher ungestraft raubte; er richtet also sein Betragen nach den Umständen ein. Andern Thieren gegenüber legt auch er zuweilen eine gewisse List an den Tag, und bei seinen Räubereien bekundet er eine beachtenswerthe Berechnung. In der Gefangenschaft hingegen schließt er sich nach kurzer Zeit dem Menschen an, welchen er früher ängstlich mied, und tritt mit ihm in ein Freundschaftsverhältniß, welches sehr innig werden kann. Wahrscheinlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß dieses Verhältniß auf das Gefühl der Unterthänigkeit begründet sei; denn auch der gefesselte Adler ist sich seiner Kraft wohl bewußt und fürchtet sich durchaus nicht vor dem Menschen, falls dieser ihm feindlich entgegentreten sollte. Davon geben mir die gefangenen Adler unseres Thiergartens tagtäglich Beweise. Sie begrüßen mich mit freudigem Geschrei, wenn sie mich sehen; sie dulden es, daß ich mich in ihren Käfig begebe: sie ertragen aber durchaus keine Mißhandlung. Genau so benehmen sie sich ihrem Wärter gegenüber, während sie Fremde entweder nicht beachten, oder, wenn diese sich ihnen aufdrängen, ernst zurückweisen. Es ist wohl zu beachten, daß diejenigen Arten, welche wir Edeladler nennen, auch wirklich die edelsten sind. Der Name ist ihnen gegeben worden nach dem Eindruck, welchen ihre äußere Erscheinung hervorrief; dieser Eindruck aber wird bestätigt und verstärkt durch Beobachtung ihres Wesens. Bei ihnen sind wirklich die edeln und großartigen Eigenschaften besonders ausgebildet.

Der freilebende Adler nährt sich, wie im Eingange bemerkt, vorzugsweise von selbst erbeuteten Thieren, namentlich von Wirbelthieren; keine einzige Art aber von denen, welche ich kenne, verschmäht Aas, und es ist gänzlich unbegründet, wenn man behauptet hat, daß nur der Hunger den Adler zu solcher Speise zwinge. Er bevorzugt das lebende Thier, findet es aber sehr bequem, an einem bereits gedeckten Tische zu schmausen. Ein Kostverächter ist er überhaupt nicht; mit wenigen Ausnahmen ist ihm jedes höhere Wirbelthier genehm. Fische gehören, wie es scheint, zu einem beliebten Beigericht, während Lurche nur in wenigen Arten Liebhaber zu finden scheinen. Der Adler raubt im Sitzen, wie im Laufen und selbst im Fliegen, erhebt die Beute, welche er ergriff und trägt sie, falls er Dies vermag, einem bestimmten Futterplatze zu, um dort sie zu verzehren. Bei dem Angriff entfaltet er seine ganze Kraft und beweist dabei eine außerordentliche Erregung, welche in förmliche Wuth übergehen kann. Durch Widerstand läßt er sich selten oder nicht von dem einmal gefaßten Vorsatz abbringen: was er einmal ins Auge gefaßt hat, sucht er mit Hartnäckigkeit festzuhalten. Er greift muthig starke und große Thiere an und begnügt sich mit sehr kleinen und schwachen. Sein Erscheinen bedeutet, wie Naumann sehr richtig sagt, den Tod aller Thiere, welche ihm nicht zu schwer oder zu schnell sind. Die stärksten Arten erheben den bissigen Fuchs vom Boden oder nehmen den wehrhaften Marder vom Aste weg. Unter den Säugethieren sind blos die stärksten, größten und schwersten, unter den Vögeln die gewandtesten vor ihm gesichert. Ein abgerichteter Adler würde sich ohne Besinnen auf den Strauß stürzen und diesen unzweifelhaft umbringen: — fällt doch selbst der freilebende den Menschen an.

Die Fortpflanzung unserer nordischen Adlerarten fällt in die ersten Monate des Jahres. Die Standvögel unter ihnen horsten selbstverständlich früher als die Zugvögel, welche erst gegen den Mai hin bei uns eintreffen. Der Horst ist ein, im Verhältniß zur Größe des Vogels gewaltiger Bau, von sehr übereinstimmendem Gepräge. Er ist regelmäßig niedrig, aber sehr breit und seine Nestmulde flach. Starke Reiser, bei den größten Arten armsdicke Knüppel, bilden den Unterbau, feinere Reiser

den obern, Reiser, welche zuweilen mit weichen Stoffen ausgekleidet werden, die Nestmulde. Der Horst dient dem einen Adlerpaare mehrere Jahre nach einander, wird aber alljährlich neu ausgebessert und dabei vergrößert, sodaß er zuweilen auch zu bedeutender Höhe anwachsen kann. Sein Standort ist verschieden, in den meisten Fällen auf Bäumen, sonst auf einem möglichst unersteiglichen Felsvorsprunge, im Nothfalle auch auf dem flachen Boden. Das Gelege enthält ein einziges oder zwei, selten drei Eier, welche vom Weibchen allein bebrütet werden. Vor der Paarungszeit vergnügen sich auch die Adler durch prachtvolle Spiele in der Luft, und sie setzt das Männchen noch fort, während das Weibchen brütet. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert. Sie leiden keinen Mangel; denn im Nothfall tragen ihnen die Alten von meilenweit her Futter zu. Nach dem Ausfliegen genießen auch sie eine Zeitlang sorgfältigen Unterricht; dann aber werden sie im eigentlichen Sinne des Worts in die Welt hinausgestoßen und führen nun mehrere Jahre lang ein unstetes Wanderleben, bis auch sie sich einen Gatten und später einen Nistplatz erworben.

Außer dem Menschen haben die Adler keinen Feind, welcher ihnen gefährlich werden könnte, wohl aber viele Gegner. Alle kleinen Falken, die Würger, Raben, Schwalben, Bachstelzen hassen sie und bethätigen dieses Gefühl durch Angriffe, welche zwar machtlos sind, die stolzen Räuber aber doch so arg behelligen, daß sie gewöhnlich die Weite suchen, um die lästige Rotte los zu werden. Der Mensch muß dem Adler feindselig entgegentreten; denn die meisten Arten fügen ihm nur Schaden zu. Doch gibt es unter ihnen einzelne, welche sich nützlich machen und Schutz verdienen.

Unter allen Adlern gehen uns drei in Gestalt und Wesen nahverwandte am nächsten an, weil sie in unserm heimatlichen Erdtheil leben: der Stein-, der Gold- und der Königsadler. Sie sind es, welche schon von Alters her sich berühmt und gefürchtet gemacht haben, sie sind die Adler in dem allgemein giltigen Sinne.

Die Sippe der Edeladler (Aquila), welche sie mit einigen anderen bilden, kennzeichnet sich durch kräftigeren Leib, großen, wohlgeformten Kopf, breite und lange Flügel, unter deren Schwingen die vierte die längste ist und welche bis zum Schwanzende herabreichen, durch einen gerade abgeschnittenen, mittellangen und breiten Schwanz und sehr starke, mittelhohe Ständer. Der Schnabel ist groß und lang, sein Oberkiefer schon auf der Wachshaut, besonders aber vor ihr stark gebogen, an der Schneide ziemlich ausgebuchtet. Das große Auge liegt tief unter dem weit hervorspringenden Augenbrauenbein. Die Zehen sind mittellang und stark, die Krallen groß, spitzig und stark gekrümmt. Das Gefieder ist reich und dicht, die Federn sind zugespitzt, namentlich am Hinterkopf und im Nacken verschmälert und verlängert; die Fußwurzeln sind bis zu den Zehen herab bekleidet.

Es ist nicht eben leicht, die drei oben genannten Edeladler mit kurzen Worten so zu kennzeichnen, daß eine Verwechselung unmöglich ist, — sind ja doch selbst die Forscher noch heutigen Tages wenigstens über zwei von ihnen verschiedener Ansicht. Wenn man die stolzen Thiere im Leben vor sich sieht, unterscheidet man sie allerdings ziemlich leicht; die Bälge aber sind durchaus nicht sofort mit Sicherheit zu erkennen. Ich hoffe, daß uns Nachstehendes genügen wird; Derjenige unter meinen Lesern, welcher Genaueres erfahren will, mag zu andern Werken greifen.

Der Steinadler, der gemeine, schwarze, braune, ringelschwänzige, der Stock-, Berg- und Hasen- oder Rauchfußadler (Aquila fulva) ist der größte und stärkste, auch gedrungen gebauteste unter seinen Verwandten. Seine Länge beträgt 2¾ bis 3 Fuß, die Breite 6⅔ bis 7 Fuß, die Fittiglänge 1 Fuß 10 Zoll bis 2 Fuß, die Schwanzlänge 13 bis 14 Zoll. Erstere Maße gelten für das Männchen, letztere für das größere Weibchen. Beim alten Vogel ist der Kopf und Hinterhals rostbraungelb, das übrige Gefieder sehr gleichmäßig dunkelbraun, der Schwanz an seiner Wurzelhälfte weiß, sodann schwarz gebändert oder gefleckt, an der Endhälfte schwarz. Die Hosen sind

braun, die Unterschwanzdeckfedern weiß; die Unterflügel zeigen einen großen weißen Flecken. Im Jugendkleide ist das Gefieder lichter, der Schwanz zur Hälfte weiß, und die Hosen sind sehr licht, oft ebenfalls weiß. Als besondere Kennzeichen des Steinadlers führt Naumann noch an, daß blos die mittelsten Schwanzfedern gleich lang, alle übrigen aber sanft abgestuft sind.

Der Goldadler (Aquila chrysaëtos) ist, wie man namentlich am lebenden Vogel bemerken kann, bedeutend schlanker gebaut und kleinköpfiger. Seine Flügel und der Schwanz sind länger; doch erreichen erstere das Ende des letzteren nicht. Das Männchen wird bei ihm 36, das Weibchen 38 Zoll lang, jenes 7¼ Fuß, dieses 7½ Fuß breit; der Fittig mißt ungefähr 28 Zoll, der Schwanz 13¼



Der Goldadler (Aquila chrysaëtos).

bis 14¾ Zoll. Das Gefieder des alten Vogels ist durchgehends lichter, roströthlicher, als bei dem Steinadler, was sich namentlich auf der Brust, an den Hosen und Unterschwanzdeckfedern zeigt. In der Achselgegend steht ein weißer Flecken. Der Schwanz ist in allen Kleidern auf bräunlichaschgrauem Grunde mit unregelmäßigen breiten schwarzen Querbinden gezeichnet. Die Endbinde ist schmäler als bei dem Steinadler. Nur die beiden äußersten der Steuerfedern sind etwas verkürzt, alle übrigen gleich lang. Der Unterflügel ist stets sehr dunkel, oft gänzlich ohne Weiß. Der junge Goldadler unterscheidet sich hauptsächlich durch dunklere Färbung, den Mangel des weißen Schulterfleckens und den weniger lebhaft rostroth gefärbten Hinterkopf und Hals von den Alten.

Der Königs- oder Kaiseradler (Aquila imperialis) ist bedeutend kleiner als die genannten. Seine Länge beträgt nur 2½ bis 2¾ Fuß, die Breite 6 bis 6⅔ Fuß, die Fittiglänge 2 bis 2¼ Fuß, die Schwanzlänge 10 bis 12½ Zoll. Das Weibchen kommt also an Größe noch nicht ganz dem Männchen des Steinadlers gleich. Der Leib ist gedrungen, der Schwanz verhältnißmäßig kurz, die Flügel aber sind so lang, daß sie über die Schwanzspitze hinausreichen. Ein sehr tiefes ungleichmäßiges Dunkelbraun ist die Grundfarbe der alten Vögel. Der Kopf und Nacken sind rostbraungelb, ein großer Flecken auf den Schultern oder hintersten Flügelfedern ist reinweiß, der Schwanz über



Der Königs- oder Kaiseradler (Aquila imperialis).

der nicht sehr breiten Endbinde auf aschgrauem Grunde schwarz gebändert. Im Jugendkleid unterscheidet sich der Königsadler durch sein fahlbräunlichgelbes, mit dunkelbraunen Längsflecken gezeichnetes Gefieder so auffallend von seinen Verwandten, daß er nicht verwechselt werden kann.

Stein- und Goldadler scheinen ziemlich dieselben Gegenden zu bewohnen; wenigstens sind wir der Zeit noch nicht im Stande, die Unterschiede anzugeben, welche sich hinsichtlich des Aufenthalts bemerkbar machen dürften. Man hat den einen wie den andern in allen Ländern Europas gefunden, da, wo es hohe Gebirge und große Waldungen gibt, gewiß. Außerdem sind beide in dem größten Theile Asiens und in dem Norden Amerikas beobachtet worden. Der Königsadler hingegen gehört dem Südosten unseres Erdtheils an. Er verbreitet sich von Ungarn und Galizien an durch alle nach

Osten hin gelegenen Länder bis zur Mongolei. Nach Süden hin erstreckt sich sein Verbreitungskreis bis Indien; hier hat Jerdon ihn als Brutvogel beobachtet.

Stein- und Goldadler sind Strichvögel; der Königsadler hingegen tritt jeden Winter eine Reise nach südlichen Ländern an. Gelegentlich dieser Wanderung erscheint er sehr regelmäßig in Griechenland und ebenso in Egypten oder von Nordasien aus in Indien. Jene sind Vögel des Gebirges, dieser bevorzugt die Ebene; deshalb begegnet man ihm häufig auch in baumlosen Steppen, welche die andern höchstens auf ihren Streifereien besuchen; wenigstens dürfen wir bis jetzt noch annehmen, daß sie hier niemals sich ansiedeln. Zum eigentlichen Wohnsitz erwählt der Steinadler, wie es scheint, unter allen Umständen eine Felswand im Gebirge; denn wahrscheinlich ist es der Goldadler, und nicht jener, dessen Horst man auf den Bäumen großer Waldungen gefunden hat. Der Königsadler horstet entweder auf Bäumen, nach Eversmann gar nicht selten in der Nähe von Dorfschaften auf hohen Pappeln, Espen und Weidenbäumen, im Nothfall aber selbst auf dem flachen Boden, so unglaublich Dies auch klingen mag. In der Angabe dieses Aufenthaltes dürften die Hauptunterschiede begründet sein, welche das Leben und Betragen der drei Adler bekundet. Falls man festhält, daß der Steinadler der stärkste, der Goldadler der gewandteste und der Kaiseradler der schwächste von den dreien ist, wird man ein ziemlich richtiges Lebensbild von allen gewinnen, wenn man das über sie Bekannte zusammenstellt.

Der Adler, wie ich der Kürze halber fortan sagen will, hält mit großer Zähigkeit an dem einmal gewählten Gebiete fest. Dasselbe ist immer ein sehr ausgedehntes, wie es der bedeutende Nahrungsbedarf des Vogels erfordert. Von dem Nistorte aus unternimmt das Paar tagtäglich Streifzüge, häufig in derselben Richtung. Es verläßt den Ort der Nachtruhe erst längere Zeit nach Sonnenaufgang und streicht nun in ziemlich bedeutender Höhe kreisend durch das Gebiet. Bergzüge werden in gewissem Sinne zur Straße; über ihnen pflegt der Adler verhältnißmäßig niedrig dahinzustreichen, wenn die Berge hoch sind, oft in kaum Flintenschußnähe über dem Boden. Beide Gatten pflegen gemeinschaftlich zu jagen und sich im Nothfall zu unterstützen; bei der Mahlzeit geht es jedoch keineswegs immer sehr friedlich her: eine leckere Beute kann selbst unter den zärtlichsten Adlergatten Streit hervorrufen. Die Jagd währt bis gegen Mittag; dann kehrt der Räuber in die Nähe des Horstes zurück oder wählt sich einen andern sichern Punkt, um auszuruhen. Regelmäßig geschieht Dies, wenn er im Fang glücklich war. Er sitzt dann mit gefülltem Kropf und lässig getragenem Gefieder längere Zeit auf einer und derselben Stelle und gibt sich der Ruhe der Verdauung hin, ohne jedoch auch jetzt seine Sicherheit aus den Augen zu verlieren. Nachdem diese Ruhe vorüber, fliegt der Adler, wie ich in Afrika wiederholt beobachtet habe, regelmäßig zur Tränke. Es ist behauptet worden, daß ihm das Blut seiner Schlachtopfer genüge: jeder gefangene Adler beweist das Gegentheil. Er trinkt viel und bedarf des Wassers noch außerdem, um sich zu baden. Bei warmem Wetter geht selten ein Tag hin, an welchem er letzteres nicht thut. Nachdem er getrunken und sich gereinigt, tritt er einen nochmaligen Raubzug an; gegen Abend pflegt er sich in der Luft zu vergnügen; mit Einbruch der Dämmerung erscheint er vorsichtig und ohne jedes Geschrei auf dem Schlafplatze, welcher stets mit größter Vorsicht gewählt wird. Dies ist, mit kurzen Worten geschildert, das tägliche Leben des Vogels.

Beim Fang verfährt er, je nach den Umständen, sehr verschieden. Der in der Luft kreisende Adler, welcher eine Beute erspäht, senkt sich in Schraubenlinien hernieder, um den Gegenstand genauer ins Auge zu fassen, legt, wenn Dies geschehen, plötzlich seine Flügel an und stürzt mit weit vorgestreckten, geöffneten Fängen sausend schief zum Boden herab, gerade auf das betreffende Thier los und schlägt ihm hier beide Fänge in den Leib. Mein Vater hat den Angriff an seinem gefangenen Goldadler oft gesehen und ausgezeichnet beschrieben. Seine Schilderung will ich hier, wenn auch nur im Auszuge, wiedergeben. „Beim Ergreifen der Beute", sagt er, „schlägt er die Nägel so heftig ein, daß man es deutlich hört und die Zehen wie krampfhaft zusammengezogen aussehen. Katzen schlägt er den einen Fang um den Hals, benimmt ihnen so alle Luft und frißt sie an, ehe sie noch todt sind. Gewöhnlich greift er so, daß die Zehen des einen Fanges den Kopf einschließen. Bei einer Katze, welche ich

ihm bot, hatte er mit einem Nagel das Auge durchbohrt, und die Vorderzehen lagen so um die untere Kinnlade herum, daß die Katze den Rachen keine Linie breit öffnen konnte. Die Nägel des andern Fußes waren tief in die Brust eingedrückt. Um sich im Gleichgewicht zu halten, breitete der Adler die Flügel weit aus und gebrauchte sie und den Schwanz als Stützen, dabei waren seine Augen blutroth und größer als gewöhnlich, alle Federn am ganzen Körper glatt angelegt, der Rachen geöffnet und die Zunge vorgestreckt. Man bemerkte bei ihm aber nicht nur eine auffallende Wuth, sondern auch eine ungewöhnliche Kraftanstrengung, bei der Katze das ohnmächtige Streben, ihren überlegenen Feind loszuwerden. Sie wand sich wie ein Wurm, streckte aber alle vier Füße von sich und konnte weder die Nägel noch die Zähne gebrauchen. Wenn sie zu schreien anfing, faßte der Adler mit dem einen Fang weiter und schlug ihn an einer andern Stelle der Brust ein, den zweiten Fang hielt er beinahe unbeweglich um den Rachen geschlagen. Den Schnabel gebrauchte er gar nicht, und so kam es, daß die Katze erst nach Verlauf von dreiviertel Stunden todt war. So lange hatte der Adler mit eingeschlagenen Nägeln und ausgebreiteten Flügeln auf ihr gestanden. Jetzt ließ er sie liegen und schwang sich auf die Sitzstange. Dieses lange Leiden der Katze machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich ihm nie wieder eine lebende gab.“ Andere Thiere hauchen unter der gewaltigen Kralle des Räubers viel eher ihr Leben aus, sie sind weit weniger fähig, als die Katze, Widerstand zu leisten. Aber der Adler wagt sich auch an noch stärkere Thiere. Man hat beobachtet, daß er selbst den bissigen Fuchs nicht verschont; kleine Kinder sind wiederholt von ihm angegriffen und wenn sie nicht zu schwer waren, davon getragen worden; er hat sogar erwachsene Menschen aus freien Stücken angefallen. Nordmann erzählt hiervon ein ergötzliches Beispiel. „Ich erhielt“, sagt er, „einen Steinadler, dessen Gefangennahme mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war: Der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes umhergehendes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine schwere Beute nur ungern fahren ließ, und, von dem fetten Schweinerücken sich erhebend, sogleich auf einen Kater stieß und sich, mit demselben beladen, auf einen Zaun setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten einen herzzerreißenden Zweisang an. Der Bauer wollte nun zwar auch die Katze retten, getraute sich aber nicht, dem grimmigen Vogel unbewaffnet nahe zu treten und eilte in seine Wohnung nach einem geladenen Gewehre. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum dritten Mal wieder erblickte, ließ er die Katze fallen, packte und klammerte sich mit seinen Fängen an den Bauer, und nun schrieen alle drei, der überrumpelte Jäger, das fette Schwein und der alte Kater, um Hilfe. Andere Bauern eilten herbei, packten den Adler mit den Händen und brachten den Missethäter gebunden zu einem Freunde von mir.“

Es ist höchst wahrscheinlich, daß alle oder wenigstens der größte Theil der Unthaten, welche man dem Geieradler aufgebürdet hat, auf Rechnung des Steinadlers und seiner Verwandten zu setzen sind. In Spanien wußte man uns von der Frechheit des letzteren viel zu erzählen, und ein Adler übernahm es, vor unsern Augen die Wahrheit des Erzählten zu bestätigen. Er erhob dicht vor dem Hause, in welchem wir uns befanden, einen fetten Puter und trug denselben so eilig als möglich davon. Der Truthahn wurde ihm glücklich wieder abgejagt, war aber mehr todt als lebendig, und ich begriff nun wohl die Berechtigung des mir bisher auffallend gewesenen Gebahrens der Hühner aller Gebirgsbewohner. Diese waren durch die Angriffe des Stein- und des Habichtsadlers so in Furcht gesetzt worden, daß sie beim Erscheinen des kleinsten Raubvogels, eines Thurmfalken z. B., wie unsinnig in das Innere der spanischen Bauernhäuser gestürzt kamen und hier im Zimmer ihres Herrn ängstlich Zuflucht suchten.

Es würde viel zu weitläufig sein, wenn ich alle die Thiere aufzählen wollte, auf welche der Adler Jagd macht. Unter unsern deutschen Vögeln sind nur die Raubvögel, die Schwalben und die kleinen schnellen Singvögel vor ihm sicher, unter den Säugethieren blos die großen Wiederkäuer, Ein- und Vielhufer. Daß sie die Jungen der letzteren nicht verschonen, haben wir eben gesehen, daß

sie auch kleine Thiere nicht verschmähen, ist durch hinlängliche Beobachtung festgestellt worden. Gerade für diese Adler und insbesondere für den Königsadler gilt Das, was ich im Eingang über die schmarotzenden Bewohner des Adlerhorstes sagte. In seinem Neste siedeln sich namentlich Sperlinge an, und sie wohnen dem Anschein nach unbehelligt. Daß es aber dem Adler nicht an gutem Willen fehlt, sie abzuwürgen, beweist eine Beobachtung Radde's, welcher den Steinadler Lerchen fangen sah. „Die Kalanderlerchen“, sagt er, „verfolgten ihn, sobald er aufflog. Ließ er sich nun auf der nächsten Erhöhung nieder, so setzten sich die kleinen Vögel auf den Boden und waren gar nicht scheu. Plötzlich aber sprang der Adler in die Menge von ihnen hinein, griff blitzschnell zu, und hielt gewöhnlich eine von ihnen als Beute fest.“ Aus meines Vaters Beobachtungen geht hervor, daß der Adler sich nicht einmal scheut, einen Igel anzugreifen, so unangenehm ihm das Stachelkleid desselben auch sein mag. Viele Thiere, welche durch ihren Aufenthalt großen Schutz genießen, werden ihm dennoch zur Beute, weil er sie so lange jagt, bis sie ermattet sich ihm hingeben. So ängstigt er Schwimmvögel, welche sich bei seinem Erscheinen durch Tauchen zu retten suchen, bis sie nicht mehr tauchen können, dann nimmt er sie ohne Umstände weg. Auch andere Räuber müssen für ihn arbeiten; der Wanderfalk zumal muß ihm oft die eben gemachte Beute ablassen.

Die gefangene und getödtete oder wenigstens halb erwürgte Beute wird vor dem Verzehren von dem Adler erst oberflächlich gerupft; nachdem Dies geschehen, fängt er beim Kopf zu fressen an, zertrümmert die Knochen desselben und frißt auch sie mit, falls ihm ersteres gelang. Bei größeren Vögeln läßt er nur den Schnabel liegen. Nach dem Kopfe wird der Hals verzehrt, sodann der übrige Körper. Die mit Unrath gefüllten Gedärme läßt er liegen; alles Uebrige aber, welches er zerbeißen kann, verschluckt und verdaut er. Da er wie die Habichte und Edelfalken nur kleine Stücke verschlingt, bringt er mit dem Verzehren einer halben Krähe etwa zwanzig Minuten zu. Er frißt mit größter Vorsicht, sieht sich von Zeit zu Zeit um und lauscht nach allen Seiten hin. Bei dem geringsten Geräusch hält er inne, blickt lange nach der Gegend, von welcher es herkam und fängt erst dann wieder zu fressen an, wenn Alles ruhig geworden ist. Nach der Mahlzeit putzt er sich den Schnabel sehr sorgfältig. Haare und Federn sind auch ihm ein dringendes Bedürfniß; sie scheinen ihm zur Reinigung des Magens unentbehrlich zu sein. Nach vollendeter Verdauung ballen sie sich zu einem Klumpen zusammen, und diesen, das Gewölle, speit er aus, gewöhnlich alle fünf bis acht Tage einmal. Bekommt er keine Haare oder Federn, so würgt er Heu oder Stroh hinab. Knochen, welche er sehr gern mit verschlingt, werden vollständig verdaut.

Der Adler horstet frühzeitig im Jahre, gewöhnlich schon Mitte oder Ende März. Die Eier sind verhältnißmäßig klein, sehr rundlich, rauhschalig und auf weißlichem oder grünlichgrauem Grunde unregelmäßig mit größeren und kleineren Flecken und Punkten, welche oft zusammenlaufen, gezeichnet. Die Eier des Steinadlers sind, wie zu erwarten, die größten, die Eier des Königsadlers die kleinsten; letztere sollen auch rundlicher sein, als jene. Ueber das Fortpflanzungsgeschäft des Goldadlers scheint etwas Sicheres noch nicht bekannt zu sein; wahrscheinlich hat man seine Eier oft mit denen des Steinadlers verwechselt. Man findet zwei bis drei Eier in jedem Horste, selten aber mehr als zwei Junge, oft nur ein einziges. Das Weibchen brütet ungefähr fünf Wochen. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen sind wie andere Raubvögel dicht mit graulichweißem Wollflaum bedeckt. Ihre Ernährung geschieht ganz wie bei anderen Raubvögeln, jedoch in großartigerem Maßstabe, falls ich so sagen darf. Beide Adler schleppen von nah und fern so viele Thiere herbei, als sie erlangen können. Nach Bechstein soll man in der Nähe eines Horstes die Ueberbleibsel von vierzig Hasen und dreihundert Enten gefunden haben. Diese Schätzung ist unzweifelhaft übertrieben; schlimm genug aber haust das Adlerpaar unter den Thieren der Umgegend und zwar einer Umgegend im weiteren Sinne des Worts; denn man hat beobachtet, daß es Reiher drei bis vier Meilen weit seinem Horste zuschleppte. Dem kleineren Herdenvieh wird der Adler während der Brutzeit zu einer wahren Plage. Dies wissen die Gebirgsbewohner wohl und scheuen deshalb keine Gefahr, die Jungen im Neste auszuheben.

Jung aufgezogene Adler werden bald zahm und menschenfreundlich. Sie gewöhnen sich zuletzt so an ihren Gebieter, daß sie ihn vermissen, wenn er längere Zeit nicht bei ihnen war und ihn mit fröhlichem Geschrei begrüßen, wenn er wieder zu ihnen kommt. Gefährlich werden sie, soviel ich bis jetzt erfahren, ihrem Herrn niemals. „In meinen Knabenjahren", schreibt mir Graf Lázár, „hielt ich einen Königsadler längere Zeit lebend. Im Anfang vergriff er sich zuweilen an unsern Hühnern, nachdem er aber deshalb einige Gertenhiebe erhalten hatte, hütete er sich wohl, seine Streiche zu wiederholen. Er lief zuletzt frei im Hofe und Garten umher, ohne eines unserer Hausthiere zu gefährden. Mich kannte er sehr gut; er kam sogleich, wenn ich ihn bei seinem Namen Pluto rief; Fremde und Hunde hingegen konnte er nicht leiden: erstere griff er an, wenn sie sich ihm näherten, und die Hunde suchte er sich stets vom Leibe zu halten. Seine Angriffe auf Menschen waren nicht gerade gefährlich, aber doch sehr fühlbar. Er gebrauchte nämlich seine Krallen nur in der unschädlichsten Weise, theilte dafür aber Flügelhiebe aus, welche stets blaue Flecken hervorriefen. Sein Ende fand er auf betrübende Weise. Er war in den Garten eines Bauers geflogen und mochte dort irgend einen Streich ausgeführt haben, wofür der Bauer ihn derb gezüchtigt hatte. Der Adler kam traurig nach Haus, nahm von Stunde an keine Nahrung mehr an und verendete am zehnten Tage. Bei der Zergliederung zeigte sich keine leibliche Beschädigung, welche den Tod hätte herbeiführen können: er war aus Kummer über die erlittene Mißhandlung gestorben."

Bei einigermaßen genügender Pflege hält der Adler lange Jahre in der Gefangenschaft aus. „In der kaiserlichen Hofburg zu Wien", erzählt Fitzinger, „wo nach einer alten Sitte aus dem Hause der Regenten Habsburgs durch mehrere Jahrhunderte hindurch lebende Adler in der Gefangenschaft gehalten und sorgfältig gepflegt wurden, lebte ein Goldadler vom Jahre 1615 bis 1719, und in Schönbrunn starb im Jahre 1809 ein Adler derselben Art, welcher fast volle 80 Jahre in der Gefangenschaft zugebracht hatte."

Pallas und Eversmann theilen uns mit, daß der Stein- oder Goldadler von den Baschkiren zur Jagd abgerichtet werde und auf Hochwild ganz vortreffliche Dienste leiste, während der Königsadler als Baizvogel nur in geringem Ansehen steht. Dies ist wohl der einzige Nutzen, welchen die lebenden Adler dem Menschen leisten; der todte hingegen findet vielfache Verwendung. Bei den Mongolen sind Schwung- und Steuerfedern aller großen Adler hoch geschätzt und werden deshalb theuer bezahlt. Sie dienen zur Herstellung der Pfeile, werden aber auch als Opfergaben den Göttern dargebracht. Hiermit scheint ein Vorurtheil dieser Leute zusammenzuhängen. Man tödtet, wie Radde mittheilt, den Adler nicht gern; geschieht es aber, daß einer verletzt oder gefangen wird, so muß er so rasch als möglich todt geschlagen werden, widrigenfalls man sich den Zorn der bösen Geister zuziehen würde.

Es ist beachtenswerth, daß unter den Indianern Amerikas ähnliche Anschauungen herrschen. „Sie nehmen", so erzählt der Prinz von Wied, „den großen Adler gern aus dem Horste, um ihn aufzuziehen, und sammeln alsdann seine Schwanzfedern, welche bei ihnen einen großen Werth haben: — eine einzelne Feder wird für den Werth eines Dollars verkauft. Die Federn sind bei allen indianischen Völkerschaften von Nord-Amerika Zeichen ihrer Heldenthaten, und bei den meisten derselben steckt man eine solche Feder für die Erlegung eines Feindes auf. — Mit Zinnober rothgefärbte Adlerfedern, an deren Spitze die Schwanzklapper einer Klapperschlange befestigt wird, haben eine Bedeutung, welche nur in indianischen Augen ehrenvoll ist: sie bezeichnen nämlich die höchst ausgezeichnete und verdienstvolle That eines Pferdediebstahls. Die Indianer verzieren ferner ihre großen Federhauben damit, indem die Federn aufrecht in einer langen Reihe auf einem rothen Tuchstreifen befestigt werden, an welchem oben eine Federmütze angebracht ist. Hat man diese Mütze aufgesetzt, so hängt der rothe Tuchstreifen mit den kammartig aufrecht stehenden Adlerfedern bis zur Erde über den Rücken hinab. Die Mandan-Indianer nennen diesen, bei den größten Festlichkeiten gebräuchlichen Putz „Mahehsi-akub-haschka", und blos ausgezeichnete Krieger dürfen ihn tragen; auch ist er sehr kostbar, und nur gegen ein schönes Pferd würde der Besitzer einen solchen vertauschen. Ich muß hier nur bemerken, daß man in den

meist idealisch zusammengesetzten Bildern des Malers Catlin, bei der Bisamjagd der Indianer jene große Federhaube abgebildet sieht. Dies ist gänzlich unrichtig. Der Indianer geht ohne allen Putz zur Jagd, wie zum Kriege; nur seinen Talisman wird er nie vergessen. Die große Federhaube wird auch wohl von einem berühmten Anführer in einer großen Schlacht oder einem vorherzusehenden Gefechte getragen, doch nur in seltenen Fällen und nie auf der Jagd. Auch an ihren Waffen befestigen die Indianer öfters Adlerfedern, oder sie tragen sie in den Haaren, und der Flügel dient ihnen als Fächer."

Häufiger, als irgend einer der großen Adler, lebt in Deutschland ein anderes Mitglied der Sippe, der Schrei-, Rauchfuß-, Schellen-, Gänse-, Enten- oder russische Adler (Aquila naevia). Er ist bedeutend kleiner, als seine großen Verwandten, nur 25 bis 27 Zoll lang und 64 bis 68 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 18¼ bis 19¾ Zoll, die Schwanzlänge 9½ bis 10 Zoll. Das Gefieder ist im Alter sehr gleichmäßig braun, auf dem Rücken am dunkelsten und glänzendsten, auf der Unterseite und am Kopfe einfarbig, am Hinterkopfe lichtfahlroth oder fahlgelb. Die mittleren Schwingen sind deutlich gebändert, die oberen und unteren Flügeldeckfedern heller gerandet, die Schwanzfedern vielfach gebändert, gewässert, oder einfarbig mit helleren Endbinden, die oberen Schwanzdeckfedern braungelb. Das Jugendgefieder ist bunt; die meisten Federn sind auf dunkelbraunem Grunde hellgelb gefleckt, namentlich zu beiden Seiten des Schaftes und am Ende. Bei einzelnen entstehen hierdurch unter andern auch schöne Binden über dem Flügel. Nur der obere Theil des Leibes ist ungefleckt, und der Hinterkopf gleichmäßig dunkel; die Hosen und Unterschwanzdeckfedern pflegen schmuzigweiß und braun gemischt zu sein.

Noch ist es nicht entschieden, wie viele Arten von Schreiadlern man annehmen darf. Einige Naturforscher unterscheiden nach Größe und Färbung mehrere Arten, andere vereinigen alle Schreiadler, große und kleine, einfarbige und bunte zu ein und derselben Art, und einzelne ziehen zu ihr sogar noch afrikanische und indische Adler hinzu, deren Artselbständigkeit bisher unangefochten war. Das „Thierleben" ist nicht der Ort, den noch unerledigten Streit weiter zu besprechen.

Der Schreiadler und seine Verwandten sind weit verbreitet, jedoch viel beschränkter als der Steinadler. In Deutschland sind es hauptsächlich die nördlichen und alle östlichen Länder, welche den Vogel beherbergen. Außerdem findet er sich von Galizien und Ungarn an durch ganz Rußland und Asien, auch im Süden dieses Erdtheils und zwar nicht blos als Zugvogel, sondern, wie Jerdon für Indien angibt, auch als Brutvogel. In Nordafrika ist er während des Winters sehr häufig; er geht jedoch nicht weit in das Land hinein: ich entsinne mich nur eines einzigen Falles, daß ich ihn in Mittelnubien antraf. In Spanien scheint er nicht vorzukommen; er ist dort bisher weder von mir noch von Andern beobachtet worden.

Der Schreiadler liebt feuchte und bezüglich sumpfige Gegenden, siedelt sich deshalb vorzugsweise in Auwäldern und bezüglich in Laubhölzern an. In einzelnen Waldungen Braunschweigs, Hannovers und Mecklenburgs ist er nicht selten, in Pommern, Polen, Galizien und Ungarn gemein. Das Gebiet eines Paares ist verhältnißmäßig klein, wird aber um so treuer festgehalten. Ein Schreiadler, welcher sich einmal bleibend angesiedelt hat, läßt sich so leicht nicht vertreiben; er kehrt sogar dann wieder zu seinem Horste zurück, wenn ihm seine Eier oder Brut geraubt wurden, obwohl er es in der Regel vorzieht, sich einen neuen zu gründen, meist wenige hundert Schritt von dem Baume, auf welchem der erste stand.

In Deutschland und im nördlichen Europa überhaupt ist der Schreiadler ein Sommervogel. Er erscheint frühzeitig im Jahre, gewöhnlich schon zu Anfang des März und verweilt bis zum September oder Oktober. Einzelne hat man freilich auch im Winter angetroffen. Hinsichtlich seines Wesens steht er weit hinter seinen Verwandten zurück. Er ist der feigste und harmloseste Adler, welchen ich kenne. Sein Wesen ist sanft, viel mehr bussard- als adlerartig; schon sein Aussehen, sein Blick bekunden Dies. Im Sitzen sieht er sehr unedel aus, im Flug hingegen zeigt er sich als echter Adler. Auch er erhebt

sich hoch in die Lüfte und schwebt namentlich bei schönem Wetter in wundervollen Kreisen stundenlang umher.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Wirbelthieren. Radde behauptet, daß der Schreiadler in den sibirischen Steppen sich hauptsächlich vom Bobak nähre; bei uns zu Lande bilden Frösche und Mäuse seine hauptsächlichste Beute. Man sieht ihn nach Art des Bussards auf einzeln stehenden Bäumen, auf Steinen oder Pfählen sitzen und hier auf seine Beute lauern. Hat er Etwas erzielt, so schwingt er sich behend zu Boden und sucht das betreffende Thier zu ergreifen, im Nothfalle auch durch schnelles Nachhüpfen. Ob er auf Wassergeflügel stößt, wie vielfach behauptet worden ist, vermag ich nicht zu sagen; wohl aber kann ich versichern, daß auch er dem Wanderfalken seine Beute abjagt. Auf das Aas fällt er ohne Umstände, fast wie ein echter Geier.

Die Stimme ist ein weitschallendes Geschrei, welches man durch die Silben „Jef jef" wiedergegeben hat. Sein Wohlbehagen drückt der Schreiadler durch angenehme Töne aus, welche nach Naumann einem sanften Geklingel ähneln. Einige Beobachter versichern, daß namentlich der gefangene Schreiadler sehr kläglich schreie; ich kann Dies nicht bestätigen: der, welchen der hamburger Thiergarten besitzt, hat in meiner Gegenwart noch keinen Laut vernehmen lassen.

Der Horst steht immer auf Bäumen, vorzugsweise auf Buchen, da, wo diese fehlen, aber auch auf Nadelbäumen. Er ist verhältnißmäßig klein, schlecht und unordentlich gebaut, oben sehr flach und oft, wie der Horst des Habichts, mit grünen Zweigen verziert. Gewöhnlich findet man nur ein einziges Ei, zuweilen aber auch deren zwei im Horste. Ihre Gestalt ändert ab: es gibt eiförmige, rundliche und längliche; auch Färbung und Zeichnung sind verschieden: die blaßbläulich grauen Flecken, welche auf weißem Grunde stehen, sind bald mehr, bald weniger sichtbar oder spielen bei diesen in das Gelbe, bei jenen in das Braunröthliche; einzelne Eier zeigen einen schönen Fleckenkranz um die Mitte u. s. w. In der zweiten Hälfte des Mai beginnt das Weibchen zu brüten; drei Wochen später schlüpfen die Jungen aus. Beide Eltern lieben ihre Brut ganz ungemein. Das brütende Weibchen läßt sich oft kaum vom Horste vertreiben, setzt sich, wenn es verjagt wurde, auf einen der nächsten Bäume und schreit kläglich. Das Männchen hilft die Jungen nicht nur aufziehen, sondern nimmt sich auch ihrer redlich an, wenn jenes umgekommen ist. Nach Mechlenburgs Angabe werden die Jungen hauptsächlich mit Lurchen ernährt; man sieht die Alten oft große Schlangen dem Horste zutragen. Jung aufgezogene Schreiadler werden ebenso zahm, als irgend ein anderer Raubvogel; selbst alt erbeutete gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft. Doch gehören diese Adler nicht gerade zu den liebenswürdigsten Raubvögeln: sie sind langweilig.

Die Jagd ist nicht besonders schwierig; denn der Schreiadler wird nur dann vorsichtig und scheu, wenn er wiederholt Verfolgungen erfahren hat. Mit der Büchse erlegt man ihn ohne Mühe; gewöhnlich läßt er sich bei einiger Achtsamkeit auch mit dem Schrotgewehr unterlaufen. Ich glaube, daß man wohlthut, ihn möglichst wenig zu behelligen; denn aus Allem, was ich über ihn gehört habe, scheint hervorzugehen, daß er weit mehr Nutzen bringt, als er Schaden anrichtet. Es mag sein, daß er ab und zu einen Hasen oder ein Rebhuhn wegnimmt; diesen geringen Schaden vergütet er aber durch seine Mäuse- und Schlangenjagd mehr als reichlich.

Weit anziehender, als die Schreiadler, sind die kleinsten Mitglieder der Familie, die Zwergadler. Kaup hat sie, ihrer niederen Fußwurzeln halber, von den übrigen Edeladlern getrennt und ihnen den Namen Hieraaëtus zuertheilt; mir erscheint die Trennung jedoch ungerechtfertigt.

Die in Deutschland vorkommenden Zwergadler sind in Gestalt und Größe ungefähr ebenso nah verwandt, wie Stein- und Goldadler: der gestiefelte Adler würde dem Goldadler, der Zwergadler dem Steinadler zu vergleichen sein. Bei beiden beträgt die Länge des Männchens 1½ Fuß, die Breite 3 Fuß 7 Zoll; der Fittig mißt 13¾, der Schwanz 7¼ Zoll. Das Weibchen ist um 1½ Zoll länger und um etwa 3 Zoll breiter als das Männchen. Beide Adler sind in allen Kleidern sehr übereinstimmend gefärbt und gezeichnet.

Beim gestiefelten Adler (Aquila pennata) ist der Kopf auf der Stirn gelblichweiß, auf dem Scheitel dunkel in der Länge gefleckt; Genick und Nacken sind röthlichbraun, der Mantel und die Flügel schwarzbraun, mit lichterer Schattirung, welche durch die hellen Federränder entsteht, und da sie auch an den großen Flügeldeckfedern sich zeigt, zwei undeutliche Binden über die Flügel bildet; die Schulterstelle ist, wie bei dem alten Goldadler, weiß; die an der Spitze lichtgesäumten Steuerfedern sind oben dunkelbraun, unten lichtgrau; die Unterseite ist auf lichtgilblichem Grunde mit braunen Schaftflecken gezeichnet, welche an der Kehle und Brust am dichtesten, am Unterleib aber am dünnsten stehen und auf den Hosen theilweise fehlen; bei sehr alten Vögeln beschränken sie sich auf einen kleinen Theil der Brust. Das Auge ist hellerzfarben, der Schnabel am Grunde hellblau, an der Spitze schwarz, der Fuß citronen-, die Wachshaut strohgelb. Der junge Vogel unterscheidet sich durch lichtroströthlichere Unterseite, gleicht aber sonst ganz dem alten; die Nestjungen sind auf der Oberseite braun, unten rostrothgelb ohne Schaftstriche; der weiße Schulterfleck fehlt.

Der Zwergadler (Aquila minuta) hingegen ist auf Kopf und Nacken matt rostbraun, mit schwärzlichen, auf dem Vorderscheitel besonders hervortretenden Längsflecken, auf dem Mantel dunkelbraun, auf den längeren Schulterfedern schwarzbraun, auf den übrigen Mantelfedern erdbraun, auf dem Schwanze mattbraun mit drei bis vier deutlich schwärzlichen Binden und hellerer Spitze, auf dem ganzen Unterkörper gleichförmig tief dunkelbraun mit kaum bemerkbaren schwärzlichen Schaftstrichen. Ein Ring um das Auge ist dunkler, die Hosen, Fußwurzeln und Unterschwanzdeckfedern sind etwas heller braun, als der übrige Unterkörper. Die weißen Schulterflecke sind ebenfalls vorhanden. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel bläulich, an der Spitze schwarz, die Wachshaut und die Zehen sind citronengelb. Das Jugendkleid ist lichter, auf dem Kopfe heller rostfarben mit stärker hervortretendem Schwarz auf dem Vorderkopfe und lichteren Oberflügeldeck-, hinteren Schwung- und mittleren Schulterfedern und mit hellerem Unterkörper, welcher auf kaffeebraunem Grunde mit deutlichen ziemlich breiten Schaftstrichen gezeichnet ist. Die Schwanzbinden sind wenig bemerklich.

Viele Naturforscher sehen in dem Zwergadler nur einen jungen gestiefelten Adler; wir haben aber von beiden Alte und Junge erhalten, und deshalb scheint mir die Arttrennung der beiden allerdings nahe verwandten Vögel vollkommen gerechtfertigt zu sein. Ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß in Europa noch eine dritte Art der Zwergadler vorkommt; wenigstens erlegte mein Bruder einen hierher gehörigen Vogel, welcher zwar dem gestiefelten Adler sehr ähnlich gezeichnet, aber bedeutend kleiner war.

Zur Zeit sind wir noch nicht im Stande, zu sagen, ob sich das Leben der beiden Vögel wesentlich unterscheidet; wir dürfen froh sein, daß wir, Dank der ausführlichen Beobachtungen Graf Wodzicki's und Lázár's, jetzt endlich das Freileben der wiederholt in Deutschland vorgekommenen Vögel kennen.

Der Süden und Südosten unseres Erdtheils, Spanien, Griechenland, Ungarn, Galizien und Siebenbürgen, sind die Heimat der Zwergadler. Wie weit sie sich über Asien verbreiten, wissen wir zur Zeit noch nicht, wohl aber, daß sie (wenigstens der gestiefelte Adler) in ganz Indien und auf Ceylon sich finden, wie es scheint, auch als Brutvögel. In Europa scheinen sie überall nur im Sommer vorzukommen; mit Beginn des Herbstes treten sie paar- und gesellschaftsweise eine große Wanderung an und erscheinen gelegentlich derselben zuweilen recht häufig in Egypten oder selbst in den Urwäldern des oberen Nilgebiets. Hier, wie da, bin ich ihnen oft begegnet. Zu Ende März des Jahres 1852 traf ich so zahlreiche Zuggesellschaften an, daß ich binnen drei Tagen einige zwanzig Stück von ihnen erlegen konnte. In Sennaar fand ich sie nur während des Winters.

Die Zwergadler sind echte Edeladler in Geist und Wesen. Sie unterscheiden sich von ihren größeren Verwandten nach meinem Dafürhalten nur durch zwei Eigenthümlichkeiten: durch größere Gewandtheit und geringere Vorsicht. Ihr Flug ist schnell, kräftig und leicht, auf lange Zeit hin schwebend, beim Angriff auf die Beute pfeilschnell. Zu ihrer eigenen Belustigung kreisen die Zwergadler in höchst anmuthiger Weise lange Zeit über ein und derselben Stelle umher; sie lieben es auch, in bedeutende Höhen emporzusteigen; bei ihrer Jagd hingegen schweben sie ziemlich niedrig über dem

Boden dahin, und nach Lázár's Beobachtungen rütteln sie nicht selten nach Art der Thurmfalken. Zum Aufbäumen wählen sie seltener die höchsten Spitzen der Bäume, vielmehr niedere Aeste derselben. Hier sitzen sie aufrecht, oft lange Zeit, ohne ein Glied zu bewegen. Sie achten jedoch auf Alles, was um sie vorgeht und am allermeisten auf ein sich ihnen etwa bietendes Wild. Männchen und Weibchen halten sich stets zusammen, auch auf dem Zuge. Niemals habe ich in Afrika einen einzelnen Zwergadler gesehen; immer waren es Paare oder Gesellschaften, welche sich zusammenhielten. Dieser treuen Anhänglichkeit der Gatten entspricht das Betragen am Horste in allen Stücken.

Die Stimme ist verschieden, Wodzicki gibt sie durch die Silben „Koch koch kei kei“, Lázár durch „Wüdwüd“ wieder; er vergleicht diese Laute mit einem helltönenden Pfeifen. Ich habe das Geschrei nie vernommen.

Die Zwergadler sind sehr tüchtige Räuber; denn kleine Vögel sind das Wild, welchem sie nachstellen. Ich habe Tauben in ihrem Kropfe gefunden, Lázár gibt als Nahrung Ammern, Lerchen, Pieper, Finken und Rebhühner, Wodzicki außerdem noch Staare und Meisen an. Mäuse und andere kleine Säugethiere verschmähen sie ebenso wenig wie Vögel. Sie fangen im Fluge und im Sitzen mit großer Geschicklichkeit. „Auf einem Moraste“, erzählt Wodzicki, „beschäftigten sich große Scharen von Staaren mit Aufsuchung ihrer Nahrung und lockten, wie es schien, einen Zwergadler aus dem benachbarten Walde herbei. Er kreiste in schönen Schwenkungen über den Staaren, welche alle Augenblicke einmal aufflogen und sich wieder setzten. Dieses Spiel war dem Zwergadler zu langweilig, er wollte sie also zum Aufstehen bringen, um schneller sein Frühstück zu bekommen. Mit Blitzesschnelligkeit flog er in gerader Linie auf die Staare zur Erde herab. Die Schar erschrak und wollte in den Bäumen, unter denen ich ruhete, ihre Zuflucht suchen. Trotz der kleinen Entfernung, und obwohl die Vögel den Weiden zuflogen, wurde es dem Adler möglich, einen von ihnen zu fangen. Als er herabstieß, verursachte sein unbegreiflich schneller Flug ein lautes Brausen. Nach glücklichem Fange flog der Räuber auf eine nahe stehende Bude, setzte sich hier auf das Dach, ohne auf die Jäger und Hunde zu achten, besah die Umgegend mit großer Vorsicht längere Zeit und fing dann an, den Staar zu rupfen. Diese Zubereitung der Mahlzeit dauerte über eine Viertelstunde, und als ich dann den Adler schoß, war der Staar so schön gerupft, als wenn er vom besten Koche zubereitet gewesen wäre.“

Am liebsten jagt der Zwergadler im Walde und hier fast nach Art des Habichtes. In Egypten bieten ihm die Palmenwälder reiche Beute; hier sind es hauptsächlich die Turteltauben, denen er eifrig nachjagt: sie haben vielleicht nur in dem südlichen Wanderfalken noch einen schlimmeren Feind, als den gewandten Adler. Die Raubfähigkeit desselben wird von dem schmarotzenden Bettlergesindel wohl anerkannt; denn wie der Wanderfalk wird auch der Zwergadler von den Milanen eifrig verfolgt, sobald er Beute erworben hat, und, wie jener, wirft er solche den frechen Bettlern zu.

In den letzten Tagen des April schreitet der Zwergadler zur Fortpflanzung. Er horstet am liebsten in Laubwäldern in der Nähe größerer Flüsse, gern in Gesellschaft, zu zwei bis drei Paaren in einem Walde. Niemals fand Lázár einen Horst im Gebirge, nicht einmal in bergigen Gegenden. Der Horst steht auf der Spitze hoher Bäume und ist aus fingerdicken, dürren Aesten zusammengebaut. Seiner Gestalt nach ähnelt er andern Raubvogelnestern, der Größe nach einem Bussardhorste. Die kaum merkliche Nestmulde ist mit feinem Reisig und einigen wenigen grünen Blättern ausgekleidet. Anfangs Mai findet man zwei Eier, welche in Gestalt, Größe und Zeichnung den Eiern unseres Habichts täuschend ähneln. Sie sind 2 Zoll lang und haben an der dicksten Stelle $1\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser; ihre Gestalt ist sehr rundlich, ihr Korn grob, die Zeichnung verschieden; gewöhnlich sind sie auf gelblichem oder weißgrünlichen Grunde mit kleinen rostgelben oder rostrothen Punkten und Flecken bedeckt. In der zweiten Hälfte des Juni schlüpfen die Jungen aus. Sie sind mit sehr langem und seidenweichen Flaum von lichter, auf dem Kopfe gilblicher Farbe bekleidet, erhalten aber bald das beschriebene Nestgefieder. Das Paar ist außerordentlich zärtlich: Wodzicki sah eins auf dem Horste stehen und sich nach Taubenart schnäbeln. Während das Weibchen brütet, sitzt das

Männchen stundenlang auf demselben Baume, ja es löst die Gattin auch einigemal des Tages d. h. nicht blos in den Mittagsstunden, im Brüten ab. Nach Wodzicki ist es bezeichnend für den Zwergadler, wie er seinen Horst besteigt. Er setzt sich weit von demselben auf den Ast, bückt den Kopf hernieder, bläst den Kropf auf und schreitet langsam wie eine Taube gegen den Horst zu, bis er endlich auf dessen Rand kommt. Dabei läßt er ein wohltönendes, flötenartiges „Kei kei kei" hören. Während der Brutzeit legt der Zwergadler eine außerordentliche Kühnheit an den Tag: er greift alle größeren Raubvögel mit Wuth an. „Ein Paar Zwergadler (Aquila minuta)", erzählt Wodzicki, „hatte unweit des Horstes eines Seeadlers den seinigen gegründet und wußte sich den großen Räubern gegenüber eine so hohe Achtung zu verschaffen, daß die Seeadler schließlich sich nie nach der Seite hin wagten, wo die Zwergadler hausten. Die sich täglich vor meinen Augen wiederholenden Kämpfe waren sehr anziehend. Ich sah ihnen oft stundenlang zu, weil ich die Erziehung des im Horste der Seeadler sitzenden Jungen beobachten wollte. Sobald sich der große Verwandte in die Nähe der Zwergadler wagte, ertönte sogleich der wehmüthige Ruf „Koch koch" des einen Gatten; der andere kam herbei, und mit Wuth verfolgten nun beide den Seeadler, stießen auf ihn nach Art der Krähen, gingen mit Schnabel und Klauen ihm zu Leibe und zeigten sich dabei so gewandt, daß der Seeadler sich gar nicht vertheidigen konnte. Später, als das Weibchen brütete, versah das Männchen allein diesen Wachdienst. Milane und Habichte wurden in gleicher Weise verjagt."

Gegen den Uhu zeigt der Zwergadler einen tödtlichen Haß. „Ich wollte", schreibt mir Lázár, „Schreiadler schießen, stellte meinen Uhu deshalb auf einer abgemäheten Wiese auf und zog mich wartend hinter einen Heuhaufen zurück. Da sah ich einen kleinen braunen Raubvogel heranziehen mit solcher Eile, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr zu ergreifen. Der Zwergadler, als welchen ich den Raubvogel bald erkannte, stieß mit voller Gewalt auf den Uhu. Das Gewehr knallte, aber mein Vogel flog unbeschädigt davon. Doch entfernte er sich nicht, sondern erhob sich nur in eine Höhe von etwa 500 Fuß und kreiste hier wohl über eine halbe Stunde über dem Uhu. Endlich stieß er abermals herunter und kam in vollkommen gerechte Schußnähe; mich aber hatte das Jagdfieber ergriffen; ich schoß und — schoß zum zweiten Male vorbei. Als sich jetzt der Adler entfernte, hatte ich alle Hoffnung verloren; allein nach zehn Minuten kam er nochmals zurück, kreiste wiederum und stieß zum dritten Male hernieder. Jetzt streckte ich ihn zu Boden."

Die Jagd der Zwergadler bietet, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, wenig Schwierigkeiten, so lange sie noch keine Verfolgung erfahren haben. Die treue Anhänglichkeit des Paares wird oft beiden Gatten verderblich: ich habe die gepaarten Paare fast regelmäßig erlegen können. Ist jedoch ein Zwergadler mehrmals beschossen worden, so wird er sehr scheu und zeigt dann selbst beim Horste eine außerordentliche Vorsicht, so groß auch die Liebe zu seiner Brut ist. Bei fortdauernder Verfolgung verläßt er die Gegend ganz.

Ueber den gefangenen Zwergadler weiß ich wenig zu berichten. Lázár und mein Bruder haben solche gehalten, und Beide rühmen sie als höchst anmuthige, zierliche Vögel, welche nach kurzer Zeit in hohem Grade zahm werden. Ausführlichere Mittheilungen sind mir nicht geworden.

In Spanien wird der Zwergadler zuweilen in eigenthümlicher Weise abgerichtet. Ein geistreicher Kopf ist auf den Gedanken verfallen, die Vögel als Glücksbringer zu benutzen. Zu diesem Zweck stellt er sich mit einem durch Raubvögel herausgeputzten Kasten auf einem belebten Platze auf und ladet die Vorübergehenden ein, sich durch die Vögel Glücksnummern zum Lottospiel offenbaren zu lassen. Die Raubvögel, und unter ihnen auch unsere Zwergadler, sind abgerichtet, aus einem Haufen Nummern, welche der betreffende Glücksritter ihnen vorhält, einzelne mit dem Schnabel herauszulesen und diese somit zu wählen. Man scheint der Ansicht zu sein, daß durch solches Verfahren das Glück im eigentlichen Sinne des Worts vom Himmel herniedergebracht werde.



Keilschwanzadler.

Ein unserm Stein- oder Goldadler vollkommen ebenbürtiger Raubvogel bewohnt Australien. Er steht den eigentlichen Edeladlern in Gestalt und Färbung sehr nahe, unterscheidet sich aber durch seinen gestreckten, aber doch kräftigen Schnabel, seinen langen, stark abgestuften Schwanz und die langen Federn am Hinterhalse von ihnen, sowie von den übrigen Arten der Familie und ist deshalb zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben worden, welche Kaup Bussardfalkenadler (Uroaëtus) genannt hat.

Der Keilschwanzadler (Uroaëtus audax) ist 3 Fuß 1 Zoll lang und bis 6 Fuß 8 Zoll breit. Der Kopf, die Gurgelgegend und die Ober- und Unterseite sind schwärzlichbraun, die Federn an den Rändern und an der Spitze blaßbraun, namentlich die des Flügels und der Oberschwanzdecke; der Rücken und die Halsseiten sind rostfarbig. Das Auge ist nußbraun, die Wachshaut und ein nackter Streifen um das Auge sind gelblichweiß, der Schnabel an der Wurzel ist gelblichhornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß hellgelb. Bisher hat man nur diese eine Art der Keilschwanzadler gekannt; es scheint jedoch, als ob Australien deren mindestens zwei beherberge, eine, welche gedrungener gebaut und dunkler gefärbt ist als die andere, welche sich durch Schlankheit und lichte Färbung auszeichnet. Nach den Beobachtungen des „alten Buschmann" ist die dunkle Art oder Abart seltener als die andere, jedoch ebenso weit verbreitet.

Beide Arten oder Abarten bewohnen ganz Australien und sind nirgends selten. Man findet sie ebensowohl im tiefen Walde, als in den Ebenen, paarweise und in Gesellschaften. Am häufigsten sind sie in den Kängurugründen: hier konnte der „alte Buschmann" im Laufe eines Winters über ein Dutzend Stück erlegen. „Alles, was die Schriftsteller von dem Muthe, der Kraft und der Raubsucht des Steinadlers erzählen", sagt Gould, „paßt auch auf den Keilschwanzadler. Er raubt alle kleinen Arten von Kängurus, welche sich auf den Ebenen und offenen Hügeln vorfinden, bewältigt den edeln Trappen und ist der größte Feind der Schafherden, welche schreckliche Niederlagen von ihnen erleiden." Die großen Kängurus vermag er nicht zu bewältigen, wohl aber die Jungen. Er weiß sich sogar derer zu bemächtigen, welche noch im Beutel der Mutter sich befinden. „Einst", erzählt der „alte Buschmann", „beobachtete ich einen Keilschwanzadler, wie er ein Mutterkänguru mit dem Jungen im Beutel durch den Wald jagte. Der schlaue Vogel verfolgte sein Wild auf Schritt und Tritt. Er wagte es nicht, das Mutterthier anzugreifen, wußte aber sehr wohl, daß, sobald es erschöpft, sein Junges von sich werfen und ihm zur Beute überliefern würde."

Auf das Aas fällt der Keilschwanzadler mit der Gier der in Australien fehlenden Geier. Gould sah ihrer dreißig bis vierzig auf dem Leichnam eines großen Ochsen versammelt. Einige bereits Vollgefressene saßen auf den benachbarten Bäumen; die übrigen feierten noch ihr Mahl. Den Kängurujägern folgt der Keilschwanzadler meilenweit und tagelang nach, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß bei ihren Jagden für ihn immer Etwas abfällt. Er ist der Schrecken des Waldes wie der Ebene, in den Augen der Viehzüchter eine entsetzliche Landplage.

Der Horst wird auf den unzugänglichsten Bäumen angelegt, nicht immer hoch über dem Boden, aber regelmäßig so, daß er fast unersteiglich ist. Seine Größe schwankt beträchtlich; denn wie es scheint, benutzt ein Paar den alten Horst wiederholt und vergrößert ihn durch jährliche Ausbesserungen. Die Unterlage besteht aus starken Aststücken, der Mittelbau aus schwächeren; die Nestmulde ist mit feinen Zweigen und Gras belegt. Nach Ramsay fällt die Brutzeit in unsere letzten Sommermonate; man findet gewöhnlich im August die zwei runden, rauhschäligen Eier, welche 3 Zoll lang und an der dicksten Stelle $2\frac{3}{8}$ Zoll stark und auf weißem Grunde mehr oder minder mit roströthlichen, hellgelblichbraunen und röthlichblauen Punkten und Flecken bedeckt sind. In vielen Waldungen sieht man eine Menge von unbewohnten Horsten als zurückgebliebene Wahrzeichen aus jenen Tagen, in welchen diese Waldungen der Fuß des weißen Mannes noch nicht betreten hatte.

Der Keilschwanzadler ist namentlich bei dem Aase leicht zu erlegen und noch leichter in Fallen aller Art zu fangen. Er wird auch von den Eingebornen oft jung aus dem Neste gehoben, in den Küstenstädten aufgezogen und dann nach Europa gesendet. In unsern Thiergärten ist er eine

gewöhnliche Erscheinung. Sein Preis ist so gering, daß man wirklich nicht recht begreift, wie es möglich war, mit der Summe, welche der Adler kostet, das Futter zu bestreiten, welches er auf der Herreise gebrauchte. Der Vogel trägt die Gefangenschaft in unserm Lande ohne alle Beschwerde. Von einem Paar berichtet Gurnay, daß das Weibchen nicht nur im Käfig Eier gelegt, sondern dieselben auch bebrütet habe.

Ein schlanker Leib, verhältnißmäßig kurze Flügel, deren Spitzen das Ende des sehr langen Schwanzes nicht erreichen, hohe, bis zu den Zehen herab befiederte Füße, hohe Fußwurzeln und große, kräftige Fänge mit langen, flach gebogenen Nägeln, sowie endlich ein langgestreckter, aber doch starker Schnabel kennzeichnen die Sippe der Habichtsadler (Pseudaëtus — Eudolmaëtus oder Asturaëtus), welche im Süden Europas durch ein Mitglied vertreten wird.

Der Habichtsadler (Pseudaëtus Bonellii) ist 2 Fuß 4 Zoll lang und 4 Fuß 10 Zoll breit; der Fittig mißt 1 Fuß 5 Zoll, der Schwanz 10 Zoll. Das Weibchen ist um 3 Zoll länger und um reichlich 4 Zoll breiter. Im ausgefärbten Kleide sind die Stirn und ein Streifen über dem Auge weiß, der Scheitel und der Nacken auf braunem Grunde dunkler gestreift; der Oberrücken ist weiß mit schwarzbraunen Flecken an den Federkanten, der Mantel einfarbig dunkelbraun, der Unterrücken schwarzbraun, die Oberschwanzdecke weißlich und braun gemarmelt; Kehle, Brust und Bauchmitte sind auf weißem Grunde durch schwarze Schaftflecke, die Hosen aber durch breite, dunkle, zackige Bandflecken gezeichnet, die innern Schenkel wie die Laufbefiederung rostbräunlich und grau gewellt mit schwarzen Längsflecken; der Schwanz ist auf der Oberseite graubraun, mit weißgesäumter Endbinde und sieben schmalen, zackigen, dunkeln Querbinden, auf der Unterseite weißgelblich überlaufen und braungrau getüpfelt. Im Jugendkleid ist der Scheitel lichtröthlich, der Nacken fahlroth, der Mantel lichtbraun, jede Feder fahlgelb gesäumt, der Schwanz auf der Oberseite aschgraubraun und neun- bis zehnmal quer gebändert und weiß gesäumt, die ganze Unterseite auf blaßgelblichrostbraunem Grunde durch feine dunkle Schaftstriche gezeichnet; der Bauch und die Unterschwanzdecke sind schmuzigröthlichweiß und ungefleckt. Das Auge ist erzgelb, der Schnabel hornblau, die Wachshaut schmuzig-, der Fuß graugelb.

Bonelli's Habichtsadler, welcher ebenfalls schon in Deutschland erlegt worden ist, bewohnt ziemlich häufig Spanien, Süditalien, Griechenland und die Türkei, Nordwestafrika und ganz Indien, vom Himalaya an bis zum äußersten Süden. In Griechenland und Süditalien ist er nicht selten, in Spanien und Algier der häufigste Adler. Waldlose Gebirge mit steilen Felsenwänden bilden hier seine Wohnsitze; in Indien haust er vorzugsweise in hügligen, mit Dschungeln bewachsenen Gegenden. Er wandert nicht, streicht aber während der Brutzeit im Lande umher und vereinigt sich dabei oft in Gesellschaften von ziemlicher Stärke: mein Bruder sah einmal ihrer zwanzig über den königlichen Lustgarten Pardo bei Madrid dahinziehen. Am Horstplatze duldet auch dieses Adlerpaar selbstverständlich kein anderes oder überhaupt keine anderen Raubvögel.

Der Habichtsadler ist ein außerordentlich gewandter, muthiger, kühner, ja ein dreister, frecher Vogel, welcher geistig dem Habicht vollkommen ähnelt, ihn aber durch leibliche Begabungen vielfach übertrifft. Sein Flug ähnelt mehr dem eines Edelfalken, als dem eines Adlers, und die schlanke Gestalt des Vogels trägt noch wesentlich dazu bei, eine derartige Meinung aufkommen zu lassen. Der Habichtsadler kreist zwar auch nach Adlerart, fliegt aber mit viel rascherem Flügelschlag und deshalb auch weit schneller als alle übrigen mir bekannten Mitglieder seiner Familie. Im Stoßen saust er wie ein Pfeil vom Bogen durch die Luft. Nur im Sitzen trägt er sich weniger edel, als andere Adler, nämlich mehr wagrecht, vorn niedergebeugt; doch nimmt auch er oft eine sehr aufrechte Stellung an. Sein Blick ist nicht blos lebhaft, sondern brennend. Eine ungemeine Wuth und Wildheit leuchtet aus dem Auge heraus, und das Gebahren des Vogels widerspricht diesem Eindruck nicht.

Der Habichtsadler vereinigt die Schnelligkeit des Falken mit der Gewandtheit des Sperbers, den Muth des Adlers mit der Blutgier des Habichts. Er fürchtet sich vor keinem andern Vogel und greift jeden an, welcher in seine Nähe kommt, sei es, um ihn zu vertreiben, oder sei es, um sich seiner zu bemächtigen. Mein Bruder sah ihn sich wüthend mit dem Geieradler balgen; Krüper sah ihn auf Seeadler, höchst gefährliche Gegner, mit demselben Eifer stoßen, wie auf langhälsige Geier; ich lernte ihn als Verfolger des Kuttengeiers und des Steinadlers kennen. Wahrscheinlich streitet er sich mit jedem Raubvogel überhaupt.

Seine Jagd gilt, wie ich glaube, ebenso vielen Thieren als die Jagd des Steinadlers. Temminck, sein erster Beschreiber, läßt ihn einfach auf Wassergeflügel stoßen; der Habichtsadler begnügt sich jedoch keineswegs mit einem so beschränkten Wildstande. In Spanien ist er der gefürchtetste Feind der Haushühner; sie erhebt er unmittelbar vor den Augen des Menschen, und sie verfolgt er mit einer Hartnäckigkeit, daß er den Hühnerbestand mancher einsam gelegenen Bauernhöfe buchstäblich vernichtet. Den Tauben stellt er nicht minder eifrig nach, und Säugethiere bis zur Größe eines Hasen werden von ihm ohne Unterlaß bedroht. In Indien jagt er nach Jerdon Hasen, Dschungelhühner, Reiher, Enten und andere Wasservögel, nach der Behauptung der Schikaris auch Nimmersatts, nach der Versicherung der eingebornen Falkoniere sogar deren zahme oder abgerichtete Falken. Jerdon selbst sah ihn in den Nilgerris nach einander auf einen Hasen, ein Dschungelhuhn und einen Pfau stoßen, wenn auch vergeblich, weil die Dichtigkeit des Dschungels seine Angriffe vereitelte. Ein Paar besuchte dort regelmäßig ein Dorf, um daselbst Hühner zu fangen. Elliot versichert, gesehen zu haben, daß zwei Bonelli's-Habichtsadler einen Pfau fast überwältigten, wenigstens zu Boden warfen. „Großen Schaden", sagt Jerdon, „richtete ein Paar in den Taubenhäusern in den Nilgerris an. Ich erfuhr, daß eins oder zwei dieser Häuser vollständig durch sie entvölkert worden waren. Der Taubenfang der Habichtsadler geschieht nach den Berichten von Augenzeugen in folgender Weise. Wenn die Tauben die Flucht ergreifen, stürzt sich einer dieser Adler aus einer bedeutenden Höhe herab, nimmt aber seine Richtung mehr unter den Tauben, als geradezu in den Schwarm hinein. Sein Gefährte nimmt nun den Augenblick wahr, wenn die Tauben durch den ersten Stoß in Verwirrung gerathen sind und stößt mit untrüglicher Sicherheit auf eine von ihnen herab. Der andere hat sich inzwischen von neuem erhoben und thut nun einen zweiten, ebenfalls verhängnißvollen Stoß."

Alle Thiere, denen der Habichtsadler nachstellt, kennen seine Furchtbarkeit wohl und suchen dem Räuber deshalb so schleunig wie möglich zu entgehen. „Wenn ich", erzählt Powys, „gut im Ried verborgen an den Seen Albaniens auf Enten und Wasserhühner lauerte, habe ich oft bemerkt, welchen Eindruck das Erscheinen eines Habichtsadlers machte. Alle Wasservögel bekümmerten sich kaum um die Rohrweihen, welche über ihnen dahinschwebten, und erhoben kaum ihr Haupt, wenn sich ein Schreiadler zeigte. Sobald aber ein Habichtsadler sichtbar wurde, rannten die Wasserhühner in der bekannten Weise dem Riede zu; die Enten drückten sich mit wagrecht niedergebeugtem Hals platt auf das Wasser, und Warnungs- und Angstrufe wurden laut von allen Seiten, bis der Tyrann vorüber war. Ich habe zweimal gesehen, daß diese Raubvögel sich auf Vögel stürzten, welche ich verwundet hatte, bin aber niemals im Stande gewesen, einen Schuß auf sie anzubringen."

Der Horst steht, wie es scheint, stets in Höhlungen steiler Felsenwände, an möglichst gesicherten Stellen. Soviel mir bekannt, hat nur Krüper eine Beschreibung desselben gegeben. Er untersuchte einen, welcher in der Felsenhöhle eines griechischen Gebirges stand und zwei Eier enthielt. Das Gebäude war aus kleinen Zweigen des wilden Oelbaums, aus einigen Blättern der Stecheiche zusammengetragen und die Nestmulde mit den Dunen des Vogels belegt. Die beiden Eier waren in Färbung und Korn verschieden, zeigten jedoch das Gepräge von Adlereiern. Das eine war fleckenlos und schmuzigweiß, das andere reinweiß mit kleinen deutlichen Flecken. Auch von andern Eiern ist bekannt, daß sie in Färbung und Zeichnung sehr abändern. Als auffallend hebt Krüper hervor, daß der betreffende Horst den Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt und die Höhle deshalb ungemein erwärmt war.

Es läßt sich erwarten, daß die Habichtsadler ihre Jungen mit demselben Muthe vertheidigen, welchen sie sonst offenbaren; einen Menschen aber, welcher die Brut bedroht, scheinen sie doch nicht anzugreifen.

Während meines Aufenthalts in Spanien erhielten wir Bonelli's Habichtsadler zweimal lebendig. Der eine, ein alter Vogel, war auf einem mit Leimruthen zum Sperlingsfang hergerichteten Baum gefangen worden, nachdem er sich sein ganzes Gefieder mit dem Leime zusammengekleistert hatte. Sein Fänger hatte ihn jedoch so mißhandelt, daß er nach wenigen Stunden, welche er in unserer Pflege verlebt hatte, seinen Geist aufgab. Der andere war ein junger Vogel, welchen der Fänger, wie er sagte, ausgehoben hatte. Er war bereits vollständig befiedert und schien schon alle Eigenschaften alter Vögel zu besitzen. Wir brachten ihn in einen Käfig, welcher bisher einen Steinadler, einen schmuzigen Aasgeier, einen Geieradler und eine Dohle beherbergt hatte. Unter dieser eigenthümlichen Genossenschaft hatte bisher die größte Einigkeit geherrscht, der Friede wurde aber durch den Habichtsadler augenblicklich gestört. Dieser geberdete sich wie rasend. Er tobte im Käfig umher, versuchte mit allen Genossen anzubinden, warf sich, wenn diese ihm auf den Leib rückten, auf den Rücken und hieb mit den Klauen nach jedem seiner Kameraden. Die kecke, muntere Dohle wurde das erste Opfer des Wüthrichs: er hatte sie eine Stunde nach seiner Ankunft bereits im Magen. Gegen uns benahm er sich ebenso ungestüm, wie gegen seine Gefährten; er griff auch uns ohne Besinnen an. Kurz, auch sein Betragen im Käfig erinnerte an das des Habichts.

Jerdon meint, daß dieser Adler wahrscheinlich leicht zur Jagd von Antilopen, Hasen, Trappen und ähnlichem großen Wild abgerichtet werden könnte, und wahrscheinlich hat er Recht; denn derselbe Gefangene, von dem ich oben sprach, zeigte sich später im frankfurter Thiergarten als ein liebenswürdiges und zutrauliches Geschöpf.

Die nächsten Verwandten des Habichtsadlers sind die Haubenadler (Spizaëtos). Auch sie sind schlank gebaute Adler mit verhältnißmäßig kurzen Flügeln, langem Schwanz und hohen, aber kräftigen Füßen, haben jedoch einen mehr oder weniger deutlichen Schopf am Hinterkopfe.

In Afrika lebt das größte und stärkste Mitglied dieser Gruppe, der Kampfadler (Spizaëtos bellicosus). Er ist ein mächtiger Vogel von beinahe 3 Fuß Länge und entsprechender, mir nicht näher bekannter Breite; die Fittiglänge beträgt 2 Fuß, die Schwanzlänge 14 Zoll. Sein Gefieder ist sehr einfach gefärbt. Auf der Oberseite ist ein angenehmes Braun oder Aschgraubraun die herrschende Farbe, auf dem Kopfe mischt sich Schwarzbraun — die Schaftzeichnung der einzelnen Federn — ein, auf dem Mantel zeigen die einzelnen Federn lichtere Ränder, wodurch auch eine Flügelbinde entsteht, gebildet durch die Spitzenränder der größeren Flügeldeckfedern. Ein weißliches Band verläuft über den Augen nach dem Hinterkopfe zu und verliert sich in der kurzen, breiten Holle. Die ganze Unterseite ist weiß, bläulich überflogen, fast fleckenlos. Der Schwanz ist oben dunkel-, unten lichtbräunlich aschgrau, sechsmal dunkler in die Quere gebändert; die großen Schwingen sind an der Außenfahne schwarz, an der Innenfahne heller und dunkler gebändert; die unteren Flügeldeckfedern sind reinweiß. Das Auge ist graubraun, die Wachshaut grünlichblau, der Schnabel schwarz, der Fang bleigrau.

Die erste Beschreibung des Kampfadlers erschien zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dem berühmten Werke Vaillant's über die Vögel Südafrikas. Der genannte Naturforscher fand unsern Adler im Lande der Namaquen vom 28. Grad südlicher Breite an nach der Mitte des Erdtheils zu. Später wurde er in Westafrika aufgefunden und jetzt weiß ich freilich, daß der gewaltige Raubvogel, welchen ich auf einem, die Gegend weithin überragenden hohen Baum des abissinischen Gebirges sitzen sah, der Kampfadler war. Ueber Lebensweise und Betragen dieses stattlichen Geschöpfes liegen noch immer keine ausführlicheren Beobachtungen vor, als die, welche Vaillant uns gegeben hat, und deshalb muß ich sie dem Nachfolgenden zu Grunde legen.

Der Kampfadler wählt sich einen vereinzelt stehenden Baum zu seinem Standorte; denn er ist sehr mißtrauisch und liebt es, zu sehen, was um ihn vorgeht. Vonhieraus durchstreift das Paar ein weites Gebiet, stets in getreuer Gemeinschaft; in ihm aber duldet es kein anderes derselben Art oder keinen andern Raubvogel überhaupt. Jeder andere Räuber, welcher sich ihm aufdrängt, wird erbarmungslos angegriffen, mit voller Macht befehdet und zur Flucht gezwungen. „Es geschieht", wie Vaillant sagt, „nicht selten, daß Scharen von Geiern und Raben sich vereinigen, in der Absicht, dem Kampfadler seine Beute abzunehmen; doch genügt der einfache Blick des Räubers, dieses Bettlergesindel sich vom Leibe zu halten."

Wahrscheinlich jagt der Kampfadler hauptsächlich in den Morgen- und Abendstunden und selten wohl vergeblich. Seine gewöhnliche Beute besteht aus kleinen Antilopen und Hasen; er wird aber jedenfalls die vielen Wildhühnerarten auch nicht verschonen. Sein ganzes Wesen bekundet, daß er den afrikanischen Thieren ein ebenso gefährlicher Feind ist, wie unser Steinadler den europäischen. Es gibt in ganz Südafrika keinen Raubvogel, welcher dem Kampfadler an Kraft und Raubfähigkeit gliche. Er ist der unumschränkte Gebieter in seinem Bereiche: Kraft und Kühnheit vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem furchtbaren Feind aller wehrlosen Geschöpfe zu machen. Der Flug ist durchaus adlerartig, aber leichter und rascher. Die Stimme soll bald scharf und durchdringend, bald rauh und dumpf sein.

Der Horst wird auf der Krone der höchsten Bäume gegründet, und nur in Ermangelung derselben auf Felsvorsprüngen an unersteiglichen Wänden. Er ähnelt im Ganzen dem anderer Adler, soll sich aber dadurch auszeichnen, daß er bestimmt aus drei verschiedenen Lagen aufgebaut wird: aus einer, welche aus Knüppeln, einer zweiten, welche aus feineren Zweigen, Mos, dürren Blättern, Haide- und andern weichen Pflanzentheilen der Umgegend, sowie endlich einer dritten, welche aus feinen Reisern besteht, welche letztere die Nestmulde bilden. Das ganze Gebäude hat einen Durchmesser von vier bis fünf Fuß und ist so fest, daß ein Mann sich mit aller Sicherheit darauf niederlassen kann. Wenn der Horst auf Felsgestein gegründet wird, fehlt selbstverständlich der Unterbau. Vaillant glaubt, daß ein und derselbe Horst von dem Paare benutzt wird, so lange es lebt. Die zwei Eier sind drei Zoll und einige Linien lang, fast rund und reinweiß von Farbe. Während das Weibchen brütet, versorgt es das Männchen mit allem Nothwendigen, und später jagt es für die ganze Familie, jedoch nur so lange, als die Jungen noch sehr klein sind; denn sobald sie größer werden, brauchen sie soviel zu ihrer Unterhaltung, daß die Alten kaum genug für sie erjagen können. Die Hottentotten versicherten Vaillant, daß sie zwei Monate von Dem gelebt hätten, was sie zwei jungen Kampfadlern weggenommen. Bis die Jungen ausfliegen, sammeln sich auf und um den Horst Haufen von Knochen der verschiedensten Thiere.

Vaillant hielt einen Kampfadler längere Zeit in Gefangenschaft und beobachtete, daß derselbe sich mit Gier auf das ihm vorgeworfene Fleisch herabstürzte, dasselbe pfundweise verschlang und auch, wenn sein Kropf schon gefüllt war, niemals Nahrung zu nehmen verweigerte; unser Forscher erwähnt ferner, daß alles Lebende nach dem Geschmack des Gefangenen gewesen, daß dieser nicht einmal die Ueberreste eines andern Kampfadlers, welche ihm vorgeworfen wurden, verschmäht habe. Ich halte diese Angabe für übertrieben. Der hamburger Thiergarten besitzt seit ungefähr Jahresfrist einen Kampfadler, welcher an der Ostküste Afrikas, in der Gegend von Sansebar, gefangen und dem Garten unmittelbar zugeschickt wurde. Mein Bruder hat ihn in seinen „Skizzen und Bildern aus dem Thiergarten" geschildert, und ich kann das hier Gesagte nur bestätigen. „Der erwähnte Gefangene", so heißt es am angegebenen Orte, „versteht es, Jedermann zu fesseln; denn er ist wirklich ein höchst anziehendes Thier. Seine Wildheit scheint er ganz abgelegt zu haben. Er zeigt sich merkwürdig zahm und zutraulich, förmlich befreundet mit den Menschen. Er antwortet auf jeden Anruf, und zwar ist seine Stimme überraschend klangvoll und wohltönend, jedoch leise und weich, ganz im Gegensatz zu den übrigen Adlern, deren Geschrei bekanntermaßen nicht eben wohllautend ist. Soviel man es wiedergeben kann, läßt es sich durch die Silben „Gliuk, gliuk" bezeichnen."

„In der Regel sitzt der Vogel schlank und aufgerichtet, wie andere Adler, mit emporgesträubter Holle. Sein Auge blitzt wohl auch kühn, doch nicht wild um sich; bekannte Personen schaut er sogar mit einem sanften Ausdruck an. Mit der Hand vorgehaltene Nahrung erfaßt er mit dem Schnabel, ohne dabei seinen Wohlthäter zu verletzen. Betritt man seinen Käfig selbst und geht ihm rasch zu Leibe; so nimmt er eine Vertheidigungsstellung an. Er breitet die langen Flügel aus und erhebt einen seiner gefährlichen starken Fänge; die Holle legt er dann nieder, sodaß sein Kopf ganz glatt erscheint, während er sonst seinen Schmuck aufgerichtet trägt. Auf der Erde steht er zwar auch, wie die Adler, in etwas wagrechter Stellung, doch immer noch aufgerichteter, als diese. Da sein Behälter so groß ist, daß er nicht nur bequem seine Schwingen ausbreiten, sondern auch kleine Flugversuche machen kann, so sieht man ihn häufig die sitzende Stellung aufgeben, aus dem geschützten Raume des Käfigs hervorfliegen und die ziemlich hoch angebrachte Sitzstange aufsuchen."

„Für seine Nachbarn scheint er wenig Theilnahme zu zeigen, während er alle vorübergehenden Personen, sowie die in seiner Nähe befindlichen Hirsche mit großer Aufmerksamkeit betrachtet."

Diesen Worten will ich noch hinzufügen, daß unser Gefangener bedeutende Kältegrade ertragen hat, wenn auch nicht ganz ohne Beschwerde; denn während des strengen Winters saß er oft recht still auf seiner Stange, und zuweilen zitterte er vor Frost. Demungeachtet befand er sich im Freien entschieden wohler, als in dem Warmhause, in welches er vorsichtshalber schließlich gebracht wurde.

Ungefähr dieselben Gegenden bewohnt ein verwandter, aber viel kleinerer Adler, welchen wir seiner langen Haube wegen Schopfadler nennen wollen (Lophoaëtos occipitalis). Er ist gedrungen gebaut, langflügelig, kurzschwänzig und hochläufig. Das Gefieder ist ziemlich einfarbig. Ein sehr dunkles Braun ist die Grundfärbung, der Bauch ist dunkler, die Brust lichter, der Flügelrand, die Haubenfedern an der Wurzel, die Unterflügeldeckfedern, die Laufbefiederung, die Wurzelhälfte der Steuerfedern und drei quer über den Schwanz verlaufende Binden sind weißlich; das Auge ist hochgelb, der Schnabel hornblau, an der Spitze dunkler, an der Wurzel heller, die Wachshaut hellgelb, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt 19¾ Zoll, die Breite 46 Zoll, der Fittig mißt 12¾, der Schwanz 7 Zoll. Das Weibchen ist um 1¼ Zoll länger und um 2 Zoll breiter.

In den Waldungen des oberen Nilgebietes ist der Schopfadler eine ziemlich häufige Erscheinung. Hier sieht man ihn in den Wipfeln der Mimosen nahe am Stamme ruhig sitzen und höchst ernsthaft mit seiner Holle spielen. Bald kraust er die Stirn, schließt die Augen halb und richtet nun seine Haube auf, daß sie senkrecht steht, breitet wohl auch die einzelnen Federn seitlich aus und sträubt dabei das übrige Gefieder; bald legt er die Holle wieder glatt auf den Nacken nieder. Diese wichtige Beschäftigung treibt er halbe Stunden lang, ohne sich zu regen. Er ist dann ein Bild vollendeter Trägheit, ein sehr wenig versprechender Raubvogel. Doch lernt man den Träumer bald auch von einer andern Seite kennen, sobald er etwas Jagdbares bemerkt: ein Mäuschen, eine Feldratte, ein Erdeichhörnchen, ein girrendes Täubchen, ein Flug Webervögel etwa. Blitzschnell streicht er mit kurzen, raschen Flügelschlägen ab, wendet sich, unserm Habicht vergleichbar, gewandt durch das dichteste Gestrüpp, jagt der erspäheten Beute eifrig nach und ergreift sie fast unfehlbar. In Betragen und Wesen läßt er sich nur mit unserem Habicht vergleichen. Er ist ebenso frech und raublustig wie dieser und im Verhältniß zu seiner Stärke unbedingt der beste Räuber des Waldes. Nur den geordneten Waldstaat der altweltlichen Affen beunruhigt er ebensowenig, wie alle übrigen Adler der Osthälfte unserer Erde. Bei einer Gesellschaft, welche unter sich das ausgeprägteste Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hat, würde er schlechte Geschäfte machen. Doch ich habe im ersten Theile des „Thierlebens" bereits beschrieben, wie es dem Adler ergeht, welcher sich an Affen wagt.

Ueber die Fortpflanzung des Schopfadlers habe ich keine selbständigen Beobachtungen gemacht. Vaillant sagt, daß er den Horst auf Bäumen gründe und die Nestmulde mit Federn oder Wolle ausfüttere. Das Weibchen soll zwei fast runde Eier legen, welche auf bleichem Grunde rothbraun gefleckt sind.

Der Schopfadler wird selten als Gefangener nach Europa gebracht. Soviel mir bekannt, besitzen ihn nur die Thiergärten von Hamburg, London und Antwerpen. Bei geeigneter Pflege hält er sich Jahre lang im Käfig; denn er ist hart und gegen Einflüsse des Klimas wenig empfindlich.



Der Schopfadler (Lophoaëtus occipitalis).

Man darf behaupten, daß er zu den auffallendsten Mitgliedern seiner Familie gehört und, obgleich er wenig thut, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, von Jedermann beachtet wird. Die lange flatternde Federholle, welche er bei ruhigem Sitzen fast immer aufgerichtet hat, das dunkle Gefieder, von welchem die ungemein lebhaften, feurigen Augen grell abstechen, erscheinen auch dem Laien als ungewöhnlich und deshalb beachtenswerth.

Unser Gefangener ist in den Morgen- und Abendstunden oft recht lebhaft und dann auch schreilustig, ganz gegen die Art seiner Verwandten. Die Stimme ist wechselreich und die Art und Weise seines Vortrags eigenthümlich. Gewöhnlich beginnt das Geschrei mit mehreren kurz abgebrochenen

dumpferen Lauten; auf sie folgen dann regelmäßig länger gehaltene; das Ende ist langgezogen und gellend. Ich glaube, das Ganze durch die Silben: „Wewwe, wewwe, we, we, we, wie, wieh, wiiiiii“ ziemlich richtig wiedergeben zu können.

Mit dem Wärter hat unser Schopfadler noch keine Freundschaft geschlossen. Er begrüßt ihn zwar, wenn er ihn einige Zeit lang nicht gesehen hat, weicht aber allen Versuchen desselben, ein Freundschaftsverhältniß herbeizuführen, mit ersichtlicher Abneigung aus. Wie er sich verwandten Vögeln gegenüber benimmt, weiß ich nicht; viel Gutes traue ich ihm jedoch nicht zu. Schwache Säugethiere, welche in seinen Käfig gebracht werden, betrachtet er lange Zeit aufmerksam; er glättet dabei sein Gefieder, legt die Holle nieder, trippelt auf der Sitzstange unruhig hin und her und dreht und wendet den Kopf fast wie eine Eule unter ähnlichen Umständen. Nachdem er schließlich seiner Neugier Genüge gethan, geht er zum Angriff über, läßt sich auf den Boden herab, schreitet auf das zur Beute erkorne Thier zu, greift rasch mit dem einen Fange nach ihm, prallt aber anfangs erschreckt zurück, wenn dieses sich regt. Nach und nach wird er dreister; die rücksichtslose Raubluft der Edeladler bekundet er jedoch nicht; er ist auch weit ungeschickter, als diese, besinnt sich lange, ehe er einen neuen Angriff beginnt und führt denselben auffallend schwerfällig aus. Doch mag es sein, daß ihn die Enge des Käfigs als unbesiegliches Hinderniß erscheint und er sich da, wo er in altgewohnter Weise fliegend angreifen kann, ganz anders zeigen würde. Es scheint mir, als fehle ihm die Klugheit der Edeladler, welche ähnliche Hemmnisse sehr wohl zu überwinden weiß.

Im Süden Amerikas wird der Schopfadler durch mehrere Verwandte vertreten, welche wir zum Unterschiede **Würgadler** nennen wollen. Sie bilden die Sippe Pternura. Ihre Kennzeichen liegen in den verhältnißmäßig langen Flügeln, in denen die fünfte Schwinge die längste ist, und den zwar hohen, aber sehr kurzzehigen Füßen. In allem Uebrigen ähneln sie den Hauben- und noch mehr den Schopfadlern.

Eine der stattlichsten Arten dieser Gruppe ist der **Urutaurana** (Pternura Tyrannus). Er ist ein Vogel von der Größe unseres Schreiadlers. Seine Länge beträgt 26 Zoll, die Breite 50 Zoll, der Fittig mißt 16 Zoll, der Schwanz 14 Zoll. Das Weibchen ist um 2 Zoll länger und um 3 bis 4 Zoll breiter. Der Kopf, die Kehle, der Nacken und die Oberbrust sind schwarz, alle Federn der Oberseite einfarbig, die der Unterseite auf schwarzbraunem Grunde weißlich getüpfelt, die Schwingen und Schwanzfedern fünf bis sechsmal weißlich gebändert. Die Schwanzfedern, welche durch fünf hellere Querbinden gezeichnet und weiß gerandet sind, erscheinen von oben betrachtet graubraun, von unten gesehen weißgrau. Die Hosen und das Schenkelgefieder sind ebenfalls getüpfelt. Jüngere Vögel sind matter, mehr bräunlich oder graubraun gefärbt, und die Federn auf dem Rücken oft licht gesäumt. Die Kehle ist weißlich, die Brust auf gelbbraunem Grunde dunkler gefleckt. Das Auge ist orangengelb, der Schnabel hornschwarz, die Wachshaut graugelblich, der Fuß blaßgelb.

Der Urutaurana bewohnt die Waldungen des mittleren Brasiliens; er soll aber nirgends häufig sein. Der **Prinz von Wied**, sein Entdecker, erhielt nur ein einziges Stück, und **Burmeister** sah auch nur zwei dieser Vögel. „Derjenige, welchen ich beschreibe“, sagt der Prinz, „war auf dem dicken Aste eines hohen Waldbaums soeben beschäftigt, ein Beutelthier zu fangen, wobei er von einer Menge verschiedenartiger Vögel, besonders von lautschreienden **Tukanen**, umschwärmt wurde. Sein kräftiger Fleischmagen war leer, ein Beweis, daß er mit ziemlicher Ungeduld der nahe bevorstehenden Mahlzeit entgegen gesehen haben mochte, als er durch einen Flintenschuß in meine Gewalt gebracht wurde.“ Er soll allen kleinen Thieren, besonders aber den Affen, nachstellen, seinen Horst auf Bäumen und Reisern erbauen und zwei Eier legen. Dies ist Alles, was mir über das Freileben des Vogels bekannt ist.

Längere Zeit habe ich geglaubt, diesen Vogel in einem Gefangenen unseres Thiergartens vor mir zu haben. Erst, als derselbe sein ausgefärbtes Kleid anlegte, erkannte ich den noch seltneren Würgadler aus Mittelamerika (Pternura Isidori). Dieser ebenso schöngefärbte als zierliche Raubvogel war, als er ankam, außerordentlich scheu und wüthend. Er machte nicht blos von seinen Fängen, sondern auch von seinem Schnabel umfassenden Gebrauch, wie ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung an mir selbst zu erfahren hatte. Lange Zeit tobte er im Käfig umher, sobald sich diesem Jemand nahete, und mit dem Wärter stand er monatelang auf gespanntem Fuße. Jetzt ist er einigermaßen zahm geworden, sitzt wie andere Adler aufgerichtet auf seiner Stange stundenlang ruhig auf einem Beine, und nur die lebhaften Augen beweisen, daß er seiner nächsten Umgebung vollkommene Aufmerksamkeit widmet. Seine Holle richtet er fast immer auf, jedoch nicht so senkrecht, wie der Schopfadler es thut; nur wenn er frißt, pflegt er sie platt auf den Nacken zu legen. Sein Blick ist wild und feurig, viel mehr habichts- als adlerartig; demungeachtet sieht der Adler stolz und nicht tückisch aus. Seine Stimme ist ebenfalls wohlklingend und im Vergleich zu der anderer Raubvögel leise. Nach meinen bisherigen Erfahrungen darf man auch diesen Vogel keinen Kostverächter nennen; er nimmt alle Fleischsorten ohne Unterschied an, Säugethiere ebenso gern als Vögel. Niemals aber frißt er, bevor er sich von der Beschaffenheit der ihm vorgelegten Nahrung vollständig überzeugt hat. Ist er z. B. längere Zeit mit rohem Fleisch gefüttert worden und erhält nun den Schenkel einer Katze mit dem harigen Fell, so kostet es ihm einige Ueberwindung, ehe er an das Fressen geht, und ebenso besinnt er sich längere Zeit, bevor er einen ihm gereichten Fisch zu sich nimmt. Auch er zeigt sich gegen die Kälte wenig empfindlich und hat selbst bei Schneegestöber oder heftigem und kalten Regen seine hohe Sitzstange freiwillig nie verlassen, obwohl der geschützte Raum seines Käfigs ihm ein besseres Obdach bot.



Neben den Würgadlern beherbergen die brasilianischen Wälder noch andere eigenthümliche Raubvögel, welche von den meisten Naturforschern ebenfalls der Adlerfamilie, von andern aber auch den Habichten zugezählt werden. Wir wollen sie, um ihnen einen Namen zu geben, Sperberadler (Morphnus) nennen. Sie haben die Größe, die Stärke und den stolzen Anstand der Adler, aber die Gestalt der Habichte. Ihr Leib ist dick; der Kopf ist groß; die Flügel sind ziemlich kurz; der Schwanz ist breit und lang; der Lauf ist mindestens doppelt so lang, als die Mittelzehe und nur wenig unter der Ferse herab befiedert, im Uebrigen mit Gürteltafeln bekleidet; die Zehen sind kurz, jedoch nicht schwach und mit kräftigen, starken und spitzigen Krallen bewehrt; der Schnabel ist etwas gestreckt, niedrig, aber verhältnißmäßig schwach, sein Obertheil scharfhakig übergebogen, der Kieferrand wenig ausgebuchtet.

Die bekannteste Art dieser Gruppe ist der gehäubte Sperberadler (Morphnus guianensis). Seine Länge beträgt 25 Zoll, die Breite 57 Zoll; der Fittig mißt 15 bis 16, der Schwanz 11 bis 12 Zoll. Das auffallend lockere, eulenartige Gefieder, welches sich am Hinterkopfe zu einem 6 Zoll langen Federschopf verlängert, verändert sich mit dem Alter des Vogels. Nach Prinz von Wied sind Kopf, Hals, Brust, Bauch, Steiß und Schenkel weiß, ungefleckt, nur hier und da ein wenig gelblich beschmuzt, die Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern blaßgrauröthlich, weil die einzelnen Federn hier sehr fein grauröthlich quer gefleckt, punktirt und marmelirt sind. Die Schwingen sind schwarzbraun mit schmalen grauröthlichen Querbinden. Die Schwanzfedern sind ihnen ähnlich gezeichnet. Pelzeln dagegen meint, daß dieses Kleid das Jugendkleid sei, der Vogel im Alter aber dunkler werde. Dann sollen Kopf und Kehle dunkelbraun, Nacken, Rücken, Oberseite, Flügel, Unterhals und Brust grünlichschwarz und die obern Schwanzdecken mit unregelmäßigen, weißen Querbinden und Endsäumen gezeichnet sein. Bis jetzt ist noch nicht entschieden, welche Ansicht die richtige genannt werden darf.

Der Prinz, Schomburgk und Burmeister theilen uns Einiges über Aufenthalt und Lebensweise des noch immer wenig bekannten Vogels mit. Daraus geht hervor, daß der Sperberadler über den größten Theil Südamerikas verbreitet ist und sich ebensowohl in der Küstenwaldung wie in den Oasen der Steppen, am liebsten aber an Flußufern aufhält. Man sieht ihn in den Lüften kreisen und erkennt ihn leicht an dem blendend weißen Gefieder, welches von dem dunkelblauen Himmel lebhaft absticht. Nach Schomburgk zeichnet er sich auch noch durch sein lautes Geschrei aus. Er wählt sich die dürren Wipfel hoher Bäume zu seinen Ruhesitzen, verweilt hier stundenlang, ohne sich zu rühren und richtet dann zuweilen seinen herrlichen Federschopf empor. Seine Jagd gilt Säugethieren und Vögeln. Prinz von Wied fand in dem Magen eines von ihm untersuchten Ueberreste von Beutelthieren und erfuhr von den Jägern, daß der Vogel besonders den Affen nachstelle. Der Horst wird nach Schomburgk auf nicht allzuhohen Bäumen errichtet.

Die Jagd des Sperberadlers hat der hohen Bäume wegen ihre großen Schwierigkeiten, sie gelingt fast nur den Büchsenschützen oder den Indianern. „Zwei kräftige Männer der Camacanindianer", erzählt der Prinz, „erlegten nicht weit vom Ufer des Flusses einen Sperberadler durch einen Pfeilschuß, als er eben auf seinem großen, von Reisern erbauten Horste in den höchsten Zweigen eines gewaltigen Baumes saß. Der lange, kräftige Pfeil war ihm unten in die Kehle gedrungen, demungeachtet wurde er noch völlig lebend in meine Hände abgeliefert. Er muß ein kühner, kräftiger Vogel sein; denn der Verwundete wehrte sich heftig mit Klauen und Schnabel. Den Horst ersteigen zu lassen, war leider unmöglich; denn zu diesem schweren Unternehmen wollte sich Niemand finden."

Eine gewisse Verwandtschaft mit dem eben beschriebenen Raubvogel zeigt der gewaltigste aller Adler, welche im Süden Amerikas leben, die Harpyie (Harpyia destructor). Er ist der Habichtsadler in seiner Vollendung. Der Leib ist sehr kräftig, der Kopf groß, der Schwanz breit, lang und stark, der Fittig aber kurz und stumpf. Ganz auffallend stark sind die Waffen. Der Schnabel ist ungemein hoch und kräftig, mit stark gerundeter Kuppe und geschärftem Rand, welcher unter dem Nasenloche eine Ausbiegung und davor einen stumpfen Zahn bildet. Der Fuß ist stärker als bei jedem andern Raubvogel, der Fang sehr groß und jede der langen Zehen noch mit einer außerordentlich großen, dicken und stark gebogenen Kralle bewehrt. Der Lauf ist hinten bis zur Ferse nackt, vorn bis zur Mitte herab befiedert, an den nackten Stellen mit großen Tafelschuppen bekleidet. Das Gefieder ist reich und weich, fast wie bei den Eulen, im Nacken zu einer langen und breiten, aufrichtbaren Holle verlängert. Kopf und Hals sind grau, die verlängerten Nackenfedern, der ganze Rücken, die Flügel, der Schwanz, die Oberbrust und die Rumpfseiten sind schieferschwarz; der Schwanz ist dreimal weißlich gebändert. Die Unterbrust und der Steiß sind weiß; der Bauch ist auf weißem Grunde schwarz getüpfelt; die Schenkel sind auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt. Der Schnabel und die Krallen sind schwarz, die Beine gelb; das Auge ist rothgelb. In der Jugend ist die allgemeine Färbung trüber, die Rückenfedern sind grau gebändert, die Brust- und Bauchfedern schwarz gefleckt. Je reiner die Farben, um so älter sind die Vögel. Nach Tschudi beträgt die Länge der Harpyie 3 Fuß 2 Zoll, die Fittiglänge 9 Zoll 6 Linien, die Schwanzlänge 1 Fuß 1 Zoll; Burmeister hat noch größere Maße verzeichnet. Die Mittelzehe ist 3 Zoll, die Hinterzehe 1½ Zoll lang; diese aber trägt noch eine Kralle, welche der Krümmung nach 3 Zoll und jene eine solche, welche in gleicher Weise gemessen 1½ Zoll lang ist.

Von Mejiko an bis zur Mitte Brasiliens und vom atlantischen bis zum stillen Weltmeere scheint die Harpyie in keinem größeren Walde Südamerikas zu fehlen. Im Gebirge bewohnt sie jedoch nur die tieferen heißeren Thäler; in die Höhe hinauf versteigt sie sich nicht. Sie ist, wo sie vorkommt, ein wohl bekannter, seit altersgrauer Zeit in hoher Achtung stehender Raubvogel, über

dessen Leben und Treiben von jeher nach Herzenslust gefabelt wurde. Bereits die ersten Beschreiber amerikanischer Erzeugnisse oder Thiere insbesondere erwähnen dieses Vogels, und jeder weiß schier Unglaubliches zu berichten. So erzählt Fernandez, daß die Harpyie, welche fast so groß „wie ein Schaf" wäre, auch gezähmt den Menschen um der geringsten Ursache willen anfalle, daß sie beständig wild und verdrießlich sei, demungeachtet aber wohl gebraucht werden könne, weil sie sich leicht zur Jagd abrichten lasse. Mauduyt vervollständigt diese Angabe insofern, als er versichert, daß ein einziger



Die Harpyie (Harpyia destructor).

Schnabelhieb der Harpyie hinreiche, den Schädel eines Menschen zu zertrümmern, und läßt durchblicken, daß der Raubvogel recht häufig Gebrauch von seiner Kraft mache. Erst die neueren Beobachter und namentlich D'Orbigny, Tschudi und Pourlamaque, welche ausführliche Berichte über das Leben der Harpyie geben, führen die Uebertreibungen auf ihr rechtes Maß zurück. Von ihnen erfahren wir, kurz zusammengestellt, Folgendes:

Die Harpyie bewohnt die feuchten, wasserreichen Waldungen Südamerikas innerhalb der angegebenen Grenzen und hier vorzugsweise die Flußufer, welche, wie überall, das Leben vereinigen.

D'Orbigny versichert, im Innern der Wälder, d. h. fernab von den Flüssen, niemals eine Harpyie gesehen zu haben. Der Vogel kommt überall vor, ist jedoch nirgends häufig, wahrscheinlich nur deshalb, weil seine Federn seit uralter Zeit einen überaus geschätzten Schmuck der Indianer bilden und er deswegen hart verfolgt wird. Nach D'Orbigny findet man ihn außer der Paarungszeit stets einzeln, gleichsam als fürchte er, selbst durch den Gatten in seinem Gewerbe beeinträchtigt zu werden. Nach Art des Habichts sieht man ihn selten auf hohen Bäumen, vielmehr regelmäßig auf den untern Aesten sitzen. Vonhieraus erhebt er sich mit kurzem, stoßweisen, aber pfeilschnellen Fluge zunächst senkrecht in die Höhe, kreist wenige Minuten und stürzt sich, wenn er so glücklich war, Beute zu erspähen, mit Gewalt auf diese herab. Er soll durchaus nicht scheu sein und den Menschen sehr nahe an sich herankommen lassen; doch gilt Dies wahrscheinlich nur für diejenigen Waldungen, in denen er wenig Gelegenheit hat, die Bekanntschaft seines furchtbarsten, wenn nicht alleinigen Feindes zu machen.

Soviel aus den verschiedenen Angaben hervorgeht, verschmäht die Harpyie kein höheres Wirbelthier, vorausgesetzt, daß dasselbe durch seine Größe oder Wehrhaftigkeit nicht vor ihr geschützt ist. Einige Beobachter sind geneigt, zu glauben, daß sie nur Säugethiere und zwar vorzugsweise Affen und Faulthiere angreift; Tschudi aber beobachtete, daß sie auch Vögeln eifrig nachjagt. „Kein Raubvogel", sagt er, „wird von den Indianern so sehr gefürchtet, wie die Harpyie. Ihre Größe, ihr Muth und ihre Verwegenheit machen sie in der That zu einem der gefährlichsten Feinde der Pflanzungen Perus, und sie wird deshalb, wo sie sich nur blicken läßt, mit der größten Wuth verfolgt. In vielen Waldgegenden ist es den Indianern ganz unmöglich, Federvieh oder kleine Hunde zu halten, da dieser unersättliche Raubvogel dieselben mit bewunderungswürdiger Kühnheit entführt. Wir haben gesehen, daß eine Harpyie neben einem Indianer, der kaum drei Schritte von seinen Hennen entfernt stand, auf eine derselben herunterstürzte und sie mit sich forttrug. In den Wäldern findet sie reichliche Nahrung an den zahlreichen Penelope- und Steißhühnern; sie richtet aber auch unter den Eichhörnchen, Beutelratten und Affen bedeutende Verwüstungen an. Wenn eine Schar dieser letzteren, besonders die Kapuziner, die Nähe einer Harpyie wittern, erheben sie ein klägliches Geschrei, flüchten sich alle womöglich auf einen Baum und suchen sich in dem dichtesten Laubwerk zu verstecken. Die hilflosen Thiere haben ihren Feinden gegenüber nur jämmerliche Klagetöne." Die Makusis versicherten Schomburgk, daß die Harpyie der größte Feind der Brüllaffen sei, Rehe und selbst Kinder fortschleppe, auch auf die Faulthiere Jagd mache und diese in Stücken von dem Aste reiße, an welchen sie sich angeklammert haben. Daß letztere Angabe sehr der Bestätigung bedarf, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Der Horst steht, nach Schomburgk, auf den höchsten Bäumen und hat die Größe eines Riesenstorchnestes. Nach Aussage der Indianer wird es jahrelang benutzt. Die Eier scheinen noch nicht bekannt zu sein.

D'Orbigny erzählt, daß die Harpyie von den Indianern sehr häufig aus dem Neste genommen, aufgezogen und gefangen gehalten werde, einzig und allein, um die geschätzten Federn auf leichtere Weise zu gewinnen, als Dies durch Erlegung des alten Vogels möglich. Derjenige Indianer, welcher eine lebende Harpyie besitzt, ist ein angesehener Mann in den Augen der andern und deshalb sehr glücklich. Den Frauen fällt die Last zu, die Vögel zu füttern und bei den Wanderungen durch die Wälder zu tragen. Sobald die Gefangenen ausgefärbt sind, beginnt ihre Qual; denn der Eigenthümer reißt seinem Vogel zweimal im Jahre die Federn des Schwanzes und der Flügel aus, um seine Pfeile damit zu verzieren oder sich einen Kopfputz zu bereiten. Die Federn sind einer der wichtigsten Tauschgegenstände der Indianer, und gewisse Stämme, welche als geschickte Jäger der Harpyie bekannt sind, gewinnen damit Alles, auf was ein Indianer überhaupt Werth legt. In Peru wird dem glücklichen Jäger noch eine besondere Belohnung zuertheilt. „Gelingt es einem Indianer", sagt Tschudi, „eine Harpyie zu erlegen, so geht er mit derselben von Hütte zu Hütte und sammelt seinen Zoll an Eiern, Hühnern, Mais u. s. w. ein." Bei den Wilden und den

Europäern am Amazonenstrome gelten nach Pourlamaque Fleisch, Fett und Koth des Vogels als geschätztes Heilmittel.

Gefangene Harpyien sind schon wiederholt nach Europa, namentlich nach London und Berlin, gekommen. Sie ziehen die Aufmerksamkeit aller Beschauer auf sich; denn sie sind, wie ich aus eigener Anschauung versichern darf, wirklich stolze, majestätische Vögel. Ueber ihr Betragen im Käfig liegen uns einige Berichte vor. Pöppig sagt, wohl englische Schriftsteller benutzend, Folgendes: „Die leichtsinnigen Besucher des londoner Thiergartens fühlten eine gewisse Bangigkeit bei Ansicht einer erwachsenen Harpyie und vergaßen die Neckereien, welche sie sich, durch Eisengitter geschützt, wohl selbst mit Tigern erlaubten. Der aufrecht sitzende und wie eine Bildsäule unbewegliche Vogel schreckte durch das starrende und drohende, von Kühnheit und stillem Grimm glänzende Auge selbst den Muthigsten. Er schien jeder Anwandlung von Furcht unzugänglich und gegen Alles umher mit gleicher Verachtung erfüllt zu sein, bot aber ein fürchterliches Schauspiel dar, wenn er, durch den Anblick eines ihm überlassenen Thieres aufgestachelt, aus der regungslosen Ruhe auf einmal in die heftigste Bewegung überging. Mit Wuth stürzte er sich auf sein Opfer, und niemals dauerte der Kampf länger, als einige Augenblicke; denn ein zuerst dem Hinterkopf ertheilter Schlag der langen Fänge betäubte selbst die stärkste Katze, und ein zweiter, die Seiten zerreißender, das Herz verletzender Hieb war gemeiniglich tödtlich. Nie ward bei dieser Hinrichtung der Schnabel gebraucht, und gerade die Schnelligkeit und Sicherheit derselben und die Ueberzeugung, daß einem solchen Angriffe selbst der Mensch erliegen müsse, brachte unter den Zuschauern die größten Schrecken hervor." Von einem Naturforscher dürfte diese Schilderung wohl kaum herrühren; denn ein solcher würde bedacht haben, daß alle großen Raubvögel mehr oder weniger genau in derselben Weise verfahren. Daß die Beschreibung jedoch gewissen faden Schönschriftlern, welche sich auf das Gebiet der Naturkunde verirrt haben, noch immer nicht schauerlich genug ist, beweist Masius, welcher sie verbessert, wie folgt: „Auf dieses Raubthier häufte die Natur in der That alle Schrecken des Blutdursts und der Gewalt. Seine Größe übertrifft die des Kondors und des Bartgeiers (!); die Knochen, seine Läufe sind um das doppelte dicker, die Krallen fast doppelt so lang, als am Steinadler; das ganze Knochengebäude ist gleichsam massiv und die Kraft und Schärfe seines schwarzen Schnabels so groß, daß er mit wenigen Schlägen den Schädel eines Rehs zerschmettert. Ein eulenartiger schwarzer Zopf, den er im Zorn aufrichtet, erhöht seine Furchtbarkeit. Schon der aufrecht sitzende und in steinerner Ruhe verharrende Vogel flößt Bangen ein, und Niemand begegnet ohne Grausen dem starr-drohenden, weitgeöffneten Blick des großen Auges. Nichts aber kommt dem Schauspiel gleich, wenn nun beim Anblick einer Beute diese Statue sich plötzlich belebt und mit triumphirender Wuth herabwirft. Ein Schlag auf den Hinterkopf, ein zweiter tief ins Herz hinein, und das Opfer athmet nicht mehr. Und diese Waffen werden mit einer so entsetzlichen Schnelle geschwungen, treffen mit einer so unfehlbaren Sicherheit, daß Jeder, wer es sah, überzeugt ward, einem solchen Angriffe müsse auch der Mensch erliegen. In der That soll er auch öfter den einsamen Wanderer jener sonst unbewohnten Wildnisse überfallen; doch nährt er sich meistens von Säugethieren, Rehen, Meerschweinen u. s. w." Ein Glück, daß die Auenwälder in Leipzigs Umgebung solche Scheusale nicht beherbergen, und der empfindsame Schreiber vorstehender Worte gegen „alle Schrecken des Blutdursts und der Gewalt" gesichert ist!

Wir jedoch werden wohl thun, wenn wir auch nachstehenden Bericht Pourlamaque's berücksichtigen. „Das Museum in Rio Janeiro erhielt eine junge Harpyie vom Amazonenstrom, welche kaum fliegen konnte, nunmehr aber acht Jahr alt ist und einem Truthahn an Größe gleichkommt. Sie verharrt in ihrem Käfig zuweilen in der größten Ruhe, den Kopf in die Höhe geworfen, mit den Augen starr in dem Raum umhersehend und erscheint dann wirklich majestätisch; meistens aber läuft sie unruhig auf den Stäben hin und her. Wenn irgend ein Vogel vorbeifliegt, wird ihr Gesichtsausdruck augenblicklich wild; sie bewegt sich lebhaft und schreit dabei heftig. In Wuth versetzt, ist sie stark genug, die Eisenstäbe ihres Käfigs zu biegen. Ungeachtet ihrer langen Gefangenschaft ist sie nicht zahm geworden; sie hat selbst ihrem Wärter keine Zuneigung geschenkt, ja denselben sogar

einmal nicht unbedeutend an der Schulter verwundet. Gegen fremde Zuschauer ist sie unbändig wild, und wer sich unvorsichtig naht, setzt sich ihren Angriffen aus. Neckereien mit Stöcken und Schirmen rächt sie sofort, indem sie das Vorgehaltene mit den Krallen packt und wüthend zerbricht. Gegen Thiere legt sie eine unbändige Wuth an den Tag. So zog sie eine trächtige Hündin, welche sich einst ihrem Käfig unvorsichtig näherte, sofort in denselben hinein und zerriß sie in Stücke; Dasselbe that sie mit einem jungen Stachelschwein. Auch ihre Artgenossen überfällt sie. Als man ihr eine zweite lebendige Harpyie in den Käfig brachte, setzten sich beide sogleich in kampfgerechte Stellung. Die ältere stieg auf den oberen Stab und öffnete die Flügel, der kleine Neuling lehnte sich in derselben Stellung an. Der Wärter warf jetzt ein Huhn in den Käfig, auf welches der Kleine im wilden Hunger losstürzte. Sogleich überfiel ihn die Große, entriß ihm das Huhn und flog damit auf ihre Stange. Der neue Ankömmling stieß einen Schrei aus, wankte, gab blutigen Schleim aus dem Schnabel und fiel todt nieder. Bei der Untersuchung ergab sich, daß sein Herz durchstoßen war."

„Der Hunger dieses Vogels ist unverwüstlich und seine Raubgier so groß, daß er alles Gethier, Vierfüßler wie Geflügel, dessen er habhaft werden kann, überfällt und mit Fleisch und Knochen verschlingt. Er bedarf eine beispiellos große Masse von Nahrung: als er noch klein war, fraß er an einem Tage ein Ferkel, einen Truthahn, ein Huhn und ein Stück Rindfleisch. Er weist Nichts von sich; blos besondere Leckerbissen legt er zuweilen einige Stunden bei Seite. Lebende Thiere zieht er den todten vor. Ist das Schlachtopfer schmuzig oder faulig, so wirft er es erst in seinen Trinkbehälter, um es zu reinigen. Trotz seiner Stärke ist er beim Angriff vorsichtig. Kräftige Vögel packt er mit seinen Krallen so am Schnabel, daß sie sich nicht widersetzen können. Beim Fressen schreit er übrigens laut und schlägt dabei mit den Flügeln. Dieses Geschrei ist durchdringend, ja fast betäubend, während er, wenn er nicht erregt ist, nur wie ein Hühnchen piept. Bei starkem Hunger zischt er. Nach geschehener Mahlzeit putzt er sich Schnabel und Füße, seinen Koth schleudert er weit von sich, ohne sich dabei im Geringsten zu beschmuzen."

„Als auffallend ist noch hervorzuheben, daß er das ganze Jahr hindurch mausert."

*

Eine weit verbreitete, in sich scharf abgeschlossene Gruppe der Adler, welche wir hier als besondere Horde betrachten wollen, umfaßt die Seeadler (Haliaëti). Die hierher zu zählenden Adler sind große, meist sogar sehr große Raubvögel mit sehr starkem und langen, auf der Wachshaut wenig aufgeschwungenen, vor ihr nach der scharf gekrümmten Spitze abwärts gebogenen Schnabel und starken, nur zur Hälfte befiederten Fußwurzeln. Die Fänge sind ebenfalls groß, die Zehen getrennt, die Nägel lang, spitzig und sehr gekrümmt; die großen Schwebeflügel, in denen die dritte Schwungfeder die andern überragt, erreichen beinahe das Ende des gewöhnlich mittellangen, breiten, mehr oder weniger abgerundeten Schwanzes. Das Gefieder ist ziemlich reich, die Federn des Kopfes und Nackens sind nicht sehr verlängert, aber scharf zugespitzt. Ein mehr oder minder dunkles, lebhaftes oder düsteres Grau bildet die Grundfarbe. Der Schwanz ist gewöhnlich, der Kopf oft weiß.

An allen Seeküsten Europas lebt häufig der See- oder Meeradler, der gemeine, Fisch-, Hasen-, Gänseadler, Fisch- und Steingeier, Bein- oder Steinbrecher (Haliaëtus albicilla), ein gewaltiger Vogel von mindestens 2½, gewöhnlich aber 3 Fuß Länge und 7 bis 8 Fuß Breite, bei 2 Fuß Fittig- und 1 Fuß Schwanzlänge. Das Gefieder der alten Vögel ist fahlbraun, am Kopfe und Halse graubraun, an den Schwingenspitzen schwärzlich, am Schwanze weiß. Der Schnabel, die Wachs- und Fußhaut wie das Auge sind erbsengelb. Nach längerem Gebrauch bleichen die Federn, und dann erscheint der Oberkörper weißlich, die Brust und der Bauch grauweiß. Bei jungen Vögeln ist das Gefieder vorzugsweise braun, auf dem Unterkörper mit Weiß gemischt und gefleckt. Der Schwanz ist dunkel.

In Nordamerika ersetzt den gedachten Vogel der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucocephalus). Er ist etwas kleiner als der europäische Verwandte; die Länge beträgt 2 Fuß 4 bis 8 Zoll, die Breite 6 Fuß bis 6 Fuß 9 Zoll, die Fittiglänge 20 bis 22 Zoll, die Schwanzlänge 10½ bis 11½ Zoll, je nach dem Geschlecht. Bei dem alten Vogel ist das Rumpfgefieder sehr gleichmäßig dunkelbraun, jede einzelne Feder lichter gerandet; der Kopf und Oberhals aber und der Schwanz sind blendendweiß; die Schwingen sind schwarz. Auge, Wachshaut, Schnabel und Füße sind etwas lichter



Der See- oder Meeradler (Haliaëtus albicilla).

gefärbt, als bei dem vorhergehenden. Das Jugendkleid ist fast überall schwarzbraun, am Kopfe, Halse und Nacken dunkler, beinahe ganz schwarz, auf Rücken, Flügeln und Brust der helleren Federränder wegen lichter. Der Schnabel ist dann dunkelhornfarbig, die Wachshaut grüngelb, das Auge braun, der Fang gelb.

Der weißköpfige Seeadler soll in Europa, ja sogar in Deutschland vorgekommen sein; Beweise dafür scheinen mir jedoch zu fehlen, und deshalb ist die Angabe mit Vorsicht aufzunehmen. Der

gemeine Seeadler verbreitet sich über ganz Europa und den größten Theil Asiens, kommt auch im Winter regelmäßig in Nordafrika vor. Es scheint jedoch, daß in Europa mehr als eine Art Seeadler lebt; denn die hochnordischen unterscheiden sich von den deutschen und südeuropäischen ersichtlich durch ihre bedeutendere Größe.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise und ihres Betragens ähneln sich alle mir bekannten großen Seeadler vollständig. Sie sind träge, aber kräftige und ausdauernde Raubvögel, dabei Räuber der



Der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucocephalus).

gefährlichsten Art. Ich halte es für angemessen, eine Beschreibung der Gruppe mit Audubon's köstlicher Schilderung der weißköpfigen Art zu beginnen.

„Um Euch einen Begriff von dem Wesen des Vogels zu geben, erlaubt mir, daß ich Euch nach den Ufern des Missisippi versetze, wenn der nahende Winter Millionen von Wasservögeln, welche im Süden ein milderes Klima suchen wollen, aus nördlicheren Gegenden herbeiführt. Ihr seht den Adler in erhabener Stellung aufgebäumt sitzen auf dem höchsten Gipfel des größten Baumes am Ufer

des breiten Stromes. Sein glühendes Auge überschaut das weite Gebiet, und er lauscht aufmerksam auf jeden Ton, welcher von fernher zu seinem scharfen Ohre dringt. Ab und zu fällt einer seiner Blicke auf den Boden herab, und nicht einmal ein unhörbar dahinschleichendes Hirschkalb würde ihm entgehen. Sein Gatte hat auf dem gegenüber liegenden Ufer des Stromes gebäumt und ruft, wenn Alles still und ruhig ist, zuweilen nach seinem harrenden Gefährten hinüber. Auf solchen Ruf hin öffnet dieser seine breiten Schwingen, neigt seinen Leib niederwärts, und antwortet in Tönen, welche an das Gelächter eines Wahnsinnigen erinnern. Im nächsten Augenblick nimmt er seine frühere Stellung an, und die Stille ist wieder eingetreten."

„Verschiedene Entenarten, die Spießente, die Pfeifente, die Stockente ziehen eilig vorüber, dem Laufe des Stromes folgend; aber der Adler behelligt sie nicht. Im nächsten Augenblick jedoch wird der wilde, trompetenartige Ton des von fernher sich nahenden Schwans gehört. Ein Ruf des Adlerweibchens schallt über den Strom, um das Männchen aufmerksam zu machen. Dieses schüttelt plötzlich seinen Leib und bringt mit dem Schnabel das Gefieder in Ordnung. Der schneeige Vogel kommt jetzt in Sicht; sein langer Hals ist vorgestreckt; das Auge schaut in die Runde zur Wacht gegen die Feinde. Die langen Schwingen tragen, wie es scheint, mit Schwierigkeit das Gewicht des Leibes und werden deshalb unablässig bewegt; die breiten Ruderfüße müssen steuern helfen. Die vom Adler auserkorene Beute nähert sich. In dem Augenblicke, in welchem der Schwan an dem gefürchteten Paare vorüberzieht, erhebt sich der männliche Adler von seinem Sitze mit Furcht erregendem Geschrei, welches dem Ohre des Schwanes schrecklicher dünkt, als selbst das Krachen des Gewehres. Jetzt ist der Augenblick erschienen, in welchem der Adler seine volle Kraft entfaltet. Er gleitet durch die Luft wie ein fallender Stern und stürzt sich wie ein Blitz auf das zitternde Wild, welches jetzt in Todesschrecken und Verzweiflung durch die verschiedensten Künste des Fluges dem toddrohenden Angriffe seines grausamen Gegners zu entrinnen sucht. Es steigt, wendet sich und würde sich in den Strom stürzen, wäre der Adler nicht bekannt mit allen Listen des Schwans, und zwänge er ihn nicht, in der Luft zu verweilen. Der Schwan gibt die Hoffnung auf Entkommen auf, die Furcht übermannt ihn, und seine Kraft verläßt ihn angesichts der Kühnheit und Schnelle seines Gegners. Noch einen verzweifelten Versuch zum Entrinnen, und der Adler schlägt ihm seinen Fang unter den Flügeln ein und zwingt ihn, mit unwiderstehlicher Kraft, sich gegen das nächste Ufer hin mit ihm niederzusenken."

„Jetzt könnt Ihr alle Grausamkeit des fürchterlichsten Feindes der Befiederten sehen. Aufgerichtet über dem Opfer, welches unter ihm verhaucht, preßt er die gewaltigen Fänge zusammen und treibt die scharfen Klauen tief in das Herz des sterbenden Vogels. Er jauchzt vor Vergnügen in dem Augenblicke, während seine Beute unter ihm krampfhaft zusammenzuckt. Das Weibchen hat bis dahin jede Bewegung ihres Gatten beobachtet, und wenn es ihm nicht zu Hilfe kam, so geschah Das nur, weil es fühlte, daß die Kraft und Kühnheit des Gemahls vollständig genügend war. Jetzt aber schwebt es zu diesem herüber, und beide drehen nun die Brust des unglücklichen Schwans nach oben und beginnen die Mahlzeit."

Ein Dichter, wie Audubon es war, wird zur Schilderung des Angriffs eines Seeadlers auf seine wehrlose Beute kaum andere Worte verwenden können. Von einer Uebertreibung ist hier nicht zu reden. Der Forscher hat das wirklich Gesehene wiedergegeben: die lebendigen Farben seines Gemäldes sind wahrheitsgetreu. Leider kann ich, beengt durch den mir zugemessenen Raum, Audubon nicht weiter folgen; ich muß versuchen, das Uebrige, was ich über die Seeadler noch zu sagen habe, in möglichster Kürze zusammenzufassen.

Alle Seeadler verdienen ihren Namen. Sie sind vorzugsweise Küstenvögel; sie verlassen wenigstens niemals die Nähe des Wassers. Im Innern des Landes kommen alte Seeadler nur an großen Strömen oder großen Seen vor; die jüngeren hingegen werden fernab vom Meere gesehen: sie wandern in der Zeit, welche zwischen ihrem Ausfliegen und der Paarung liegt, d. h. mehrere Jahre ziel- und regellos durch die weite Welt, und gelegentlich solcher Reisen erscheinen sie auch tief im Innern des Landes. Soviel mir bekannt, gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn hier ein

Seeadlerpaar wohnen bleibt, d. h. seinen Horst auf einem der höchsten Bäume des Waldes gründet. Fernab von größeren Gewässern scheint Solches nie zu geschehen.

Außer der Brutzeit leben die Seeadler ziemlich gesellig, mehr nach Geier- als nach Adlerart, in der Nähe der Gewässer. Ein günstig gelegener Wald oder ein günstig gelegener Felsen wird zum Vereinigungs- oder Schlafplatze. Im Hochsommer übernachten sie gern auf kleinen Inseln, namentlich auf den Scheren, außerdem auf hohen Bäumen in einem Küstenwalde. Schon früh am Morgen, ja bereits in der Morgendämmerung begeben sie sich wieder nach der Seeküste und stellen hier den verschiedenen Meeresvögeln, namentlich den Enten und Alken, sowie verschiedenen Fischen oder Meersäugethieren nach. Die Taucher sind nach Wallengren's Bericht mehr gefährdet, als die nicht tauchenden Vögel. Diese erheben sich beim Anblick des allgefürchteten Räubers so schnell sie können und entweichen, jene vertrauen oft zuviel auf die Wassertiefe, warten den Adler ruhig ab, tauchen und glauben sich gesichert, während der böse Feind doch nur darauf lauert, daß sie wieder zum Vorschein kommen müssen. Sie entrinnen vielleicht zwei-, dreimal der verderbenbringenden Klaue — beim vierten Auftauchen, wenn sie dem Ersticken nahe, einen Augenblick länger verweilen, als sonst, sind sie gefaßt und wenige Augenblicke später erwürgt. Am Mensalehsee in Unteregypten und in Norwegen habe ich den Seeadler oft beobachtet und immer gesehen, daß Groß und Klein, selbst andere Raubvögel, seine Nähe fürchteten. Ich zweifle auch nicht daran, daß er den Fluß- oder Fischadler, seinen nächsten Verwandten, welchem er oft seine Beute abjagt, ebenso ruhig verzehren würde, wie jedes andere Wild. Mit der Kühnheit und dem Bewußtsein der Kraft dieses Vogels vereinigt sich die größte Hartnäckigkeit. A. von Homeyer beobachtete, daß ein Seeadler wiederholt auf Meister Reinecke stieß, welcher, wie bekannt, seiner Haut sich wohl zu wehren weiß, und derselbe Forscher erfuhr von glaubwürdigen Augenzeugen, daß ein Adler bei einer derartigen Jagd den von ihm erspäheten Fuchs beinahe umbrachte, indem er fortwährend auf ihn stieß, den Bissen des Vierfüßlers geschickt auszuweichen und alle Versuche des Letzteren, den nahen, deckenden Wald zu erreichen, zu vereiteln wußte. Daß die kleineren Herdenthiere aufs höchste durch den Seeadler gefährdet sind, ist eine bekannte Thatsache, daß er Kinder angreift, keinem Zweifel unterworfen. An den Vogelbergen des Nordens findet auch er regelmäßig sich ein und zieht sich mit aller Gelassenheit die Bergvögel aus ihren Nestern hervor. Die Eidergänse fängt er wie oben beschrieben; die jungen Seehunde nimmt er dicht neben ihren Müttern weg; die Fische verfolgt er bis in die Tiefe des Wassers: er arbeitet dann als Stoßtaucher. Zuweilen jedoch mißglücken diese Versuche. Kittlitz hörte von den Bewohnern Kamtschatkas erzählen, daß der Seeadler manchmal von Delfinen, auf welche er gestoßen, in die Wassertiefe hinabgezogen und ertränkt werde und Lenz erzählt Folgendes: „Ein Seeadler schwebte Beute suchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er sogleich herabschoß; allein der kühne Adler hatte seiner Kraft zuviel zugetraut: der Stör war ihm zu schwer, und es war ihm unmöglich, denselben aus dem Wasser emporzuheben; jedoch war auch der Stör nicht stark genug, den Adler in die Tiefe hinabzuziehen. Er schoß wie ein Pfeil an der Oberfläche des Wassers dahin; auf ihm saß der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, so daß beide wie ein Schiff mit Segeln anzusehn waren. Einige Leute bemerkten dies seltne Schauspiel, bestiegen einen Nachen und fingen sowohl den Stör als den Adler, welcher sich so fest in den Fisch eingekrallt hatte, daß er seine Krallen nicht befreien konnte.“ —

Derartige Fälle mögen wohl noch öfters vorkommen, als man annimmt.

In ihren Begabungen stehen die Seeadler übrigens weit hinter den eigentlichen Adlern zurück. Sie bewegen sich auf dem Boden vielleicht geschickter, als diese und beherrschen, wie bemerkt, in gewissem Grade das Wasser; ihr Flug jedoch ist viel langsamer und schwerfälliger, als der der Edeladler. Die Sinne stehen mit denen der eigentlichen Adler ungefähr auf gleicher Höhe. In geistiger Hinsicht unterscheiden sie sich zu ihrem Nachtheile. Das wirklich Adlige, welches der Steinadler bekundet, fehlt ihnen: sie sind nicht blos muthig, sondern auch grausam. Ich habe gesehen, daß zwei Bussarde, welche ich zu dem Steinadler in den Käfig brachte, sich auf diesem niederließen und von ihm

geduldet wurden, so wie der Löwe ein Hündchen duldet. Dieselben Bussarde waren, als ich sie in den Käfig der Seeadler brachte, nach wenigen Minuten bereits erdrosselt. Dehne erfuhr etwas ganz Aehnliches: sein zahmer Seeadler erwürgte sofort den verwandten Flußadler, welchen man zu ihm gesperrt hatte. Die Gefangenen des hamburger Thiergartens liegen mit den Geiern im beständigen Streit, und wenn diese sich nicht ihrer Haut zu wehren wüßten, würden sie wahrscheinlich auch von jener Krallen zu leiden haben.

Im März schreitet der Seeadler zur Fortpflanzung. Es ist wahrscheinlich, daß auch er mit seinem Weibchen in treuer Ehe auf Lebenszeit lebt, demungeachtet hat er mit jedem vorüberziehenden Männchen schwere Kämpfe zu bestehen, und ein ungünstiger Ausgang desselben kann ihm möglicherweise die Gattin kosten. „Zwei männliche Seeadler", erzählt Graf Wodzicki, „welche ich längere Zeit beobachten konnte, kämpften fortwährend mit einander. Sie stießen mit Schnabel und Krallen gegeneinander, geriethen dabei öfters bis auf den Boden herunter und setzten hier ihren Kampf fort, nach Art der Hähne, nur mit dem Unterschiede, daß sie keinen Anlauf nahmen. Jeder Kampf hinterließ viele Federn, auch wohl Blut auf dem Boden. Das Weibchen, welches entweder um die Kämpfer kreiste oder sich in deren Nähe niedergelassen hatte, liebkoste den Sieger jedesmal, so oft er zu ihm kam, und dabei konnte man die merkwürdige Beobachtung machen, daß beide Männchen von dem Weibchen gleich gut aufgenommen wurden, sobald sich Einer im Kampfe ausgezeichnet hatte. Da der eine männliche Adler jünger als der andere war, konnte man die Kämpfer nicht verwechseln. Das mörderische Spiel währte etwa zwei Wochen lang, und die Adler schienen dabei so aufgeregt zu sein, daß sie während des Tages gar nicht nach Nahrung suchten. Nachts schliefen sie unweit des Gewässers auf zwei hohen Eichen, ein Paar, wie es schien, der Sieger mit dem Weibchen, auf der einen, der Besiegte auf der andern. Nach einem vollen Monat wurde in Erfahrung gebracht, daß man einen Seeadlerhorst in den benachbarten Waldungen entdeckt hatte. Das Junge wurde einige Wochen später ausgehoben, und die Alten kamen nun auf den Frühlingsplatz zurück. Da gesellte sich wiederum ein dritter zu ihnen, und der Kampf fing von neuem an. Eines Tages rauften sich die Adler wieder in der Luft lange Zeit und stürzten hierauf zur Erde. Der Eine überrumpelte den Andern, hieb denselben tüchtig mit dem Schnabel, sprang endlich auf seinen Todfeind, ergriff mit der einen Kralle den Hals desselben und stemmte sich mit der andern auf den Bauch. In dieser Stellung überraschte sie ein Heger mit einem tüchtigen Knittel. Der besiegte Adler klammerte sich krampfhaft an den Lauf des Siegers und an dessen einen Flügel. Beide kollerten sich einigemal auf dem Boden herum und richteten sich wieder empor. Der Heger näherte sich indeß bis auf wenige Schritte; die Adler aber rauften sich weiter, und so konnte der Mann den Einen dermaßen auf den Kopf schlagen, daß er zusammenstürzte. Der Andere, obgleich ganz blutig, ließ aber den Todten dennoch nicht los, sondern richtete sich empor und sah den Heger so starr an, daß dieser erschrak und ein paar Schritte zurücksprang. Erst nach einiger Zeit schien der Adler seine gefährliche Lage begriffen zu haben, ließ seinen Feind los und erhob sich langsam in die Luft. Wäre der Heger nicht so erschrocken gewesen, so hätte er unbedingt beide Adler mit dem Stocke erschlagen können."

„Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß der dritte Adler den Frühling einsam verlebt und gleich dem Korsikaner seine Rache genährt hatte, welche er nunmehr auch bei der ersten Gelegenheit so grausam sehen ließ."

Der Horst ist ein gewaltiger Bau von fünf bis sieben Fuß Durchmesser und ein und einhalb bis drei und mehr Fuß Höhe; denn auch er wird von einem Paare wiederholt benutzt und durch jährliche Aufbesserung im Verlaufe der Zeit bedeutend erhöht. Armsdicke Knüppel bilden den Unterbau, dünnere Aeste das übrige. Die sehr flache Nestmulde ist mit zarten Zweigen bedeckt und mit einigen Flaumenfedern des Weibchens ausgekleidet. Das Gelege enthält zwei bis drei, nach Schilling zuweilen sogar vier Eier von verhältnißmäßig geringer Größe, welche länglicher als andere Adlereier und etwa 3 Zoll lang sind. Die Schale ist dick, rauh und großkörnig, die Färbung verschieden; es gibt kalkweiße Eier ohne alle Flecke und solche, welche auf ähnlichem Grunde mehr oder weniger mit

röthlichen, braunen und dunkelbraunen Flecken bedeckt sind. Wie lange die Brutzeit währt, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit bestimmt; wohl aber weiß man, daß der männliche Adler dem Weibchen beim Brüten hilft. Die Jungen brauchen zehn bis vierzehn Wochen, bevor sie den Horst verlassen, und auch nach dem Ausfliegen kehren sie noch längere Zeit zu ihm zurück, um auf ihm zu übernachten. Erst gegen den Herbst hin trennen sie sich von ihren Eltern.

Der Seeadler ist immer scheu und deshalb schwer zu erlegen; er wird aber, da er aufs Aas fällt, in Tellereisen leicht gefangen. In Norwegen führt man aus Steinen kleine Hütten auf, legt in einiger Entfernung von denselben ein Fleischstück auf den Boden und befestigt dasselbe an einem langen Stricke, dessen anderes Ende der in der Hütte sitzende Fänger in der Hand hält. Sobald der Seeadler auf die Beute niederstürzt, zieht Jener das Fleischstück zu der Hütte heran, der Vogel will das einmal gefaßte nicht loslassen und wird schließlich von dem Manne entweder ergriffen oder erschlagen. Daß Ersteres mit einiger Vorsicht zu geschehen hat, ist selbstverständlich; denn ein Seeadler ist sich seiner Kraft wohl bewußt und weiß sich im Nothfall seiner Fänge in gefährlicher Weise zu bedienen. Er weicht dem Menschen aus, so lange wie möglich, greift nicht einmal Denjenigen an, welcher ihm seine Brut raubt, vertheidigt sich aber, wenn er gepackt wird, mit der größten Wuth und ist dann gewiß ebenso gefährlich als die „Bangen und Grausen einflößende“ Harpyie.

Im Käfig benimmt sich der Seeadler anfänglich höchst ungestüm und geht selbst seinem Wärter zu Leibe; er wird aber bald zahm und tritt dann mit dem Menschen in ein wahres Freundschaftsverhältniß. Den Vorstehern aller Thiergärten sind diese Vögel aus diesem Grunde lieb und werth. Sie begrüßen ihren Gebieter, so oft sie ihn sehen, mit hellem, frohen Geschrei und erfreuen ihn besonders dadurch, daß sie ihn so genau von allen übrigen Menschen zu unterscheiden wissen. Die Seeadler unseres Thiergartens verfehlen niemals, mich zu grüßen: sie entdecken mich im dichtesten Menschengedränge. Mit der Zeit gewöhnt sich dieser Raubvogel so an die Gefangenschaft, daß er die glücklich wieder erlangte Freiheit kaum mehr zu schätzen weiß. In unserm Thiergarten entfloh einer der Seeadler und trieb sich tagelang in der Umgegend umher, kehrte täglich zum Garten zurück, wahrscheinlich wohl angelockt durch den Ruf seiner Genossen, und wurde schließlich auf deren Gebauer wieder gefangen.

Ostasien beherbergt den größten aller Seeadler (Thalassaëtus pelagica), Afrika den prachtvollsten (Haliaëtus vocifer). Er ist einer der schönsten aller Raubvögel überhaupt, eine wahre Zierde der Gegenden, welche er bewohnt. Beim alten Vogel sind Kopf, Hals, Nacken und Oberbrust, sowie der Schwanz blendend weiß, der Mantel und die Schwingen bläulichschwarz, der Flügelrand, d. h. alle Oberflügeldeckfedern vom Ellbogengelenk an bis zum Handgelenk und die Unterseite prächtig braunroth. Augenring, Wachshaut und Füße sind lichtgelb; der Schnabel ist blauschwarz. Bei dem jungen Vogel ist das Gefieder des Oberkopfes schwarzgraubraun, mit Weiß gemischt; der Nacken und Hinterhals sind weiß, mit Braungrau gemischt; der Mantel ist schwarzbraun; der Obertheil der Schultern und der Unterrücken sind weiß, die Federn mit braunschwarzen Spitzenflecken gezeichnet; der Vorderhals bis auf die Oberbrust ist auf weißem Grunde oft braun in die Länge gefleckt; der übrige Unterkörper ist weiß, auf der Oberbrust hier und da durch bräunliche Schaftstreifen oder durch braune Spitzenflecken gezeichnet; die Schwungfedern sind braun, an der Wurzel weiß, die Steuerfedern weißlich, braun besprenkelt und braun zugespitzt. Erst nach mehrfacher Mauser und wahrscheinlich nach theilweiser Verfärbung, wie solche bei den nordamerikanischen Seeadlern stattfindet, geht das Jugendkleid in das des ausgefärbten Vogels über. Die Länge beträgt ungefähr 28 Zoll, die Fittiglänge 19 Zoll, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Der Schreiseeadler, wie wir den Vogel nennen können, wurde zuerst von Vaillant in Südafrika, von Andern später in Westafrika aufgefunden, und von mir und früheren Reisenden häufig im Innern Afrikas beobachtet; der Vogel scheint also über die ganze Erdhälfte Afrikas verbreitet zu sein. Nach Vaillant trifft man ihn an der Seeküste und nur ausnahmsweise an großen Flüssen; ich aber fand ihn ausschließlich an dem blauen und weißen Nil auf und sah ihn niemals an der

Küste des rothen Meeres oder des Meerbusens von Aden. Vom Zusammenflusse der beiden gedachten Ströme an nach Süden hin ist er nirgends selten; weiter nördlich begegnet man ihm nur ausnahmsweise. Sein eigentliches Wohngebiet bilden im Sudahn die Urwaldungen, und hier muß man ihn sehen, um seine volle Schönheit zu würdigen. Ein Paar Schreiseeadler auf einem mit Schlingpflanzen überwebten, über den Stromspiegel gebeugten Baume, gewährt ein herrliches Schauspiel, und so verwöhnt auch das Auge des Forschers wird in jenen Gegenden, wo es an farbenprächtigen Vögeln wahrhaftig nicht mangelt — dieser Raubvogel reißt stets zur Bewunderung hin.



Der afrikanische Schreiseeadler (Haliaëtus vocifer).

In seiner Lebensweise und im Betragen gleicht der Schreiseeadler seinen Verwandten. Er lebt immer paarweise; jedes einzelne Paar beherrscht ein Gebiet von etwa einer halben Meile Durchmesser. In diesem streift es in den Morgenstunden auf und nieder, erhebt sich Mittags, um zu spielen, hoch in die Luft, kreist hier halbe Stunden lang und stößt dabei einen gellenden Ruf aus, welchen man auf weithin vernimmt. Wenn er fliegend schreit, werden seine Bewegungen so heftig, daß man zuweilen glaubt, er werde sich in der Luft überschlagen. Nachmittags und gegen Abend ruht das Pärchen, auf Baumwipfeln oder auf angeschwemmten Bäumen sitzend, mehrere Stunden lang aus, einer der Gatten

dicht neben dem andern. Eine neue Erscheinung wird von dem einen oder dem andern gewöhnlich mit Geschrei begrüßt, dabei beugt der Vogel wie andere Seeadler den Kopf weit nach hinten, schlägt den Schwanz, fächerartig ausgebreitet, nach oben über die Flügel hinaus und stößt nun die lauten, gellenden Töne mit aller Kraft aus der Brust hervor. Jedes Paar hat seine Lieblingssitze, und wenn man diese ausgekundschaftet hat, kann man es mit aller Bestimmtheit zu der angegebenen Tageszeit erwarten. Zur Nachtruhe erwählt der Schreiseeadler jedoch wieder dichtere Waldtheile, wo er sich dann von den kreischenden Papageien, welche ebenfalls hier wohnen, in den Schlaf singen läßt. Vaillant fand den Vogel scheu und vorsichtig; wir haben das Gegentheil beobachtet. Im Sudahn werden auch diese Seeadler niemals verfolgt, und so betrachten sie den Menschen höchstens mit Verwunderung, niemals jedoch mit Furcht. Erst wiederholte Verfolgung macht sie scheu; wir haben aber beobachtet, daß ein aufgebäumter Schreiseeadler eine Büchsenkugel an sich vorbeipfeifen ließ, ohne aufzufliegen und diese Unvorsichtigkeit mit dem Tode büßen mußte, welchen ihm die zweite Kugel brachte.

Die Nahrung besteht aus Fischen und Aas. Auf erstere stößt er, wie der Flußadler, aus hoher Luft hernieder, letzteres besucht er, wenn er es am Lande entdeckt oder erhebt es aus dem Wasser, falls es im Strom hinabschwimmt. Die Beute trägt er nach Inseln hin, und hier, hart am Rande des Wassers, verzehrt er sie. Wir sahen ihn einen Reiher eifrig verfolgen und beobachteten, daß er einen von uns angeschossenen Milan verzehrte, glauben jedoch nicht, daß er ein großer Jäger auf höhere Wirbelthiere ist, wie Vaillant Dies angibt, weil er Gazellenknochen unter den Resten seiner Mahlzeit fand. Viel Vergnügen gewährte uns eine folgende Beobachtung. Ein Weibchen des Schreiseeadlers hatte einen großen Fisch erhoben und verzehrte ihn auf einer uns gegenüber liegenden Sandbank im blauen Strome. Mit Hilfe eines trefflichen Fernrohres konnten wir jede seiner Bewegungen wahrnehmen. Der Fisch wurde zuerst abgehäutet und dann höchst sorgsam entfleischt. Während dieser Beschäftigung erschien ein Krokodilwächter (Hyas aegyptiacus), nahete sich dem Adler und begann die Mahlzeit mit ihm zu theilen. Es war höchst anziehend, das Benehmen des kleinen, muthigen Schmarotzers zu beobachten. Blitzschnell kam er an die Tafel gelaufen, nahm sich rasch ein paar Brocken und verzehrte sie in einiger Entfernung. Der Adler drehte dann und wann, scheinbar mit einer gewissen Gutmüthigkeit, den Kopf nach ihm, machte aber keine Miene, ihn anzugreifen. Demungeachtet zweifle ich nicht, daß der Krokodilwächter seine Sicherheit nur seiner Schnelligkeit und Gewandtheit zu danken hatte. Sein Amt beim Krokodil mochte ihm wohl gelehrt haben, wie er sich an großer Herren Tafel zu verhalten habe.

Gegen Raubvögel zeigt sich der Schreiseeadler durchaus nicht gutmüthig; namentlich die Geier greift er mit Heftigkeit an, und Dank seiner größern Gewandtheit bleibt er regelmäßig Sieger.

Wahrscheinlich horstet unser Vogel im Sudahn zu Anfang der großen Regenzeit, während welcher wir die Urwaldungen nicht besuchen konnten. Später, in den letzten Monaten unseres Jahres, fanden wir keins der Paare horstend, und deshalb weiß ich aus eigener Erfahrung Nichts über das Brutgeschäft mitzutheilen. Nach Vaillant erbaut sich das Paar auf den Wipfeln hoher Bäume oder auf Felsen einen großen Horst, welcher mit weichen Stoffen ausgefüttert wird, und das Weibchen legt zwei oder drei reinweiße Eier. Weitere Angaben über die Fortpflanzungsgeschichte sind mir nicht bekannt.

In der Gefangenschaft benimmt sich der Schreiseeadler wie seine übrigen Verwandten. Er wird bald zahm und begrüßt seinen Gebieter durch sein laut gellendes Geschrei. Nach den bisherigen Beobachtungen scheint er unser rauhes Klima ohne Beschwerde zu ertragen. Die Gefangenen der Thiergärten zu Schönbrunn, Antwerpen und Frankfurt werden jahraus, jahrein im Freien gehalten.

*